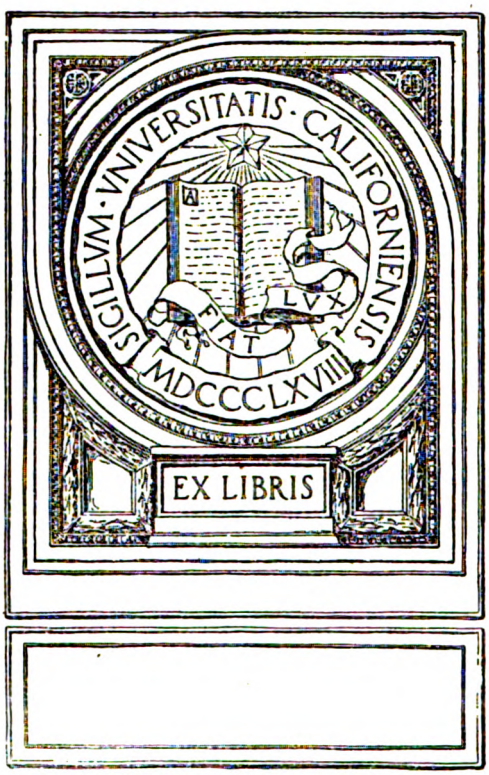
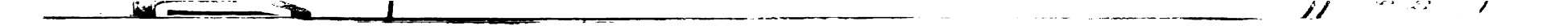

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Bal. No 15 Jahrg. 1. 75:2 1916
UNIV. OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

75. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 14

Zum Kriegsausbruch. Von Muckwar-Stradow 1
Die Entwicklung der französischen Presse zur Weltmacht. Von Universitätsprofessor Dr. Julius Schwering 10
Vom natürlichen Stil. Von Dr. V. Franz 23
Nordische Volksmärchen. Von Professor Dr. Robert Petsch . . 27

Ausgegeben am 5. April 1916

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11, und durch alle Annoncenexpeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: 433.2 Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung ¤ Leibrentenversicherungen ¤ Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.

Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Unterrichts-Anstalten

vorm. **Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt**

Leit.: Dr. Schünemann. **BERLIN W. 57** Zietenstraße Nr. 22—23

für alle Militär- und Schul-Prüfungen, auch für Damen,

Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung — von den höchsten Kreisen vorzüglich empfohlen — hervorragende Erfolge.
In 27 Jahr. best. 4324 Zöglinge, u. a. 2757 Fahnenj., 515 Einjähr. etc. etc.
Bereitet zu allen Notprüfungen auch invalide oder beurlaubte Offiziere zur Reifeprüfung vor.

Königliche Bergakademie zu Freiberg i. Sa.

(150. Studienjahr.)

Aufnahmen für das **Sommerhalbjahr 1916** erfolgen ab 1. bis mit 27. Mai. Druckschriften versendet das Sekretariat unentgeltlich.

Das **Ev. Pädagogium Godesberg a. Rhein**
(Gymnasium, Realgymnasium u. Realschule mit Einj.-Berechtigung) ist mit seiner Zweiganstalt in Herchen (Sieg) infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiter zu führen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10—18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. — Drucksachen durch den Direktor Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Die Militär-Vorbereitungsanstalt zu Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 105

bereitet seit 1904 besonders auf die Fähnrichprüfung u. Prüfung für Prima vor, sowie Offizierprüfung unter Anleitung des Oberstleutnants z. D. Zwenger. Unterricht durch 7 Professoren und 2 Oberl. in kleinen Klassen. Prospekt frei.

Hempel, Professor, früher langjähriger Lehrer im Cadettenkorps.

Vorbereitungsanstalt

für das Einjährigen-, Prima- und Abiturientenexamen zu

Bückeburg

(Unter staatlicher Aufsicht.) Kleine Klassen. Familieninternat. Prospekt.

Pädagogium Neuenheim

in Heidelberg-Neuenheim.

Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt in Prima u. Sekunda (7./8. Kl.). Modern bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Gr. eigenes Spielfeld. Wandern. Fluss- und Hallenbäder. Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzüglich empfohlenes Familienheim in eigener Villa. Keine Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung körperlich Schwacher und Zurückgebliebener. Aufgaben unter Anleitung in täglichen Arbeitsstunden. Prüfungsergebnisse. Prospekt durch die Direktion.

Seit 1895: 512 Einjährige; 198 Prima und Obersekunda (7., 8. und 9. Kl.).

Städtische Handels-Realschule zu Dessau

vermittelt allgemeine Bildung bis zur Reife der Obersekunda einer Oberrealschule und bildet gleichzeitig für den kaufmännischen Beruf vor. Näheres durch Jahresbericht.

Kommando! Briefmarken vorwärts marsch!

Gestempelte, ungestempelte, deutsche und ausländische Postwertzeichen aller Art, Feldpostbriefumschläge und Feldpostkarten erbittet zur Verwertung für Kriegsgaben

Reichsbriefmarkenspende der Deutschwehr.

Hauptm. Rudolf Hering, Führer des Stabes.

Geschäftszimmer:

Berlin-Friedenau, Kaiserallee 141.

Fernruf: Pfalzburg 644.

Die Grenzboten

75. Jahrgang. Zweites Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
Georg Cleinow

75. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1916

UNIV. OF
CALIFORNIA

LIBRARY

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1916. Zweites Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Albaniens Enttäuschung und Erwartung, von Freiin Marie Amelie von Godin . 16, 72; 17, 106
Ausland, Unsere Gerichte und das feindliche —, von Syndikus A. Ebner 19, 174
Baltenlandes, Bausteine zur Geschichte des —, von Erwin Hercke 22, 268
Bismarck, Der Ruf nach einem neuen —, von Hochschulprofessor Dr. Friedrich Luckwaldt . 19, 161
Bismarck und die italienische Politik, von J. P. Buß 20, 193
Böhmische, Die — Frage, von Dr. Richard Boschan 23, 295
Cramb, Johann Adam — als Imperialist, von Prof. Dr. Justus Hashagen 19, 184
Englands Pakte mit Portugal, von Dr. Paul Müller-Heymer 16, 84
Georgiens, Die Tragödie —, Ein Kapitel aus der Geschichte des russischen Imperialismus, von C. Z. Klötzel 21, 238
Handelskrieg, Der englische —, von Dr. Kurt Peschke 22, 259
Heereszahlen, Über — alter und neuer Zeit, von Dr. H. Mrose 20, 209
Hexenkessel, Der —, von Muckwar-Stradow . 15, 48
Italienische Politik, Bismarck und die —, von J. P. Buß 20, 193
Judentum, Das — auf dem Wiener Kongreß, von Prof. Dr. Willi Müller 18, 147
Kriegsausbruch, Zum —, von Muckwar-Stradow 14, 1
Kriegstagebuch 15, 59; 19, 188; 24, 347
Lande, Ein Besuch auf dem —, von August Karl Bützow 17, 116
Leopold der Zweite von Belgien als erster Vorkämpfer Mitteleuropas, von Emil Zimmermann 26, 392
Liberale Sammlung, von Dr. Karl Buchheim 25, 353
Meere, Die Freiheit der —, von Rudolf Ziese 15, 57
„Öffentliche Meinung", Um die —, Randbemerkungen zur Zensurdebatte im Reichstage, von Dr. Otto Pfeffer 25, 371
Portugal, Englands Pakte mit —, von Dr. Paul Müller-Heymer 16, 84
Presse, Die Entwicklung der französischen — zur Weltmacht, von Universitätsprofessor Dr. Julius Schwering 14, 10
Reichsgründung, Die —, von Dr. Karl Buchheim 17, 97
Rußland, s. Der Hexenkessel, von Muckwar-Stradow 15, 48

Heft Seite

Rußlands Nachbarn 23, 321
Sachsens, Erinnerungen an — Besetzung durch Preußen 1866, von Prof. Dr. Carl Franke 24, 339
Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt, Die Vereinigung der Fürstentümer —, von Geheimen und Oberregierungsrat Dr. jur. A. Langbein . . . 20, 199; 21, 229
Skagerrak, Zur Seeschlacht am —, von Hartwig Schubart 24, 343
„Skandinavismus", von Dr. Else Hildebrandt 16, 80
Treitschke in englischer Beleuchtung, von Prof. Dr. Fritz Friedrich 18, 134
Türkischen, Die — Eisenbahnen, von L. S. . 23, 289
Türkische Zukunftsaufgaben, von Prof. Fritz Braun 18, 129
Wahlreform, Eduard von Hartmanns Vorschläge zur —, von Dr. Georg J. Plotke . 24, 330
Welt-Blockpolitik, Künftige —, von Dr. Georg Lomer 21, 225

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Berufspflicht, Von der Schulpflicht zur —, von Robert Mielke 24, 335
Finanzreform, Ein Sonderausschuß für —, von Justizrat Bamberger 22, 257
Geld, Das — bleibt im Lande, von Rechtsanwalt Dr. jur. et phil. Dalberg 16, 65
Jagd, Die wirtschaftliche Bedeutung der —, von Julius R. Haarhaus 15, 40
Kriegsanleihen, s. Das Geld bleibt im Lande, von Rechtsanwalt Dr. jur. et phil. Dalberg 16, 65
Lande, Ein Besuch auf dem —, von August Karl Bützow 17, 116
Lebensmittelverteilung, Die — eine Reifeprüfung des deutschen Volkes, von Prof. Wittichewsky 26, 385
Reichsbuchwoche, Zur — 1916, von Dr. Hans Friedrich 21, 251
Streikbewegung, Der Weltkrieg und die — in Europa, von Heinrich Göhring 22, 277

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Allianz, Eine neue heilige —, von Pastor A. Guthke 15, 33
Anglokatholizismus, s. Eine neue heilige Allianz, von Pastor A. Guthke 15, 33

55375

Heft Seite

Begabten, Die Auslese der —, von Prof. Otto Hesse 19, 164
Berufspflicht, Von der Schulpflicht zur —, von Robert Mielke 24, 335
Gerichte, Unsere und das feindliche Ausland, von Syndikus A. Ebner 19, 174

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Presse, Die Entwicklung der französischen — zur Weltmacht, von Universitätsprofessor Dr. Julius Schwering 14, 10
Stil, Vom natürlichen —, von Dr. W. Franz 14, 23

Literatur, Kunst, Philosophie

Erzählungskunst, Dichterische und unterhaltende —, von Dr. Hanns Martin Elster 16, 87
Fichte, I. Der Apostel des deutschen Idealismus, von Dr. Karl Buchheim 22, 261
Humboldt, Wilhelm und Karoline von — in ihren Briefen, von Marie von Bunsen . . 21, 243
Kriegerisches Prophetentum, von Dr. Emil Cohn 25, 559
Kriegslyrik, Die — der deutschen Arbeiter, von Alfred Mello 20, 217
Riesen und Zwerge, von A. G. 22, 284
Volksmärchen, Nordische —, von Prof. Dr. Robert Petsch 14, 27

Novellen, Romane, Gedichte

Der Schnitter, von Werner Peter Larsen . . 24, 329
Mütter, von Katharina von Sanden 23, 209
Stille Welt, von Karl Berner 17, 115

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Barthel, Max: Verse aus den Argonnen (Alfred Mello) 20, 219
Bauer, Dr. Wilhelm: Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 18, 155
Bauer, Dr. Wilhelm: Der Krieg und die öffentliche Meinung (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 18, 156
Bergmann, Ernst: Fichte der Erzieher zum Deutschtum (Dr. Karl Buchheim) 22, 262
Bitterauf, Theodor: Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges (Dr. Kurt Ed. Imberg) 17, 127
Brandenburg, Erich: Die Reichsgründung (Dr. Karl Buchheim) 17, 99
Braun, Lily: Lebenssucher (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 91
Brausewetter, Arthur: Don Juans Erlösung (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 92
Bröger, Karl: Kamerad, als wir marschiert (Alfred Mello) 20, 218
Bücher, Karl: Unsere Sache und die Tagespresse (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) . . . 18, 157
Claffen, Walther: Zucht und Freiheit (M. Pollatz) . . . . . 16, B
Cramb, Johann Adam: Origins and Destiny of Imperial Britain (Prof. Dr. Justus Hashagen) 19, 184
Dehn, Paul: England und die Presse (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 18, 160
Der Fenriswolf (Dr. Hanns Martin Elster) . 16, 90
Ebbinghaus, Therese: Napoleon, England und die Presse (1800 bis 1803) Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 18, 155
Eelbo, Bruno: Bacons entdeckte Urkunden (Hanns Martin Elster) 17, 126
Fester, Richard: Die Emser Depesche (Dr. Karl Buchheim) 17, 104
Fischer, Dr. P. D.: Der internationale Nachrichtenverkehr und der Krieg (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 18, 156

Heft Seite

Fleischer, Viktor: Wirt vom Berg (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Fontane, Theodor: Gesammelte Werke. Auswahl (M. Kelchner) 25, 382
Frank, Leonhard: Die Ursache (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 89
Friedrich der Große: Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Gustav Berthold Volz (M. Kelchner) 25, 378
Ganghofer, Ludwig: Die Trutze von Trutzberg (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Ganzer, Fritz: Alter Klang (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Ganzer, Fritz: Rosenhaus (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Ganz, Hans: Peter das Kind (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 91
Gerhard, Adele: Der Ring des Lebendigen (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 93
Gjellerup, Karl: Reif für das Leben (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 93
Greinz, Rudolf: Die kleine Welt (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 94
Grimm, Hermann: Aufsätze zur Kunst. Herausgeg von Reinhold Steig (M. Kelchner) 25, 380
Grimm, Hermann: Aufsätze zur Literatur. Herausgeg. von Reinhold Steig (M. Kelchner) 25, 380
Harbou, Thea von: Masken des Todes (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Hartmann, Eduard von: Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage (Dr. Georg J. Ploike) 24, 330
Havemann, Julius: Glücksritter (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 93
Heine, Anselma: Fern von Paris (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Hermann, Georg: Heinrich Schön jr. (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Herzog, Rudolf: Das große Heimweh (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 93
Kafka, Franz: Der Heizer (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 88
Kafka, Franz: Die Verwandlung (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 88
Kjellen, Politische Probleme des Weltkrieges 26, 405
Kriegsgeographische Neuerscheinungen, Sammelbericht (Albrecht Dühr) 28, 317
Lauff, Joseph von: Anne-Susanne (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 94
Lersch, Heinrich: Herz! aufglühe dein Blut (Alfred Mello) 20, 222
Linzen, Karl: Aus Krieg und Frieden (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 94
Mackay, V. L. Freiherr von: Die moderne Diplomatie (Dr. K. Ed. Imberg) 17, 127
Mc. Cabe: Joseph: Treitschke and the great war (Prof. Dr. Fritz Friedrich) 18, 134
Meister, Prof. Dr. Al.: Die deutsche Presse im Kriege und später (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 18, 158
Meyrink, Gustav: Golem (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 89
Münzer, Kurt: Menschen von gestern (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 91
Nieffen-Deiters, L.: Krieg, Auslandsdeutschtum und Presse (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) . 18, 160
Norrenberg, Dr. J.: Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege (O. St.) 21, 255
Pacher, Gustav v.: Dreiverbandspresse (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) 18, 159
Paul, Eilhard Erich: Die Hüter Israels (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 94
Petzold, Alfons: Volk, mein Volk (Alfred Mello) 20, 220
Pietsch, Otto: Das Gewissen der Welt (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 92
Poeck, W.: Das verhängnisvolle Honorar (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95
Presber, Rudolf: Der Rubin der Herzogin (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 94
Ranke, Leopold von: Meisterwerke (M. Kelchner) 25, 378
Ratzel, Christiane: Maria Dolores (Dr. Hanns Martin Elster) 16, 95

	Heft	Seite
Reich, Prof. Hermann: Das Buch Michael (Prof. Dr. Walther Janell)	26,	415
Rohrbach, Dr. Paul: Maſſenverhetzung und Volkskrieg in Belgien (Dr. phil. Anton Heinrich Roſe)	25,	383
Rotheit, Rudolf: Los von Reuter und Havas (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg)	18,	157
Ruchti, Dr. Jakob: Zur Geſchichte des Kriegsausbruches (Muckwar-Stradow)	14,	8
Rückert: Haus und Welt. Herausgeg. von Stephan Liſt (M. Kelchner)	25,	381
Sechs Kriegsreden des Reichskanzlers (Hochſchulprofeſſor Dr. Friedrich Luckwaldt)	19,	168
Seidel, Heinrich Wolfg.: Ameiſenberg (Dr. Hanns Martin Elſter)	16,	93
Seidel, Heinrich Wolfg.: Die ſpaniſche Jagd (Dr. Hanns Martin Elſter)	16,	93
Sternheim, Carl: Drei Erzählungen (Dr. Hanns Martin Elſter)	16,	88
Storm: Sämtliche Werke (M. Kelchner)	25,	382
Stroebe, Dr. Klara: Nordiſche Volksmärchen (Prof. Dr. Robert Petſch)	14,	27
Sydow, Anna von: Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen (Marie von Bunſen)	21,	243
Überweg-Öſterreich: Grundriß der Geſchichte der Philoſophie IV Die Philoſophie der Gegenwart (B. Wölfing)	26,	410
Viebig, Clara: Eine Handvoll Erde (Dr. Hanns Martin Elſter)	16,	90
Waſſermann, Jakob: Das Gänſemännchen (Dr. Hanns Martin Elſter)	16,	89
Wölfflin, Heinrich: Kunſtgeſchichtliche Grundbegriffe (Dr. M. H. Boehm)	22,	286

Mitarbeiter-Verzeichnis

A. G.: Rieſen und Zwerge	22,	284
Bamberger, Juſtizrat: Ein Sonderausſchuß für Finanzreform	22,	257
Berner, Karl: Stille Welt	17,	115
Boehm, Dr. M. H.: „Kunſtgeſchichtliche Grundbegriffe" von Heinrich Wölfflin	22,	286
Boſchan, Dr. Richard: Die böhmiſche Frage	23,	295
Braun, Prof. Fritz: Türkiſche Zukunftsaufgaben	18,	129
Buchheim, Dr. Karl: Die Reichsgründung	17,	97
— Der Apoſtel des deutſchen Idealismus	22,	261
— Liberale Sammlung	25,	353
Bunſen, Marie von: Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen	21,	243
Buß, J. P.: Bismarck und die italieniſche Politik	20,	193
Bützow, Auguſt Karl: Ein Beſuch auf dem Lande	17,	116
Cohn, Emil: Kriegeriſches Prophetentum	25,	559
Dalberg, Rechtsanwalt Dr. phil. et jur.: Das Geld bleibt im Lande	16,	65
Dähr, Albrecht: Kriegsgeographiſche Neuerſcheinungen (Sammelbericht)	23,	317
Elſter, Dr. Hanns Martin: Dichteriſche und unterhaltende Erzählungskunſt (Sammelbericht)	16,	87
— „Bacons entdeckte Urkunden" von Bruno Eelbo	17,	126
Ebner, Syndikus A.: Unſere Gerichte und das feindliche Ausland	19,	174
Frankl, Prof. Dr. Carl: Erinnerungen an Sachſens Beſetzung durch Preußen 1866	24,	339
Franz, Dr. B.: Vom natürlichen Stil	14,	23
Friedrich, Dr. Hans: Zur Reichsbuchwoche 1916	21,	251
Friedrich, Prof. Dr. Fritz: Treitſchke in engliſcher Beleuchtung	18,	134
Godin, Freiin Marie Amelie von: Albaniens Enttäuſchung und Erwartung	16, 72; 17,	106
Göhring, Heinrich: Der Weltkrieg und die Streikbewegung in Europa	22,	277
Guthke, Paſtor A.: Eine neue heilige Allianz	15,	88
Haarhaus, Julius R.: Die wirtſchaftliche Bedeutung der Jagd	15,	40
Hashagen, Prof. Dr. Juſtus: Johann Adam Cramb als Imperialiſt	19,	184
Hercke, Erwin: Bauſteine zur Geſchichte des Baltenlandes	22,	268
Heſſe, Prof. Otto: Die Auslese der Begabten	19,	164
Hildebrandt, Dr. Elſe: „Skandinavismus"	16,	80
Imberg, Dr. Kurt Ed.: „Die deutſche Politik und die Entſtehung des Krieges" von Theodor Bitterauf	17,	127
— „Die moderne Diplomatie" von B. L. Freiherr von Mackay	17,	127
— Kriegsliteratur VI Die „achte Großmacht"	18,	155
Janell, Prof. Dr. Walther: „Das Buch Michael" von Prof. Hermann Reich	26,	415
Kelchner, M.: Stimmen der Vergangenheit. Neue Buchausgaben. (Sammelbericht)	25,	377
Klötzel, C. Z.: Die Tragödie Georgiens	21,	238
Langbein, Geheimer und Oberregierungsrat Dr. jur. A.: Die Vereinigung der Fürſtentümer Schwarzburg-Sondershauſen und Schwarzburg-Rudolſtadt	20, 199; 21,	229
Larſen, Werner Peter: Der Schnitter	24,	329
Lomer, Dr. Georg: Künftige Welt-Blockpolitik	21,	225
L. S.: Die türkiſchen Eiſenbahnen	23,	289
Luckwaldt, Hochſchulprofeſſor Dr. Friedrich: Der Ruf nach einem neuen Bismarck	19,	161
Mello, Alfred: Die Kriegslyrik der deutſchen Arbeiter	20,	217
Mielke, Robert: Von der Schulpflicht zur Berufspflicht	24,	335
Mroſe, Dr. H.: Über Heereszahlen alter und neuer Zeit	20,	209
Muckwar-Stradow: Zum Kriegsausbruch	14,	1
— Der Hexenkeſſel	15,	48
Müller-Heymer, Dr. Paul: Englands Pakte mit Portugal	16,	84
Müller, Prof. Dr. Willi: Das Judentum auf dem Wiener Kongreß	18,	147
O. St.: „Die deutſche höhere Schule nach dem Weltkriege" von Dr. J. Norrenberg	21,	255
Peſchke, Dr. Kurt: Der engliſche Handelskrieg	22,	259
Petſch, Prof. Dr. Robert: Nordiſche Volksmärchen	14,	27
Pfeffer, Dr. Otto: Um „die öffentliche Meinung", Randbemerkungen zur Zenſurdebatte im Reichstage	25,	371
Plotke, Dr. Georg J.: Eduard von Hartmanns Vorſchläge zur Wahlreform	24,	330
Roſe, Dr. phil. Anton Heinrich: „Maſſenverhetzung und Volkskrieg in Belgien". Herausgeg. von Dr. Paul Rohrbach	25,	383
Sanden, Katharina von: Mütter	23,	309
Schubart, Hartwig: Zur Seeſchlacht am Skagerrak	24,	343
Schwering, Univerſitätsprofeſſor Dr. Julius: Die Entwicklung der franzöſiſchen Preſſe zur Weltmacht	14,	10
Wittſchewski, Prof.: Die Lebensmittelverteilung — eine Reifeprüfung des deutſchen Volkes	26,	385
Wölfing, B.: „Die Philoſophie der Gegenwart" (Überweg, Grundriß IV) von Konſtantin Öſterreich	26,	410
Zieſe, Rudolf: Die Freiheit der Meere	15,	57
Zimmermann, Emil: Leopold der Zweite von Belgien als Vorkämpfer Mitteleuropas	26,	392

UNIV. OF

Zum Kriegsausbruch

Von Muckwar-Stradow

In der letzten Zeit sind mehrere Publikationen erschienen, die zu dem Thema des Kriegsausbruches, über das es eine Weile still gewesen ist, sich äußern und die entweder neue Tatsachen oder neue Betrachtungen über die bekannten Tatsachen bringen.

Neue Tatsachen hat vor allem die Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 26. Februar 1916 zur Dumarede des russischen Außenministers Ssasonow gebracht. Nach den Aufzeichnungen des deutschen Botschafters Grafen Pourtalès in Petersburg werden hier die Unterredungen des Grafen mit Ssasonow wiedergegeben, die mit immer steigender Deutlichkeit darauf hinweisen, daß die russischen militärischen Vorbereitungen, die nach dem deutschen Weißbuch schon am 25. Juli begonnen haben, zum Kriege führen und das Vermittlungswerk stören können. Man hat den Eindruck, daß deutlicher aber auch besonnener nicht gesprochen werden konnte. Man fühlt in den Unterredungen des Botschafters mit dem russischen Minister den gradweise, von Tag zu Tag gespannter werdenden Ton der Erörterungen der europäischen Kabinette, der einen tragischen Akzent erhält, als die russische Mobilmachung gegen Österreich-Ungarn, und einen hoffnungslosen, als die Gesamtmobilmachung des russischen Reiches erfolgt. Trotzdem hat Deutschland nicht aufgehört, für den Frieden zu arbeiten, selbst als die Lage bereits hoffnungslos erschien. Dafür legt jenes letzte Gespräch des Grafen Pourtalès mit dem russischen Zaren Zeugnis ab, das am Morgen nach der russischen Gesamtmobilmachung in Peterhof stattgefunden hat. Ein Wort von jener Stelle, und das unendliche Blutvergießen hätte vermieden werden können. Dieses Wort wurde „aus technischen Gründen“ nicht gesprochen, in der Tat deshalb nicht, weil Rußland vom Beginn der Krise an entschlossen war, jedes Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien als Kriegsfall zu betrachten.

Die Sicherheit der englischen Mithilfe hat auch Rußlands Kriegswillen bestimmt. Zwar hatte Ssasonow bereits einen großen Rückhalt in der Versicherung unbedingten Mitgehens, die ihm, wie wir bestimmt annehmen dürfen, Poincaré und Viviani bei ihrem Petersburger Aufenthalt gegeben hatten. Das schimmert deutlich durch die Erklärungen durch, die der französische Botschafter in Petersburg, Herr Paléologue schon am 24. Juli 1914 dem britischen Botschafter Buchanan gab*). Endgültig bestimmt in ihren Entschlüssen aber wurden die leitenden russischen Kreise durch die Versprechungen der englischen Hilfe.

Dafür hat uns eine zweite Veröffentlichung ganz unverdächtige Belege gebracht, sofern solche überhaupt noch nötig waren. Es ist dies ein Aufsatz von Professor Zorn in der norwegischen Zeitung „Tidns Tegn". Zorn druckt dort, soviel ich sehen kann, zum ersten Male die Depeschen ab, die der Correspondent des Reuterbüros in Petersburg in den kritischen Tagen nach London geschickt hat. Das sind Beweise aus dem Munde unserer Feinde selbst, um die man nicht herumkommt. Der Bericht des belgischen Geschäftsträgers de l'Escaille, in dem es heißt:

> „heute ist man in Petersburg fest überzeugt, ja man hat sogar dahingehende Versicherungen empfangen, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand ist von entscheidender Bedeutung und hat zum Siege der (russischen) Kriegspartei wesentlich beigetragen", —

dieser Bericht datiert vom 30. Juli. Die Reuterberichte, die Zorn zitiert, stammen schon vom 29., der zweite vom 30. Juli. Sie sind wert, nochmals hier wiederholt zu werden. Einer von ihnen ist auch in der „Norddeutschen Zeitung" abgedruckt. Am 29. Juli berichtet der Reuter-Korrespondent:

> „In den Augen Rußlands ist der Würfel gefallen und nur ein politisches Wunder kann den Krieg verhüten.
>
> Eine Teilmobilmachung ist angeordnet und alles deutet daraufhin, daß der ganze gewaltige Heeresapparat bald in Bewegung gesetzt wird. Ein kaiserliches Dekret wird heute erwartet. Im Vertrauen auf Englands Unterstützung, worüber Zweifel so gut wie verschwunden sind, ist das russische Publikum bereit, den Krieg anzunehmen".

Und einen Tag später:

> „Die Ausreise der englischen Flotte von Portland hat einen ungeheueren Eindruck gemacht und in Verbindung mit Japans friedlichen Versicherungen, Rußlands Entschluß, es auf die kriegerische Entscheidung ankommen zu lassen, mehr als bekräftigt". —

Das, was am 29. Juli zwischen unsern Gegnern unterhandelt wurde, war also entscheidend. Am 29. Juli hat auch die berühmte Unterhaltung zwischen Grey und dem Fürsten Lichnowsky stattgefunden, die unter Nr. 89 des englischen

*) Engl. Blaubuch Nr. 6.

Blaubuches abgedruckt ist, worin der englische Minister den deutschen Botschafter warnte, sich nicht durch den freundschaftlichen Ton seiner Gespräche zu der irrigen Annahme verleiten zu lassen, daß England auf jeden Fall ruhig beiseite stehen bleiben werde.

> „Wir wüßten ganz genau, daß wenn der Streit so wird, daß Englands Interessen unser Einschreiten fordern, wir sofort einschreiten müssen, und daß der Entschluß ein sehr rascher sein müsse."

Helfferich hat bereits in seiner Broschüre über „die Entstehung des Weltkrieges" darauf hingewiesen, daß der 29. Juli der kritische Tag gewesen sei. Er ist der Meinung, daß gerade die Erklärung Sir Edward Greys an Lichnowsky, die sofort dem französischen Botschafter Cambon mitgeteilt wurde und von dort über Paris den Weg nach Petersburg gefunden habe, Rußland und Frankreich die Gewißheit der englischen Waffenhilfe und damit den Willen zum Kriege gegeben haben. Denn noch am selben Abend beauftragte Ssasonow den russischen Botschafter in Paris, der französischen Regierung den aufrichtigen Dank für ihre Erklärung auszusprechen, daß sie den Bundesgenossen unterstützen werde. Frankreich hat — der englischen Unterstützung sicher — an diesem Tage den Mut und den Entschluß gefunden, jetzt auch offiziell durch den Mund seines Botschafters in Petersburg das wiederholen und ganz formell zusichern zu lassen, was der Staatschef und Ministerpräsident bereits am Vorabend der kritischen Ereignisse in Petersburg — allerdings ohne Befragung des französischen Kabinetts — hatten durchblicken lassen. Die Würfel über den allgemeinen europäischen Krieg waren also am 29. Juli geworfen worden und sie hatten für Krieg entschieden. Zorn bereichert unsere bisherige Kenntnis von der Sachlage in den kritischen Tagen noch durch Anführung eines Zitats aus der russischen Zeitung „Rjetsch" vom 1. August 1914, deren Herausgeber bekanntlich Ssasonow besonders nahesteht. Die „Rjetsch" meldete unter diesem Datum:

> „Die Mächte des Dreibundes waren am 30. Juli vollständig darüber informiert, daß die britische Regierung sich endgültig dafür entschieden hatte, im Falle eines Konflikts zwischen den Mächten des Dreibundes und Rußland und Frankreich sich von vornherein aktiv an die letztgenannten Mächte anzuschließen und gleich am Anfang aktiv militärische Maßnahmen zu unternehmen. Die Erklärung Englands in diesem Sinne hat eine außergewöhnliche Erleichterung in Petersburg und Paris geschaffen."

Die „außergewöhnliche Erleichterung" erlaubte die russische Mobilmachung und diese wiederum machte alle Friedensbemühungen zunichte.

Für die Rolle, die die englische Politik während der Verhandlungen gespielt hat, haben wir eine neue sehr verdienstvolle Arbeit von hervorragender neutraler Seite. Dr. Jakob Ruchti von der Universität Bern hat es unternommen, an der Hand der amtlichen Akten der Großbritannischen Regierung die Geschichte des Kriegsausbruches zu schreiben. Seine kurze Schrift, die von

der Universität Bern preisgekrönt ist, beschränkt sich darauf, nur das wirklich Entscheidende zu besprechen. Diese Aufgabe aber ist meisterhaft gelöst. Mit großen Pinselstrichen sind die entscheidenden Farben dieses Gemäldes lebhaft vor uns hingestellt. Der Autor tüftelt nicht. Er trifft immer ins Schwarze und nennt das Schwarze schwarz, das Weiße weiß. Hier gibt es keine Spintisiererei darüber, was Sir Edward Grey mit dem einen oder mit dem anderen Worte gesagt haben könnte. Es wird sogar auf die Geschehnisse der einzelnen Tage weniger Wert gelegt als darauf, die großen Zusammenhänge der Ereignisse zu geben, ihren Sinn und ihre treibenden Kräfte aufzuzeigen, den Geist, der die Verhandlungen durchwehte, zu kennzeichnen.

Der deutschen Diplomatie wird Unzulänglichkeit vorgeworfen, weil sie es nicht verstanden habe, während der Krise den natürlichen Gegensatz zwischen England und Rußland praktisch auszunutzen —, allerdings bleibt uns in diesem einzigen Punkte der Verfasser den Beweis dafür schuldig, worin der natürliche Gegensatz zwischen Rußland und England in jenen Tagen bestanden hätte. Wir wissen aus dem oben Gesagten, daß der 29. Juli und vielleicht auch der 30. die kritischen Tage gewesen sind. Die Haltung, die Großbritannien in diesen Tagen Deutschland gegenüber einnahm, ermöglichte es der russischen Regierung, nicht nur ihre Teilmobilmachung am 29. trotz der deutschen Warnungen anzuordnen, sondern in der Nacht vom 30. zum 31. die Gesamtmobilmachung zu verkünden, obwohl sie durch die Pourtalèsschen Erklärungen genau darüber unterrichtet war, daß dies den Krieg mit Deutschland bedeute. Buchanan richtete am 31. Juli folgendes Telegramm an Grey:

> „Seine Exzellenz (Ssasonow) drückte zum Schlusse Seiner Majestät Regierung den tiefgefühlten Dank aus für ihre Anstrengungen zur Rettung der Lage. Es wäre zum großen Teil ihr Verdienst, wenn der Krieg vermieden würde. Der Zar, die russische Regierung und das russische Volk würden die feste Haltung Großbritanniens nie vergessen."

Ruchti bemerkt zu diesem Telegramm: „Diese Sache verdient es unter die Lupe genommen zu werden. Am 31. Juli, an dem Tage, da Rußland seine allgemeine Mobilisation durchführt und — wie übrigens schon seit dem 24. Juli — zum Kriege entschlossen ist, übermittelt Ssasonow der englischen Regierung den ‚tiefgefühlten Dank' der russischen Nation und anerkennt damit, daß England für die russischen Interessen gearbeitet, indem es ‚eine feste Haltung' eingenommen habe. In Österreich erging der Befehl zur allgemeinen Mobilisation am 1. August morgens; die Kriegserklärung an Rußland folgte erst am 5. August." —

Ruchti hebt also hier selbst das durchaus enge Zusammenarbeiten zwischen England und Rußland hervor. Er zeigt, wie eigentlich seit dem Beginn der Krise England eine durchaus einseitige Haltung eingenommen hat. Hatte sich Grey früher einmal dahin geäußert, daß die englische Regierung, je nachdem Österreich-Ungarns Gründe gegen Serbien stark genug seien, in Belgrad zur

Mäßigung werde raten können, so erklärte er, als der österreichisch-ungarische Botschafter ihm einen Bericht überreichen wollte, „worin das Verhalten Serbiens gegen Österreich-Ungarn geschildert und die Notwendigkeit des österreichischen Vorgehens dargelegt war, er sei „nicht gesonnen, eine Betrachtung über die zwischen Österreich-Ungarn und Serbien schwebende Frage anzustellen" (Ruchti S. 10). Grey erklärte ferner schon am 24. Juli dem deutschen Botschafter, daß er sich „Rußland gegenüber hilflos" fühle. „Und" — ich zitiere Ruchti — „damit in Rußland keinerlei Zweifel mehr über Englands Haltung bestehe, erklärte Grey am 27. Juli dem russischen Botschafter, Grafen Benckendorff, England werde nicht in jedem Falle unbeteiligt bleiben, diese Meinung werde durch die Tatsache widerlegt, daß die erste britische Flottendivision, welche zufällig in Portland vereinigt sei, den Befehl erhalten habe, nicht zu den Manövern auszulaufen (muß heißen nach den Manövern nicht auseinander zu gehen), also sich bereit zu halten . . . Sofort wiegelte er aber wieder ab, indem er beifügte, diese Maßregel dürfe nur so ausgelegt werden, daß England keine anderen als diplomatische Schritte unternehmen werde. Diese Mitteilung war für Rußland sehr kostbar und man verstand sie an der Newa trotz ihrer Zweideutigkeit."

Ruchti hebt ferner richtig hervor, daß gleichzeitig Grey Rußland warnte, über die wahren Absichten Englands der deutschen Regierung nichts mitzuteilen und „im Interesse des Friedens" den Mobilmachungsbefehl so lange als möglich hinauszuschieben. „Auch diese Sprache", sagt Ruchti, „verstanden die Russen und leugneten ihre am 25. Juli beschlossene Teilmobilisation den Deutschen gegenüber zweimal unter Ehrenwort am 27. und am 29. Juli. Unmittelbar nach der zweiten Ableugnung gaben sie dieselben öffentlich bekannt."

Ruchti wird sicherlich nicht leugnen, daß es bei einer solchen Lage der Dinge für die deutsche Diplomatie unmöglich war, einen Gegensatz zwischen Rußland und England, der in der Tat nicht vorhanden war, auszunutzen und zu vertiefen. England hatte ja seit 1907 nur auf den Augenblick gelauert, wo Rußland gegen die Mittelmächte in einer Frage engagiert war, die es unter allen Umständen durchsetzen wollte. Und solche Frage war nach der Russen Ansicht die serbische. Da jeder der unmittelbar beteiligten Staaten, von Uranfang der Krise an, an seinem Standpunkt festhielt, so hätte England nur dann den Frieden der Welt retten können, wenn es sich nach beiden Seiten vollkommen freigehalten und den ehrlichen Makler gespielt hätte. Bei den Energien, die hier gegeneinander in Bewegung gesetzt wurden, mußte eine solche Vermittlung nach beiden Seiten hin unbeirrt und mit festem Willen durchgeführt werden. Dazu reichte es nicht bei Grey. Genau so zweideutig, wie seine Abmachungen mit Frankreich, seine Erklärungen über diese Abmachungen im Parlament und gegenüber dem deutschen Botschafter gewesen waren, genau so zweideutig war seine Politik in den ersten drei Tagen der Krise. Und gerade auf die Eindeutigkeit dieser Politik kam viel, ja alles an. Konnte

Rußland hoffen, daß England mitging, so war die Lage eben hoffnungslos von Uranfang an — und so war es in der Tat.

Grey hat den Konferenzvorschlag gemacht, auf den von der Entente soviel herumgeritten wird, um aus der Nichtannahme dieses Vorschlages Deutschlands Kriegswillen zu konstruieren. Er wußte dabei genau, daß Deutschland in dieser Frage, wo es für Österreich-Ungarn um Sein oder Nichtsein ging, seinem Bundesgenossen niemals zumuten konnte, auf eine Konferenz zu gehen. Zorn, der doch gewiß ein begeisterter Anhänger der Schiedsgerichtsidee ist, sagt darüber in seiner im März 1915 erschienenen Abhandlung: „Wer trägt die Schuld" folgendes:

„Wahrlich, — wenn einmal in der Weltgeschichte die Ehre eines Staates, die in den Haager Verhandlungen so eingehend erörterte honneur national in Frage stand, die unbedingt und ausnahmslos das Schiedsgericht, d. i. die Mitwirkung dritter Mächte für Erledigung des Streitfalles, als eine Verpflichtung ausschließt, so war das hier der Fall. Sowohl auf der ersten wie auf der zweiten Friedenskonferenz war unter allen Staaten ohne Ausnahme der Grundsatz anerkannt worden, daß in Fragen der staatlichen Ehre, der honneur national jeder Staat allein souveräner Richter sein müsse, und daß ein Staat niemals verpflichtet sein könne, Fragen der nationalen Ehre zur Entscheidung dem Urteil dritter Staaten in irgendwelcher Form, insbesondere derjenigen des Schiedsgerichts, zu unterbreiten. . . . Wo aber wäre je in der ganzen Weltgeschichte ein internationaler Streitfall zu finden, in dem die Ehre eines Staates in höherem Grade auf dem Spiele stand, als in dem Mordfall von Serajewo, und noch dazu die Ehre einer altberühmten historischen Großmacht gegenüber einem in der Geschichte aufs schwerste mit Mordtaten belasteten Staate?"

Grey wußte aber ferner genau, daß selbst wenn Deutschland und Österreich-Ungarn sich auf die Konferenzidee eingelassen hätte, so wie sie der englische Minister wollte, Österreich-Ungarns gerechte Ansprüche Serbien gegenüber in einem solchen Aeropag unbedingt zur Nichterfüllung verurteilt gewesen wären.

Was England über die serbische Frage dachte, ergibt sich daraus, daß Nicolson, einer unserer schlimmsten Gegner, der mit dem serbischen Gesandten in London die Verhandlungen führte, ruhig und ohne zu widersprechen, dessen Mitteilung anhörte, Serbien werde auf keinen Fall „gewisse politische Ideale" aufgeben. Welches diese politischen Ideale waren, wissen wir. Es war die Zertrümmerung Österreichs mit Rußlands Hilfe und die Einverleibung von Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, Istrien und des Karstgebiets in das größere Königreich Serbien.

Über Frankreichs Haltung brauchen wir kein Wort zu verlieren. Ruchti betont, daß das französisch-russische Bündnis rein defensiven Charakter hatte und daß daher bei einem Angriff Rußlands auf Österreich-Ungarn der casus foederis für Frankreich nicht vorlag. Trotzdem hatte der britische Botschafter in Petersburg aus den Worten des französischen Botschafters Paléologne schon

am 24. Juli den Eindruck, daß Frankreich alle Konsequenzen ziehen und zusammen mit Rußland eine feste Haltung einnehmen werde. (It seems to me from the language held by French ambassador that even if we decline to join them, France and Russia are determined to make a strong stand.) Frankreich betrachtete auch die serbische Frage nur vom Gesichtspunkt seiner Revancheidee aus, war also von vornherein ausgesprochen österreichischfeindlich.

Für Italiens Ansicht ist bezeichnend, daß es, als es sich bereit erklärte, bei der Vermittlung mitzuwirken, „sofort Öl ins Feuer goß, indem es die hetzerische Nachricht verbreitete, Österreich-Ungarn beabsichtige, die Bahn nach Saloniki zu besetzen, eine eigentliche Sensationsmeldung, die haltlos war" (Ruchti S. 20). Der Marquis San Giuliano „fand verschiedene Punkte der österreich-ungarischen Note kindisch" (a. a. O. S. 19). Man braucht also kein Wort darüber zu verlieren. —

Das war der Areopag, dem die serbische Frage nach Englands Willen unterbreitet werden sollte. Hier war Österreich allein durch Deutschland, die Gegenpartei aber mit drei Stimmen vertreten. Es war klar, daß Deutschland seinem Bundesgenossen niemals zumuten konnte, sich einem solchen Urteil zu unterwerfen. Deutschland arbeitete statt dessen an der direkten Verständigung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, und es wäre ihm gelungen, auf diesem Wege die beiden Gegner zusammenzuführen, wenn nicht die russische Gesamtmobilmachung alles verdorben hätte. Denn Österreich-Ungarn zeigte sich, je weiter die Krise anhielt, um so nachgiebiger und bereiter, eine Lösung zu finden. Was taten inzwischen die beiden Westmächte? Frankreichs Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens werden von Ruchti nicht einmal gestreift oder erwähnt. Es waren eben keine da. Und England? — „Grey spornte die deutsche Regierung zu Friedensbemühungen an, obwohl er wußte, daß Rußland mit keinen Versprechungen zu befriedigen war." (Ruchti S. 30.) —

Nachdem die österreichisch-russische und die deutsch-russische Frage entschieden war, galt es die beiden übrigen Fragen: die deutsch-französische und die deutsch-englische zur Entscheidung zu bringen. Die erste war eigentlich von Uranfang an im Sinne des Krieges von Frankreichs Seite aus entschieden. Die Anfrage des Botschafters von Schön in Paris war nur noch eine Formalität. Allerdings war in Frankreich ein großer Teil des Volkes gegen den Krieg gewesen, aber man hatte diesen Teil des Volkes des Führers beraubt und man hatte, wie die Kriegsgeschichte des „Manchester Guardian" feststellt, die öffentliche Meinung des Landes dadurch gefälscht, daß man die Nachricht von der russischen Mobilmachung zurückhielt und die deutsche Gegenmaßregel zuerst verkündigte. Dadurch wurde im Volksbewußtsein Rußland der angegriffene Teil und man konnte mit Begriffen wie „Ehre" und „Engagement" ungehindert operieren. Auch die falsche Depesche einer Berliner Zeitung über die deutsche Mobilmachung, von der bis jetzt wohl noch nicht feststeht, wie sie herausgekommen ist und wer ihre Ausgabe autorisiert hat, hat für die Verwirrung der öffent-

lichen Meinung sowohl in Rußland wie in Frankreich eine gewisse Rolle gespielt. Nichts konnte den Gegnern willkommener sein als dieses Extrablatt mit dieser unrichtigen Nachricht.

Doch nun zu England. Ruchti stellt hier sehr gut die Bemühungen der französischen Diplomatie, die Engländer nun wirklich auch noch ganz festzukriegen, denen der deutschen gegenüber, die Neutralität Englands zu erreichen. „Der Sache nach wußte Frankreich längst, woran es war" — aber man hatte noch kein formelles Versprechen. Englands Eintritt in den Krieg erfolgte nach Ruchti am 2. August dadurch, daß Grey „der französischen Regierung die Hilfe seiner Flotte zusagte für den Fall eines deutschen Angriffs auf die französische Nordküste" (S. 42). Diese Feststellung ist wichtig für die Tatsache, daß England nicht wegen der Verletzung der belgischen Neutralität in den Krieg gegangen ist. Denn damals war ein deutsches Ultimatum an Belgien nicht ergangen.

Die Verhandlungen Deutschlands mit England über eine Neutralität des letzteren sind bekannt. Deutschland machte das Angebot der Garantie der französischen Integrität, der Integrität der französischen Kolonien, erklärte sich bereit, die belgische Integrität und ihre Nichtverletzung zu garantieren — Lichnowski fragte schließlich an, ob Grey ihm keine Bedingung nennen könnte, unter der England neutral bleiben wollte. Das war Sir Edward peinlich, denn es zerriß ihm das Spiel, es zerstörte die Rolle, die er vor dem europäischen Publikum spielen wollte — man hatte schon beschlossen, in den Krieg mit einzutreten — Grey mußte, an die Wand gedrückt, unbeholfen erwidern: „daß er sich verpflichtet fühle, endgültig auf diese oder ähnliche Bedingungen hin jede Zusage zu verweigern, neutral zu bleiben, er könne nur sagen, daß England seine Hände frei lassen müßte".

Bernard Shaw hat uns in seinem geistreichen „common sense about the war" eine dramatische Beschreibung dieser Szene gegeben. In seinem Kommentar dazu sagt er: „Die ausschlaggebende Unterhaltung zwischen Sir Edward Grey und Fürst Lichnowsky ist in der berühmten Nr. 123 (des englischen Blaubuches) wiedergegeben. Mit den späteren ziemlich kindischen Versuchen, Nr. 123 durch die Bemerkung abzuschwächen, daß der Fürst nur ein liebenswürdiger Mann ohne Bedeutung gewesen sei, der nicht wirklich seinen teuflischen Souverän vertreten habe, brauche weder ich mich abzugeben, noch sonst irgend ein ernsthafter Mann. Es ist über allem Zweifel erhaben, daß nach dieser Unterhaltung Fürst Lichnowsky nichts tun konnte, als dem Kaiser berichten, daß die Entente, nachdem sie endlich sein kaiserliches Haupt festgekriegt hat, entschlossen war, es unter keinen Umständen wieder loszulassen und daß es sich jetzt um einen Kampf bis zum Ende zwischen dem britischen und dem deutschen Reiche handele. Darauf sagte der Kaiser: ‚Wir sind Deutsche. Gott helfe uns'. Und als eine Menge verrückter Studenten unter seinen Fenstern nach dem Kriege schrie, schickte er sie in die Kirche und befahl ihnen zu beten. Seine Telegramme an den Zaren (deren Weglassung in unserem Pennyblaubuch zum

mindeſten nicht ritterlich iſt) waren würdevoll und pathetiſch. Und als die Deutſchen, einen Vers aus dem Dichter zitierend, den ſie ‚unſeren Shakeſpeare' nennen, ſagten: ‚mögen die vier Viertel der Welt in Waffen gegen uns anrennen, wir werden ſie zerſchmettern', war das fein von einem romantiſch-militäriſchen Standpunkt aus".

Doch verlaſſen wir den Dichter, er gehört ja eigentlich nicht in die trockene hiſtoriſche Unterſuchung. Seine Ausführungen zeigen aber, daß man ſelbſt in England die Bedeutung jener Nr. 123 des engliſchen Blaubuches richtig begriffen hat. Ruchti ſagt: „Man kann ſich billig fragen, wie dieſes Aktenſtück, das wie kein anderes den ganzen Hintergrund der engliſchen Politik beleuchtet, in die amtliche Sammlung hineingeraten iſt. Das erklärt ſich wohl nur durch die große Eile, mit der das Weißbuch zuſammengeſtellt und herausgegeben wurde. Am 4. Auguſt abgeſchloſſen, war es am 5. ſchon gedruckt und gelangte vor das Parlament".

Ruchti betont, indem er nebenbei die bekannte Fälſchung im Datum der Beilage zu Nr. 105 des engliſchen Blaubuches und die ſonſtigen „Veränderungen" erwähnt, die das Buch in ſeiner amtlichen Überſetzung ins Deutſche erhalten hatte, daß Asquith bei ſeiner bekannten Rede vom 6. Auguſt vor dem Parlament gleich Grey „die Verhandlungen mit dem deutſchen Botſchafter am 1. Auguſt unterſchlug und dadurch dem Parlament, dem engliſchen Volk und der ganzen Welt eine bewußt falſche Darſtellung der Tatſachen" gegeben hat.

Aber inzwiſchen war ja die neue Entwicklung („the new development") eingetreten, die Grey nur erwartet hatte, um die engliſche öffentliche Meinung aufzupeitſchen, nämlich Deutſchlands Begehr an Belgien, ihm freien Durchzug durch das Land zu geben. Auch Ruchti erwähnt die belgiſche Frage aus dieſem Geſichtspunkt, ohne aber näher darauf einzugehen.

Ein Buch, aus dem wir über die belgiſche Frage, wie ſie vom engliſchen Standpunkt aus angeſehen wird, manches Neue lernen können, iſt das von Sanger & Norton, Englands guarantee to Belgium & Luxemburg. Wir ſehen aus allen Äußerungen engliſcher Staatsmänner zu Garantieverträgen, die in dieſem Buche in reicher Zahl zitiert werden, daß England ſeine Auffaſſung der Rechte und Pflichten des Landes aus ſolchen Verträgen ſtets von der politiſchen Konjunktur abhängig gemacht hat. England ſcheute ſich nicht durch den Mund von Gathorne Hardy im Jahre 1877 über den Pariſer Vertrag von 1856, der im Gegenſatz zu den belgiſchen Verträgen ausdrücklich von der Anwendung von Waffengewalt ſpricht, im Parlamente zu erklären: „Unter dieſem Vertrage ſind wir nicht verpflichtet, in einen Krieg zu gehen, noch iſt irgend etwas in dem Vertrage enthalten, das uns verpflichten könnte, Krieg zu führen. Der Vertrag von 1856 iſt ein Vertrag, der ſagt, daß unter gewiſſen Umſtänden die Dinge von allgemeinem Intereſſe werden. Das iſt ſein ganzer Inhalt".

Im Jahre 1887, als die Boulangerkrise die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich gefährdete, handelte es sich für Großbritannien um dieselbe Frage wie 1914, nämlich darum: soll oder muß England eingreifen, wenn Deutschland durch Belgien marschiert? Damals wies die offiziöse Presse des englischen Ministeriums nach, daß ein „ius viae" Deutschlands durch Belgien keine Verletzung der belgischen Neutralität wäre. „Pall Mall Gazette" ging sogar so weit, zu sagen: „Es besteht keine englische Garantie für Belgien". England war damals auf Feindschaft gegen das sich kolonial ausbreitende Frankreich und auch gegen Rußland eingestellt. „Die Lage hat sich," so erklärte der offiziöse „Standard", „gegen 1870 total verändert, und schon damals wahrte die Verpflichtung Englands mehr sein Gesicht, als daß sie Verantwortungen schuf."

Wenn man diese Ausführungen jetzt wieder liest, so fragt man sich, wo England den Mut zu der moralischen Pose hernahm, die es zum Beginn dieses Krieges über den Einmarsch Deutschlands in Belgien angenommen hat.

Auch von der solange ungeklärten belgischen Frage kann man jetzt wohl sagen: Die Wahrheit ist auf dem Marsche, nichts kann sie mehr anhalten.

Die Entwicklung der französischen Presse zur Weltmacht

Von Universitätsprofessor Dr. Julius Schwering

In Deutschland ist die Buchdruckerkunst erfunden worden, in Deutschland ging im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts aus der Buchdruckerwerkstatt des Straßburger Verlegers, Johann Carolus, die erste Zeitung in modernem Sinne hervor. Aber wie das gesamte geistige und politische Leben unseres Vaterlandes durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges gehemmt und unterbrochen wurde, so erlitt auch der Ausbau unserer Tagespresse empfindliche Störungen. Der Zeitungsgeist Europas flüchtete sich damals in das kleine Holland; in dem Land an der Mündung des Rheins, an der Maas und Schelde bildete sich ein Journalismus, der von den Franzosen und Deutschen ihre Sprache lieh und dadurch weit über die Grenzen Hollands hinaus für die europäische Welt literarische Bedeutung gewann. Die freien Niederlande waren die große Börse der politischen Nachrichten, Gerüchte und Tendenzlügen, Blätter wie die „Gazette de Leyde", die „Gazette d'Utrecht", die „Gazette d'Amsterdam", die von Holland nichts hatten als die Druckfreiheit, waren im siebzehnten und

achtzehnten Jahrhundert eine geistige Macht wie heute die ersten Londoner und Pariser Blätter, sie fanden ihren Weg bis nach Konstantinopel und verkörperten im Morgenlande und in Amerika die öffentliche Meinung des Abendlandes. Ihre Bedeutung schwand dahin, als die beiden Völker, die jetzt in der politischen Welt tonangebend wurden, Frankreich und England, ihr eigenes Zeitungswesen begründeten und diesem mehr und mehr Bewegungsfreiheit verschafften. Zwar hatte Frankreich auch schon im siebzehnten Jahrhundert seine Presse; seit dem 30. Mai 1631, etwa dreißig Jahre nach dem Erscheinen der ersten deutschen Zeitung, gab der Arzt Théophraste Renaudot in Paris ein politisches Organ „La Gazette" heraus, an dem Kardinal Richelieu und Ludwig der Dreizehnte als Mitarbeiter tätig waren. Unter Ludwig dem Vierzehnten schuf sich das plaudernde Paris seine eigene Zeitungswelt, es hatte seine politischen Spötter, seine Pamphlete, seine fliegenden Blätter, seine spitzigen Epigramme, die das Wort in Umlauf brachten, die französische Monarchie sei „ein absolutes Königtum, eingeschränkt durch Knittelverse". Die Bastille war aber eine beständige steinerne Drohung für die allzukühnen Pamphletschreiber und Epigrammatiker. Eine europäische Geltung beanspruchten diese Pariser Blätter nicht, überhaupt vollzog sich die Entwicklung des Pressewesens in Frankreich verhältnismäßig langsam, was sich wohl zumeist aus dem Umstande erklärt, daß im achtzehnten Jahrhundert kaum ein Drittel der Einwohner lesen und schreiben konnten. Es entstanden zunächst nur einige kleine Blätter in den Provinzen, das „Journal du Hâvre" (1757), das „Journal de Rouen", die „Petites Affiches de la Gironde" (Bordeaux 1758) u. a., bis schließlich mit dem „Journal de Paris" 1777 die erste französische Zeitung ins Leben trat, die täglich erschien. Eine größere Verbreitung hat auch sie wohl kaum gefunden. Den ersten mächtigen Aufschwung des französischen Journalismus brachte die Revolution. Als die gesetzgebende Versammlung im Jahre 1791 die Freiheit der Presse verkündete, als in der Sprache Ludwigs des Vierzehnten die berauschenden Ideen von Freiheit und Gleichheit verbreitet wurden und die Massen des Volkes ergriffen, da steigerte sich in ganz Europa das Bedürfnis nach Zeitungslektüre von Tag zu Tag und wuchs in einer Zahlenreihe wie die Gerstenkörner auf dem Schachbrett des Brahminen Siska. Wie Pilze schossen die Zeitungen aus der Erde, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Es sollen dreiundsiebzig, nach anderen Angaben an die hundert politische Blätter allein in Paris erschienen sein.*) Einen starken Augenblickserfolg hatten der „Ami du peuple", der „Orateur du peuple", der „Patriote français", der „Publiciste Parisien", die „Révolutions de France", Tageblätter, die von den Häuptern der Bewegung, von Camille Demoulins, Robespierre, Marat u. a. geleitet wurden. Die Gedankensaat, die sie ausstreuten, fiel auch in anderen Ländern auf fruchtbaren Boden. Seit der Staatsumwälzung galt Frankreich als das Land des politischen Fortschrittes;

*) Vergl. Hatin, Histoire politique et littéraire de la presse en France. Paris 1859 bis 1861 und Ludwig Salomon, Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens. Leipzig 1907.

seit diesem Zeitpunkte entlieh auch die deutsche Presse ihre politischen Ideen und Nachrichten zum großen Teil den französischen Blättern. Sie wurde freiwillig der fremden Presse dienstbar, und ihre Abhängigkeit von dieser ging so weit, daß sie während der Koalitionskriege häufig sogar die Berichte über die Schlachten zwischen Franzosen und Deutschen urteilslos aus den feindlichen Blättern abdruckte. — Die wilde Sturmflut des französischen Journalismus wurde sofort eingedämmt, als Napoleon durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November 1799) zur Macht gelangte. Er dachte bekanntlich über die Presse anders als Friedrich der Große, der da sagte, „man dürfe die Freiheit der Gazetten nicht genieren, wenn sie interessant sein sollten," er war auch der Zeitungskritik gegenüber viel empfindlicher als Cromwell, der meinte: „Meine Regierung verdient nicht zu bestehen, wenn sie einen Papierschuß nicht aushalten kann." Er suchte die Teilnahme der erregten Masse von der Politik abzulenken und richtete für die Zerstreuung der Pariser die Opernbälle ein, damit die Zeitungen, wie er zu einem Vertrauten äußerte, darüber schreiben sollten. „Denn so lange sie das tun, werden sich die Leute nicht mit der Politik beschäftigen, und das ist gerade das, was ich will. Mögen sich die Leute vergnügen und tanzen, aber sie sollen es bleiben lassen, ihre Nase in die Pläne der Regierung zu stecken." Napoleon ließ durch einen einzigen Federstrich fünfundzwanzig Tageblätter von der Bildfläche verschwinden, durch einen Erlaß vom 17. Januar 1800 wurde es nur dreizehn Zeitungen gestattet, weiter zu erscheinen. Eine Verordnung vom 5. Februar 1810 setzte ein eigenes Generaldirektorium für die Druckereien und den Buchhandel ein, das, von einer Anzahl Zensoren gestützt, die Presse beeinflussen und überwachen mußte. Seit dem 3. August 1810 wurde in jedem Departement nur eine Zeitung geduldet, die Zahl der politischen Blätter in Paris sank auf vier herab. Es waren die „Gazette de France", das „Journal de Paris", das „Journal de l'Empire" (früher „Journal des Débats et Décrets" genannt) und der „Moniteur universel", der 1789 von dem Buchhändler Joseph Panckouke gegründet war und zum amtlichen Organ erhoben wurde, dessen Wortlaut für alle französischen Zeitungen maßgebend war. — Die Napoleonische Zensur war herrisch wie ein Tagesbefehl und unabwendbar wie ein Kommandowort. Der Kaiser kannte die Macht der kleinen, schwarzen Truppen, die Tag für Tag auf dem weißen Papier in Reih und Glied marschieren, und deren Geschosse auch töten können, nicht den Leib, aber die Seele. Die Führung dieser Heere ließ er nicht gern in fremden Händen, er wollte sie selbst befehligen wie die Kriegsmacht der Rheinbundstaaten. Die Tagespresse, die gefährliche Waffe, wollte er nach seinem Willen formen und handhaben und mit ihr diese Vorpostengefechte der Diplomatie liefern. Über die Leiber herrschte er durch den eisernen Ring, mit dem er die Nationen umschlossen hielt, die Geister aber wollte er mit dem großen papierenen Netze fangen. — In der Napoleonischen Zeit wurde die freiwillige Dienstbarkeit der deutschen Presse zu einem harten, literarischen Frohndienst. Die

deutsche Zeitungswelt mußte sich nach dem „Moniteur" richten, dem amtlichen Organ der kaiserlichen Regierung. Da die englischen Blätter vom Festlande abgesperrt waren, so hatte Napoleon als Journalist die Alleinherrschaft in der Hand. Und er, der Zwingherr der Presse, war ein gewandter Journalist. In seinen Erlassen, Reden, Tagesberichten, in der meisterhaften Handhabung des „Moniteur" bewies er seine Kunst, die Seelen zu lenken. Geschickt wußte er dem Nationalgeist zu schmeicheln, niemals hat er für das, was Frankreich nicht zu bieten vermochte, ein Ersatzmittel in der Fremde gesucht. Die Zensurstriche, Änderungen, Zusätze, die der Kaiser an dem Werke der Frau von Staël „De l'Allemagne" gemacht hat, und die durch späteren Abdruck als ein Denkmal jener Zeit aufbewahrt sind, zeigen eine wahrhaft abderitische Kleinlichkeit. Der anfänglichen Verstümmelung folgte überdies, wie bekannt, die gänzliche Unterdrückung des Buches auf dem Fuße nach, allein der Beweggrund dieser kleinlichen Maßnahme war die Erwägung, daß das Werk nicht französisch, daß sein geistiger Inhalt fremdartig, und volkswidrig sei. Niemals wurde der Preßzwang unter Napoleon zu einer Erniedrigung des Nationalgeistes, im Gegenteil, dieser erhob stolzer als jemals sein Haupt über die Völker Europas.

Napoleon hatte die französische Presse in straffe Zucht gebracht, er hatte ihr seine Uniform angezogen, aber ihre Macht überlebte die seinige. Vergeblich suchte während der Restaurationszeit die Regierung der Bourbonen die Preßfreiheit einzuschränken. Ludwig der Achtzehnte hob zunächst die Zensur auf, um sie 1818 in gemäßigter Form wieder einzuführen. Durch ein Gesetz vom 19. Januar 1822 wurde bestimmt, daß ohne königliche Genehmigung keine Zeitung mehr gegründet oder ausgegeben werden dürfe. Diese Zensurvorschriften bestanden bis zum Regierungsantritt Karls des Zehnten, der durch eine königliche Verordnung vom 29. September 1824 die Zensur wieder beseitigte. Aber die Presse erfreute sich nicht lange dieser Freiheit: Karl der Zehnte hatte, wie alle Bourbonen, „nichts gelernt nnd nichts vergessen" und er ließ sich im Juli 1830 zu den berüchtigten sechs „Ordonanzen" hinreißen, die den Lebensnerv der Presse empfindlich trafen und mit dazu beitrugen, die Revolution herbeizuführen. Mit dem Julikönigtum riß die liberale Strömung zunächst alle Preßschranken nieder, dann folgte wieder eine allmähliche Eindämmung des Zeitungswesens, aber die öffentliche Meinnng hatte inzwischen eine solche Macht erlangt, daß alle Versuche, die Presse dauernd niederzuhalten, sich als vergeblich erwiesen. Der französische Journalismus erlebte jetzt eine vorher nie gesehene Blüte. Diese neue Epoche setzte sofort mit der Thronbesteigung Ludwigs des Achtzehnten ein und erreichte während des Julikönigtums ihren Höhepunkt. Das neuerwachte Parteileben schuf sich neue Organe, Stimmführer des Liberalismus waren der „Causeur Européen", „Indépendant", „Courier français", „Constitutionel", „Aristarque". Als weitere Vorkämpfer dieser Partei traten „La Presse" (1833), „Siècle" (1836), „Patrie" (1842) auf den Plan; 1833 wurde der strengkatholische „Univers" ins Leben gerufen,

den Louis Veuillot ein halbes Jahrhundert geleitet hat. Dem offiziellen „Moniteur" leisteten ministerielle Blätter wie der „Publiciste" und „Etoile" freiwillige Handlangerdienste, den politischen Radikalismus verfochten der „Etat", den Sozialismus die „Réforme". Weit größer als der geistige Machtbereich dieser Blätter war der Einfluß des „Journal des Débats". Schon während der ersten Staatsumwälzung am 29. August 1789 hatte der Rechtsanwalt Gaultier de Biauzat aus Clermont die Zeitung als kleines Winkelblättchen erscheinen lassen. Aber erst 1799, als es durch Kauf in den Besitz der Brüder Bertin gelangte, entfaltete es sich zu voller Blüte. Unter Napoleon mußte es den Namen „Journal de l'Empire" annehmen, es wurde der Familie Bertin entrissen und einer Gesellschaft von Aktionären übergeben, kehrte aber 1814 wieder in den Besitz der berühmten Journalistenfamilie zurück und stieg nun zu einem leitenden Organ der Nation empor, das in gemäßigter Form eine königstreue Gesinnung vertrat und sich durch einen überlegenen, akademischen Ton weithin Ansehen verschafft. Nur die 1839 von Emile de Girardin gegründete Zeitung „La Presse" und der 1854 von Henri de Villemessant ins Leben gerufene „Figaro" konnten sich zeitweilig an Beliebtheit und Bedeutung mit dem „Journal des Débats" messen.

Der telegraphische Nachrichtendienst für die französische Presse hat sich erst während der fünfziger Jahre regelrecht ausgestaltet, als Charles Havas das von seinem Vater im Jahre 1840 eröffnete Bureau für Übersetzungen zu einem Depeschenbureau „Agence Havas" erweiterte, das 1879 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde.

Unter dem zweiten Kaiserreich beginnt der Niedergang der französischen Presse. Wie konnte ein Regiment, das die Geister entnervte und die Gewissen stumm machte, eine Presse ertragen, die eine freimütige Sprecherin und Stimmführerin der öffentlichen Meinung war. Die großen Zeitungen gingen jetzt mehr und mehr zurück, neue Gründungen, wie die des „Temps", des „Gaulois", des „Petit Journal" machten ihnen den Rang streitig. Die sogenannte kleine Presse trat jetzt in den Vordergrund und unterhielt die Gesellschaft mit pikanten Schilderungen der Tagesneuigkeiten, der Klatsch machte sich breit, der Journalismus zeigte eine vollendete Fertigkeit, das Verfaulte zu parfümieren und für den Gaumen des reichen Pöbels schmackhaft zu machen. „Heutzutage" — so klagte Rigaud am 28. Oktober 1858 im Journal des Débats — „heutzutage sind die Zeitungen Bulletins, Ephemeriden, Anzeigen; man liest sie, um die Ereignisse des vorigen Tages, den Titel des neuen Stückes, den Kurs der Rente zu erfahren. Sie versammeln um sich eine Menge Müßiggänger, die mit Behagen beobachten, wie sie in der Mitte der Klippen einhertreiben, ähnlich wie die Wanderer am Meeresstrand mit dem Blick die Barken im Sturm verfolgen". Und Claude Tillier schrieb: „Es gibt auf dem Gebiete der Kunst nur etwas, was man den kulinarischen Leistungen vergleichen kann, nämlich die Leistungen des heutigen Journalismus. Und dabei ist doch noch ein Unterschied:

ein Ragout läßt sich wieder warm machen, eine Schüssel mit fetter Leber kann einen ganzen Monat aushalten, ein Schinken kann seine Bewunderer wieder um sich versammeln, aber ein Zeitungsartikel hat nur den nächsten Tag. Man wirft ihn auf den Schreibtisch, wie man die Serviette auf den Tisch wirft, wenn man gespeist hat". — Mit dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches verliert die französische Presse die stolze, vornehme Haltung, die ihre besten Blätter bis dahin gewahrt hatten. Nicht eine einzige Zeitung ist zu nennen, die 1870 nicht in das Huronengeheul des Chauvinismus einstimmte, die nicht angefressen war von dem Wahne nationaler Selbstvergötterung, die den Mut hatte, den Tatsachen ehrlich ins Gesicht zu schauen. Aber auch in ihrem Niedergange ist die französische Presse bis zum heutigen Tage eine nicht zu unterschätzende Macht, sie übt noch immer in dem Zeitungswesen der kleinen Staaten eine Herrschaft aus, wie ein Veteran unter Rekruten, sie ist noch immer wie keine andere eine europäische Lektüre. — Die Gründe für diese einzige Erscheinung liegen nicht bloß in der weiten Verbreitung der französischen Sprache, auch nicht in der verhältnismäßig großen Freiheit der französischen Presse, sondern in der ganzen Art ihrer Entwicklung und Ausbildung, die in innigster Wechselwirkung mit dem französischen Nationalcharakter steht. Man hat das französische Volk ein „peuple femme" genannt. Jedenfalls hat es mit der edlen Weiblichkeit die gewandte Zunge und die Lust am Plaudern gemeinsam. Der Franzose ist ein geborener Schauspieler, er ist auch ein geborener Journalist. Der Trieb dazu liegt im Blute. Von den alten Galliern erzählt Cäsar (Commentarii de bello Gallico 4. 3.) „Est autem hoc Gallicae consuetudinis, ut et viatores, etiam invitos consistere cogant, et quod quisque eorum de quaque re audierit aut cognoverit, quaerant, et mercatores in oppidis volgus circumsistat, quibus ex regionibus veniant quasque res ibi cognoverint, pronuntiare cogat". Jene Gallier, welche die Reisenden anzuhalten und nach Neuigkeiten auszufragen pflegten, d. h. sie gewaltsam zu Journalisten preßten, sind die echten Stammväter der französischen Ansiedler in Louisiana, die von Zeit zu Zeit in die Stadt kamen, nur „um ein wenig zu plaudern", nämlich hundert und mehr Meilen zurücklegten, um in New-Orleans ihrem Drange nach geselliger Unterhaltung Genüge zu leisten. Aus diesem allmächtigen Trieb zur Konversation erwuchs im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das Pariser Salonleben mit seiner feinen, geselligen Kultur, seinem Vergnügen an Witz und Geist. In den Salons fanden sich die Männer zusammen, die als Schriftleiter oder Mitarbeiter angesehener Zeitungen die öffentliche Meinung schufen. Ein im Salon geprägtes Witzwort wurde durch die Presse in Paris und Frankreich verbreitet und ging so für den Volksgeschmack nicht verloren. Eine Idee, die zündete, lief elektrisch durch alle Stände, um möglicherweise noch beim Proletariat einzuschlagen. Durch die Wechselwirkung mit der Salonwelt empfing das Pariser Zeitungsleben sein besonderes Gepräge, dort gewann es jene vornehme Haltung, jene altfranzösische

„Kourtoisie", die erst den Hut vor dem Gegner zieht, ehe sie den Degen wider ihn kehrt, und die ihm, wenn er den dreischneidigen Stich im Leibe hat, manierlich den Sekundanten schickt, um sich nach dem Befinden des Feindes zu erkundigen. Und die Vornehmheit des Tones war eine wesentliche Bedingung des Einflusses der französischen Presse. „Denn die Freiheit und Gleichheit", so sagt Thiers 1839, „besteht weniger darin, daß der Marquis ein Bürger, als daß der Bürger ein Marquis geworden ist." Gefügig und schmiegsam wußte sich die französische Presse den geselligen Verhältnissen, den Bedürfnissen, dem Geschmack der Nation anzupassen und alle Züge ihres Charaktersbildes aufzufassen und widerzuspiegeln. Sie war eine glänzende Verkörperung des Pariser Geistes und, da Paris im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts allmählich Frankreich wurde, des Nationalgeistes überhaupt. Die Vereinigung des politischen und literarischen Lebens in einem Mittelpunkt, in einer Hauptstadt, war eine der wichtigsten Bedingungen für den Aufschwung der Presse. In Deutschland hatte das Zeitungswesen keinen einheitlichen Mittelpunkt, Provinzblätter wie die „Augsburger Allgemeine Zeitung", die „Kölnische Zeitung" hatten jahrzehntelang für unser politisches und literarisches Leben eine größere Bedeutung, als irgendein Blatt in Berlin oder Wien. Auch in Frankreich suchte man während der dreißiger Jahre gegen die Zentralisation der Presse einen Sturmlauf zu machen. Es waren die Legitimisten der „Gazette de France", die diesen Gedanken faßten. Alsbald entstanden an allen Ecken und Enden kleine „Gazetten", die gewaltig in die Trompete stießen und Himmel und Erde in Bewegung setzten zur „Emanzipation der Provinzen". Aber eine humorvolle Fügung wollte es, daß die Sache schnöde ins Gegenteil umschlug. Denn die Befreiungsapostel der Provinzen fristeten nur dadurch als Zeitungsschreiber ihr Dasein, daß sie mit jeder Post von Paris aus ihre Losung empfingen und von dem Mittelpunkt, gegen den sie ankämpften, an Marionettenfäden gezogen wurden. Es waren Strohmänner, die ihre Seelen verleugneten und sich als Provinzler gebärdeten, während ihr Herz in Paris war. Die literarische Vorherrschaft der Hauptstadt blieb unerschüttert, die Provinzen verhielten sich lediglich empfangend. In Paris selbst aber hatte jede Zeitung gewissermaßen ihre Provinz, nämlich ihr Publikum, das auf sie eingeschworen, für das ihr Urteil entscheidend ist. Es sind die treuen Gläubigen, die alles mißachten, was nicht in ihr Leibblatt kommt, und keine Gedanken haben als die, welche die Zeitung ihnen liefert, Leute, deren kindliche Unbefangenheit in einer so weltklugen Hauptstadt fast idyllisch berührt. Und dieser Teil des Publikums ist auch heute noch größer als man glaubt. Nicht das große Paris, aber jedes kleine Stadtviertel hat seine Kleinstädter, so treuherzig wie in der Provinz und beseelt von dem gleichen aufrichtigen politischen Köhlerglauben.

Die politische Zentralisation ermöglichte die machtvolle Entwicklung des französischen Zeitungswesens und versorgte die Tageblätter mit einem glänzenden Stabe von Mitarbeitern. Durch den Umstand, daß man die

Anonymität in der Presse aufgab, daß in den führenden Blättern die Verfasser ihre Artikel mit ihren Namen unterzeichneten, war dem Journalisten die Möglichkeit geboten, als schriftstellerische Persönlichkeit unmittelbare Fühlung mit dem Publikum zu gewinnen und seiner Feder Ruhm und Ansehen zu erwerben. Er stand nicht mehr hinter den Kulissen wie sein deutscher Kollege, er trat mit offenem Visier auf die Bühne und redete zum Volk. Bald waren die ersten Geister der Nation in den Journalen vertreten, und mehr Befriedigung als die Erlangung eines Mandats für die Deputiertenkammer erweckte das Gefühl, von einem großen Publikum gelesen, verstanden, besprochen und bewundert zu werden. Man drängte sich an das Steuer der Presse wie zum Staatsruder. Chateaubriand, Villemain, Salvandy, Nodier, Jules Jamin, „le prince de la critique", wie man ihn nannte, schrieben für die „Débats"; beim „Constitutionel" trat 1821 der junge Thiers als Mitarbeiter ein, im „Moniteur" veröffentlichte Sainte Beuve seine „Causeries de lundi", Theophile Gautier, Alexander Dumas, Arsène, About u. a. stellten ihre Feder diesem Blatte zur Verfügung. Das alte Rom holte seine Staatslenker und Feldherren hinter dem Pfluge her, Frankreich seine politischen Führer von dem Redaktionstische. Benjamin Constant, Lebrun, Thiers, Girardin waren Journalisten, ehe sie Ministerposten bekleideten. Und heute noch ist Frankreich diesem Brauche treu geblieben. Der vielgenannte Gesandte in Rom, Barrère, war ehemals Journalist. Hat er seine Sendung weniger geschickt erfüllt als Herr von Flotow oder Bülow? Soviel steht fest, daß er die Macht der Presse in Italien kannte und damit die öffentliche Meinung wirksam bearbeitete, lange ehe dieser Weltkrieg begann. —

Wie die politische Welt, so beherrschte die Tagespresse auch das literarische Leben. Ihre Übersichten und Besprechungen sicherten oder beschränkten die Erfolge dichterischer Leistungen, gingen den literarischen Berühmtheiten mit schonungsloser Kritik oder den feinen Nadelstichen der Schalkheit zu Leibe, hoben unbekannte Talente aus dem Dunkel der Verborgenheit und stellten sie in das Licht des öffentlichen Interesses. Eine schlimme Schattenseite ihrer Tätigkeit war dann freilich die raffinierte Ausbildung des Reklamewesens, der gegenseitigen Lobesversicherungen, die den Buchhandel zu einer Spekulation und die Literatur zu einem Geschäft erniedrigten. — In die Entwicklung der erzählenden Literatur griffen die französischen Zeitungen durch eine Neuerung ein, die bald die ganze europäische Presse übernahm. Es war das „Journal des Débats", das 1830 den Zeitungsroman einführte. Es begann mit dem Abdruck einiger kleiner Erzählungen von Soulié, veröffentlichte dann sofort den großen Roman „Die Geheimnisse von Paris" von Sue, denen „Die drei Musketiere" von Dumas folgten. Diese Erzählungen waren gewiß von fragwürdiger Bedeutung, aber sie erregten ein gewaltiges Aufsehen und vergrößerten den Leserkreis des Blattes. Fortan war das Feuilleton ein wichtiger Bestandteil einer Zeitung, von dem ihre Anziehungskraft heute nicht zum wenigsten abhängt.

Für den politisch Interessierten war aber während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Leitartikel die Hauptsache. Im Vergleiche mit ihm erschien alles andere als Lückenbüßer. „Ist der Tendenzartikel gut", sagt St. Abran, „so gilt die Zeitung für gediegen, mag auch der Überblick über die Tagesgeschichte lückenhaft und zerrissen sein. Das Ausland übersehen wir; wenn gerade eine Fülle einheimischen Stoffes drängt, so mag selbst eine Begebenheit von einiger Bedeutung unbeachtet bleiben, sofern sie uns nicht betrifft. Der Deutsche ist historischer gestimmt; er will zugleich Geschichte in seiner Zeitung lesen, eine Geschichte der Gegenwart mit der Gewissenhaftigkeit zusammengetragen, womit ein Historiker seine Quellen sammelt, durch keine Parteiabsicht bestochen, keine vorgefaßte Meinung gefärbt, von keinem Zwecke bestimmt, als dem der geschichtlichen Wahrheit. Wir Franzosen aber sind nicht kühl und platonisch genug, um aus einer Mondperspektive herab das, was um uns her lebt und webt, als einen Stoff der Geschichte zu besehen; wir sind nicht parteilos in Europa, weil wir uns einbilden, daß uns alles angeht und daß wir in alles eingreifen müssen. Wir schmeicheln uns selbst; wir verfälschen die Geschichte, noch während sie im Geschehen begriffen ist; wir machen uns täglich lächerlich durch die gänzliche Unkenntnis alles dessen, was nicht Paris ist. Und dessenungeachtet ziehen wir den halben Kontinent tagtäglich an dem Faden unserer Zeitungslektüre nach, wie ein spielender Knabe einen Hornschröter." Diese Worte voll Selbsterkenntnis enthalten keine Übertreibung. Es ist niemals eine Presse so mächtig gewesen und es wird vielleicht niemals wieder eine Presse so mächtig sein wie die französische während der Restauration, als fast ganz Europa die geistigen Kämpfe miterlebte, die in Paris gekämpft wurden, und der Pariser Journalismus für jeden Strebenden ein Bedürfnis, eine Bedingung, ein Salz seines politischen Geistes war.

Die deutschen Regierungen haben nichts getan, um diesem Einfluß entgegenzuarbeiten. Während der Befreiungskriege war auch die deutsche Presse ein gewaltiger Hebel der öffentlichen Meinung — den „Rheinischen Merkur" von Joseph Görres nannte Napoleon die fünfte Großmacht — aber wenige Jahre später waren alle Tageblätter und Zeitschriften, die eine innere Erneuerung und Vertiefung unseres nationalen Lebens anstrebten, unterdrückt und verschwunden.*) Dieses Jammerbild des deutschen Zeitungswesens war das Geschöpf einer deutschen Staatseinrichtung: der Zensur. Die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse und die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819 bedeuteten den Untergang der deutschen Preßfreiheit. Die Zensur hat hier lange Zeit alle deutschen Gedanken aus dem Wege geräumt, sie vor allem hat die deutsche Presse mit gebundenen Händen an das Ausland ausgeliefert. Denn da die Zensur die Verhandlung und Besprechung deutscher Fragen den Zeitungen untersagte, so richtete sich das politische Interesse auf die Angelegenheiten und Ereignisse in

*) Vergl. meinen Aufsatz „Die Verwelschung der deutschen Presse in der vormärzlichen Zeit" im „Tag" Ausgabe B Nr. 129 vom 5. Juni 1915.

den Nachbarländern. Die offiziellen Staatszeitungen gingen mit dem bösen Beispiel voran. Das öffentliche Leben der Franzosen und Engländer, die Verhandlungen in den Ständeversammlungen und Parlamenten dieser beiden Nationen, die Tagesgespräche ihrer Hauptstädte mußten die Spalten der deutschen Blätter mit Lesestoff füllen, und für Deutschland blieben nur bescheidene Lückenbüßer, oft nur vereinzelte Zeilen übrig, um diese Rubrik nicht allzu leer ausgehen zu lassen. Von Staats wegen, durch die Schuld der Zensur, erhielt die alte deutsche Sucht, sich für Fremdes zu begeistern und alles Ausländische höher zu bewerten als das Einheimische, neue Nahrung. Frankreichs Presse war die hauptsächlichste Stoffquelle für unsere Tageblätter, und aus der stofflichen Abhängigkeit entwickelte sich bald ein williges Helotentum. Dem französischen Journalismus, der als eine Verkörperung des Nationalgeistes nach außen hin mächtigen Eindruck machte, erlag die von ihren Führern verlassene, in ihrer Bewegungsfreiheit völlig gehemmte deutsche Presse. Unsere Zeitungen wurden zum größten Teil verhunzte Kopien französischer Originale, ohne Geist, ohne Charakter, ohne irgend etwas, was einer Seele gleichsähe, ja ohne eine Ahnung, daß es eigentlich eine Jämmerlichkeit sei, keine Seele zu haben. Ein Lakai, der Sonntags in den abgelegten Kleidern seines Dienstherrn stolziert, ist ein Weltmann im Vergleich mit dem Philisterfinn des deutschen Zeitungslesers in den zwanziger und dreißiger Jahren. Nichts kennzeichnet besser die Gallomanie des damaligen deutschen Publikums als die große Verbreitung französischer Zeitungen in Deutschland. So hatte das „Journal des Débats" im Jahre 1831 nicht weniger als 698 Abonnenten in Deutschland, die „Gazette de France" war in 365 Nummern verbreitet. Einer geringeren Beliebtheit erfreuten sich der „Courier Français", der „Messager des Chambres" u. a. Aber auch ihr Leserkreis erscheint nicht unbedeutend, wenn man die niedrigen Auflagen der damaligen preußischen Blätter in Anschlag bringt. Erschien doch die „Kölnische Zeitung" im Jahre 1820 erst in 1861 Exemplaren*). Wie dieses Übergewicht der französischen Tagespresse in Deutschland sich in allen Kundgebungen der öffentlichen Meinung, im russisch-türkischen Kriege vom Jahre 1829, in der Beurteilung des belgischen Aufstandes, in der Begeisterung der Julirevolution sich fühlbar machte, habe ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt**). Vergeblich erhoben vaterländisch gesinnte Männer, an ihrer Spitze Ernst Moritz Arndt, ihre warnende Stimme, umsonst wiesen sie auf die Übermacht der französischen Presse hin und forderten, „um den welschen Geist durch den deutschen Geist zu bekämpfen", die Aufhebung oder doch eine Lockerung des bestehenden Preßzwanges. Die deutschen Regierungen sahen in der Presse nur ein notwendiges Übel, das man dulden mußte, weil man es nicht abschaffen konnte, ihre werbende Kraft im Dienste deutscher Kultur zu benutzen, daran dachte man nicht. Ganz anders die fran-

*) Vergl. Ludwig Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Oldenburg und Leipzig 1906." Band 3 Seite 261 und 326.

**) Vergl. den oben genannten Artikel im „Tag."

zösischen Machthaber. „Jeder Einfluß eines französischen Blattes ohne Unterschied der Farbe ist ein französischer Einfluß, jedes Übergewicht französischer Ideen ein Gewinn Frankreichs", schrieb Guizot am 9. Mai 1846 an Lamartine. „Die deutsche Presse", so fährt er fort, „wie sie derzeit beschaffen ist, ist unsere Schöpfung, und die deutsche Zensur bloß unsere Handlangerin dabei; sie gehört uns, wie die Kreatur ihrem Herrn oder die arme Seele dem Teufel". Dieser politischen Unmündigkeit unseres Zeitungswesens haben unsere Waffensiege von 1866 und 1870 ein Ende bereitet. Aber auf dem Felde der Kunst und Dichtung blieb der Einfluß des französischen Geistes mächtig, ja, seit dem Aufkommen des Nationalismus wuchs er so gewaltig an wie in den Tagen Gottscheds. Ich will hier nur daran erinnern, daß es in den achtziger und neunziger Jahren in Deutschland zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften gab, die jeden Roman Zolas in spaltenlangen Artikeln besprachen, während sie für die Würdigung einer Meisternovelle Storms, Meyers, Fontanes, Raabes kaum einige Zeilen zur Verfügung hatten. Hoffentlich wird der gegenwärtige Weltkrieg in dieser Hinsicht reinigend und befreiend wirken! —

Wie wir mehr als ein halbes Jahrhundert im eigenen Lande durch verkehrte Maßnahmen den Einfluß der französischen Presse auf unser Zeitungswesen und damit auf die öffentliche Meinung unseres Volkes fördern halfen, so haben wir alles unterlassen, dem erobernden französischen Journalismus in unseren Nachbarstaaten einen Damm entgegenzusetzen. Unsere Heere stehen heute in Belgien. Dort tobt seit 1830 der Kampf zwischen Germanismus und Romanismus, zwischen den welschen Wallonen und den uns stammverwandten Flamen. Schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wiesen Menzel, Warnkönig, Hoffmann von Fallersleben u. a. darauf hin, daß es unsere Pflicht sei, der germanischen Mehrheit in Flandern unsere Hilfe zu leihen und ihr einen geistigen Rückhalt im Kampfe gegen die „Leliards" zu bieten. Genau das Gegenteil haben wir getan. Wir haben weder die flämische Presse unterstützt noch die Gründungen deutscher Zeitungen in Belgien angeregt. Wir haben vielmehr den Männern, die das Flamentum enger an das deutsche Geistesleben anschließen wollten, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Als J. Kuranda im Jahre 1841 in Brüssel „Die Grenzboten, Blätter für Belgien und Deutschland" ins Leben rief, verhinderte die preußische Regierung durch kleinliche Maßnahmen die Verbreitung dieser zensurfrei im Auslande erscheinenden Wochenschrift, sodaß Kuranda sich gezwungen sah, Brüssel zu verlassen und nach Leipzig überzusiedeln, wo er seinem Unternehmen eine andere Richtung gab und Erfolg hatte. Damit aber war wieder ein Vorposten deutscher Kultur in Belgien preisgegeben, ein Vorkämpfer des Germanentums zum Schweigen gebracht. So wenig begriffen unsere Regierungen die wahren Aufgaben einer nationalgesinnten Presse. Ist es seit der Reichsgründung im Jahre 1870 besser geworden? Unter den Liedern Hoffmanns von Fallersleben findet sich ein Gedicht vom 1. Oktober 1875, in dem er seinem Grimm gegen den Gesandten des neuerstandenen Reiches in

Brüssel Luft macht und dem Vertreter Deutschlands vorwirft, daß er seine Pflichten gegen Amt und Rasse vergessen und die französisch-gesinnten Belgier unterstützt habe.

„Ist das ein deutscher Reichsgesandter,
Der weder deutsch noch flämisch spricht?
Er fühlt den Welschen sich verwandter,
Die Stammgenossen kennt er nicht."

Tatlos haben wir zugesehen, daß ein uns stammverwandtes Volk immer mehr dem Banne des Franzosentums verfiel, und die übermächtige Presse Frankreichs das gesamte öffentliche Leben in Belgien beherrschte.

Auch das italienische Zeitungswesen ist fast ausnahmslos ein Trabant des französischen gewesen. Wie heute, so konnte man 1870 in Blättern wie die „Mailänder Perseveranza", „Libertà", „Il Tribuno", „La Capitale", „Gazetta di Roma", „Riforma" u. a. lesen, daß der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ein Rassenkrieg sei. Die Existenz der lateinischen Rasse, der das barbarische Germanentum den Untergang geschworen, stehe auf dem Spiele und müsse in gemeinsamer Abwehr verteidigt werden.*) Da las man täglich z. B. in der „Libertà" haarsträubende Geschichten von den unerhörten Grausamkeiten, die unsere Truppen in Frankreich verübt haben sollten. Da wurde im Bilde dargestellt, wie der Hunnenherrscher Attila den König Wilhelm als würdigen Nachfolger begrüßt, wie Garibaldi den Preußenkönig vermittelst eines mit der Inschrift „Digione" (Dijon) bezeichneten Steines zu Boden wirft. Derartige geschmacklose Frivolitäten, die noch zu den harmlosesten Leistungen auf dem Gebiete der Schmähschriften gehören, waren würdige Vorläufer der gemeinen Zerrbilder, die gegenwärtig in den Schaufenstern Roms die Stimmung der Bevölkerung aufreizen. Die weitaus größte Mehrzahl der italienischen Zeitungsschreiber bestand aus urteilslosen Nachbetern französischer Schlagphrasen. Die italienische Presse entnahm ihre auswärtigen Nachrichten fast ausschließlich französischen Zeitungen, die wiederum ihre Belehrung einzig den beiden offiziösen Agenturen „Havas" und „Bullier" verdankten. An deutschen Korrespondenten und Blättern, die das notwendige Gegengewicht hätten bilden können, fehlte es ganz.

Wie in Florenz und Rom, so fand auch in Rußland, in Petersburg und Moskau die französische Presse schon lange vor dem Abschlusse des russisch-französischen Bündnisses eine große bereitwillige Gefolgschaft. Wir reden immer noch von der traditionellen Freundschaft Rußlands. Wie viele von denen, die diese Redensart im Munde führen, wissen, daß die moskowitische Presse schon 1870 nur ein Echo der französischen war, daß damals mit Ausnahme einer Monatsschrift des „Europäischen Boten" alle einflußreichen Zeitungen, Blätter wie der „Golos", die „Börsenzeitung", die „Moskauer Zeitung" dem preußisch-deutschen Staat, überhaupt allem, was deutsch war, den Krieg

*) Vergl. meinen Aufsatz „Deutschland und die italienische Presse in den Jahren 1870 und 71". Im „Tag" Ausgabe B Nr. 140 v. 18. Juni 1915.

bis aufs Messer ankündigten. Die Depeschen der Wolffschen Telegraphenagentur galten als preußische Lügen, nur die der sogenannten russischen Agentur, die es sich zur Aufgabe machte, die in Tours ausgebrüteten gallischen Phantasien dem russischen Publikum in vermehrter Auflage vorzusetzen, fanden Glauben. In einem Aufsatze „Klage eines Deutschen über die russische Presse", der 1870 in den „Preußischen Jahrbüchern"*) erschien, ruft der Verfasser aus: „Herr von Girardin hat nicht tauben Ohren gepredigt, seine Worte fanden sogar am fernen Ufer der Newa begeisterten Widerhall. Wer die unfertigen, halben, ungesunden Zustände des heutigen Rußland kennt, wird sich nicht wundern, daß die Irrlehren der Pariser Presseapostel bereits in Fleisch und Blut des lesenden Teils der Bevölkerung übergegangen sind und daß es ganz unmöglich ist, selbst mit gebildeten Russen eine ruhige politische Diskussion zu führen. Pangermanismus ist der beliebte Popanz unserer Presse, Pangermanismus ist für diese Leute schon die Bildung eines festen, einheitlichen deutschen Staates, Pangermanismus ist jede Regung des mit Füßen getretenen Deutschtums in den Ostseelanden, Pangermanismus ist das Streben der Deutsch-Österreicher, den Staat vor dem Verfall zu schützen, Pangermanismus ist mit einem Worte alles, was sich dem großen slawischen, das heißt russischen Zukunftstraum, dem Panslawismus, entgegenstellt". Im Anschlusse an die französische Presse feierte man in russischen Blättern den Todesmut der Turkos und Zuaven, deren Verwandschaft mit den Kosaken und Baschkiren man richtig herausfühlte. Die „Moskauer Zeitgenössischen Nachrichten" und die „Moskauer Zeitung" überboten sich in gellenden Kriegsfanfaren gegen Deutschland, und die von Frankreich vielfach erkauften in Gift und Galle getauchten Federn verstanden es, ein von Natur gutmütiges apathisches Volk zum wildesten Fanatismus aufzustacheln. —

Das sind die Triumphe des französischen Zeitungsgeistes. Angesichts dieser Erfolge konnte Lamartine mit Recht ausrufen: „Unsere Nation darf stolz sein auf ein Zeitungswesen, das uns so viele fremde Geister botmäßig macht und im tiefsten Frieden Schlachten gewinnt, die einen weiteren Einfluß als unser Handel und einen mächtigeren als unsere Waffen ausgeübt hat". Wir Deutsche aber haben allen Grund, in den Fragen, die das Pressewesen betreffen, von unseren westlichen Nachbarn zu lernen. Wir müssen aufräumen mit den rostigen Vorurteilen, die in der Bürokratie und in der Gelehrtenzunft noch heute gegen die Zeitungen herrschen. Wir haben in diesem Weltkriege gesehen, welch ein gewaltiger Hebel der öffentlichen Meinung die Tagespresse ist. Die Kraft dieses Hebels zu stärken und für unsere vaterländischen Aufgaben in Bewegung zu setzen, ist unsere unabweisbare nationale Pflicht. Dann wird das Wort in Erfüllung gehen, das Gustav Freytag, der Verfasser des „Journalisten" im Jahre 1871 seinen Leipziger Berufsgenossen zurief: „Die deutsche Presse muß die Welt erobern".

*) Bd. 26. S. 621 ff.

Vom natürlichen Stil

Von Dr. V. Franz

Lieſt man Geſuche, die von einfachen Leuten den Behörden eingereicht werden, ſo findet man, daß nur die wenigſten von dieſen Leuten ſchreiben, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt; aus den Worten dieſer wenigen ſpricht Einfachheit und Geradheit. Andere ſuchen durch gewählte Ausdrücke und umſtändlichen Satzbau den Unterſchied, der nach ihrer Meinung zwiſchen Umgangs- und Schriftſprache ſein müßte, zu erreichen. Wieder andere gehen zum Winkeladvokaten und bezahlen einen harten Taler für ein Schreiben, das durch Wortſchwall und Handſchrift den Unerfahrenen beſticht, aber inhaltlich höchſt unbedeutend iſt und keineswegs beſondere Ausſichten auf Erfolg hat.

Das geringe Vertrauen der Leute zu ihren eigenen Fähigkeiten im Briefe- oder Geſuchſchreiben beruht großenteils darauf, daß ſie als Schriftſprache aus Zeitungen und aus amtlichen Schriftſtücken nicht ein natürliches Deutſch kennen, ſondern eine Sprache, vielmehr einen Stil, der reich an Umſtändlichkeiten und Unnatürlichkeiten iſt. Dieſer Stil birgt für einfache Leute oft geradezu Rätſel, ſo daß ſie ſich über den Inhalt des Textes überhaupt nicht klar werden, oder mindeſtens in ihnen das Gefühl erweckt wird, ſie könnten ſo etwas nicht nachmachen und mithin nicht ordentliches Schriftdeutſch ſchreiben.

Zu den in ſolcher Weiſe fremd anmutenden Sprachunarten oder Sprachdummheiten, die zudem noch ſehr unſchön und verwerflicher als manches Fremdwort ſind, gehören Worte wie „Rückanwort" ſtatt „Antwort" oder Sätze wie „die Gefahren würden um ein Beträchtliches herabgemindert" ſtatt „die Gefahren würden beträchlich vermindert". Ebenſo wird die gerade, natürliche Schreibweiſe beeinträchtigt durch die Veränderung des Prädikatsadjektivs in Sätzen wie „Die Gelegenheit iſt eine günſtige" oder gar „. . . iſt als eine günſtige anzuſprechen" ſtatt einfach „die Gelegenheit iſt günſtig". Unlängſt wurde in der in Frankfurt a. M. erſcheinenden „Umſchau" darauf hingewieſen, daß die Veränderung des Prädikatsadjektivs lediglich durch Überſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen bei uns eingeſchleppt iſt. Es gibt aber noch eine Anzahl viel ſchlimmerer Gallizismen oder Anglizismen. „Gefolgt von", die wörtliche Überſetzung des franzöſiſchen „suivi de" oder des engliſchen „followed by", iſt grammatiſch unrichtig; denn da „folgen" den Dativ regiert, darf es nur heißen „ihm folgte . . .". Ein anderer, leider häufiger grammatiſcher Fehler iſt „eine teilweiſe Rückbildung". „Teilweiſe"

ist ein Adverb und kann nicht als Adjektiv gebraucht werden; also muß man sagen „es erfolgte teilweise eine Rückbildung", wenn man nicht „eine partielle Rückbildung" sagen und somit ein Fremdwort gebrauchen will, das sich meist nur in wissenschaftlichen Werken empfiehlt — man sagt „eine partielle Sonnenfinsternis" —, während im Französischen das gleichlautende Eigenschaftswort zum eisernen Bestand der Sprache gehört. Ebenso gibt es keine „ruckweise Bewegung", wohl aber kann eine Bewegung ruckweise erfolgen.

Zu den Verstößen gegen die Grammatik gehört auch das gleichfalls gebräuchliche „nach aufwärts", „nach vorwärts"; das „nach" muß wegbleiben, da schon das bloße „aufwärts" wie „rückwärts" und jede Zusammensetzung mit „wärts" auf die Frage „wohin?" antwortet. Viel gesündigt wird auch mit Endsilben wie „-lich", „-ler", „-risch" und anderen mehr. „Antwortlich Ihres geehrten Schreibens" ist ja vollendeter Unsinn. Aber auch „staatskundlich", „fremdwörterisch" und ähnliche ungewöhnliche Wortbildungen sind schon recht bedenklich. „Verstaatlichung" ist wenigstens grammatisch richtig gebildet, aber wie konnte man trotz berechtigten Widerspruches „Verstaatlichung" beibehalten, wenn etwas städtisch gemacht oder von der Stadt übernommen wird? Der Naturwissenschafter kann es sich entschieden verbitten, „Naturwissenschaftler" genannt zu werden. Ist er auch nicht in jedem Falle ein Naturforscher, so beschäftigt er sich mit seinem Fache doch ernsthaft; er „wissenschaftelt" nicht, denn das wäre Spielerei.

Die bloße Endung „-er" ist allerdings sehr zweckmäßig, sie gestattet kurze, einwandfreie Wortbildungen und hat ihre Wurzel im deutschen Volksmund. Ihm verdankt der „Eisenbahner" seine vortreffliche Bezeichnung, und nicht minder wie „Funker" empfiehlt sich das jüngst in Vorschlag gebrachte Wort „Krafter" für „Kraftwagenführer". „Wursterei" ist eine vortreffliche, meines Wissens im Heere aufgekommene Wortbildung. Von oben her einzuführende neue Wortbildungen dürfen eben nicht zu umständlich sein. Der „Süßigkeitenhersteller" statt „Konditor" wird sich hoffentlich nicht einbürgern; wenn er nicht einfach der „Süßer" sein soll, dann nenne man ihn „Zuckerbäcker", wie er schon in den Kinderbüchern heißt.

Unnötige Umständlichkeiten, wie wir schon eingangs einige erwähnten, gibt es noch viele. „Worin besteht das Wesen dieser Verwundungen?" schreibt ein Arzt, statt „was ist das Wesen . . ." oder „worin bestehen diese Verwundungen?". „Es kommt noch der Umstand hinzu, daß . . ."; besser „es kommt noch hinzu, daß . . .". Das Wort „vermittels" kann stets durch „mittels" und noch besser durch „mit" oder „durch" ersetzt werden; wie wenig es unserer Sprache eigentümlich ist, beweist die häufige falsche Schreibart „vermittelst" oder „mittelst". „Zwecks" und „behufs" ersetzt man meist vollkommen durch „zum" oder „zur", „letzterer" durch „er" oder „der . . ." mit wiederholtem Substantiv, ebenso „derselbe" mit „er" oder „der . . .". Das Wort „derselbe" sollte man für den besonders deutlichen Hinweis auf die Identität vorbehalten,

der gelegentlich nötig ist. Dagegen tadle ich nicht das „derjenige", es ist durchaus volkstümlich, volkstümlicher als das im Schriftdeutsch manchmal dafür eintretende „jener". Auch das „welcher" durch „der" zu ersetzen, empfiehlt sich nach meinem Empfinden nicht allzuoft; es ist eine sprachliche Abschleifung, die allerdings der Einfachheit des Stils oft zugute kommt, aber nicht immer nötig ist.

Ein wenig schönes Wort ist „andererseits", welches sprachwidrig oft zu „anderseits" abgekürzt wird. Seine Verwendung empfiehlt sich nur zur ausdrücklichen, umständlichen Gegenüberstellung, tatsächlich aber wird es viel häufiger zur Anknüpfung in viel verschwommnerem Sinne gebraucht, wo ein einfaches „auch" oder ein geschickter Satzbau ohne Bindewort genügt. Auch „seinerseits" und „diesseits" lassen sich oft, „diesbezüglich" aber immer vermeiden. Ein Monstrum in der deutschen Sprache ist „beziehungsweise", abgekürzt „bezw.". Wie wenig der ungebildete Mann mit dieser Abkürzung etwas anzufangen weiß, lehrt die Skala von Auswegen, die der Feldgraue beim Lesen dieser vier Buchstaben sucht, und die mit „bezogen, bezüglich, bezwangs, bezwecks, bezweiflicht" noch nicht beendet ist . . . , sondern nun kämen erst noch unvollständige und ganz verstümmelte, hilflose Verlegenheitswortbildungen, auf die der einfache Soldat im Augenblick verfällt. „Beziehungsweise" oder „respektive" kann hundertmal hinreichend verständlich durch „oder" und „und" ersetzt, andernfalls durch geeigneten Satzbau leicht vermieden werden, und das wäre sehr wünschenswert, denn das Wort „beziehungsweise" ist nicht nur unpopulär, also undeutsch, sondern zudem macht man einen grammatischen Fehler, wenn man ein Adverbium anstelle eines Bindewortes gebraucht. „Leberblümchen und Veilchen mit ihren blauen oder, beziehungsweise, violetten Blüten . . .", das wäre wenigstens grammatisch richtig, aber schließlich umständlich.

Über diesen Punkt wäre sich vielleicht schon mancher klar geworden, wenn man sich nicht gewöhnt hätte, das Wort abgekürzt „bezw." zu schreiben. Wie leicht wirft man doch so eine Abkürzung hin, und wie oft kann derjenige, welcher der Sache nachgeht, erkennen, daß gerade die abgekürzte Schreibweise wie hier so auch in anderen Fällen zu einem gewissen Schlendrian verleitet, zu einer Verschwommenheit, die man beim unabgekürzten Ausschreiben der Worte sich nicht gestatten würde. Mit „m. E." übernimmt der Schriftsteller persönliche Verantwortung für die in einem Satze aufgestellte Behauptung, doch im allgemeinen wohl nicht so viel davon, wie wenn er deutlich „meines Erachtens" oder „nach meiner Meinung" zu schreiben wagt. Ich sehe nicht ein, warum „und so weiter" mehr Anrecht auf Abkürzung hat, als das gewöhnliche „und". Würde man es immer ausschreiben, und zwar nach Sätzen nicht anders als unter Voransetzung eines Kommas, so würde der Schriftsteller nur in wirklich geeigneten Fällen es dem Leser überlassen, einen Gedankengang weiter zu spinnen, während er selbst sich dies durch Verwendung der Abkürzung in viel häufigeren Fällen erspart.

Undeutsch, weil unpopulär, ist auch jeglicher „Betreff“. Statt „in dem betreffenden Abschnitt“ sagt man oft weit besser „in den einzelnen Abschnitten“, in anderen Fällen einfach „in dem Abschnitt“, zumal eigentlich nicht der „betreffende“, sondern der betroffene Abschnitt gemeint ist. „Vereinbarungen betreffend Ausgleichung . . . .“ ist eine mindestens ungewöhnliche Anwendung des Partizipiums, welches nur wie ein Eigenschaftswort zu gebrauchen wäre, und kann nicht nur durch „Vereinbarungen betreffs . . . .“, sondern noch besser durch „Vereinbarungen über . . . .“ ersetzt werden. All dies Sammelsurium von Unschönem und Unrichtigem schleicht sich durch unsere Schriftsprache in der Abkürzung „betr.“. Unter anderem wird auch die Abkürzung „u. a.“ oft ziemlich leichthin angewandt, und manchmal weiß der Leser aus dem Satzbau nicht, ob „unter anderem“ oder „unter anderen“ gemeint war, in welchen beiden Fällen sich ein verschiedener Sinn ergeben kann.

Nicht alle Abkürzungen wollen wir über einen Kamm scheren. Zum Beispiel benimmt sich das „z. B.“ wohl immer ganz manierlich, der „Leutnant d. R.“ und der „Dr. phil.“, „Str.“ für Straße, „v. H.“ für Prozent und andere Abkürzungen mehr sind uns so geläufig geworden, daß sie uns ganz natürlich erscheinen, und Unklarheiten bergen sie nicht. Aber man wird viele Schriften finden, in denen auch diese Worte in der Regel ausgeschrieben sind, ohne daß uns das störte, das sind die belletristischen Werke, die erzählende Literatur. In ihr findet sich, namentlich im Dialog, aber auch sonst, die natürliche Sprachweise, der „unmittelbare Stil“ verhältnismäßig am reinsten, in ihr gibt es auch keine Einklammerungen, in ihr „zeigt“ der Spatz nicht ein graues Kopfplättchen, sondern er „hat“ es, und so weiter. Alle jene Abkürzungen, Einklammerungen und die vielen undeutschen Sprachtorheiten sind Papierdeutsch, geschaffen werden sie dort, wo es nicht darauf ankommt, zu unterhalten, anzuregen, zum Leser zu reden, sondern das Wissen auf dem Papier aufzubewahren, also vom Aktenschreiber und vom Gelehrten. Und dort mögen sie zum Teil ihre Berechtigung haben, soweit sie nicht geradezu sprachlich falsch sind. Wenn aber der Fachmann für den Laien oder für jedermann schreibt, so möge er sich doch nicht gar zu deutlich anmerken lassen, wie viel von seinem Wissen er aus gelehrten Annalen hat; man könnte sonst auf den Verdacht kommen, daß er um so weniger aus eigener lebendiger Anschauung spricht. Nach meiner Erfahrung ist das flotte Diktieren in die Schreibmaschine ein vortreffliches Mittel, sich so natürlich wie möglich auszudrücken und Umständlichkeiten wie Unklarheiten zu vermeiden. Doch nicht auf das Wie, sondern auf das Was kommt es mir heute an. Zur Sprachreinigung gehört nicht nur das Ausweisen von lästigen Fremdlingen, sondern auch der Kehrdienst vor der eigenen Tür.

Nordiſche Volksmärchen

Von Profeſſor Dr. Robert Petſch

In unſeren gegenwärtigen Bemühungen um eine Kultur von nationalem Gepräge dürfen wir die Hilfe der Volkskunde nicht unterſchätzen: ſie führt uns in verhältnismäßig urſprüngliche und unmittelbare Äußerungen unſeres Volksgeiſtes ein und vermittelt uns weiterhin das kräftige Bewußtſein unſeres Kulturzuſammenhanges mit anderen Völkern germaniſchen Stammes, die ihre urſprüngliche Art noch treuer nnd reiner haben wahren können, als wir es bei unſerer Lage inmitten Europas vermochten. In dieſem Sinne nennt Jakob Grimm den ſkandinaviſchen Norden einen „klaſſiſchen Boden für den, der dem deutſchen Altertum zugewandt iſt", und in dieſem Sinne begrüßen auch wir die beiden ſchönen Bände „Nordiſche Volksmärchen", die der Diederichsſche Verlag in Jena ſoeben ſeiner verdienſtlichen Sammlung „Märchen der Weltliteratur" eingefügt hat. Sie bringen Erzählungen mannigfacher Art (denn außer den Märchen finden wir auch Schwänke und Sagen) aus Dänemark, Schweden und Norwegen, nur leider nicht aus Island, wo der Quell volkstümlicher Überlieferung ſo reichlich ſprudelt. Immerhin iſt es der Überſetzerin, Fräulein Dr. Klara Stroebe, gelungen, auf verhältnismäßig knappem Raum ein farbenſattes Bild der erzählenden Volksliteratur des Nordens mit ihrem mannigfachen Inhalt und vor allem mit ihrer eigentümlichen Stimmung und ihrer ſtiliſtiſchen Eigenart zu geben, ſoweit eine Überſetzung das vermitteln kann.*)

Gerade das Märchen hat im Norden von altersher liebevolle Pflege gefunden. Die däniſche Geſchichte des Saxo Grammaticus**) wie die Götterſagen der Edda***) ſind voll von märchenhaften Zügen und beweiſen, wie frühe die Nordländer mit den Erzählungsſchätzen ihrer Nachbarn, und durch deren Vermittlung mit koſtbarem Gut aus der Ferne vertraut geworden ſind.

*) Kl. Stroebe hat auch wiſſenſchaftliche Einleitungen und Anmerkungen gegeben. Letztere ſollen einiges über Eigenart und Verbreitung der einzelnen Märchen geben, bleiben aber hinter dem zurück, was in anderen Bänden der Diederichsſchen Sammlung, vor allem in den neulich hier beſprochenen „Balkanmärchen" geleiſtet iſt. (Vergl. Heft 1 dieſes Jahrgangs). Die Verf. hätte ſich am beſten auf ganz knappe Hinweiſe auf die üblichen Nachſchlagewerke beſchränkt.

**) Vergl. A. Olrik, Märchen des Saxo Grammaticus, Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde, Bd. II.

***) Vergl. F. v. d. Leyen, Das Märchen in den Götterſagen der Edda, Berlin 1889

Da hören wir etwa von den merkwürdigen Scharfsinnsproben Hamlets am englischen Königshofe: der Dänenprinz will bei dem fremden Herrscher nicht essen noch trinken, denn das Brot schmeckt nach Blut, der Speck nach Leichen, das Getränk nach rostigem Eisen usw. Tatsächlich stellt sich nachher heraus, daß das Brotkorn auf einem Schlachtfeld gewachsen ist, die Schweine die Leiche eines Räubers gefressen haben, der Brunnen aber von alten Eisenschwertern voll ist. Ähnliches wird heute noch auf Jütland von drei „klugen Studenten" erzählt (Stroebe, Band I, Seite 168 ff.), während die Geschichte von den Scharfsinnsproben sonst bei den germanischen Völkern außerordentlich wenig bekannt ist. Im Morgenlande dagegen und auch im Osten Europas gehört sie zu den beliebtesten Märchenstoffen*), muß also von dort aus sehr früh nach Skandinavien gedrungen sein und sich dann in einem ziemlich mageren Gerinnsel der Überlieferung erhalten haben. Ebenfalls in die Gegenwart hinein reicht eine Erzählung der „Prosa-Edda" vom König Frodhi. Der zwang zwei Riesenmädchen zu Magddiensten, und sie mußten auf seiner Mühle ohne Unterlaß, Tag und Nacht, Glück und Reichtum mahlen und durften nur so lange ruhen, als der Gesang eines Liedes dauert. Sie rächten sich aber und mahlten dem König Unfrieden und Verderben. Das erinnert an das weitbekannte Märchen von der „Mühle auf dem Meeresgrund", das unsere Sammlung (Band I, Seite 117 ff.) in einer jütischen Fassung mitteilt: Ein reicher Mann wünscht seinen armen Bruder in die Hölle. Der geht auch wirklich zum Teufel uud erhält von ihm die Mühle, die alles mahlt, Reichtümer und ein herrliches Schloß. Der Reiche kauft sie ihm ab, läßt sie Brei mahlen, kann sie aber nicht aufhalten, und muß froh sein, als der Arme ihn aus der Breimasse erlöst und die Mühle wieder an sich nimmt. Wem fiele nicht Goethes Gedicht vom Zauberlehrling ein, dessen Stoff uns zuerst bei dem Griechen Lukian überliefert ist! Aber unser Märchen geht weiter: die Mühle kommt in den Besitz eines Schiffers, der sie auch nicht zum Stehen bringen kann und nun mahlt sie Salz, bis er mit allem, was er hat, untergeht — und seitdem ist das Meer salzig. Das Märchen hat hier, wie so häufig, eine „ätiologische Schlußwendung" bekommen.

Wissenschaftlich ist das Märchen in Skandinavien frühzeitig beachtet worden. In Dänemark haben Grundtvig und Kristensen (letzterer besonders in Jütland) nach dem Vorbild der Brüder Grimm wortgetreue Aufzeichnungen gemacht, während in Schweden, wo zunächst pietistische Richtungen der Freude am alten Volkstum in den Weg traten, Hyltén-Cavallinus mit einem englischen Freunde Stephen in den vierziger Jahren eine Sammlung zustande brachte, die freilich nur zu sehr die romantischen Neigungen der Verfasser verrät. Dagegen hat Norwegen in dem unvergeßlichen P. C. Asbjörnsen und in Jörgen Moe pietät-

*) Die reichsten Nachweise gibt Johannes Bolte in seiner Ausgabe der „Reise der Söhne Giaffers" im 208. Bande der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart (1896, S. 198 ff.).

volle Sammler und Verwalter seines Erzählungsgutes gesehen, deren treffliche Veröffentlichungen auch den Weg nach Deutschland früh gefunden haben. Klara Stroebe hat diese und spätere Sammlungen, aber auch handschriftliche Materialien, zum Teil aus Dr. v. Sydows Besitz, sorgfältig durchgesehen und selbständige, treue, wenn auch nicht durchweg im deutschen Ausdruck gleichwertige Übertragungen gegeben.

Nun wird niemand, der mit der Weltliteratur des Märchens einigermaßen vertraut ist, denken, daß etwa alle oder auch nur die meisten dieser Märchen wirklich nordischen Ursprungs seien. Die ungeheuere Verbreitung, die wir beinahe für jede Nummer der Grimmschen Sammlung*) fast über den ganzen Erdball nachweisen können, die enge Verwandtschaft zwischen den einzelnen, geographisch benachbarten, oft aber auch recht weit entfernten Fassungen zeigt uns, wie diese Märchen durch Handel und Wandel, durch Krieg und Menschenraub mündlich von Volk zu Volk verbreitet worden sind. Niemand glaubt heute mehr, wie etwa vor einem Menschenalter, daß ein einzelnes Land, etwa Indien, wo die Märchenerzählung freilich in grauer Vorzeit schon in hoher Blüte stand, die „Heimat" unserer Märchen sei; vielmehr haben alle möglichen Völker ihr Eigentum miteinander ausgetauscht und das entlehnte Gut so glücklich ihrer Art und Neigung angeglichen, daß die Heimat der einzelnen Nummern kaum mehr zu erkennen ist. Immerhin weisen uns gewisse Spuren bisweilen einen Weg durch das Dickicht, und es ist vielleicht besonders erwünscht zu hören, daß wir in unserer Sammlung ein Märchen, das in Asien und im Osten Europas sehr bekannt ist, im Westen aber, z. B. in Deutschland, England und Frankreich, kaum je erwähnt und dann meist stark verfallen ist, wohlerhalten in einer norwegischen Fassung wiederfinden. Die Geschichte von dem „Burschen, der drei Jahre umsonst dienen wollte" (Band II Seite 286 ff.) ist nämlich nichts anderes als das weit verbreitete Märchen vom Zauberring. Den erhält ein armer Bursche zum Lohn für seine Gutherzigkeit gegen gequälte Tiere von dem Vater eines Prinzen, der in eine Schlange verwandelt war und von ihm erlöst wurde. Mit diesem Ring kann er sich wünschen, was er will, aber das kostbare Kleinod wird ihm nachher entwendet und erst unter unendlichen Schwierigkeiten von seinen dankbaren Tieren wiedergebracht. Die Verwandlung

*) In dem dritten Bande ihrer Sammlung (der jetzt auch in der Reclamschen Universalbibliothek zu haben ist), gaben die Brüder Grimm einen vorläufigen Überblick über die weite Verzweigung der Märchen, ihre gegenseitige Vermischung, ihr Wandern, Wachsen und Absterben. Inzwischen aber hat die treue Sammelarbeit des Deutschen Reinhold Köhler, des Franzosen Cosquin und vieler anderer eine große Fülle neuen Materials eröffnet und eben jetzt haben sich die beiden bedeutendsten Märchenkenner der Gegenwart, Professor Johannes Bolte in Berlin und G. Polivka in Prag zusammengetan, um die „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm neu bearbeitet" herauszugeben; von diesem monumentalen Werke, auf das die gesamte Märchenforschung der Zukunft sich als auf eine unerschütterliche Grundlage wird stützen können, liegen bis jetzt zwei Bände vor (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher).

eines Jünglings in eine Schlange und das innige Verhältnis des Menschen zu den Tieren sind nun Züge, die ganz deutlich auf Indien als Heimat hinweisen.*) Unser Märchen aber hat auf der Wanderung von seiner asiatischen Heimat über die halbe Welt ganz sonderbare Schicksale erlebt. Es ist mündlich auch in Vorderasien oder in Aegypten bekannt geworden und so in jene Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" übergegangen, die Galland zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Europa bekannt machte: wir alle kennen es von daher unter dem Namen „Aladdin und die Wunderlampe". Diese ziemlich eigenwillige Umdichtung des alten, schlichten Volksmärchens ist denn auch aus gedruckten Übersetzungen der orientalischen Sammlung wiederum in den Volksmund eingedrungen und hat sich da mit dem ursprünglichen Märchen mannigfach gekreuzt. Aber auch unabhängig davon hat das Märchen im Norden nochmals eine merkwürdige Umbildung erfahren, die natürlich einem einzelnen, uns unbekannten, hochbegabten Dichter aus dem Volke ihren Ursprung verdankt, aber von der Volksgemeinschaft aufgenommen und „zurechterzählt" worden ist. Das ist die in ihrer Eigenart und Frische geradezu klassische Erzählung „Lasse mein Knecht", eine Perle des nordischen Märchenschatzes, die unsere Sammlung (Band I Seite 182 ff.) nach einer mundartlichen Aufzeichnung aus Schweden mitteilt. Ein Jüngling hoher Herkunft hat abgewirtschaftet und ist der Verzweiflung nahe, als ihm ein Zufall einen geheimnisvollen Zettel in die Hände spielt, worauf geschrieben steht: „Lasse mein Knecht". Kaum hat er die Worte ausgesprochen, als ein unsichtbarer Diener ihm seine Hilfe anbietet. Und bald steht auf seinen Befehl ein kostbares Schloß vor ihm, das den Neid des nebenan residierenden Königs erweckt. Der schickt alsbald Truppen gegen den lästigen Nebenbuhler aus, der sie aber besiegt und bald der Schwiegersohn des Königs wird. Eine Torheit des Prinzen spielt den geheimnisvollen Zettel in die Hände des geisterhaften Knechtes zurück, die ganze Herrlichkeit verschwindet, und der Prinz wird an den lichten Galgen gehängt; nur eine List seiner Frau rettet ihn vor dem Tode und eigene Klugheit spielt ihm den Zettel und alle Herrlichkeit wieder zu, bis er seine Macht besser gebrauchen und auf die Hilfe der unsichtbaren Geister verzichten lernt.**)

*) Vergl. den vortrefflichen Aufsatz von Aarne, Vergleichende Märchenforschungen, Helsingfors 1908, S. 1 ff.

**) Hier ein paar Sätze als Probe des schwedischen Märchenstils und der Übersetzerkunst von Klara Stroebe: Als der König am anderen Morgen aufwachte, schaute er zum Fenster hinaus, wie gewöhnlich, und da stand das Schloß wieder, und die Wetterfahnen glänzten wunderschön im Sonnenschein. Er rief nach seinen Hofherren, und die kamen herein und machten Komplimente und Kratzfüße. „Seht ihr das Schloß dort?" sagte der König. Sie streckten die Hälse so lang sie konnten und glotzten und stierten. Ja, ja, sie sähen es schon. Da schickte der König nach der Prinzessin, aber sie war nicht da. Nun ging der König, um zu schauen, ob der Schwiegersohn an seinem Ort hinge, aber da war weder Schwiegersohn noch Galgen zu sehen. Da mußte er die Krone absetzen und sich am Kopf kratzen. Aber es wurde deswegen doch nicht anders, und wie es so richtig zusammen-

Solche geheimnisvollen Helfer, die aber jeden Augenblick zu hinterlistigen Feinden werden können, kennt nun das nordische Märchen in großer Zahl. Es pflegt mit ganz besonderer Liebe die Erzählungen von den Trollen, den neckischen und tückischen Kobolden, die in Menschengestalt, doch mit vielen Köpfen oder mit einem langen Kuhschwanz erscheinen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Das Grausige und das Ausgelassen-Lustige mischen sich in diesen Geschichten, den einheimischen wie den aus der Fremde entlehnten und nach nordischem Geschmack zurechtgebogenen, entsprechend dem Doppelantlitz der skandinavischen Landschaft, die uns ja auch aus den Werken der großen nordischen Dichter anspricht. Nirgends außerhalb Norwegens bekannt scheint mir die ganz köstliche Geschichte „von dem Burschen, der um die Tochter der Mutter im Winkel freien will", aber unversehens in einen Sumpf gerät, mit einer Ratte Bekanntschaft macht, von ihr als Bräutigam begrüßt und wiederholt beschenkt wird, bis die Ratte sich endlich als Prinzessin entpuppt; dabei hat der gute Junge nichts zu tun, als immer bloß verlegen zu schweigen, die Ratte besorgt alles weitere.*) (Band II Seite 53 ff.) Hier wird das Wunderbare

hing, das konnte er wahrhaftig nicht begreifen . . . Das geht mit dem Teufel zu, dachte der König, und er wagte kaum seinen Augen zu trauen, so kurios kam ihm das vor. „Grüß Gott und willkommen, Vater," sagte der Herzog. Der König starrte ihn nur so an. „Bist du mein Schwiegersohn, du?" fragte er. „Ja freilich", sagte der Herzog, „wer soll ich denn sonst sein?" „Hab ich dich nicht gestern wie einen Dieb und Landstreicher hängen lassen?" sagte der König. „Nun glaube ich wirklich, der Vater ist unterwegs irre geworden", sagte der Herzog und lachte. „Glaubt Vater denn, daß ich mich so ruhig hängen ließe? Oder ist hier jemand, der das zu glauben wagt?" sagte er und richtete die Augen fest auf die Leute, daß sie genau merkten, daß er sie anschaute. Sie krümmten sich und machten Komplimente und Kratzfüße. Wer könnte auch so etwas glauben? Wäre denn das möglich? „Oder ist hier einer, der zu sagen wagt, daß der König mir übel will, der soll es sagen", sagte der Herzog und schaute sie noch schärfer an als das erstemal. Sie krümmten sich und machten Komplimente und Kratzfüße.

*) Als eine Probe des norwegischen Märchenstils geben wir auch hier ein Stückchen in der Übersetzung wieder: „Guten Tag, mein Junge," sagte die Ratte, „willkommen sollst du sein; ich sehe, du kannst nicht lange ohne mich leben, dafür sollst du bedankt sein, aber jetzt ist auch alles fertig zur Hochzeit, und wir wollen gleich zur Kirche gehen." Daraus wird sicher nichts, sagte sich der Bursche, aber er sagte nichts. Da pfiff die Ratte und es wimmelten Scharen von kleineren Ratten und Mäusen aus allen Winkeln hervor und sechs große Ratten brachten eine Bratpfanne gezogen; zwei Mäuse setzten sich als Diener hinten auf, und zwei sprangen vorn auf und lenkten das Gefährt; etliche setzten sich hinein, und die Ratte mit dem Schlüsselbund nahm mitten unter ihnen Platz. Zu dem Burschen sagte sie: „Der Weg ist ein wenig eng hier, du mußt neben dem Wagen hergehen, mein Schatz, bis der Weg breiter wird, dann darfst du dich neben mich in den Wagen setzen." „Das wird ja prächtig", dachte der Bursche. „Wenn ich nur erst glücklich oben wäre, dann liefe ich der ganzen Bande davon", dachte er, aber er sagte nichts. Er ging mit dem Zuge, so gut er konnte; zuweilen mußte er kriechen, manchmal mußte er sich bücken, denn der Weg war eng; aber als er besser wurde, ging er voraus und schaute sich um, wo man sich am besten davonstehlen und das Weite suchen könnte. Da hörte er plötzlich eine klare, schöne Stimme hinter sich sagen: „Nun ist der Weg gut! Komm, mein Schatz, und steig in den

zu einem mächtigen Offenbarungsmittel der persönlichen Eigenart des Menschen, anderswo zum bedeutungsvollen Symbole des Übersinnlichen. Beides ist von höchstem Werte auch für die Kunstpoesie, und so ist es nicht verwunderlich, daß die beiden größten norwegischen Dichter, unter denen Björnson seinem Volke bis zuletzt aufs innigste verbunden war, Ibsen aber als Student eifrig Volksüberlieferungen gesammelt hatte, mit solchen Motiven dichterisch gewirtschaftet haben. Der Leser unserer beiden Märchenbände findet viele alte Bekannte wieder. Per Gynt und den großen Krummen von Eknedal (Band II Seite 1 ff.), die Leute aus dem Dovreberge (Band 196 ff.) und Pers Feenpalast (Seite 308 ff.), aber auch Brands geheimnisvolle Kirche (Seite 22 ff.) u. a. m. Vielleicht läßt sich schon darum der eine oder der andere unter unseren Lesern die Mühe nicht verdrießen, die beiden köstlichen Märchenbände selber aufmerksam und mit Hingabe durchzulesen und auch zu den anderen Teilen der Diederichsschen Sammlung zu greifen*): ein hoher und nicht alltäglicher dichterischer Genuß wird ihn belohnen.

Wagen"! Der Bursche wandte sich rasch um und vor Staunen wären ihm bald die Nase und Ohren weggefallen. Da stand der prächtigste Wagen mit sechs weißen Pferden, und in dem Wagen saß eine Jungfrau, so licht und schön, wie die Sonne, und um sie herum saßen andere, die waren so hell und freundlich wie die Sterne. Das war eine Prinzessin und ihre Gespielinnen, die alle miteinander verzaubert gewesen waren. Aber nun waren sie erlöst, weil er zu ihnen hinuntergekommen war, und nicht widersprochen hatte.

*) Die Sammlung brachte bisher Balkanmärchen, russische, chinesische, plattdeutsche Märchen, die Märchen des Musäus und der Brüder Grimm und deutsche Märchen, die seit der Grimmschen Sammlung aufgetaucht sind. Ergänzend treten hinzu die prächtig illustrierten „Griechischen Märchen" von Hausrath und Marx (Jena, Diederichs 1918) — für den gelehrten Forscher ein unentbehrliches Handbuch, für den Literaturfreund eine hocherwünschte, wertvolle Gabe.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Steinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Lempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Eine neue heilige Allianz

Von Paſtor A. Guthke

Nach dem großen europäiſchen Kriege vor hundert Jahren entſtand bekanntlich aus romantiſchen Ideen gekrönter Häupter das kurzlebige Gebilde einer heiligen Allianz. Es dürfte wenig bekannt ſein, daß gewiſſe engliſche Theologen und Kirchenpolitiker von dem gegenwärtigen Weltkriege die Förderung ihres Planes einer anderen heiligen Allianz erhoffen, die aber nicht wie jene der Durchdringung der Staaten mit allgemein-chriſtlichen Grundſätzen, ſondern der Katholiſierung der Welt dienen ſoll.

Dieſer Gedanke wird von den Anglokatholiken vertreten, einer durchaus nicht mehr kleinen und an Zahl und Einfluß ſtändig wachſenden Partei in der engliſchen Staatskirche. Das Weſen des Anglokatholizismus beſteht nicht, wie man bei uns meiſtens denkt, in einzelnen katholiſierenden Neigungen, wie ſie ſich beſonders in dem Streben nach Bereicherung des Kultus (Weihwaſſer, Kruzifixe, Lichter, Meßgewänder, Prozeſſionen, Heiligenverehrung u. dgl.) kundgeben; ſein eigentliches Ziel iſt vielmehr nichts Geringeres als die „Wiedergewinnung des katholiſchen Erbes“, d. h. die vollſtändige Wiederherſtellung des Katholiſchen in Lehre, Kultus und Verfaſſung der anglikaniſchen Kirche. Die anglokatholiſche Anſchauung ſieht in der anglikaniſchen Kirche alſo nicht etwa eine evangeliſche Kirche, ſie hat auch die weitverbreitete Theorie von der via media, nach der ſie die rechte Mitte zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus innehält, aufgegeben, und behauptet ihre durch die Reformation wohl hier und da geſchädigte, in Wirklichkeit aber ungebrochene Katholizität. Meiſt — denn auch der Anglokatholizismus iſt keine ganz einheitliche Größe — werden die im beſonderen Sinne römiſchen Lehren, z. B. die Unfehlbarkeit des Papſtes, abgelehnt; doch fehlt es bei einzelnen ſchon nicht mehr an der Geneigtheit, auch die neueren Lehrentwicklungen mitanzunehmen. Entſprechend

dem eigentümlichen Ursprung und Gang der englischen Reformation hat ja die in ihrer Lehre zweifellos evangelisch-reformierte englische Kirche in Kultus und Verfassung manche katholische Reste beibehalten. In folgerechter Weiterentwicklung der durch die Oxforder Bewegung (seit 1833) gegebenen Anregungen bemühen sich die Anglokatholiken, diese Reste so auszugestalten und aufzuputzen, daß sie der Kirche ein durchaus katholisches Gepräge geben. Es würde zu weit führen, im einzelnen nachzuweisen, mit welchen Mitteln und Künsten das gemacht wird. Den Weg hat schon der später römisch gewordene Newman, einer der Führer der Oxforder Bewegung, in seinem berüchtigten neunzigsten Traktat angegeben, in dem er dem grundlegenden Bekenntnis der englischen Kirche, den neununddreißig Artikeln, in der gewaltsamsten und spitzfindigsten Weise eine katholische Deutung aufzwang. Seitdem ist die Kunst, ihre Kirche von allem protestantischen Sauerteig zu reinigen und sie als eine echt katholische zu erweisen, von den Anglokatholiken immer mehr ausgebildet worden.

Von hier aus erklärt es sich nun, daß die Anglokatholiken gegenwärtig zu den entschiedensten Deutschfeinden gehören. Bekanntlich wurden die ehemaligen deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen in beiden Ländern auch von kirchlicher Seite unterstützt. Auch anglikanische Kirchenmänner haben sich daran beteiligt; aber man darf jetzt wohl mit Recht bezweifeln, ob es den anglokatholisch Gesinnten unter ihnen recht ernst damit war. Protestantisch gesinnte Freikirchler waren es besonders, die noch in letzter Stunde den Versuch machten, England neutral zu halten, auch wenn die belgische Neutralität verletzt werden sollte. Ihnen — und gewiß auch manchen evangelisch gerichteten Staatskirchlern — war ein Zusammengehen mit dem atheistischen Frankreich und dem jede evangelische Regung brutal unterdrückenden Moskowitertum gegen das stamm- und glaubensverwandte Deutschland ein ungeheuerlicher Gedanke. Galten doch in England bisher die Russen vielfach als halbe Heiden; es soll ein englisches Missionslied geben, in dem um ihre Bekehrung gebetet wird. Auch diese Kreise haben jetzt freilich umgelernt. Man hat es erlebt, daß hervorragende Freikirchler öffentlich Abbitte taten für ihre frühere Verkennung und Mißachtung des „kindlich frommen und wahrhaft duldsamen Rußland", und daß sie die Menschenfreundlichkeit der Kosaken im Gegensatz zu den deutschen Barbaren rühmten. Die Anglokatholiken aber hatten nichts zu bedauern und zurückzunehmen. Ihnen war der Krieg gegen Deutschland auch von ihrem kirchlichen und religiösen Standpunkt aus willkommen. Von Sympathien mit Deutschland konnte bei ihnen keine Rede sein. Wie es heute in England vielfach zum guten Ton gehört, die Stammesverwandtschaft zu leugnen und sich auf das romanische Blut zu berufen, das das germanische weit überwiege, so wird von den Anglokatholiken jede religiöse Verwandtschaft mit Deutschland abgewiesen, ähnlich wie einst den Buren gegenüber. Denn Deutschland ist ja das Mutterland der Reformation, in der sie nach ihrem Kirchenideal nur eine unheilvolle Bewegung sehen können, die leider auch nach England

übergegriffen hat. Der protestantische Geist, von dem Deutschland beherrscht wird, ist nun auch verantwortlich für das „Potsdamer System", für die „brutale Angriffslust" und für die „hunnische Kriegführung" der Deutschen. Nietzsche, Treitschke und Bernhardi, die Autoritäten des deutschen Militarismus, sind die geistigen Nachkommen Luthers, des Schöpfers des protestantischen, daher unchristlichen Staatsbegriffs. Ein Kampf gegen das ihren Ideen verfallene Preußen — die Süddeutschen machen ja nur mehr oder weniger widerwillig mit — ist also auch ein Kampf gegen den kirchen-, im letzten Grunde christentumsfeindlichen Protestantismus. Wie englische Sekten wohl früher manchmal Deutschland als Missionsgebiet betrachteten, weil deutsches Christentum ihrer lauten exaltierten Frömmigkeit nicht entsprach, so stellen Anglokatholiken jetzt oft Deutschland als ein in skandinavisches Heidentum zurückgefallenes Land dar. Man tut so, als ob der Wodanskult einiger Überdeutscher die Religion der herrschenden Klasse geworden und tief in das geistige Leben des deutschen Volkes eingedrungen sei. So schreibt das Hauptorgan der Anglokatholiken, die „Church Times", in einem Leitartikel vom 15. Mai 1915: „Deutschland war in Europa das Land, das am spätesten christianisiert wurde, und die Bekehrung geschah stellenweise so oberflächlich, daß das Christentum vor einem verfeinerten Heidentum wieder zu verschwinden droht. Größer als die Mauern des neuen Jerusalems sind die Mauern Asgards und Walhallas, größer als die Kinder Gottes die Kinder Odins, der größer ist als Jehovah. So wird Deutschland wahrscheinlich zu allerletzt in Europa in vollem Sinne zivilisiert werden. Kein zivilisierender Einfluß konnte es in den letzten Jahren von außen erreichen, denn die Deutschen waren auf dem Standpunkt höchster Verachtung für alles Nichtdeutsche angelangt. Sie sind überzeugt, daß sie und sie ganz allein schon die Zivilisation besitzen, soweit sie überhaupt der Rede wert ist, und daß es ihr Beruf ist, diese ihre Zivilisation der Welt mit der Schärfe des Schwertes aufzuzwingen." Es ist darum eine Fügung, daß England gerade mit katholischen Mächten im Bunde steht und den Kampf gegen das teutonische Heidentum führt, eine Fügung, für die man Gott dankbar sein muß und die verheißungsvolle Ausblicke in die Zukunft eröffnet. Der Bund gegen Deutschland ist eine heilige Allianz.

Als die ersten Berichte über die „belgischen Greuel" bekannt wurden, schrieb ein Anglokatholik in den „Church Times": „Fünf Nationen sind im Kriege, weil sie sich zur Botschaft des Kreuzes bekennen. Daß Wahrheit und Treue, Barmherzigkeit und Liebe, die selbst die Greuel des Krieges lindern, das höchste Gesetz sind: das ist die Inschrift, die diese fünf Nationen auf ihr Banner geschrieben haben. Zwei Völker haben für ein anderes Bekenntnis zu den Waffen gegriffen, nämlich: daß Macht Recht ist, daß Selbsthingabe und Selbstverleugnung Sklaventugenden sind .... Das Wort Christi, das Ideal des Kreuzes wird verachtet, zur Seite gestoßen, verletzt durch eine Militärmacht, die sich an der Lehre eines Philosophen nährte, der im Irrenhause starb und sich selbst zum Gott erklärte. — O, heute ein Eng-

länder sein, die Hand des Franzosen, des Russen, des Belgiers und des Serben fassen, einzig in der Verteidigung alles dessen, was das Leben menschlich macht, das ist ein göttlicher Kreuzzug". Das Wort vom Kreuzzug ist seitdem unzählige Male wiederholt worden. Es ist, wie man sieht, ganz anders gemeint, als wenn wir etwa von unserm heiligen Krieg reden. Japan paßt freilich nicht recht zum Kreuzzug, und so schweigt man in solchem Zusammenhang schamhaft von diesem Genossen. Als man aber noch an einen Erfolg des Dardanellenabenteuers glaubte, sahen die „Church Times" in dem zufälligen Zusammentreffen des russischen und westeuropäischen Osterdatums 1915 eine Art göttlicher Vorbedeutung, und erbauten sich schon an der Hoffnung einer gemeinsamen Osterfeier der modernen Kreuzfahrer in dem befreiten Konstantinopel.

Von dieser Kreuzzugstheorie aus ist es auch verständlich, daß die allgemeinen Anklagen gegen die deutsche Kriegführung bei den Anglokatholiken oft in einer Weise religiös gefärbt sind, die uns geradezu widerlich anmutet. Wenn deutsche Artillerie eine Kirche beschießt, wenn ein Kruzifix beschädigt, ein belgischer Priester erschossen wird, so sind das bewußt oder unbewußt Offenbarungen des Hasses gegen das katholische Christentum. In Lichtbildern werden zerstörte Kirchen Belgiens und Frankreichs vorgeführt, und der Vortragende bemerkt dazu, daß die deutschen Soldaten nur nach den Worten ihres Kaisers verfahren, der erklärt habe, sein höchstes Lebensziel sei die Zerstörung des Katholizismus, einer ihm verhaßten Religion. Die „Church Times" haben wohl einmal gewarnt, ohne weiteres alle Berichte über deutsche Greuel als bare Münze zu nehmen; sie entblöden sich aber doch nicht, gelegentlich selbst die größten Verleumdungen zu bringen. So steht noch in der Nummer vom 14. Januar 1916 eine Übersetzung aus dem Französischen, worin der Kaiser an der Krippe des Christkindes betend dargestellt wird, natürlich ganz in dem Stil, wie Franzosen und Engländer sich unseren Kaiser als Beter vorstellen. Das Christkind schaudert vor dem Fürchterlichen und antwortet erst auf die dritte Anrufung: „Gern würde ich dich segnen, aber ich kann ja nicht. Im letzten Winter verirrte ich mich einmal in Belgien. Ich suchte Schutz unter einer Hecke, die von weißem Reif bedeckt, von eisigem Wind durchstürmt war. Plötzlich kamen betrunkene Feldgraue und stürzten sich auf mich. Sie sprachen deutsch. Ich konnte mich nur mit meinem Lächeln und mit meinen Tränen wehren. Was hatte ich ihnen getan? Nichts! Um mich zu strafen, zogen sie ihr Schwert. . . Wie kann ich dich segnen, ohne meine Hände, die kleinen Kinderhände, die sie mir abgehauen haben?"

Das möge zur Kennzeichnung des Tones genügen. Wie weit die Verirrung geht, ergibt sich aus der Nachricht, daß der Bischof von London öffentlich den Kapitän vom King Stephan in Schutz genommen habe. Ich habe sie nur in deutschen Zeitungen gefunden. Die „Church Times", die sonst jede bedeutsame Äußerung dieses bei ihr um seiner anglokatholischen Neigungen willen sehr beliebten Kirchenfürsten bringen, erwähnen nichts Ähnliches. So

liegt vielleicht eine Entstellung vor. Merkwürdigerweise sagen aber die „Church Times" überhaupt kein Wort zu dem Seehelden, vielleicht in einem Rest von Scham. So wäre es nicht unmöglich, daß der Bischof doch eine Äußerung getan hat, die selbst seine Freunde sich genieren zu verbreiten. Einem Priester, der es fertig bringt, diesen Krieg als einen Kampf zwischen Christus und Odin zu bezeichnen, wie es der Bischof in der ersten Kriegszeit tatsächlich getan hat, ist schon allerlei zuzutrauen.

Es ist nun besonders auch der Bischof von London, der übrigens ein zweifellos tüchtiger, auch mit deutschem Wesen nicht unbekannter Mann ist, der mit rührigem Eifer an dem Plan eines großen Kirchenbundes arbeitet, aus dem dann auch ein großer Völkerbund, eine neue heilige Allianz, hervorgehen soll. Den Anglokatholiken sind Russen, Serben, Franzosen und Belgier nicht bloß politische Bundesgenossen, sondern liebe Glaubensbrüder, um deren Anerkennung sie schon lange geworben haben und bei denen sie sich jetzt erst recht angenehm zu machen suchen. Sie wollen die Lage ausnutzen, um ihren großen Herzenswunsch der Erfüllung näher zu bringen. Dieser Wunsch ist die Wiedervereinigung der christlichen, d. h. der katholischen Kirchen. Als Kirchen gelten ihnen natürlich nur die Gemeinschaften, die das bischöfliche Amt haben. Es ist ihnen ein bitterer Schmerz, daß ihre Kirche, die bekanntlich dieses Amt besitzt, von den anderen bischöflich verfaßten Kirchen trotzdem nicht für voll angesehen wird, und sie möchten sie um jeden Preis aus ihrer „Insularität" erlösen. In merkwürdigem Optimismus versuchten sie es zuerst mit Rom. Papst Leo der Dreizehnte aber ließ ihnen eine entschiedene Abweisung zuteil werden, indem er das Verlangen nach Anerkennung der anglikanischen Priesterweihe glatt abschlug. Seitdem wandten sich die Blicke mehr nach Osten, besonders nach Rußland. Mehrere Jahre vor dem Kriege schon, vielleicht aber nicht ganz außer Zusammenhang mit der politischen Annäherung zwischen Rußland und England, machte der Bischof von London einen Besuch in Rußland und besprach sich eingehend mit russischen Theologen und Kirchenmännern. Seitdem hat er jede Gelegenheit benutzt, das bereitwillige Verständnis zu rühmen, das er gefunden habe, und auch seinerseits seine Geneigtheit zu erkennen zu geben, russisch-orthodoxen Wünschen entgegenzukommen. Ein Beispiel dafür, wie er sich das denkt! Bekanntlich spielt in der russischen Kirche und Volksfrömmigkeit die Heiligenverehrung eine große Rolle. Die anglikanische Kirche verwirft — das muß auch der Bischof anerkennen — jede Form der Anrufung der Heiligen. Aber sie könnte vielleicht eine Konzession machen, indem sie die sogenannte comprecatio einführte, d. h. eine Form, in der man nicht die Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott, sondern Gott um die Fürbitte der Heiligen anruft. Die Formel würde also nicht lauten: „Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!", sondern: „Barmherziger Herr, hilf uns durch die Fürbitte deiner unbefleckten Mutter und aller Heiligen!" — Zu ähnlichen und noch größeren Zugeständnissen würden die Anglokatholiken bereit sein, um den Orthodoxen des Ostens in ihren

Ansprüchen zu genügen. Es fragt sich freilich, ob die anglikanische Kirche in ihrer Gesamtheit einverstanden wäre. Schon seit 1893 besteht eine besondere Vereinigung, die Eastern Church Association, die unter ihren etwa eintausendfünfhundert Mitgliedern zweiunddreißig anglikanische und acht griechisch-katholische Bischöfe zählt, mit dem Zweck, die englische und die östliche Kirche miteinander bekannt zu machen und eine Union zwischen ihnen anzubahnen. Präsident ist der Bischof von London. Ein Antrag dieser Vereinigung, die gegenwärtige Lage zur Förderung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Kirchen auszunutzen, hat im Februar d. J. bei dem Episkopat der Provinz Canterbury wohlwollende Aufnahme gefunden. Man verhehlte sich aber auch die Schwierigkeiten nicht, die gerade jetzt einem Verkehr mit anderen orthodoxen Kirchen, z. B. der Griechenlands, entgegenstehen, wo man für England weniger freundliche Gefühle hat als in Rußland, und glaubte deshalb, offizielle Verhandlnngen noch vertagen zu müssen.

Im allgemeinen aber haben doch die anglokatholischen Hoffnungen durch den Krieg neue Nahrung erhalten. Man trägt sich mit der kühnen Zuversicht: „Wie dieser Krieg auch endet, er wird dem teutonischen Protestantismus als einer religiösen Macht den Todesstoß versetzen". Denn ist Deutschland besiegt, so wird Rußlands Stern steigen und die befreiten Südslawen werden mächtig werden. Das bedeutete eine Stärkung des Katholizismus. „Sollte aber das protestantisch-preußische System triumphieren, so wird sich doch das Gewissen der ganzen Welt dagegen empören. Auch in England und Amerika stand bisher die deutsche Wissenschaft in höchstem Ansehen. Nun aber hat sich diese Wissenschaft in diesem Kriege an eine Macht verkauft, die sich so ungeheuerlich benimmt, daß selbst die eifrigsten Bewunderer dieser Wissenschaft darüber entsetzt sind. Diese Erfahrung wird ihnen die deutsche Wissenschaft dauernd verleiden. Ohne die Wissenschaft aber ist der Protestantismus tot, folglich wird auch dieser seinen Kredit in der Welt verlieren".

Man sieht, wie die Anglokatholiken hoffen, daß ihnen alles zum Besten dienen werde. Die Kühnheit dieser Hoffnungen zeigt sich wohl am stärksten darin, daß sie sich zutrauen, eine Versöhnung zwischen Rom und den östlichen Kirchen herbeiführen zu können. „Unser nächstes Ziel", sagt einer von ihnen, „muß nicht unsere Union mit den Lateinern oder Morgenländern sein, sondern die Union der Lateiner und der Morgenländer". Man bedauert das große Mißtrauen, das im kirchlichen Osten gegen Rom herrscht, man beklagt den gehässigen Ton griechischer Patriarchen gegen den Papst; aber man erhofft auch hierin von dem Weltkrieg eine Änderung. Und die anglikanische Kirche soll den Vermittler spielen. Das würde sie am besten können, wenn das Bündnis zwischen England und Rußland dauernd würde und durch eine kirchliche Einigung eine religiöse Weihe erhielte, zu einer heiligen Allianz ausgestaltet würde.

So stellt sich den Anglokatholiken der Weltkrieg als ein großer Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus dar. An seinem Feuer möchten

auch sie ihr besonderes Süppchen kochen. Sie rücken ihre Töpfe überall heran, wo nur ein Platz ist. Man muß es ihnen lassen, daß sie sich fleißig bemühen, die Zeit auszukaufen. Sie tun alles, um bei den Bundesgenossen das Vertrauen hervorzurufen, daß die englische Kirche echt katholisch ist. Während sie jede kirchliche Berührung mit Evangelischen, englischen und nicht-englischen, aus der ein Anspruch auf Gleichberechtigung abgeleitet werden könnte, streng vermeiden, räumen sie gern ihre Kirchen belgischen Flüchtlingen und ihre Kanzeln serbischen Mönchen ein, knüpfen durch ihnen gleich gesinnte Feldgeistliche möglichst viele Beziehungen zu französischen Katholiken an, entrüsten sich über anglikanische Geistliche, die ihre Kirche „kompromittieren", z. B. mit Nonkonformisten zusammen Feldgottesdienste halten oder sich weigern, Soldaten die Ohrenbeichte abzunehmen. Bei allem haben sie ihr großes Ziel im Auge: die Allianz des gesamten Katholizismus gegen den Protestantismus.

Es ist natürlich schwer zu sagen, wie weit diese Idee durch den Krieg eine wirkliche Förderung erfahren wird. Die Anglokatholiken haben bei ihren hochfliegenden Plänen Einsicht genug, um nicht von heut auf morgen greifbare Erfolge ihrer Arbeit zu erwarten. Mit Befriedigung können sie auf das hinblicken, was sie in ihrer eigenen Kirche schon erreicht haben. Schritt für Schritt haben sie sich Zugeständnisse erobert. Noch wehren sich aber große Kreise gegen die völlige Katholisierung, und eine Umformung der englischen Kirche nach anglokatholischen Grundsätzen würde notwendig die Ausscheidung des evangelisch-gesinnten Teils nach sich ziehen. Immerhin würde bei ihrer Verbreitung über die ganze Welt auch eine an Zahl geschwächte katholisierte englische Kirche Einfluß auf die Beziehungen der verschiedenen katholischen Kirchen ausüben können. Und wenn das englisch-russisch-französische Bündnis diesen Krieg überdauern und gar für längere Zukunft bestehen bleiben sollte, so würde die Geltendmachung dieses Einflusses erleichtert werden. Das aber, und damit auch die wirkliche Gründung der heiligen Allianz, bleibt doch noch abzuwarten. Sehr zu bezweifeln ist auch, daß durch politische Verbindungen irgendwelcher Art der alte, tiefbegründete Widerspruch des kirchlichen Ostens gegen Rom zum Schweigen gebracht werden könne, ebensosehr, daß Rom jemals über seinen bei allem sonstigen Entgegenkommen stets festgehaltenen Anspruch auf bedingungslose Unterwerfung unter den päpstlichen Primat mit sich handeln lassen werde. Beides aber wäre nötig, wenn sich der Traum der Anglokatholiken von der Kirche der Zukunft „als einer wahrhaft konstitutionellen Kirche, die sich harmonisch um St. Peters Stuhl gruppiert", erfüllen sollte.

Für uns aber mag es lehrreich sein zu wissen, daß in England Leute an der Arbeit sind, nicht ganz gering an Zahl und Bedeutung, die nicht nur aus politischen und wirtschaftspolitischen, sondern auch aus religiös-kirchlichen Gründen entschiedene Gegner Deutschlands sind.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Jagd

Von Julius A. Haarhaus

Der Weltkrieg und die durch ihn herbeigeführte Notwendigkeit einer möglichst zweckmäßigen Ausnutzung der in Deutschland vorhandenen Naturschätze haben, besonders seit sich ein Knapperwerden der Fleischnahrung bei uns geltend macht, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Jagd und die Verwertung der Wildbestände gelenkt. Daß bei der Landbevölkerung in manchen Gegenden unseres Vaterlandes sogleich nach dem Kriegsausbruch die Anschauung laut wurde, nun sei die Jagd für jedermann frei, ist nicht weiter verwunderlich. Dieser Meinung lag ohne Frage eine dunkle Erinnerung an längst vergangene Zeiten und Verhältnisse zugrunde, an Zeiten, in denen der Kriegszustand gleichbedeutend mit der Auflösung aller staatlichen und bürgerlichen Ordnung war. Weit bedenklicher waren die auf einen ähnlichen Ton gestimmten Erörterungen in einer Anzahl von Tageszeitungen, und zwar gerade in solchen Blättern, die von jeher der Eigenart des deutschen Volkstums, also auch dem deutschen Weidwerk, verständnislos und feindselig gegenübergestanden haben, und die sich nun plötzlich von einem bis zum Äußersten gehenden Wildabschusse Rettung aus aller Not versprachen. Was bei solchen Maßnahmen herauskommt, sollte doch die Zeit der sogenannten Jagdfreiheit, 1848—1850, zur Genüge dargetan haben.

Daß ein noch so gründlicher Wildabschuß, ganz abgesehen von seinen auf Jahrzehnte hinaus fühlbaren wirtschaftlichen Folgen, nicht imstande wäre, für die verminderte Fleischerzeugung und -einfuhr auch nur für wenige Wochen Ersatz zu bieten, leuchtet jedem ein, der sich die Mühe nimmt, einmal über die geschichtliche Entwicklung der Jagd nachzudenken. Gewiß hat es eine Zeit gegeben, wo für unsere Vorfahren das Weidwerk die bei weitem wichtigste Nahrungsquelle war. Sogar noch im späten Mittelalter war das Wild die Hauptnutzung der Wälder, neben der die Holznutzung weit zurücktrat. Aber die zunehmende Besiedlung des Landes, die Verbesserung des Getreidebaues und der Viehzucht, das Aufkommen einer geordneten Forstwirtschaft haben die Wildbestände allenthalben so stark verringert und damit das Weidwerk als Erwerbszweig so gewaltsam zurückgedrängt, daß es wirklich zuviel verlangt ist, wenn man fordert, die Jagd solle heute, unter gänzlich veränderten Verhältnissen, die von ihr vor einem halben Jahrtausend gespielte Rolle wieder aufzunehmen.

Leider herrschen beim großen, nicht weidmännisch gebildeten Publikum — und daran trägt zum guten Teil unsere Tagespresse Schuld, die über jagdliche

Dinge entweder gar nicht berichtet, oder ihren Lesern gelegentlich einmal durchaus laienhaft abgefaßte Mitteilungen über das „Jagdglück" irgend eines armseligen Schießers vorsetzt — noch höchst unklare Anschauungen über die wirtschaftliche und, was beinahe wichtiger ist, über die ethische, erzieherische und hygienische Bedeutung der Jagd, und es ist zu beklagen, daß aus der so überaus reichen weidmännischen Fachliteratur so wenig in unsere Tageszeitungen und Familienblätter durchsickert.

Eine im Jahre 1910 erschienene, zunächst als Doktordissertation geschriebene Abhandlung des jungen Nationalökonomen Karl Erler, „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd in Deutschland und die Entwicklung der Wildstände im letzten Jahrhundert" (J. Neumann, Neudamm), bietet eine auf so sorgfältige statistische Erhebungen gegründete Darstellung des Gegenstandes, daß es sich verlohnt, hier näher darauf einzugehen und an der Hand des kleinen Buches einen Birschgang über das ja erst durch K. Th. v. Eheberg der nationalökonomischen Wissenschaft erschlossene Gebiet zu unternehmen.

Es muß vorausgeschickt werden, daß genaue Berechnungen über den Wert des heutigen Wildabschusses innerhalb des Deutschen Reiches noch nicht vorliegen. Die einzige einigermaßen sichere Grundlage ist die preußische Statistik vom Jahre 1885/86, bei der allerdings die Angaben von 44 Bezirken fehlen und der Abschuß aus Furcht vor einer zu bedeutenden Pachtsteigerung wahrscheinlich in vielen Fällen zu niedrig angegeben worden ist. Nach dieser Aufstellung wurden vom 1. April 1885 bis zum 31. März 1886 in Preußen erlegt: 14986 Stück Rotwild im Werte von 580542 Mark, 8586 Stück Damwild (185202 Mark), 109702 Stück Rehwild (1794095 Mark), 9391 Stück Schwarzwild (229538 Mark), 2373499 Hasen (5209310 Mark), 314116 Kaninchen (157058 Mark), 397 Stück Auerwild (1890 Mark), 6036 Stück Birkwild (14805 Mark), 2521868 Rebhühner (1938871 Mark), 139628 Fasanen (508486 Mark), 41299 Waldschnepfen (84967 Mark), 270071 Wildenten (264832 Mark), 52011 Bekassinen (21592 Mark). — Der Wertberechnung liegt die für den Administrationsbeschluß in den Königlichen Forsten aufgestellte Taxe zugrunde, die den Durchschnittspreis für das Stück Rotwild auf 39 Mark, für Damwild auf 21,50 Mark, für Rehwild auf 16,50 Mark, für Schwarzwild auf 24,45 Mark, für den Hasen auf 2,20 Mark, für das Rebhuhn auf 0,75 Mark, für den Fasan auf 3,65 Mark und für die Wildente auf etwa 1 Mark festsetzt. Diese Preise sind jedoch längst nicht mehr maßgebend, sie sind, allerdings hauptsächlich infolge der durch den Krieg verursachten Fleischnot, beträchtlich gestiegen und betrugen nach dem amtlichen Berliner Bericht im letzten Herbst für das Stück Rotwild im Durchschnitt etwa 127,50 Mark, für Damwild 56 Mark, für Rehwild 33 Mark, für Schwarzwild 48,75 Mark, für den Hasen je nach Größe 2 bis 5,50 Mark, für das Rebhuhn 1,10 bis 1,30 Mark, für den Fasan 2 bis 3,25 Mark, für die Wildente 1,50 bis 2 Mark, für das Kaninchen 0,50 bis 1,60 Mark.

Wie man sieht, hat seit 1885/86 nur der Fasan an Marktwert verloren. Einst ein Prunkgericht auf der Tafel des Reichen, ist er dank seiner ungemein starken Verbreitung in den letzten Jahrzehnten zu einem Sonntagsbraten für den Tisch des „kleinen Mannes" geworden.

Aber auch die Menge des erlegten Wildes hat seit 1885 eine bedeutende Steigerung erfahren. Der durchschnittliche Jahresabschuß in den Königlichen Forsten Preußens ist beim Rotwild um ein Drittel gestiegen, beim Damwild auf das Doppelte angewachsen, während er beim Rehwild um zwei Drittel zugenommen hat. Da der Abschuß in den Privatrevieren hiermit ohne Zweifel Schritt gehalten hat, so kommen jetzt in Preußen alljährlich 20000 Stück Rotwild, 13000 Stück Damwild und 160000 Stück Rehwild auf den Wildmarkt. Beim Schwarzwild dagegen, das aus der freien Wildbahn mehr und mehr verschwindet, ist der Abschuß seit 1885 auf 7000 Stück zurückgegangen. An Hasen beträgt die Strecke jetzt, niedrig gerechnet, 3560248, an Rebhühnern 3782000 Stück, an Fasanen gar 559000 Stück, also das Vierfache des Ergebnisses von 1885. Der Wert dieser Wildmenge beträgt, nach den amtlichen Berliner Markthallenberichten von 1907/08 berechnet, rund zwanzig Millionen Mark.

Für die übrigen Bundesstaaten liegen leider keine Angaben vor, aber man dürfte nicht fehlgehen, wenn man den Wert des dort erlegten Wildes auf zehn Millionen Mark anschlägt.

Welche Rolle das Wild im Wirtschaftsleben der Großstädte spielt, geht aus einer Notiz in der „Deutschen Jäger-Zeitung" (Band 50, Nr. 43) hervor, wonach 1906 in Berlin rund 9000 Stück Rotwild, 5000 Stück Damwild, 33000 Stück Rehwild, 420000 Hasen, 250000 Kaninchen, 3200 Stück Schwarzwild, 85000 Fasanen, 432000 Rebhühner und 13500 Wildenten eingeführt wurden, was also einen Wildbretverbrauch von 1,90 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung bedeutet.

Einen weiteren Nutzen gewährt das Wild aber noch durch sein Fell. So wurden nach den Leipziger Kursnotierungen für Rauchwaren im letzten Winter für einen Hasenbalg 0,80 bis 1 Mark, für 50 Kilogramm Kaninchenbälge 50 bis 100 Mark bezahlt. Ein fertiges gares Rotwildleder hat einen Wert von 9 bis 20 Mark, ein ebensolches Rehleder einen Wert von 5 bis 9 Mark.

Was endlich das Raubzeug anlangt, so kommen aus deutschen Revieren alljährlich die Bälge von etwa 250000 Füchsen und 10000 Fischottern in den Handel. Hinsichtlich der Steinmarder, Edelmarder und Iltisse sind wir lediglich auf Vermutungen angewiesen, doch glaube ich sowohl für den Steinmarder wie für den Iltis die Zahl von 150000, für den Edelmarder, der immer seltener wird, höchstens die Zahl 10000 ansetzen zu dürfen. Da nun nach den letzten Kursnotierungen bezahlt wurden für Otter 30 bis 35 Mark, für Steinmarder 30 bis 35 Mark, für Edelmarder 30 bis 36 Mark, für Iltis 5,50 bis 7,50 Mark, für den Fuchs 16 bis 20 Mark, so würde, zum niedrigsten Preise

berechnet, die Jahresausbeute an deutschem Raubzeug einen Wert von 9600000 Mark darstellen, wozu mindestens noch 5400000 Mark für Hasen- und Kaninchenbälge kommen. Zu dem Erlös aus dem Wildbretverkauf im Betrage von 30 Millionen Mark kämen also noch weitere 15 Millionen aus der Verwertung der Bälge.

Ziehen wir zum Vergleich den Jagdertrag der österreichisch-ungarischen Monarchie heran, so ergibt sich nach dem „Statistischen Jahrbuch des K. K. Ackerbau-Ministeriums für das Jahr 1905", 3. Heft, für die österreichischen Kronländer ein Jahresabschuß von 18 429 Stück Rotwild, 2 569 Stück Damwild, 106 858 Stück Rehwild, 8314 Gemsen, 4017 Stück Schwarzwild, 1 696 646 Hasen, 158 188 Kaninchen, 7055 Stück Auerwild, 12 873 Stück Birkwild, 12 251 Stück Haselwild, 261 915 Fasanen, 2 107 796 Rebhühnern, 22 808 Waldschnepfen, 10 829 Moosschnepfen (Große Sumpfschnepfe, Gallinago media), 72 419 Wildenten, 21 Bären, 58 Wölfen, 34 Luchsen, 40082 Füchsen, 15237 Mardern, 1145 Fischottern und 143 Wildkatzen, die, nach den damals in Österreich noch überaus niedrigen Wildpreisen berechnet, einen Wert von 9 Millionen Mark darstellen, und für Ungarn nach dem „Bericht des Königlichen Ungarischen Landwirtschaftlichen Ministeriums für 1906" ein Jahresabschuß von 10 799 Stück Rotwild, 3 709 Stück Damwild, 29 167 Stück Rehwild, 8 213 Stück Schwarzwild, 268 Gemsen, 98 Stück Muffelwild, 1460181 Hasen, 78845 Kaninchen, 200072 Fasanen, 1236045 Rebhühnern, 222377 Wachteln, 17560 Wildgänsen, 94673 Wildenten, 1426 Trappen, 45999 Waldschnepfen, 18473 Sumpfschnepfen, 43523 Wildtauben, 273 Bären, 658 Wölfen, 5091 Wildkatzen, 52734 Füchsen. Hier läßt sich der Erlös aus dem Jagdergebnis schon deshalb nicht berechnen, weil die schwierigen Geländeverhältnisse und die vielfach ganz unzulänglichen Verkehrsmittel eine volle Verwertung des Wildes nicht zulassen.

In Frankreich, wo jeder auf seinem Grund und Boden jagdberechtigt ist, und wo die Jagdliebhaber, um ein geschlossenes größeres Revier bejagen zu können, mit jedem einzelnen Grundbesitzer einen Vertrag abschließen müssen, ist das Jagdergebnis von ganz untergeordneter Bedeutung; in Spanien und Italien, wo der Besitz eines Waffenscheins auch zur Ausübung der Jagd auf fremdem Grund und Boden berechtigt, begnügt man sich aus Mangel an Wild schon lange mit dem Fange kleiner Zugvögel. Sehr bedeutend, wenn auch statistisch nicht erfaßt, ist die Jagd in Rußland, wo sie 10 Millionen Menschen den Lebensunterhalt gewähren und einen Ertrag von 300 Millionen Rubel abwerfen soll (Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie, Bd. II 1. S. 355). Natürlich handelt es sich hier in der Hauptsache um die Erbeutung von Pelztieren.

Kommen wir auf unsere heimischen Verhältnisse zurück, so müssen wir zunächst feststellen, daß die 45 Millionen Mark, die wir als ungefähren Jahresertrag der Jagd im Deutschen Reich angenommen haben, keineswegs als Rein-

gewinn zu buchen sind. Gegner des Weidwerks haben sich sogar zu der Behauptung verstiegen, die Produktionskosten des Wildes seien höher als sein Nutzungswert. Das trifft jedoch nur für das Schwarzwild zu, das durch Umreißen der Halmfrucht und durch Brechen in den Hackfrüchten auf den Feldern allerdings bedeutenden Schaden anrichtet, und dem der Gesetzgeber deshalb auch keine Schonzeit zugebilligt hat. Zur Ehrenrettung unserer Schwarzkittel sei aber erwähnt, daß sie dem Walde durch Umbrechen des Bodens und die Vertilgung von Engerlingen, Raupen, Puppen und Mäusen entschieden nützen.

Daß das Rotwild gelegentlich das Getreide und die Kartoffeln heimsucht, auch die Forstkulturen durch Verbiß und Winterschälung schädigt, soll ebenfalls nicht geleugnet werden, doch ist der Bestand an diesem Wilde fast allerorten so gering, daß der Schaden nicht allzu schwer ins Gewicht fällt. Im übrigen äst es hauptsächlich Waldgras, Heidekraut, Beerenkräuter und Flechten, verwertet also Naturprodukte, die sonst unbenutzt blieben.

Das Rehwild tut im Walde durch den Verbiß der jungen Laub- und Nadelholzkulturen einigen Schaden, auf den Feldern wohl nur durch das Lagern im Getreide und durch das Niedertreten der Halme auf Wechseln und Brunstplätzen. Daß es im Winter zur Äsung auf die junge Saat tritt, beeinträchtigt deren Gedeihen kaum, ließ man doch früher sogar die Schafe die Wintersaat abweiden.

Der Hase, der neben dem Rebhuhn heute den Hauptertrag der Jagd liefert, schält bei hohem Schnee allerdings die jungen Obstbäume, doch kann man sich hiergegen leicht durch das Umwickeln der Stämmchen mit Dornen oder Draht schützen. Auf den Feldern tut er keinen nennenswerten Schaden, setzt vielmehr eine Menge Ernterückstände und Pflanzen, die sonst keine Verwendung finden würden, in wertvolles Wildbret um. Entschieden schädlich, wenigstens da, wo es in Menge vorkommt, ist das Kaninchen, da es sich bei der Nahrungsaufnahme auf kleine Gebiete beschränkt, diese aber desto gründlicher abäst. Auch kann es durch seine Wühlarbeit an Dämmen usw. lästig werden.

Beim Federwild kommt nur der Fasan als gelegentlicher Schädling in Betracht. Er nimmt in manchen Gegenden die Saat auf, vertilgt jedoch so eifrig Insektenlarven und Schnecken, daß bei ihm der Schaden durch den Nutzen zum mindestens aufgewogen wird. Das Rebhuhn nimmt um die Erntezeit ausgefallene Körner auf, die sonst von den Mäusen gefressen würden, lebt aber sonst ausschließlich von Unkrautsamen, Insekten und Schnecken und wird dadurch zu einem Freunde des Landwirts. Bei den Waldhühnern und den Wildenten kann ebenso wenig von einem Schaden die Rede sein. Man sagt also nicht zuviel, wenn man den Erlös aus der Jagd auf Hasen, Rebhühner und das übrige Wildgeflügel, vielleicht mit einziger Ausnahme des Fasans, als einen reinen Zuwachs zum Nationalvermögen betrachtet.

Von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung ist der reiche Gewinn, der den ländlichen Gemeinden aus der Jagdverpachtung zufließt. Daß dieser, nament-

lich bei Revieren, die von einer Großstadt aus leicht zu erreichen sind, von Jahr zu Jahr bedeutend gestiegen ist, wird allgemein bekannt sein. So zahlte man z. B. 1909 in den Kreisen Torgau und Schweinitz durchschnittlich das Dreizehnfache der Pachtsumme des Jahres 1853. Im Kreise Wittenberg stieg der Pachtpreis von 1885 bis 1909 um 171 Prozent, im Kreise Delitzsch von 1886 bis 1909 um 169 Prozent. Wo Rotwild als Stand- oder Wechselwild vorkommt, bringt die Jagdverpachtung des Gemeindewaldes vielfach weit bedeutendere Einnahmen als die Holznutzung, so z. B. in Ober-Eschbach im Taunus, wo ein Wald von 110 Hektar schon 1892 für 3300 Mark verpachtet wurde. Im preußischen Staate nahmen die Gemeinden im Jahre 1907 rund 15 Millionen Mark an Jagdpachtgeldern ein, eine Summe die sich natürlich höchst ungleich auf die Regierungsbezirke der Monarchie verteilt. Im Bezirk Stralsund, wo man für den Hektar 0,38 Mark erhielt, betrug die Pachtsumme 31 693 Mark, im Bezirk Allenstein (Pachtpreis für den Hektar 0,08 Mark) 56 162 Mark, dagegen im Bezirk Potsdam (Hektar 1,05 Mark) 1 257 566 Mark, im Bezirk Merseburg (Hektar 1,32 Mark) 1 004 799 Mark und im Bezirk Düsseldorf (Hektar 1,84 Mark) 1 005 850 Mark.

Für einige der Bundesstaaten liegen nach Japing (Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1902 S. 535) folgende Angaben vor: In Bayern waren 1898 verpachtet 409 190 Hektar Staatswaldjagden für 88 920 Mark (Hektar 0,22 Mark), 6 373 143 Hektar Gemeindejagden für 2 366 786 Mark (Hektar 0,37 Mark), und 54 077 Hektar dem Staate gehörender Enklaven für 11 572 Mark (Hektar 0,21 Mark), in Baden 1893 1 412 948 Hektar für 835 760 Mark (Hektar 0,59 Mark), in Sachsen-Weimar 1899 10 000 Hektar für 13 500 Mark (Hektar 1,35 Mark), in Sachsen-Meiningen 1894 184 549 Hektar für 70 599 Mark (Hektar 0,38 Mark), in Anhalt 1899 14 423 Hektar für 16 136 Mark, (Hektar 1,12 Mark), in Elsaß-Lothringen 1898 75 235 Hektar Staatswaldungen für 55 230 Mark (Hektar 0,73 Mark) und 597 730 Hektar Gemeindejagden für 1 103 251 Mark (Hektar 1,85 Mark). Auch aus diesen Zahlen, die natürlich, was die für Jagdpachtungen ausgegebenen Summen anlangt, inzwischen beträchtlich gestiegen sind, geht ein starkes Schwanken der Pachtpreise hervor.

Auf alle Fälle bedeutet der Erlös aus der Jagdverpachtung für die Gemeinden bzw. für die Grundeigentümer einen nicht zu unterschätzenden Vermögenszuwachs. Erler bedauert mit Recht, daß in neuerer Zeit der Pachtschilling fast überall unter die Grundbesitzer verteilt und nicht, wie es früher meist geschah, zur Bestreitung außergewöhnlicher Ausgaben z. B. für Wegebauten, Entwässerungen und dergleichen an die Gemeindekasse abgeführt wird.

Zum Vergleiche mögen hier einige Angaben über die Jagdpachtpreise in andern Ländern folgen. In den österreichischen Kronländern erzielten die Gemeinde- bzw. genossenschaftlichen Jagdgebiete 1905 einen Pachterlös von 4 109 549 Kronen auf einer Fläche von 18 503 181 Hektar. Dabei steht Niederösterreich mit 0,64 Kronen für den Hektar an erster, die Bukowina mit

0,02 Kronen an letzter Stelle. In Ungarn und in Galizien wird neuerdings meist nicht mehr das Revier verpachtet, sondern das Recht des Hochwildabschusses verkauft. So verlangt seit 1905 die ungarische Staatsforstverwaltung für einen Hirsch je nach der Endenzahl 320 bis 1160 Mark, für einen Bären bis zu 4 Jahren 320 Mark, für einen ausgewachsenen Bären 640 Mark. Auch in Rußland verkauft man den Nachweis des Winterlagers eines Bären für 100 Rubel, und in Schweden den Abschuß eines Elches für 100 Kronen.

Die höchsten Jagdpachtpreise findet man in England und Schottland, wo Reviere von 40000 Mark bis 100000 Mark keine Seltenheit sind. Auch in Frankreich zahlt man unverhältnismäßig hohe Pachten, besonders in der Nähe von Paris, wo der Hektar Feldjagd schon in den neunziger Jahren 72 Franken, der Hektar Waldjagd bis zu 114 Franken kostete.

Über die im Deutschen Reiche zur Unterhaltung des Jagdaufsichts- und Hegerpersonals aufgewandten Summen fehlt leider jede statistische Erhebung. Wir können uns jedoch einen annähernd richtigen Begriff davon machen, wenn wir die entsprechenden Zahlen der österreichischen Jagdstatistik betrachten, die sich über die Höhe der Gehälter allerdings ausschweigt. Immerhin läßt sich daraus entnehmen, daß 1905 in Österreich 5504 geprüfte und 4304 ungeprüfte Jagdbeamte und 26473 mit der Jagdaufsicht betraute Organe gezählt wurden.

Was nun den Erlös aus den Jagdscheingebühren betrifft, der ja als eine von den begüterten Volksgenossen aufzubringende Steuer der Allgemeinheit zugute kommt, so betrug er in Preußen im Wirtschaftsjahre 1906/07 2475057 Mark, in den gesamten Bundesstaaten 1900 nach Japings Berechnung (Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1902, S. 535) 3,5 Millionen Mark. Hierbei ist zu bemerken, daß in Preußen die Gebühr für den Jahresjagdschein seit dem Juli 1909 von 16 Mark auf 22,50 Mark, die für den Tagesjagdschein von 3 Mark auf 4,50 Mark erhöht worden ist, und daß Ausländer für den Jahresjagdschein, anstatt wie bisher 40 Mark, jetzt 90 Mark und für den Tagesjagdschein, statt 6 Mark jetzt 16 Mark zu zahlen haben. Übrigens darf man wohl hoffen, daß den Ausländern in Zukunft die Pachtung deutscher Reviere nach Möglichkeit erschwert oder, was wohl noch richtiger wäre, ganz unmöglich gemacht wird, da sie sich erfahrungsgemäß den deutschen Anschauungen über das Weidwerk und die Hege nicht anzupassen pflegen und die Reviere durch rücksichtsloses Ausschießen entwerten.

Will man den segensreichen Einfluß der Jagd auf unser gesamtes Erwerbsleben voll würdigen, so darf man nicht außer acht lassen, welche Summen alljährlich für Treiberlöhne, Wildfütterung, Fortschaffen des erlegten Wildes, für die Reise zum und vom Revier, für Miete und Verpflegung in den Dörfern ausgegeben werden. Wenn schon die Tatsache freudig zu begrüßen ist, daß Tausende von wohlhabenden Leuten der Jagd zuliebe auf Reisen in das Ausland verzichten und ihr Geld im Lande ausgeben, so ist es doppelt erfreulich, daß ein großer Teil dieses Geldes der ländlichen Bevölkerung zugute kommt.

Andererseits gibt es eine ganze Reihe von Industrien, die ausschließlich oder doch vorwiegend für den Bedarf des Jägers arbeiten und, wie die Fabriken von Jagdwaffen, Munition, Fallen, Jagdgerät, Jagdkleidung und -schuhwerk Tausenden und Abertausenden von Arbeitern auskömmlichen Unterhalt gewähren. Auch die Zucht und Dressur der Jagdhunde, das Präparieren der Trophäen, die Verarbeitung der Abwurfstangen von Hirsch und Rehbock werfen lohnendes Verdienst ab, und endlich greift die Jagdliteratur mit ihrem stark entwickelten Zeitschriftenwesen — in Deutschland und Österreich erscheinen, abgesehen von den forstlichen Fachblättern, die ja das Weidwerk ebenfalls berücksichtigen, etwa dreißig Fachblätter für Jäger, Jagdhundzüchter und Freunde des Schießsports! — tief in die graphischen Gewerbe ein.

Vor allem aber, und das kann nicht oft genug betont werden, trägt die Jagd zur Überbrückung der Kluft bei, die sich seit dem Aufkommen des Industrialismus zwischen Stadt und Land gebildet hat. Wo sich, wie das fast überall geschieht, zwischen dem Jagdpächter und den ländlichen Grundbesitzern ein geselliger Verkehr anbahnt, vollzieht sich früher oder später auch eine Verständigung zwischen zwei einander entgegengesetzten Weltanschauungen. Richter und Verwaltungsbeamte finden auf ihrem Revier oft die einzige Gelegenheit, sich die ihnen so notwendige Kenntnis der Denkweise und der Gewohnheiten des Volkes anzueignen.

Schließlich sei noch des heilsamen hygienischen Einflusses der Jagd gedacht, der so wesentlich dazu beiträgt, unserem Volke gesunde und schaffensfreudige Männer zu erhalten und unsere nationale Produktionskraft zu stärken. Sagt doch der Nationalökonom Enders in seinem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften": „Wer mit den Sorgen des Berufes und des täglichen Lebens im heftigen Kampfe ums Dasein belastet nach Erholung und Ausspannung sucht, für den gibt es keine Tätigkeit, die die Welt besser vergessen und die Nerven eher zur Ruhe kommen läßt, als die immer erfrischende Jagd".

Aller dieser uns aus der Jagd erwachsenden Vorteile würden wir mit einem Schlage verlustig gehen, wollten wir dem hier und da lautwerdenden Rufe nach Jagdfreiheit oder radikalem Wildabschuß stattgeben. Die verhältnismäßig geringe und mit einem unberechenbaren Zeitverlust viel zu teuer erkaufte Wildbretmenge würde die Fleischnot günstigen Falles für zwei bis drei Wochen um ein weniges lindern, zugleich aber, ganz abgesehen von dem durch die Schießwut Unerfahrener heraufbeschworenen Unheil, Zustände schaffen, die Deutschland in jagdlicher Hinsicht auf die Stufe Italiens oder Spaniens zurückdrängen würden. Mit der Ausrottung des Wildes — denn etwas anderes bedeutet die Jagdfreiheit nicht! — würden die ländlichen Gemeinden vielleicht für alle Zeiten ihre Einnahmen aus der Jagdverpachtung verlieren und viele Tausende von Staatsbürgern brotlos werden.

Der Hexenkessel

Von Muckwar-Stradow

Dostojewski hat irgendwo einmal gesagt, daß Petersburg die phantastischste Stadt auf dem Erdball sei. Petrograd scheint diese Eigenschaft behalten zu haben. Wenn man jetzt auf das Leben der russischen Hauptstadt blickt, die ja doch bis zu einem gewissen Grade, so sehr sich auch die russische Öffentlichkeit gegen die Anerkennung dieser Tatsache sträuben mag, das Abbild und der Widerschein des russischen Lebens ist, so ist man erstaunt darüber, welche Bilder diesem wüstesten aller Hexenkessel entsteigen. So etwas findet man in der Tat sonst nirgends auf der Welt. Es ist der geborene Boden für den Roman. In Deutschland würde man sagen für den Hintertreppenroman. Aber wir haben das Gefühl für die Größe des primitiven Helden verloren. Dort in Rußland schätzt man ihn ganz, und dort feiert er seine Triumphe. Die Leidenschaften des Einzelnen drängen sich in ihrer ganzen rohen Nacktheit hinein in das öffentliche Leben. Plötzlich lüftet sich der Vorhang durch einen Zufall und wir dürfen hineinblicken in die Welt, die sich dahinter aufbaut.

1. Akt.

Der Minister des Innern Alexei Nikolajewitsch Chwostow.

Die Person*): Sie sehen, lieber Alexei Nikolajewitsch, wir kommen auf diese Weise nicht weiter. Goremykins Auflösung der Duma war gut, aber diese unheimliche Stille erschreckt mich. Ich suche vergeblich nach einem Ausweg. Denn hinter der Stille lauert etwas, was unheimlich ist. Da hat mich Goremykin auf Sie aufmerksam gemacht, Sie hätten Verständnis für die russische Seele. Können Sie mir helfen?

A. N.: Ich will es versuchen, diese Seele ist so einfach, im Grunde genommen ist sie vielleicht überhaupt nicht da. Es gibt ein altes Rezept: panem et circenses, das hat noch niemals fehlgeschlagen. Circenses sind allerdings bei uns während dieses Krieges nicht leicht zu veranstalten, denn so sehr beliebt Pogroms bei gewissen Teilen unserer Bevölkerung sind, und so sehr ich für das Rezept bin, so bewahre ich es mir für später auf. Was meinen Sie zu einem Kampf gegen die deutsche Vergewaltigung? Das hebt den Patriotismus, schlägt in die Kerbe der Nationalisten und die kadettischen Schweine setzen wir in Verlegenheit. Denn alles, was Patriotismus ist, machen sie ja

*) Der Name dieses Mannes darf in der russischen Presse niemals genannt werden.

setzen wir in Verlegenheit. Denn alles, was Patriotismus ist, machen sie ja aus Prinzip mit. Ich werde sie ad absurdum führen, werde ihnen sagen, daß ich Dumaabgeordneter bin, daß niemand mehr die parlamentarischen Einrichtungen verehrt als ich. Es ist zum Lachen, aber es wird einige geben, die es mir glauben werden. Und wenn ich den Appetit der Leute stillen kann, ist alles gewonnen. So wird der Boden vorbereitet. Ich werde hin- und herfahren, unter das Volk gehen, neue „liberale Methoden" einschlagen, mir diese Preßleute mal hinkommen lassen und mein Herz vor ihnen ausschütten, das mich zum Volke treibt. Das wird die Leute verblüffen und die Juden werden mich sogar in den Himmel erheben.

Dann inzwischen, falls die Sache geht, „Kampf gegen die Teuerung", drakonische Maßregeln im alten russischen Stil, der ist noch immer volkstümlich gewesen, und im Stillen die Mobilmachung der monarchistischen Kongresse, wenn die Gesellschaft anfängt, verwirrt zu werden, das alte Rezept. Befehlen Sie, es damit zu versuchen?

Die Person: Aber die Arbeiter? So tüchtig Burtzew ist, dessen Gewinnung ich für einen der geschicktesten Schachzüge der Ochrana halte, er hat doch eigentlich keine Fühlung mit den Kreisen, die wir da brauchen. Und Kostroma mit totgeschossenen Arbeiterführern hat nicht gut gewirkt. Die Sache war zu roh gemacht.

A. N.: Burtzew ist gut, aber nicht hierfür. Er wird auf revolutionäre Ideologen wirken und sie für die Devise „alles für den Sieg" gewinnen. Es gibt ein anderes Rezept, das von Gapon, des zu früh gerichteten, der hätte uns hier geholfen. Aber da ist Madame Desobry, die soll zu Putilow gehen, mitten in die Bolschewiki hinein, soll ihnen helfen, ihre Kooperativen zu gründen und sie damit beschäftigen.

Inzwischen werden unsere . . . „Leute" dafür sorgen, daß die Explosion zu einer Zeit losbricht, wo wir sie brauchen können. Wir werden eine Rechtfertigung dafür haben, streng zuzugreifen. Und wir brauchen uns dann nicht zu genieren. Das aber wird ausgezeichnet wirken.

Und ich werde den Arbeitern dasselbe erzählen wie den jüdischen Zeitungen. Ich werde ihnen sagen, daß ich ihre Versorgung in die Hand nehmen will, die Familien der Zurückgebliebenen ausstatten. Der „deutsche Köder" wird locken. Ein Versuch sollte sich wirklich lohnen. —

Die Person: Und die Hauptfrage: die Wiedereinberufung der Duma, die uns so unbequem werden kann?

A. N.: Wird überhaupt nicht akut werden. Ich treibe diese Kerle in die Enge, mache sie mürbe, lasse sie am patriotischen Narrenseil tanzen und in dem Momente . . . wo es nötig ist, daß wir Ruhe haben, werden uns diese Leute nicht mehr unbequem sein. Sie werden einfach Angst haben, und sollten sie uns doch noch Schwierigkeiten machen, so haben wir die Macht, ihnen die Führer im richtigen Moment zu nehmen. Alles kommt auf diesen Moment an. . . . —

2. Akt.

Alte Mittel, Neue Männer.

Der Metropolit: Ich bin bei Rodsjanko gewesen, auch mit dem Grafen Bobrinski habe ich gesprochen, damit ich nicht ein einseitiges Bild bekomme. Es geht nicht mehr an, das Volk im Ungewissen zu halten. Wir haben den Judenblättern zu lange Spielraum gegeben. Lamkert, dieser Abkömmling deutscher Ketzer, war immer ungeschickt, gut daß er gegangen ist, aber die Zensur wird uns nicht retten. Sie war zu allen Zeiten schlecht, besonders die russische. Dat veniam corvis, vexat censura columbas. Auch die weißen Flecke regen auf die Dauer auf. Die Presse ist nun einmal in der Hand dieser Raben, sie wirken bis in die Schützengräben, und je weiter das Barometer im Innern sinkt, desto tiefer fällt die Stimmung da draußen. Wir brauchen einen Ausweg. Das haben mir Rodsjanko und Bobrinski bestätigt.

Die Person: Aber A. N. Chwostow?

Der Metropolit: War ein Versager. In dem Moment, wo es ihm nicht gelang, in der Teuerungsfrage wirklich etwas Durchgreifendes zu tun, war's vorbei mit seinen Bemühungen. Er konnte das Volk nicht sattmachen, und so hatte die Agitation der Kriegs- und Freiheitsfreunde um Miljukow wieder neuen Boden.

Es steht schlecht um Mütterchen Rußland. Wir brauchen abermals die Duma als Ventil.

Die Arbeiter in Petersburg haben Hunger, ihre Führer drohen und stehen für nichts mehr ein. Die Aussaatflächen auf dem Lande sind zurückgegangen, in Sibirien bis zu 50 Prozent, im Ural und in Südrußland bis zu 30 Prozent. Die größeren Grundbesitzer verlängern ihre papiernen Kredite bei der Reichsbank von einem Termin zum anderen. Mit den Feldern stehts übel aus. Man hat toll drauflos requiriert, ohne für den morgenden Tag zu sorgen. Der Viehstand ist dezimiert. Jetzt denkt man in Petrograd an eine Versorgung aus der Mongolei, ohne sich klar zu machen, daß alles Vieh aus den mongolischen Steppen, wenn man es überhaupt bekommt, kaum für 30 Tage langen würde, um die Hauptstadt zu versorgen. Das Transportwesen ist in höchster Unordnung, was besonders schade ist, weil wir uns auf die Eisenbahner, die uns Ruchlow so gut gezogen hatte, von jeher unbedingt verlassen konnten. Die Kämpfe zwischen Chwostow und seinen Kollegen haben noch mehr Aufregung ins Volk gebracht, als ohnehin schon drin war. Niemand glaubt mehr, daß es anders wird. Nur die Duma kann also — „das Vaterland retten". Denn das Volk muß immer jemand haben, der es „retten" kann. Und weil sich die Kadetten auf dem Marktplatz als Diener des Vaterlandes ausschreien, so kommen wir allzusehr in den Verdacht, für die Deutschen zu arbeiten, wenn wir nicht so tun, als ob wir ihren patriotischen Eifer anerkennen. Es hilft nichts, Goremykin muß gehen und die Duma muß einberufen werden.

Die Person: Aber was sollen wir mit der Partei dieser Männer um Gutschkow und Lwoff herum, die schon der selige Peter Arkadjewitsch als Futur-Minister bezeichnete? Bei ihnen ist doch nur Unehrlichkeit hinter der politischen Maske verborgen und ich möchte Rußland nicht helfen zu einem Lande zu machen, das wie . . . Frankreich von Advokaten regiert wird.

Der Metropolit: Nimm Stürmer, hoher Freund und Protektor. Er ist kein abgestempelter Parteimann. Er wird die Intelligenten nicht reizen, und für sie nicht ein rotes Tuch sein wie Chwostow. Die Leute sind ja mit so wenigem zufrieden. Sie hoffen wieder. Rodsjanko wird durch die Möglichkeit einer Berichterstattung bei Väterchen tief beglückt sein. Man wird viel reden, man wird heftig reden, alle Kadetten aber werden trotz alles Judentums ihrem rechtgläubigen Herrscher zujubeln — aus Ingrimm zujubeln, weil sie aus geheucheltem Patriotismus jubeln müssen.

Stürmer ist ein frommer Mann — nicht umsonst sagt man, daß seine Vorfahren lutherische Pastoren waren, er wird dem Volke von unserer Kirche sprechen, er wird überhaupt sehr staatsmännisch, sehr ruhig sein und — nichts sagen. Das wird gut wirken. Wenn wir einen Schreier brauchen, der für die Kulisse spricht, so nehmen wir Ssasonow, er soll auch reden, wenn die Engländer Erklärungen verlangen. Will ihn dann Stürmer im gegebenen Moment los sein, so wird er zugleich einen wunderschönen Grund dafür haben.

Ich aber werde dafür sorgen, daß das Volk anfängt, an anderes zu denken, als an diese fortwährenden Kämpfe gegen eine Regierung, die doch nur ihr bestes will. Das Volk hat aufgehört zu beten, wie es dies zu Beginn des Krieges tat. In Petrograd und in Moskau kämpft man nur um die Macht und ums Geld. Dunkle Existenzen, die gestern noch auf den Gassen hausierten, trinken heute bei Cubat Sekt und kaufen in Paris Brillanten, die sie „unter ihren schmutzigen Westen" für die Zeiten verschwinden lassen, wo der Staat patriotische Opfer von denjenigen verlangen wird, die durch das Blut ihrer Mitbürger reich geworden sind.

Ich werde die Begeisterung für die Kirche, die allein unser Mütterchen Rußland wieder groß machen kann, im Volke wachrufen. Boris Wladimirowitsch ist dazu der rechte Mann, um mir bei dieser Aufgabe zu helfen. Daß er Plehwes Gehilfe war, hat man fast vergessen. Aber daß er dort gearbeitet hat, ist nützlich. Er kennt die Frage des Raskol, er kennt die Altgläubigen. Die „Kaiserlich Rechtgläubige Gesellschaft" nennt ihn unter ihren tätigsten Mitgliedern, er ist stellvertretender Vorsitzender der „Baltischen Rechtgläubigen Brüderschaft". Väterchen erinnert sich seiner als eines vielgewandten Mannes. Er wurde damals . . . nach Moskau berufen, um die Zeremonien zu leiten. Boris Wladimirowitsch war aber auch Semstwomann, er wird den Leuten sagen, daß er warmer Anhänger der Konstitution ist, er wird ihnen sagen, daß er diesen Krieg bis zum siegreichen Ende führen wird, und schließlich wird er versprechen, die Duma einzuberufen, und zugleich wird er an den Patriotismus dieser Männer appellieren . . . Und ich werde im Stillen arbeiten.

3. Akt.

Das falsche Pferd.

Der Monarchist: Purischkewitsch hat um Urlaub gebeten. Er ist abgereist unter Hinterlassung eines köstlichen Verschens für den Dumapräsidenten:

„Der Rede steht voran die Tat,
deshalb verlass' ich Petrograd;
die Duma tobt sich im Schwatzen aus,
das hängt mir schon zum Halse raus."

Es wird gut sein, wenn dieses Verschen recht weit bekannt wird. Das wird die Roditschew und Konsorten diskreditieren, und diese Duma wird hoffentlich bald zum Teufel gejagt werden.

Ich bin einmal in meinem Leben unvorsichtig gewesen, habe diesen Menschen mein Herz ausgeschüttet, habe ihm gesagt, daß ich daran zweifele, ob die Grundzüge unserer Politik richtig gewesen sind. Ich sprach von England und von allen diesen Nicolsons, O'Beirns und Buchanans, die den Kadetten nur den Kopf verdreht haben, sagte ihm, meiner Meinung nach ist dieser Krieg zwischen uns und den Deutschen nur ein Vorteil für England — das mit Behagen zusieht, wie wir beide uns die Köpfe einrennen. Das wird man mir jetzt ständig vorwerfen, und man wird mich als Anhänger des Separatfriedens, den wir ja auch meiner Meinung nach doch nicht werden schließen können, verdächtigen. Und dann mein Wort vom Juni 1914, wo ich den Kadetten sagte, sie sollten nicht immer gegen Deutschland hetzen: ein noch so kleines Bündnis mit dieser starken Macht wäre zehnmal besser als die dickste Freundschaft mit den Engländern. Jetzt sehen wir, daß ich recht hatte. Suchomlinow war gewiß ein tüchtiger Kerl (alles was diese Gesellschaftsfatzken gegen ihn und Poliwanow vorbringen, ist Quatsch, es waren die tüchtigsten Organisatoren Rußlands), aber auch Suchomlinow hat sich verschätzt, hat die Deutschen für nicht so stark gehalten, wie sie waren — die Deutschen habens ja selbst nicht gewußt, wie stark sie sind. Und wir waren eben nicht so bereit wie sich's Suchomlinow gedacht hatte — und ich und du allein — wir habens geahnt. —

Der zweite Monarchist: Schadet nichts. Mag der Krieg ausgehen, wie er will, er wird Rußland schließlich nicht zugrunde richten. Wir werden nicht bankrott sein, wenn wir verlieren, wohl aber Frankreich und das kann uns gleich sein. Laß uns immerhin im Westen einiges Land opfern — mit den Landeseroberungs-Träumen der Scheglowitow und des Baron Taube, dessen Herz sich nun ganz von seinen westfälischen Ahnen abgewandt hat, ist's doch für immer aus. Das kann uns nicht umbringen. Die Hauptsache ist, daß wir dem, was im Innern droht, vorbeugen — und da scheint Chwostow auf dem richtigen Wege zu sein. Wir werden's doch allmählich kriegen, so dumm

sich auch Balaschow*) anstellt, mit dessen Hilfe wir schon weitergekommen wären. Aber auch er wird's nochmal einsehen, wie man Rußland wird retten müssen. —

Der erste Monarchist: Du überschätzt A. N. Ich finde ihn nicht so geschickt, wie ich ihn anfangs glaubte. Mit dem Kongresse in Nischny und Petersburg war's nichts. Das Volk geht nicht mit. Es fehlt noch die große Losung. Dem Metropoliten traue ich nicht. Der Mann ist mir zu unsicher. Baku war gut. Da konnte man mal zugreifen. Putilow war besser, da durfte man hängen und auch bei dem Schweden Emanuel hat man ein gutes Exempel statuiert, aber überall sieht man zu deutlich, wo die Sache schließlich herkommt und das schadet im Endeffekt. Meyendorff hat dem Chwostow in die Suppe gespuckt und alle haben den Kampf gegen die Deutschen im Lande über, sie kriegen Gewissensbisse und möchten am liebsten die deutschen Bauern jetzt wieder auf ihre Höfe einladen, von denen wir sie glücklich herunter haben, sie mit Pauken und Trompeten dorthin wieder zurückführen. Es ist zu komisch, wenn Miljukow und Roditschew, die den Krieg auf dem Gewissen haben, wegen ein paar deutscher Ansiedler — Gewissensbisse kriegen, und Banquos Geist vor sich auftauchen sehen. Den Brüdern wird's noch ganz anders zu Mute werden.

Der zweite Monarchist: Du hast recht. Es fehlt irgendwo. Das Volk wird träge; statt daß es merkt, wo seine Feinde sitzen, beschäftigt es sich mit Kriegslieferungen. Die jüdischen Zeitungen haben größeren Absatz als jemals. Die Zirkulare von Chwostow über die revolutionäre Tätigkeit der Juden waren gut. Ich glaube aber, er hat noch etwas größeres vor. Rußland kann nur gerettet werden durch ein großes Ereignis im Innern, daß die Leidenschaften aufpeitscht, die Seele des Volkes zum Wallen bringt, den trägen Kerlen an die Nieren greift und die, die noch mehr Macht in den Händen haben, als sie denken, zum schnellen Handeln anspornt. Kommt's so, wird's gut. Gott gebe, daß nicht kleinliche Geister mit „Gewissensbissen" dem Rad in die Speichen fallen.

4. Akt.

Die Freundin.

Das Hoffräulein: Heine scheint mir des höchsten Vertrauens wert, denn gerade heute kam der Polizeioberst, der mit der Ochrana**) unseres hohen Freundes beauftragt ist, zu mir, um mir zu sagen, daß er Befehl habe, seine Tätigkeit einzustellen. Das heißt also, daß unser Freund vogelfrei ist. Da muß ein Mächtigerer und da müssen hohe Ziele dahinter stecken. Nur A. N. ist frech genug dazu, auf diese Weise zu operieren. Dadurch, daß er das

*) Balaschow ist der Führer derjenigen Nationalistengruppe, die zwecks Zertrümmerung des Blocks mit der Rechten vereinigt werden sollte.

**) Der Schutz (ochrana) der hochstehenden Personen ist die vornehmste Aufgabe der Geheimpolizei. Sie hat daher ihren Namen.

Attentat durch die frommen Mönche aus Saratow ausführen lassen wollte, hetzt er die religiösen Instinkte der Massen auf und die Leidenschaften werden gegen alles, was nicht gläubig und nicht Russe ist, mobil. „Er" soll von seinem Dämon befreit werden, das Volk wird alles töten, was „Ihn" beengt, alle Häretiker, alle Juden, alle Deutschen zugrunde gehen lassen. Der Tag des großen Progroms soll anbrechen — aber wir müssen verhüten, daß unser Freund das erste Opfer ist. Wie hat es Heine erfahren?

Simanowitsch: Durch Rschewskis „bürgerliche Frau". Heine ist der Sachverständige, der für Rschewski und A. N. den Klub in der Kasanschen Straße gegründet hat. Der sollte für vieles einen Hintergrund geben. Und da Heine so geschickt war, nahm Rschewski ihn in sein Haus. Der prügelt seine bürgerliche „Frau". Sie bedroht ihn mit dem Gericht, denn er hat die Unvorsichtigkeit gehabt, in einer schwachen Stunde sie mit nach Norwegen zu Iliodor zu nehmen. Er zieht den Revolver und will sie erschießen. Da wirft Heine sich dazwischen und rettet die Frau, die ihm das Leben verdankt. Ihm verdankt es auch ein anderer. „Die leidende Frau" hat Heine alles enthüllt.

Das Fräulein: Gott wollte ihn sichtbar behüten, und mit ihm meine Freundin, „Sie" sollte nicht zugrunde gehen. Wie sollte es gemacht werden?

Simanowitsch: Man wollte ihn telephonisch zu einer wichtigen Fahrt auffordern. Rschewski sollte der Kutscher sein, er hätte ihn herausgefahren nach Ochta oder hinter das Narwsche Tor und die Anhänger des Mönches hätten den Rest besorgt. 60000 Rubel in schwedischer Valuta und der Auslandspaß, den A. N. besorgt hatte, lagen schon bereit. So wäre Rschewski schnell entkommen und niemand hätte geahnt, woher der Streich gefallen wäre.

Das Fräulein: Wie aber stellen wir seine Schuld zweifelsfrei fest?

Simanowitsch: Die Korrespondenz mit dem Mönche wird es beweisen. Aber wir brauchen Eile. Der General soll ihn verhaften lassen. Schreibe an ihn. Findet man dort nichts, so muß man schnell zu dem Dwornik des Klubs in der Kasanskaja fahren, wo Rschewski ein versiegeltes Paket abgegeben hat. Aber Eile tut dringend not. Denn wenn Rschewski Lunte riecht, so ist er mit dem Auslandspaß verschwunden und der General kann uns gegen den Höheren nicht schützen.

Das Fräulein: Und wie kommt Rschewski zu A. N.?

Simanowitsch: O, der hat gute Beziehungen. Kennt alle da oben. Hat seinerzeit die Schauspielerinnenaffäre in Nischny für A. N. besorgt, als dieser von Liebeswahnsinn erfaßt, noch in derselben Nacht die Schönen zugleich besitzen wollte, die er auf der Bühne gesehen hatte und wie Napoleon einfach durch Rschewski einen Befehl an den Theaterdirektor ergehen ließ, ihm die Mädchen auszuliefern. Da hat sich Rschewski bewährt und beiden hat es nichts geschadet. Seine Bekanntschaft mit Suchomlinow kennt jeder Pressemann. Ihm hat der Minister die berühmten Artikel „Rußland ist bereit und erwartet, daß Frankreich bereit ist" in die verbrecherische Feder diktiert. Du kennst

seine Pilgerfahrt zum verbannten Iliodor? Solche Leute machen in Rußland Karriere. Er war an der Front mit Purischkewitsch, war einer von den Rotekreuzleuten, die tapfer stehlen, strebte aber nach höheren Zielen und wurde durch A. N. wegen seiner vorzüglichen Ausbildung zum „Beamten für besondere Aufträge im Ministerium des Innern" ernannt. Dort erregte er den Verdacht des Generals, der einen Spion des Ministers witterte. Also wird der General uns helfen. Rschewski sollte ja auch das famose Geschäft mit den deutschen Kolonisten vermitteln.

Das Fräulein: Welches Geschäft?

Simanowitsch: Das kennen Sie nicht? Es ist würdig der großen russischen Tradition. Sie wissen, daß A. N. das Gesetz über die Enteignung der deutschen Kolonisten durchgebracht hat. Es waren doch großzügige Minister in diesem Kabinet. Ignatiew, Ssasonow, Trepow und Naumow waren die einzigen, die dagegen stimmten. Ssasonow — es ist zum Lachen — behauptete, Rußland müsse wenigstens nach außen hin anständig bleiben. Wollte nicht alle Brücken abbrechen, die nach Europa herüber führen. A. N. war anderer Ansicht. Und er dachte an ein großes Millionengeschäft, das seine Familie mit einem Schlage den Demidows, Scheremetjews und — den Rubinsteins gleich gemacht hätte. Wenn die Not der Kolonisten am höchsten war, dann wolle er sie retten. Er hätte das Statut einer großen Auswanderkonzessionen fertig, die die armen Flüchtlinge mit ihrem letzten Gelde nach dem gastfreundlichen Kanada und nach Dacota gebracht hätte, wo ihre Freunde schon sitzen. Das wäre in die Zehnermillionen gegangen. Hätte auch zugleich den Verbündeten genutzt, Kanadas Anbaufläche gehoben; daß es der russischen schadet, machte ja nichts aus. Naumow vereitelte auch diesen genialen Plan. Der Mann hat kein Verständnis für die russische Seele. —

Das Fräulein: In der Tat, er ist ein großer Mann. Unser Freund aber ist größer. Du hast viel für uns getan. Der Metropolit wird dich segnen. Sein Sekretär wird sofort zu Boris Wladimirowitsch eilen und ihm alles berichten. Gott hat uns gnädig geführt.

* * *

Zwischenspiel.

Der Markt von Wassilewski Ostrow in Petersburg.

In der letzten Zeit haben die Hooligans, die die Straßen von Wassilewski Ostrow unsicher machen, angefangen, die zahlreichen Käufer und Käuferinnen auf dem Andrejewschen Markte gegen die Juden aufzuhetzen. Am 2. März hielt einer von ihnen eine ältere Dame an, die ein drei- bis vierjähriges Mädchen auf dem Arme trug und schrie ihr das Wort „Judenweib" ins Gesicht. Dann rannte er zu einem Weibe, das dahinter stand, und flüsterte ihm etwas ins Ohr, dieses fing an, mit ihren Genossinnen zu flüstern und sofort umringten mehrere Weiber zusammen mit dem Hooligan die Dame

und schrien: „Diese Jüdin hat das Kind gestohlen und geht mit ihm zum Hauptjuden, um den Kleinen zum jüdischen Ostern zu schlachten". Die Dame protestierte. Es kam aber nichts dabei heraus. Bald wuchs die Menge in die Hunderte. Ein Polizist versuchte vergeblich, die Wilden zu beruhigen. Die Weiber fingen an mit Schneeklumpen auf die Unglückliche zu werfen, die man beschuldigte, das Kind gestohlen zu haben. Die Aufregung wuchs. Da gelang es mehreren Polizisten, durch die Menge zu bringen, die Dame in einem Iswoschtschik nach ihrer nahen Wohnung zu bringen, wo sich herausstellte, daß das Kind ihre Nichte, das Töchterchen eines russischen Offiziers war, der in einem Schützengraben fürs Vaterland kämpfte. — Die heulende Menge, die noch lange nicht zu beruhigen war und nach dem Blut der „Jüdin" dürstete, mußte mit einem großen Polizeiaufgebot auseinandergetrieben werden. . . . . So zu lesen in der „Rjetsch" vom 3./16. März 1916, im zweiten Jahre des vaterländischen Krieges. . . .

5. Akt.

In der Duma.

Miljukow: „Ich weiß es nicht bestimmt, ob uns die Regierung zu einer Niederlage führen wird. Wir fürchten das und wollen dem zuvorkommen. Aber ich weiß bestimmt, daß die Revolution in Rußland unbedingt zur Niederlage führt. Nicht umsonst wartet darauf unser Feind. Wenn man mir sagen würde, daß „Rußland für den Sieg organisieren" zugleich bedeutet, „Rußland für die Revolution zu organisieren", so würde ich antworten: Laßt das Land für die Dauer des Krieges lieber so wie es war — ohne Organisation . . ."

Samyslowski: „Weshalb häuft man auf uns alle diese Beschuldigungen? Man tut das deshalb, weil die Leute, die laut nach der Organisation des Sieges schreien, in Wahrheit danach streben, die Gewalt in ihre Hände zu bringen, um ihre Abrechnung mit den Feinden ihrer Partei zu machen. Wenn man uns das Etikett von Deutschfreunden anklebt, so ist das ein sehr geschickter Trick des Parteikampfes . . ."

Roditschew: „Verhelft der Gerechtigkeit zur Herrschaft und der Russe wird seine wirklichen Feinde finden und mit ihnen fertig werden. Wenn aber die Erneuerung nicht kommt, so laßt die Hoffnung auf den Sieg für immer fahren."

Die Freiheit der Meere

Von Rudolf Ziese

Bleibe nicht am Boden haften. Frisch gewagt und frisch hinaus.
Kopf und Arm mit munteren Kräften. Überall sind die zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen, sind wir aller Sorgen los.
Das wir uns in ihr zerstreuen, dazu ist die Welt so groß.

Goethe

Das Meer ist frei. Wer das Meer beherrschen will, muß selbst frei sein. Nur ein starkes freies Volk kann die Seeherrschaft erringen und behalten.

Wollen wir in Deutschland den Weg der Weltwirtschaft betreten, so müssen wir uns klar darüber werden, daß vieles Alte, bei uns Hergebrachte, absterben, vieles Neue aufwachsen muß.

Weder der Gelehrte unter seinen Büchern, noch der Bürokrat inmitten seiner Verordnungen, weder der Jurist mit seinen Akten, noch der wohlmeinende Patriarch sind für die Seeherrschaft die passenden Männer. Eine neue, freie, kühne, wagemutige, auf sich selbst vertrauende, keine Verantwortung scheuende Generation muß heranwachsen, die Erziehung unserer Jugend muß aus dem alten engen Rahmen des klassischen Altertums zur weltumfassenden Gegenwart geführt werden, und Gott gebe, daß solche Jugend bei uns sich bilden und nicht durch zu starkes Beschneiden der Auswüchse in der Kindheit bereits verkümmern möge. Mehr Vertrauen, mehr Liebe zur Jugend tut uns not. Wir brauchen junge „lachende Löwen" wie Nietzsche sich ausdrückt, für die Führung unserer privaten und öffentlichen Geschäfte, nicht in die Formeln eines engherzigen Kastengeistes hineingepreßte, sogenannte gute Menschen. Für solche gibt es andere Beschäftigungen. Nicht jeder Beliebige kann mächtig, stark und reich werden; er muß die Tugenden und auch die Untugenden dazu besitzen.

Gesunder Menschenverstand klebt nicht an Formeln oder römischen Recht, sondern erfaßt die Gegenwart und modelt diese den Erfordernissen der Zeit entsprechend, ist also genau das Gegenteil des Prinzips, wo sich „Gesetz und Recht wie eine ewige Krankheit forterben." Hier liegt das Geheimnis des Fehlschlagens aller juristischen Regierungsmethoden bei ausländischer Kolonialarbeit und ehe wir das nicht ändern, können wir in Deutschland keine Weltpolitik treiben.

Papier sind alle Londoner und Genfer Konventionen, alle Haager Friedensparlamentsbeschlüsse; allein die eiserne Macht zu Wasser und zu Lande ist es, die unserem Handel Freiheit und Sicherheit verbürgen kann, nur sie kann die

brutale Anwendung der Macht und besonders der See- und Geldmacht Englands zur rücksichtslosen Unterdrückung des Schwächeren brechen. Diese englische Wirtschaftslehre des reinen Egoismus muß überwunden werden und mir scheint, daß eine nicht zu ferne Zeit die Erfüllung oder doch eine Annäherung hieran bringen wird.

Auch darauf baue ich, daß der jetzige schwere Krieg einen neuen Menschenschlag in Deutschland zeitigt.

Das unerhörte Heldentum, welches wir erleben, das aller Beispiele der Geschichte spottet, der Opfermut, diese Treue, diese Geduld, diese Ordnung, diese Nerven berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Was ist ein Achilles, ein Leonidas der alten Geschichte? Wir haben heute tausende, ja hunderttausende Leonidas und Achilles. Und sie alle diese Helden, die das Furchtbare durchgemacht und mit dem Leben davongekommen sind, sie haben etwas in sich aufgenommen, was sonst nur Wenige erleben, was der Seemann im schweren Sturm auf dem wilden Meer fühlt, der Ingenieur, wenn er die sausenden Massen der Maschinen bei schwerer Probefahrt zu lenken hat, der Arzt im Hospital, welches mit ansteckender Krankheit gefüllt ist, der Chirurg bei schwieriger Operation, wo das geringste Versehen den Tod gibt. Sie alle fühlen sich in solchen Zeiten „sehr in Gottes Hand", und diese Erkenntnis macht stille, läßt die Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens verblassen, gibt den nach innen gerichteten und doch so weiten Blick, das Lächeln der Sanftmut über viele menschliche, irdische Schwächen.

Was bedeutet das alles dem Großen, dem Furchtbaren, dem Unendlichen, Unabwendbaren gegenüber, vor dem es keine Rettung gibt?

Es ist jedem Menschen zu wünschen, daß er wenigstens einmal in seinem Leben dieses Gefühl der menschlichen Ohnmacht dem Allgewaltigen gegenüber an seinem eigenen Leibe erfährt. Viele Lüge, viel Eigennutz, viele kleinliche Jämmerlichkeit, viel Klassenhaß, viele Brutalität und Geldprotzerei würde aufhören, mehr Achtung vor dem Nebenmenschen, mehr wahre Herzensbildung würde aufwachen. So erhoffe ich mir die Zukunft Deutschlands, dann wird auch dieser Krieg der richtige Erzieher. Möge uns der Friede halten, was der Krieg aus den Menschen herausgeholt hat.

Was uns besonders not tut, ist: Eine gegenseitige Wertschätzung und Kameradschaft der Führer und der Geführten.

Lust und Liebe für ein begeisterungswürdiges Ziel, mitreißende Tatkraft, Zähigkeit, wohlwollendes Verständnis und Gerechtigkeit von Seiten der Vorgesetzten. Solche Eigenschaften des wahren Führergeistes in Verbindung mit eisernem, ehrlichen Künstler-, Forscher- und Kaufmannsgeist werden uns helfen das Niveau unseres Könnens immer höher zu heben und die Güte unserer Erzeugnisse soweit zu vervollkommnen, daß sie keiner List und keines Druckes zu ihrer Einführung auf dem Weltmarkte bedürfen. Alle diese Konferenzen unserer Feinde am grünen Tisch mit der Absicht, uns nach dem

Kriege vom Weltmarkte abzuschneiden, alle ihre Bemühungen uns zu boykottieren, sind dann nichts weiter als leere Phantasiegebilde weltfremder Schwätzer, Seifenblasen, die an der einfachen Tatsache zerschellen, daß keine Nation der Welt uns an Arbeitskraft, Arbeitslust und Pflichtgefühl gleichkommt.

Gelingt uns das, bekommen wir solche Führer, so fällt uns die Seeherrschaft, die „Freiheit der Meere" als reife Frucht in den Schoß.

Stark sein heißt Alles. Stark sein in der Arbeit und stark im Glauben an sich selbst und dabei der Demut und Liebe nicht vergessen. Homo sum et nihil humanum me alienum puto.

Für das deutsche Volk, dieses treue, opferbereite, arbeitsstarke Volk, gibt es nur einen wirklichen Feind, nur einen Tod durch das Gift aller Gifte — das Gold.

Möge es noch lange davor bewahrt bleiben. Navigare necesse est, vivere non necesse.

Kriegstagebuch

23. Februar 1916. Portugal beschlagnahmt vertrags- und völkerrechtswidrig die in portugiesischen Häfen liegenden deutschen Schiffe.

26. Februar 1916. Vergebliche Versuche der Franzosen zur Rückgewinnung der Panzerfeste Douaumont. Westlich der Feste wird Champneuville, die Cote de Talou, östlich der Feste die Befestigungsanlagen von Hardaumont gestürmt. In der Woevre die Franzosen bis zum Fuße der Cotes Lorraines zurückgedrängt. Bis jetzt 15000 Gefangene. Feindlicher Fliegerangriff auf Metz, zwei Flugzeuge abgeschossen.

26. Februar 1916. Italienische Angriffe an der Hochfläche von Doberdo abgewiesen. — In Albanien nehmen die Österreicher Durazzo und werfen die Italiener auf ihre Schiffe zurück. 34 Geschütze, 1400 Gewehre, viel Material, 17 Schiffe erbeutet.

27. Februar 1916. Nördlich Arras lebhafte Minenkämpfe. In der Champagne beiderseits der Straße Somme—Py das Gehöft Navarin und die anschließenden französischen Stellungen in 1600 Meter Ausdehnung genommen, 1035 Gefangene gemacht, 9 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer erbeutet. — Vergebliche französische Gegenangriffe auf Douaumont und Hardaumont. Die Maashalbinsel von Champneuville vom Feinde gesäubert, weiteres Vorrücken in Richtung Arras und Vacherauville.

28. Februar 1916. Ein kleines Panzerwerk bei Douaumont genommen. In der Woevre Dieppe, Abaucourt, Blanzée, Manheulles und Champlon. Die Gefangenenzahl erhöhte sich auf 228 Offiziere, 16575 Mann, 78 Geschütze, darunter viele schwere neuester Art, 86 Maschinengewehre und unübersehbares Material erbeutet. — Bei der Försterei Thiaville, nordöstlich Badonviller, ein vorspringender Teil der französischen Front genommen.

29. Februar 1916. Lebhafte Artillerietätigkeit im Westen. — Drei feindliche Flugzeuge abgeschossen; ein deutsches Flugzeug mit Leutnant Rühl

und Leutnant Weber bringt einen feindlichen Transportzug auf der Strecke Besançon—Jussey durch Bombenabwurf zum Halten und bekämpft die ausgestiegene Transportmannschaft erfolgreich mit Maschinengewehrfeuer.

29. Februar 1916. Von unseren U-Booten vor Le Havre zwei französische Hilfskreuzer, in der Themsemündung ein bewaffneter englischer Bewachungsdampfer, im Mittelmeer der französische Hilfskreuzer La Provence mit einem Truppentransport von 1800 (4000?) Mann versenkt, von letzteren nur ungefähr 900 gerettet.

29. Februar 1916. Seegefecht in der Nordsee zwischen drei englischen Kreuzern und dem deutschen Hilfskreuzer „Greif". Letzterer bringt den englischen Hilfskreuzer „Alcantara", 15000 t, zum Sinken und sprengt sich selbst in die Luft.

1. März 1916. Vergebliche französische Angriffe auf Feste Douaumont.

1. März 1916. Lebhafter Artilleriekampf im nördlichen Teile der Ostfront.

2. März 1916. Englische Angriffe südöstlich Ypern, wo die Engländer die „Bastion" zum Teil wiedererobern. — Südlich des Kanals La Bassée lebhafte Nahkämpfe. Dorf Douaumont genommen, über 1000 Gefangene, 6 schwere Geschütze erbeutet.

3. März 1916. Angriffe der Franzosen auf Dorf Douaumont abgeschlagen, sie verlieren weitere 1000 Gefangene. Die Beute an der Maas seit Beginn der Kämpfe am 22. Februar erhöht sich auf 115 Geschütze, 161 Maschinengewehre. — Bei Obersept im Elsaß vergebliche Angriffe der Franzosen auf die ihnen im Februar abgenommenen Stellungen.

4. März 1916. S. M. S. „Möve", Kommandant Graf zu Dohna-Schlodien nach mehrmonatiger erfolgreicher Kreuzfahrt mit 4 englischen Offizieren, 29 englischen Seesoldaten und Matrosen, 166 Mann feindlicher Dampferbesatzungen — darunter 103 Indern als Gefangene, sowie mit 1 Million Mark in Goldbarren an Bord in den heimischen Hafen eingelaufen. Das Schiff hat 14 feindliche Dampfer, ein Segelschiff mit zusammen 57835 Registertonnen versenkt bezw. als Prisen aufgebracht und an der feindlichen Küste Minen gelegt, denen u. a. das englische Schlachtschiff „King Edward VII" zum Opfer gefallen ist.

4. März 1916. Heftige Artilleriekämpfe bei Douaumont.

5. März 1916. Minenkämpfe nordöstlich von Vermelles, englische Angriffe abgewiesen. An der Maas bei kleineren Kampfhandlungen 948 Gefangene gemacht.

5. März 1916. Unsere Marineluftschiffe greifen mit gutem Erfolg Hull am Humber an.

6. März 1916. In der Champagne, östlich von Maisons de Champagne unsere am 11. Februar verlorene Stellung wiedergenommen, 152 Franzosen gefangen. In der Woevre das Dorf Fresnes genommen, über 700 Gefangene.

6. März 1916. Erfolgreicher Vorstoß österreichisch-ungarischer Streifkommandos nordwestlich Tarnopol.

7. März 1916. Französische Gegenangriffe beim Gehöft Maisons de Champagne abgeschlagen. Links der Maas die französischen Stellungen am Forgesbach in 6 Kilometer Breite und 3 Kilometer Tiefe gestürmt, die Dörfer Forges und Regnéville, die Höhe des Raben- und Kl. Cumieres-Waldes genommen. 58 Offiziere, 3277 Mann gefangen, 10 Geschütze und viel sonstiges Material erbeutet.

8. März 1916. Östlich der Maas Dorf und Panzerfeste Vaux nebst zahlreichen anschließenden Befestigungen gestürmt. Heftige Fliegerkämpfe bei Verdun, drei feindliche Flugzeuge abgeschossen. Bei Metz aus einem feindlichen Geschwader das Führerflugzeug abgeschossen.

9. März 1916. Kriegserklärung Deutschlands an Portugal.

9. März 1916. Westlich der Maas im Rabenwalde 6 Offiziere 681 Mann gefangen, 11 Geschütze eingebracht. Westlich Douaumont den Ablainwald genommen. Panzerfeste Vaux von den Franzosen wiedergenommen, alle sonstigen französischen Angriffe abgeschlagen. — 2 englische Flugzeuge bei Wytschaete und nordöstlich von La Bassée abgeschossen. — Im Februar verloren unsere Feinde an der Westfront 20 Flugzeuge gegen 6 unsererseits.

9. März 1916. Der englische Zerstörer „Coquette" und das Torpedoboot Nr. 11 an der englischen Ostküste durch Minen versenkt.

9. März 1916. Deutsche Seeflugzeuge greifen mit Erfolg ein russisches Geschwader im Schwarzen Meer bei Kaliakra, nordöstlich Warna, an. — Das russische Torpedoboot „Leutnant Puschtschin" südlich Warna auf eine Mine gestoßen und gesunken.

10. März 1916. Die stark ausgebauten französischen Stellungen südwestlich und südlich von Ville-aux-Bois (nordwestlich von Reims) in 1400 Meter Breite und 1000 Meter Tiefe gestürmt, 737 Gefangene, 1 Revolverkanone, 5 Maschinengewehre, 18 Minenwerfer erbeutet.

11. März 1916. Vergebliche Gegenangriffe der Franzosen westlich der Maas. Die Beute im Maasgebiet erhöhte sich auf 430 Offiziere, 26042 Mann an unverwundeten Gefangenen, 189 Geschütze, darunter 41 schwere, 282 Maschinengewehre. — Abgewiesene Angriffe der Franzosen bei Obersept im Elsaß.

11. März 1916. An der Irakfront für die Engländer sehr verlustreiches Gefecht bei Felahie.

11. März 1916. Heftige Kämpfe im Kilimandscharogebiet in Deutsch-Ost-Afrika.

12. März 1916. An der Maas und bis zur Mosel heftige Artilleriekämpfe. — Drei feindliche Flugzeuge in der Champagne und im Maasgebiet abgeschossen.

13. März 1916. Kleinere Gefechte bei Wieltje, nordöstlich Ypern, wo die Engländer zurückgeworfen werden. — 5 Flugzeuge der Feinde im Westen abgeschossen.

13. März 1916. Heftige italienische Angriffe an der Isonzofront abgewiesen.

14. März 1916. Kriegszustand zwischen Österreich-Ungarn und Portugal.

14. März 1916. Links der Maas die Höhe „Toter Mann" gestürmt, über 1000 Gefangene. — 4 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

15. März 1916. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral von Tirpitz nimmt seinen Abschied, Admiral von Capelle wird sein Nachfolger.

15. März 1916. In der Champagne, südlich St. Souplet und westlich der Straße Somme Py—Souain heftige Angriffe der Franzosen abgeschlagen, 152 Gefangene gemacht, 2 Maschinengewehre erbeutet. Abgeschlagene französische Gegenangriffe auf den „Toten Mann". — Erfolgreicher Vorstoß auf französische Stellungen südlich Niederaspach.

16. März 1916. Der französische Kriegsminister General Gallieni tritt zurück und wird durch Divisionsgeneral Roques ersetzt.

16. März 1916. Erneute französische Angriffe gegen den „Toten Mann" abgewiesen.

16. März 1916. Vorpostenkämpfe an der Strypafront.

17. März 1916. Ein schwacher russischer Vorstoß nördlich des Miadziolsees abgewiesen, lebhafte Artilleriekämpfe am Naroczsee.

17. März 1916. Südwestlich des Doiransees (Balkan) unbedeutende Patrouillenplänkeleien.

17. März 1916. Angriffe der österreich-ungarischen Truppen am Tolmeiner Brückenkopf, sie nehmen 449 Italiener gefangen und erbeuten 8 Maschinengewehre und einen Minenwerfer.

18. März 1916. Erfolgreiche Sprengungen nordöstlich von Bermelles, 90 Engländer gefangen. Vergebliche Angriffe der Franzosen gegen den „Toten Mann", heftige Kämpfe südlich der Feste Douaumont und westlich vom Dorf Baux. Bei der Försterei Thiaville, nordöstlich von Badonviller 41 Franzosen gefangen. Feindliche Flugzeugangriffe auf Metz und Mülhausen, wo 4 Flugzeuge abgeschossen werden.

18. März 1916. Starke russische Angriffe zwischen Dryswjatysee—Postawy und am Naroczsee unter großen Verlusten glatt abgewiesen, am Naroczsee 9270 gefallene Russen gezählt.

18. März 1916. Weitere Fortschritte der österr.-ung. Truppen am Tolmeiner Brückenkopf. Am Mrzli Vrh die Italiener aus ihren Stellungen geworfen, 983 Gefangene gemacht.

18. März 1916. Das österr.-ung. Spitalschiff „Elektra" durch ein feindliches U-Boot torpediert. — Ein französischer Torpedobootszerstörer vor Durazzo durch ein österr.-ung. U-Boot versenkt.

19. März 1916. Vergeblicher Gegenangriff der Franzosen auf Dorf Baux. — 5 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

19. März 1916. Russische Angriffe bei Postawy und zwischen Naroczund Wisgniewsee abgeschlagen, erfolgreicher Gegenangriff unsererseits bei Widsy, 281 Russen gefangen.

19. März 1916. Die österreich-ungarischen Truppen geben die zerschossene Brückenschanze Usieczko auf, die Besatzung schlägt sich nach Zaleszczyki durch.

19. März 1916. Am Tolmeiner Brückenkopf weitere Italiener gefangen, insgesamt 925 Mann, 7 Maschinengewehre erbeutet. Am Rombon eine italienische Stellung erobert, 145 Gefangene, 2 Maschinengewehre.

19. März 1916. Erfolgreicher deutscher Flugzeugangriff auf Dover, Deal und Ramsgate.

20. März 1916. Für uns erfolgreiches Seegefecht an der flandrischen Küste zwischen drei deutschen Torpedobooten und fünf englischen Zerstörern.

20. März 1916. Die stark ausgebauten französischen Stellungen im und am Walde von Avocourt gestürmt, über 2900 Gefangene gemacht.

20. März 1916. Heftige russische Angriffe südlich Riga, an der Dünafront und westlich Jakobstadt, nordwestlich von Postawy und zwischen Naroczund Wisgniewsee abgewiesen.

20. März 1916. Österreichisch-ungarische Flieger bombardieren Valona (Albanien).

21. März 1916. Vergebliche Angriffe der Franzosen bei Oberseppt. — Bei Verdun drei feindliche Flugzeuge abgeschossen, darunter von Leutnant Boelke dessen dreizehntes.

21. März 1916. An der ganzen nördlichen Ostfront von Riga bis zum Narocz- und Wisznjewsee erfolglose heftige russische Angriffe unter ungeheueren Verlusten für den Feind abgewiesen, rund 1200 Gefangene gemacht.

22. März 1916. Die französischen Stellungen auf dem Höhenrücken südwestlich von Haucourt gestürmt, 450 Gefangene.

22. März 1916. Nachtangriffe der Russen bei Jakobstadt, Widsy, zwischen Narocz- und Wisznjewsee gescheitert.

22. März 1916. Die vierte deutsche Kriegsanleihe bringt über 10 712 Millionen Mark.

23. März 1916. Westlich von Haucourt einige feindliche Gräben besetzt, die Gefangenenzahl erhöht sich auf über 900 Mann.

23. März 1916. Ununterbrochene heftige Angriffe der Russen nördlich Widsy und bei Jakobstadt unter schwersten Verlusten für sie zusammengebrochen.

23. März 1916. Artilleriekämpfe auf dem Balkan bei Gjevgheli. Ein feindliches Flugzeug am Doiransee abgeschossen.

24. März 1916. Lebhafte Artilleriekämpfe bei Verdun. Die Stadt in Brand geschossen.

25. März 1916. Ein feindlicher Panzerbeobachtungsstand bei Vermelles gesprengt. Nordöstlich Neuville kleiner erfolgreicher Vorstoß unsererseits.

25. März 1916. Alle russischen Angriffe an der Nordfront glatt abgewiesen, bei Postawy 156 Gefangene.

25. März 1916. Mißglückter englischer Fliegerangriff auf Nordschleswig, von fünf Flugzeugen werden drei bei Sylt abgeschossen. Mehrere Marineflugzeuge greifen die englischen Begleitschiffe mit gutem Erfolg an, ein englischer Zerstörer schwer beschädigt, der englische kleine Kreuzer Medusa gesunken, ein deutsches Torpedoboot vermißt, zwei Fischdampfer gesunken.

26. März 1916. Englische Sprengung bei St. Eloi, südlich Ypern.

26. März 1916. Gegen die ganze Front der Hindenburgarmee heftige, aber erfolglose Angriffe der Russen. Südlich des Naroczsees ein erfolgreicher Gegenstoß unsererseits bei Mokrzyce, 2161 Gefangenen, eine Anzahl Maschinengewehre erbeutet. — Die Bahnhöfe von Dünaburg, Wilejka und an der Strecke Baranowitschi—Minsk die Bahnanlagen durch unsere Flieger bombardiert.

26. März 1916. Am Görzer Brückenkopf italienische Stellungen von den österr.-ung. Truppen gestürmt, 525 Italiener gefangen.

27. März 1916. Erneute heftige russische Angriffe bei Postawy unter schwerster Einbuße des Feindes gescheitert.

27. März 1916. Deutscher Luftgeschwaderangriff auf die Ententelager bei Saloniki.

27. März 1916. Österreich-ungarischer Fliegerangriff auf Bahnanlagen in Venetien.

28. März 1916. Die französischen Stellungen bei Malancourt in 2000 m Breite gestürmt, 500 Gefangene, 1 Geschütz, 4 Maschinengewehre erbeutet.

28. März 1916. Sieben russische Angriffe südlich des Narocz-sees abgewiesen.

29. März 1916. Erfolgreicher deutscher Vorstoß bei Lihons, 58 Gefangene. Allgemeine französische Angriffe auf den Wald von Avocourt. Feindlicher Fliegerangriff auf Metz.

29. März 1916. Am Görzer Brückenkopf 350 Italiener gefangen.

29. März 1916. Militärische Anlagen der Entente und der Hafen von Valona erfolgreich von österr.-ung. Fliegern angegriffen.

30. März 1916. Türkische Unterseeboote versenken im Schwarzen Meer einen großen russischen Transportdampfer von etwa 12 000 t, einen kleineren Dampfer und beschießen wirkungsvoll die befestigte Küste nördlich Poti.

30. März 1916. Malancourt nebst anschließenden Stellungen gestürmt, 328 Franzosen gefangen. Bei Arras und Bapaume 3 englische Flugzeuge abgeschossen, darunter von Leutnant Immelmann dessen dreizehntes.

31. März 1916. Lebhafte Minenkämpfe zwischen dem Kanal von La Bassée und Neuville, starke Artilleriekämpfe an der Aisne, in den Argonnen und im Maasgebiet. Feindliche Stellungen bei Vaux gestürmt, 731 Gefangene, 5 Maschinengewehre erbeutet.

31. März 1916. Die russischen Verluste bei den mißglückten Durchbruchsversuchen an der Front der Hindenburgarmee werden auf 140 000 Mann berechnet.

31. März 1916. Die Luftkämpfe an der Westfront ergaben im März: 14 deutsche Verluste gegen 44 der Feinde.

31. März/1. April 1916. Erfolgreiche Luftangriffe auf London, Enfield, Waltham Abbey, Lowestoft, Cambridge und die Hafenanlagen und Befestigungen am Humber. „L 15" verloren gegangen.

1. April 1916. Französischer Graben nordöstlich von Haucourt in 1000 m Ausdehnung genommen.

1./2. April 1916. Erneuter Luftschiffangriff auf die englische Ostküste, die Hochöfen und großen Industrieanlagen am Süduser des Teesflusses, die Hafenanlagen bei Middlesborough und Sunderland mit großem Erfolg bombardiert.

2. April 1816. Alle Stellungen des Feindes nördlich des Forgesbaches zwischen Haucourt und Bethincourt genommen, ebenso in Gegend der Feste Douaumont, sowie im Caillettewald starke Verteidigungsanlagen, 764 Gefangene, 8 Maschinengewehre.

2. April 1916. Luftschiffangriff auf die Bahnanlagen bei Minsk.

2./3. April 1916. Wiederholte Luftschiffangriffe auf die London Docks; Edinburgh, Leith mit den Dockanlagen am Firth of Forth, New Castle und die wichtigen Werften, Hochöfen, Fabriken am Tyne erfolgreich mit Spreng- und Brandbomben belegt.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Lempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 35/37.

Das Geld bleibt im Lande

Von Rechtsanwalt Dr. jur. et phil. Dalberg

Das Märzheft von „Recht und Wirtſchaft“ bringt Ausführungen des Herrn Landgerichtsrats Kulemann zu der Frage, ob ein Vorteil darin liege, daß bei uns der Erlös der Kriegsanleihen im Lande bleibe, während die Feinde ihn zum großen Teil an das Ausland abführen zur Bezahlung von Kriegsmaterial- und Nahrungsmittelzufuhr. Dieſe Frage wird von Kulemann im Gegenſatz zu Äußerungen des Herrn Staatsſekretärs im Reichsſchatzamt Dr. Helfferich verneint. Eine eingehende Unterſuchung muß jedoch zu der Überzeugung führen, daß unſer Reichsſchatzſekretär auch in dieſem Punkte, wie in ſo vielen anderen, das Rechte getroffen hat.*)

Wenn man von dem von Kulemann angenommenen Fall ausgeht, daß der eine Staat (England) für 10 Milliarden Mark Kriegsmaterial und Nahrungsmittel aus dem Auslande bezogen, der andere aber (Deutſchland) gleiche 10 Milliarden für die gleichen Zwecke im Inland ausgegeben habe**), ſo muß bei ſonſt gleichen Verhältniſſen derjenige Staat, deſſen Inlandsmarkt alles zur Kriegführung notwendige geliefert hat, ſich in einer unvergleichlich beſſeren Wirtſchaftslage befinden als der andere; ſein Nationalvermögen erleidet durch den Krieg die geringere Einbuße. Kulemann geht von der Anſchauung aus, daß die 10 Milliarden ans Ausland in barem Gelde gezahlt würden; er meint,

*) Den Ausführungen Kulemanns tritt bereits Prof. Dr. Heck im Aprilheft von „Recht und Wirtſchaft“ entgegen, ohne jedoch die vorliegend angeſtellten Erwägungen in ihrem weſentlichen Teile vorwegzunehmen.

**) Bei einer Höhe der deutſchen Kriegsausgaben von monatlich 2 Milliarden Mark könnten die als Beiſpiel angenommenen Ziffern noch erheblich höher geſetzt werden als 10 Milliarden Mark.

da der natürliche Reichtum des Landes an Rohstoffen nicht vermindert und die Arbeitsleistungen der Bewohner ihren allgemeinen wirtschaftlichen Zwecken nicht entzogen seien, da das Geld aber keinen Wert in sich habe, sondern nur ein Maßstab wirtschaftlicher Werte sei, so werde ein Land dadurch nicht ärmer, daß bares Geld in das Ausland fließe, sobald nur die entsprechenden Gegenwerte damit erworben würden. Dies wäre richtig, wenn wirklich in „barem Gelde" gezahlt würde. Das geschieht aber nicht und kann gar nicht geschehen, da ein einzelner Staat, und sei er auch das goldreiche England, soviel „bares Geld" d. i. im internationalen Verkehr ausschließlich Gold, gar nicht besitzt. Wie die Deutsche Reichsbank einen Goldvorrat von annähernd $2^1/_2$ Milliarden Mark ausweist, während allerdings seit Beginn unserer Münzreform mehr als 5 Milliarden Mark deutscher Goldmünzen geprägt worden sind,*) so wird man bei einem Goldvorrat der Bank von England von nur wenig über 1 Milliarde Mark den gesamten Goldbestand in England, wennschon das Gold dort noch im freien Verkehr umläuft, doch auf sicherlich nicht mehr als 5 oder höchstens 6 Milliarden Mark schätzen dürfen. Wie bei uns, so kommen aber auch in England nur verhältnismäßig geringe Mengen Goldes zur Ausfuhr, um damit die Lieferungen des Auslands, besonders Amerikas zu bezahlen. Mehr noch als wir, ist England, welches um die Aufrechterhaltung seiner Rolle als Weltbankier kämpft, darauf angewiesen, große Goldbestände im Lande zu halten, um dadurch das Vertrauen in seine Währung aufrecht zu erhalten und einem Sinken des Sterlingkurses durch gelegentliche Goldausfuhr jederzeit begegnen zu können. Die Goldzahlungen Englands für Kriegsmaterial ans Ausland werden schwerlich wenige Millionen Mark überstiegen haben, stellen also im Verhältnis zu den Milliardenwerten keinen entscheidenden Betrag dar. Ähnlich steht es mit den anderen Staaten der Entente, die ihren Goldvorrat, wie die Ausweise der Notenbanken verraten, ängstlich gewahrt haben, und von denen Frankreich und Rußland sogar verfügbare Goldmengen nicht an das materialliefernde Ausland, sondern gerade nach England als Sicherheit für die von diesem den Bundesgenossen gewährten Kredite ausgeführt haben, welche den ungeheuren Betrag von 90 Milliarden erreicht haben sollen.**) Womit bezahlt nun aber England die amerikanischen Milliardenlieferungen? Zu einem Teil dienen dazu die Ausfuhr eigener Produkte ins Ausland, sowie die Leistungen seiner Handelsschiffahrt und Geldvermittlung; die daraus im Auslande entstehenden Guthaben werden gegen die Auslandsforderungen aus Kriegsmateriallieferung aufgerechnet. Da aber auch die Wirtschaft Englands sich auf unmittelbare Kriegsproduktion eingestellt hat,

*) Ein Teil des deutschen Goldes muß sich noch in Privatbesitz befinden, ein größerer Teil wird zu industriellen und Schmuckzwecken verarbeitet worden sein, sowie bereits vor dem Kriege ins Ausland abgeflossen sein.

**) Vortrag des Sir George Paish in der Kgl. Statistischen Gesellschaft in London am 21. März 1916.

dürften die aus rein friedensmäßiger Arbeit und Erzeugung sich ergebenden Auslandsguthaben, die allerdings noch durch die erhebliche Rohmaterialausfuhr der Kolonien verstärkt werden, doch bei weitem nicht zur Bezahlung der hohen amerikanischen Kriegsrechnungen ausreichen. Der Fehlbetrag muß im wesentlichen aufgebracht werden durch die Abstoßung des großen englischen Besitzes an ausländischen, insbesondere amerikanischen Wertpapieren, welche ja seit Dezember 1915 durch die englische Regierung selbst in die Wege geleitet wird. Das Kapital, das England auf diese Weise seit Kriegsbeginn aus dem Ausland zurückgezogen hat, beträgt nicht weniger als 400 Millionen Pfund, d. i. 8 Milliarden Mark.*) England verliert aber damit die wertvollste Reserve seines Nationalvermögens. Ein dann noch verbleibender Bedarf an Zahlungsmitteln wird durch Aufnahme von Anleihen im Ausland gedeckt, wie ja das amerikanische Bankhaus Morgan u. Co. eine solche für England in Höhe von 500 Millionen Dollars vermittelt hat; hierzu dürften mehrere kleinere, mehr privaten Charakters hinzukommen; eine neue große Anleihe soll nach Zeitungsmeldungen in Vorbereitung sein. Die Kosten solcher Auslandsanleihen sind nicht unerheblich größer als die unserer Kriegsanleihen im Inland. So muß England für die Morgan-Anleihe aufwenden an Netto-Zinsen einschließlich Tilgungsquote 6,01 Prozent, während unsere dritte große Kriegsanleihe, die mehr als 12 Milliarden Mark erbracht hat, nur 5,16 Prozent Aufwendungen erfordert. Das reiche Frankreich mußte allerdings auch für seine letzte große Inlandsanleihe, die weniger erbrachte als die unsere, sogar 6,58 Prozent aufwenden.**) Diese Zahlen erscheinen für die Gegner noch ungünstiger, wenn man berücksichtigt, daß England sowohl wie Frankreich vor dem Kriege in der Lage waren, ihre Staatsanleihen um $^1/_2$—1 Prozent niedriger zu verzinsen als Deutschland, entsprechend dem allgemein niederen Zinsfuß in diesen Ländern.

Das Ergebnis ist, daß die Auslandslieferungen an England nur zum kleinsten Teile durch das in sich ja wertlose Metall bezahlt werden, in der Hauptsache durch Hingabe wirtschaftlicher Güter und Arbeitsleistungen, durch Übertragung produktiven Auslandskapitals und durch Eingehung dauernder Schulden zu ungünstigen Bedingungen. Hierzu kommt, daß der dafür eingetauschte Kriegsbedarf an wahrem wirtschaftlichen Wert den Aufwendungen nicht entsprechen dürfte, da die ausländischen Kriegsmaterialproduzenten, unbeeinflußt durch patriotische Rücksichten und gesetzliche Einengungen***) die höchsten Preise von dem Kriegsmaterial bedürftigen Lande zu erzielen in der Lage sind. Als Beleg hierfür mag dienen die Preisentwicklung für Bessemer-Stahl, das

*) Vortrag des Sir George Paish in der Kgl. Statistischen Gesellschaft in London am 21. März 1916.

**) Vergl. „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands im Kriege". Herausgegeben von der Dresdener Bank. Seite 19.

***) Man denke an die zahlreichen Beschlagnahmen und Höchstpreisfestsetzungen bei uns, sowie die Strafen auf übermäßige Vorteile aus Kriegslieferungen.

wichtigste Rohmaterial für die Waffenfabrikation an der New Yorker Metallbörse. Nachdem dieser Preis bereis Anfang Januar 1916 den hohen Stand von 30 Cents für das amerikanische Pfund erreicht hatte, ist er seitdem weiter um 50 Prozent gestiegen auf 45 Cents am 17. März 1916. Die Riesengewinne der amerikanischen Kriegslieferanten sind bekannt. Sie werden gezahlt aus der Tasche der Feinde.

Demgegenüber steht ein Staat, welcher, wie das Deutsche Reich, allen Kriegsbedarf im Inlande hervorbringt und demgemäß den Erlös seiner Kriegsanleihen zur Zahlung an inländische Lieferanten verwenden kann, unvergleichlich günstiger da. Wenn 10 Milliarden zu inländischen Zahlungen verwendet werden, so bedeutet das die Schaffung eines Volkseinkommens in dieser oder doch annähernder Höhe. Die Angabe schafft unmittelbar eine entsprechende Einnahme, sodaß der Stand des Gesamtvermögens dadurch nicht verschlechtert wird. Von den an die Heereslieferanten gezahlten 10 Milliarden mögen 1—2 Milliarden deren Unternehmergewinn darstellen, also Reingewinn, und damit einen Teil des Volkseinkommens bilden. Die Resteinnahmen werden vom subjektiven Standpunkt der Unternehmer aus durch Unkosten aufgezehrt und zwar durch Aufwendung für Löhne an Arbeiter, technische und kaufmännische Angestellte, sowie durch Ausgaben für Materialbeschaffung und Transportkosten. Die Löhne der Arbeiter, Techniker und Kaufleute sind aber von deren subjektiven Standpunkt aus wieder deren reinen Einkommen und tragen als solche wiederum zum gesamten Volkseinkommen bei. Die Ausgaben für Materialbeschaffung z. B. Roheisen, Kohle, Kupfer enthalten wieder den Unternehmergewinn der Materialproduzenten, die Lohnzahlungen an deren Arbeiter und Angestellte, welche wie oben gleichfalls reines Volkseinkommen bedeuten, und endlich die Vergütung für die Substanz, die Kohle, das Eisenerz, das Kupfererz, Wertbeträge, welche in den Unternehmerbilanzen als Abschreibungen, d. h. Wertverminderungen der Substanz erscheinen müssen. Da nun aber die meisten der in Betracht kommenden Rohstoffe, vor allem Kohle und Eisen, in praktisch unbegrenzter Menge innerhalb unserer Grenzen vorhanden sind,*) bedeutet deren Verbrauch eigentlich gar keinen ins Gewicht fallenden Verlust an Nationalvermögen. Die bei der Produktion als Unkosten erscheinenden Transportkosten jeder Art bedeuten gleichfalls nur Aufwendungen für Arbeitslohn, und Materialverbrauch, insbesondere Kohle; sie sind, soweit sie nicht Unternehmergewinn der Transportleistenden, der Eisenbahnen, Schiffahrtunternehmungen darstellen, doch reines Einkommen von deren Arbeitern und Angestellten, und bilden somit gleichfalls Volkseinkommen in dem gekennzeichneten Sinne.

Soweit die Zahlungen unserer Landwirtschaft zufließen als Engelt für

*) Unsere Kohlenvorräte z. B. sollen nach den neuesten Schätzungen mehr als 1000 Jahre vorhalten.

deren Nahrungsmittellieferung, bilden sie gleichfalls deren Einkommen, vermindert nur um den Betrag, um welchen das in der Landwirtschaft arbeitende Kapital etwa aufgezehrt wird. Das kommt für den Ackerbau nicht in Betracht, da der Grund und Boden ja erhalten bleibt, wohl aber für die über den Umfang einer Jahresproduktion hinaus erfolgten Viehverkäufe; so ist unser Bestand an Schweinen durch besonders große Abschlachtungen, welche wegen der Futtermittelknappheit geboten erschienen, stark zurückgegangen, und zwar von 25,6 Millionen am 1. Dezember 1913 auf 19,2 Million am 1. Oktober 1915. Der Bestand an Rindvieh hat sich nur ganz geringfügig vermindert, derjenige an Schafen und Ziegen ist noch gestiegen. Also auch hier kein wirklich ernstlich ins Gewicht fallender Verlust an Nationalvermögen.

Das Ergebnis ist also, daß in einem Staat, welcher, wie etwa das Deutsche Reich, für 10 Milliarden Kriegmaterial und Nahrungsmittel im Inland kauft, damit der heimischen Bevölkerung ein Einkommen von annähernd 10 Milliarden schafft, sodaß also da Ausgabe und Einnahme sich die Wage halten, das Volksvermögen hierdurch allein keine Minderung erfährt.*)

Allein die Einkommensteuer, welche hiervon im Deutschen Reiche durch Staat und Gemeinden erhoben wird, dürfte 1—$1^1/_2$ Milliarden Mark betragen, eine Summe, welche unmittelbar den öffentlichen Bedürfnissen wieder zufließt. Die an diesen Kriegseinkünften teilhabenden weiten Bevölkerungsschichten, Fabrikanten, Angestellte, Arbeiter, Landwirte, werden in die Lage gesetzt, trotz der allgemeinen Kriegsteuerung ihren Unterhalt selbst ohne Inanspruchnahme öffentlicher Unterstützungen zu bestreiten, und den vielfach nicht unerheblichen Überschuß über ihren Verbrauch zur Kapitalbildung und damit zur Stärkung des Nationalvermögens zu benutzen. Hierfür mag als Beleg dienen eine Statistik der Deutschen Sparkassen, wonach diese für sich und ihre Einleger $4^1/_2$ Milliarden Mark der I., II. und III. Kriegsanleihe übernommen haben und trotzdem der Gesamtbestand an Sparguthaben sich bis März 1916 noch um etwa 500 Millionen Mark vermehrt hat gegenüber dem Stande von 1914.**)

Den besten Beweis für die kapitalbildende Wirkung der inländischen Kriegsproduktion aber bildet das riesenhafte Ergebnis der Kriegsanleihen. Wenn in 4 Anleihen innerhalb zweier Jahre $36^1/_2$ Milliarden Mark auf lange Fristen aufgebracht werden konnten, so kann das erklärt werden nicht nur aus der Verwendung von im Kriege brach liegendem Kapital etwa aus Export, Luxus, Industrie, Handel, Schiffahrt, sondern zum wesentlichen Teil aus der

*) Für das Deutsche Reich dürfte unter Zugrundelegung eines Jahreseinkommens von etwa 40 Milliarden (Schätzung vor dem Kriege) und reiner Kriegsaufwendungen von jährlich etwa 25 Milliarden anzunehmen sein, daß mehr als die Hälfte des Volkseinkommens im Kriege durch die inländische Kriegsproduktion unmittelbar und mittelbar geschaffen wird.

**) Helfferich im Reichstage vom 16. März 1916.

Kapitalbildung der an der Kriegsproduktion beteiligten Organisationen und Volksschichten. Für die großen Werke ist das aus deren bekanntgegebenen Zeichnungsziffern jedenfalls bewiesen.

Auf der andern Seite ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Volkskräfte, welche zur Erzeugung des Kriegsmaterials im Inland in Anspruch genommen werden, von ihrer bisherigen nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten geregelten Produktion abgelenkt werden und nicht in der Lage sind, diejenigen Güter zu schaffen, welche sie ohne jene Inanspruchnahme produziert haben würden. Aber bei näherem Zusehen fällt auch dieser Nachteil nur wenig ins Gewicht. Es wird alles zum Bedarf Notwendige ohnehin produziert. Nur das Entbehrliche, die Luxusproduktion, z. B. Papier-Galanteriewaren-, Spielwaren-, Porzellan-, z. T. Textilindustrie und Baugewerbe wird eingeschränkt. Die sich daraus ergebenden Verteuerungen und Einschränkungen der Lebenshaltung werden allgemein gern ertragen. Der Vorteil, der in Sparsamkeit des Verbrauchs liegt, überwiegt hier einen Ausfall an Produktionsgewinn. Es wäre aber auch in der Kriegszeit eine lohnende Produktion nicht notwendiger Friedenswerte sehr erschwert, da die Tatsache des Krieges allein und die daraus sich ergebenden wirtschaftlichen Sorgen für jeden einzelnen die Nachfrage nach den leichter entbehrlichen Gütern zurückgedrängt haben; hierzu kommt, daß unsere Ausfuhr ja durch die englische Blockade ziemlich lahmgelegt ist. Es würde also ohne die befruchtenden Milliardenbestellungen des Staates im Inland während des Krieges Arbeitslosigkeit und Not der minderbemittelten Klassen eintreten, welche bei uns im großen und ganzen vermieden worden ist. Die beim Kriegsanfang stark gestiegene Arbeitslosigkeit ist durch die Abwanderung der Arbeiter in die Kriegsindustrieen heute im allgemeinen unter das Normalmaß im Frieden herabgesunken.*)

Die sonst brach liegenden Volkskräfte werden durch die Organisation der Kriegswirtschaft zur Bedarfsdeckung herangezogen. Die dadurch erzielte Mehrleistung gegenüber friedensmäßiger Produktion bedeutet reinen Gewinn und ist unmittelbare Folge der Verwendung des Geldes im Lande.**) Daß die Arbeit auch eine lohnende für die Arbeiterschaft ist, erweisen die vielfach auf das Doppelte gestiegenen Löhne in den Industriebezirken, sowie die Tatsache, daß Streiks während der Kriegszeit bisher bei uns wenig vorgekommen sind. Es sind bei uns in der Zeit vom 1. September 1914 bis 31. August 1915 durch Streiks nur 37838 Arbeitstage verloren worden, gegenüber 2,9 Millionen in England.***)

Daß wir unseren Kriegsbedarf im wesentlichen im Inlande decken, geschieht nun allerdings nicht ganz freiwillig, sondern ist eine Folge der

*) Vergl. Böttger, Das Geld im Kriege. S. 28/29.

**) Dies betont auch besonders Heck a. a. O.

***) Vergl. Dresdener Bank a. a. O., S. 18.

englischen Blockade, welche Zufuhren an uns nicht durchläßt. Wir würden ohne diesen Zwang jedenfalls gern auch aus dem Auslande beziehen, da wir dem einen Zwecke der bestmöglichen Kriegsrüstung alles andere unterordnen müssen, und rein wirtschaftliche Gesichtspunkte nicht entscheiden lassen dürfen über die militärische Zweckmäßigkeit. Wie die Dinge nun aber einmal liegen, hat die Blockade, die uns vom Auslande abschneidet, uns in rein wirtschaftlicher Hinsicht erheblich besser gestellt als unsere Gegner. Nach den im wesentlichen übereinstimmenden Schätzungen der Dresdener Bank und Helfferichs gibt Deutschland täglich für den Krieg 70 Millionen Mark, England aber 90 bis 100 aus; die Mittelmächte zusammen täglich 110 Millionen gegenüber einem Aufwand der Feinde von täglich 240 Millionen. Der Gesamtaufwand der Mittelmächte beträgt bisher 50—55 Milliarden, derjenige der Feinde aber 100—105 Milliarden. Wenn also der Krieg durch reine Finanzkraft entschieden würde, wenn wirklich, wie der englische Minister Lloyd George gemeint hat, der Krieg zu Gunsten dessen ausgehen müßte, der in der Lage wäre, die letzte Milliarde aufzubringen, so erscheint die Zuversicht nicht unbegründet, daß die längere wirtschaftliche Ausdauer bei uns liegen wird, und zwar nicht zum wenigsten deshalb, weil der Erlös unserer Kriegsanleihen im Lande bleibt, weil die ungeheuren Heeresbestellungen unsere Volksproduktivität aufs äußerste gesteigert haben.

Albaniens Enttäuschung und Erwartung

Von Freiin Marie Amelie von Godin

Als Fürst Wilhelm in Durazzo landete, wurde in den Straßen der Stadt eine Schrift der Rumänenkönigin Carmen Sylva feilgeboten, die mit den Worten begann: Märchenland sucht einen König ... Märchenland! ...

Das ist Albaniens Unglück gewesen, daß allzu viele derer, die nach Albanien kamen, dort zu arbeiten, es für ein Märchenland gehalten haben — und, als sie dann ein Land mit scharf umrissener, höchst hartnäckiger, durchaus nicht märchenhafter Eigenart, mit sehr realen, wenn auch nicht modernen Verhältnissen vorfanden, nicht damit zurechtkommen konnten und gänzlich enttäuscht, nur noch Verachtung und Empörung empfanden — wo eigentlich sie selbst die Schuldigen waren, die alles, aber auch alles am falschen Ende angefaßt hatten. ...

Da war freilich noch eine andere Gattung Fremder — zum Unglück nicht weniger zahlreich als jene — die das Land kannten oder rasch erfaßten, und sich zwischen seiner Primitivität und der Enttäuschung ihrer Rivalen geschickt hindurchwindend, beide ausnützend, ihr eigenes Schäfchen ins Trockne zu bringen getrachtet haben.

Heute, da die leidenschaftliche Parteinahme der Albaner für die Mittelmächte, das Interesse Deutschlands diesem eigenartigen Volke wieder zugewendet und Albanien wohl für immer in dieser oder jener Form der Interessensphäre Deutschlands und Österreichs angegliedert hat, dürfte es nicht überflüssig erscheinen, einmal in kurzen Zügen vor Augen zu führen, wie die erste selbständige Regierung in Albanien zwischen der schier unbelehrbaren Illusion und späteren maßlosen Enttäuschung der einen und der skrupellosen Umtriebe der anderen zugrunde gehen mußte. —

Schon der Zerfall der europäischen Türkei kam für wohlverstandene albanische Interessen zu früh.

Um zu verhindern, daß Albanien von seinen siegreichen Nachbarn aufgeteilt werde, war die albanische Intelligenz im November 1912 gezwungen, die Selbständigkeit ihres Vaterlandes zu erklären, obschon sie sich Rechenschaft gab, daß es dem albanischen Geheimkomitee und Klub noch nicht gelungen war,

die Masse des Volkes aus ihrer nationalen Gleichgültigkeit zu wecken, aber durch den Sieg der Balkanstaaten war ihr eigentliches Ziel, die Autonomie unter türkischem Regiment, für immer zur Unmöglichkeit geworden.

Die begabtesten und weitestblickenden albanischen Führer hätten nun eine Annexion Albaniens durch eine europäische Großmacht am liebsten gesehen, vorausgesetzt natürlich, daß diese Großmacht dem albanischen Volk nationale Existenz, Entwicklung und Kultur gewährleistet hätte.

Einer solchen Lösung der albanischen Frage stand aber die Rivalität Österreichs und Italiens unüberwindlich im Wege, während der albanischen Selbständigkeitserklärung der Umstand günstig war, daß Österreich weder die Serben noch die Italiener am Ostufer der Adria dulden wollte, und Italien weder Österreich noch Griechenland in Valona zu ertragen gesonnen war.

Die albanische Intelligenz mußte also entweder auf jede nationale Existenz ihres Volkes verzichten, oder den Versuch des völlig unabhängigen und selbständigen Staatengebildes wagen, und hat sich selbstverständlich zu diesem Wagnis entschlossen, in der berechtigten Erwartung, daß der Versuch von den interessierten Großmächten wirklich tatkräftig und zweckdienlich unterstützt, Aussicht auf guten Erfolg in sich berge.

Schon bei Festsetzung der Landesgrenze erwies sich aber, daß Italien statt einer Förderung ein Hindernis für die glückliche Entwicklung des Unternehmens sei. Als nämlich Österreich durch energischen Druck auf Montenegro die Räumung Skutaris bewirkte, zeigte sich Italien wegen dieser Bemühungen so mißvergnügt, daß Österreich gezwungen war, auf die Rettung des rein albanischen Vilajet Kossovo für Albanien zu verzichten, weshalb Mitrowitza, Prizrend und Prischtina an Serbien, Djakova und Ipek sowie die Gegend von Plav und Gussinje an Montenegro verloren gingen, womit dem neugeschaffenen Albanien eine der besten, fruchtbarsten und reichsten Gegenden entrissen und die Möglichkeit einer günstigen wirtschaftlichen Entwicklung des neuen Staates schon in Frage gestellt war.

Allerdings hat Italien den Süden des Landes, d. h. die Gegend von Valona bis Butrinto, gegen griechische Aspirationen zu schützen erklärt. Es sollte sich leider aber nur zu bald erweisen, daß dieser Schutz allein in großen Worten bestand, denen keinerlei entsprechende Taten folgen sollten, sodaß der Einfall inoffizieller griechischer Truppen, die von Griechenland „aufständische Epiroten" genannt wurden, sich zur Klippe auswachsen sollte, an der das Staatsschifflein des Fürsten Wilhelm zerschellt ist. —

Als nach langem Zaudern, das in Albanien durch die weniger fortgeschrittenen Elemente und den Ehrgeiz einiger mittelalterlich-rivalisierender Großen zu einem Wirrwarr von sieben Lokalregierungen geführt hatte, Österreich und Italien sich auf die Person des Prinzen Wilhelm zu Wied als Thronkandidaten einigten, haben die maßgebenden albanischen Persönlichkeiten der Wahl sofort zugestimmt, obschon ihnen Prinz Wilhelm zunächst natürlich völlig

unbekannt war, schon um den gefährlichen Zwischenregierungen ein Ende zu bereiten.

Prinz Wilhelm zu Wied war sozusagen ein Kompromißkandidat.

Der ursprüngliche österreichische Kandidat, Fürst Herzog zu Urach, war von Italien abgelehnt worden, da Italien durch einen katholischen Fürsten eine Bevorzugung des von alters unter österreichischem Protektorat stehenden katholischen Elements in Albanien, mit anderen Worten eine Stärkung des österreichischen Einflusses, befürchtete. Ein Prinz aus dem Hause Savoyen aber, dessen Wahl Italien nicht ungern gesehen hätte, war für Österreich unannehmbar, da eine solche Wahl fast der italienischen Herrschaft in Albanien gleichgekommen wäre.

Indem jedoch Fürst Wilhelm weder Österreich noch Italien besonders nahe stand, war er schon in schlimmer Lage, denn keine der beiden Mächte sah in ihm ganz ihren Mann, dem sie völlig vertraute und den sie deshalb um jeden Preis, auch den ernsthaftesten Verwicklungen gegenüber, zu halten ein absolutes Interesse hatte.

Die Konferenz von London hat als weiteren Nachteil bei der Schaffung Albaniens dem neuen Staatswesen zwei äußerst verhängnisvolle Patengeschenke mit in die Wiege gegeben: Die Kontrollkommission und die holländische Gendarmerieexpedition.

Zu der Kontrollkommission, welche die finanzielle Verwaltung Albaniens allein in Händen haben sollte und auch in allen übrigen äußeren und inneren Angelegenheiten dem Fürsten ratend und mitbestimmend zur Seite zu stehen hatte, sandten alle Großmächte Mitglieder, also Rußland, Frankreich, England, Deutschland, Österreich und Italien. Zwei der Kontrollmitglieder gehörten somit Staaten an, die von vornherein der Schaffung Albaniens entgegengetreten waren und seinen Untergang ihrer Serbenfreundschaft halber mit ungemischter Freude begrüßt hätten. Daß eine so zusammengesetzte Körperschaft Albanien von allem Anfang nicht gedeihlich zu werden versprach, liegt auf der Hand. Es sei hier hervorgehoben, daß das deutsche, das österreichische und das albanische Mitglied ihrer Aufgabe völlig gewachsen waren, auch das englische wohlwollend zu vermitteln suchte und es wäre sehr zu begrüßen gewesen, wenn der Fürst, einmal in Durazzo, sich auf den Rat dieser balkanerfahrenen Männer hätte stützen können, statt dem Treiben der italienischen Gesandtschaft preisgegeben zu sein; da aber der russische und französische Kollege dieser tüchtigen Diplomaten das Mißtrauen des Fürsten hervorriefen und rechtfertigten, mußte selbstverständlich auch die Tüchtigkeit der anderen brach bleiben.

Was weiter die holländische Gendarmeriemission betrifft, so war es zunächst schon mißlich, sie der Kontrollkommission und nicht der albanischen Regierung zu unterstellen, wodurch der Fürst noch mehr von der Kontrollkommission abhängig wurde, als es ohnehin der Fall war, und eventuellen selbstherrlichen Übergriffen der des Landes gänzlich unkundigen holländischen Offiziere Tür und Tor erschlossen werden mußten. —

Als im April 1913 nach Ende des Balkankrieges der Verkehr wieder offen stand, reisten hervorragende Albaner sofort nach Wien und Rom. Von den Kabinetten über die Aussichten eines europäisch-christlichen Fürsten befragt, betonten sie, daß der Versuch dann, aber auch nur dann Hoffnung auf Erfolg biete, wenn dem betreffenden Fürsten einige tausend Mann der Truppen einer Großmacht mitgegeben würden. Sie waren der Ansicht, daß dies fremde Kontingent unerläßlich sei, um dem Fürsten etwas von dem großen Ansehen der Mächte in Albanien zu verleihen und damit seinen Befehlen einer notwendig noch primitiven Bevölkerung gegenüber den unentbehrlichen Nachdruck, sowie die Möglichkeit, seine Autorität auch gegen gewisse Große des Landes, denen eine angestammte Gefolgschaft nahe steht, wahren zu können. Einer einheimischen, bezahlten Truppe kam ihrer Ansicht nach diese Wirkung nicht zu, umsoweniger als die landesunkundigen Instruktionsoffiziere unmöglich sofort das albanische Volk richtig genug zu beurteilen imstande waren, um eine sachkundige Auswahl unter ihren Leuten zu treffen. Trotzdem wurde dies als conditio sine qua non angeratene Kontingent nicht gewährt, vielmehr die Schaffung einer albanischen Gendarmerie unter holländischen Instruktionsoffizieren endgültig beschlossen und zwar deshalb, weil der Zusammensetzung einer fremden Truppe (der ererbten Sympathie Albaniens entsprechend konnte hiezu im Grunde nur österreichisches Militär in Frage kommen) die Eifersucht Italiens als unüberwindliches Hindernis im Wege stand. An eine gemischt österreichisch-italienische Truppe war bei der schon damals stark entwickelten gegenseitigen Abneigung nicht zu denken, ebenso verbot es sich für Österreich aus naheliegenden und sehr triftigen Gründen, einer italienischen Anregung stattzugeben, nach der Nordalbanien zwar von österreichischen Truppen, Südalbanien mit Valona aber durch die Italiener zu besetzen gewesen wäre.

Als im Dezember 1913, im Januar und Februar 1914 einige der tüchtigsten albanischen Führer in Berlin waren, um dort mit ihrem künftigen Landesherrn in Fühlung zu treten, hatten sich gegenüber den Schwierigkeiten unter den Mächten, rund herausgesagt: den Ränken Italiens gegen Österreich, alle Vorstellungen der albanischen Intelligenz schon so nutzlos erwiesen, daß diese Abgesandten bereits damals der Zukunft mit den schlimmsten Befürchtungen entgegensahen.

Die Persönlichkeit des Fürsten konnte diese Besorgnisse nicht zerstreuen, denn sofort erschien Prinz Wilhelm zwar als eine durchaus rechtliche, achtenswerte, pflichttreue und wohl auch aufopferungsfähige, von ehrlichstem Willen erfüllte Natur, aber kaum als der Mann, die hundert Fäden der Intrige, die dem ebengeschaffenen Staate den Atem schon in jenen ersten Monaten zu rauben begannen, kurzerhand zu zerreißen und den Schwierigkeiten von außen den unbesorgten Einsatz einer rücksichtslos tatkräftigen Natur entgegenzusetzen.

Die Kontrollkommission hatte die Zusammensetzung der Deputation, welche den Fürsten in Neu-Wied abgeholt hat, Essad Pascha Toptani übertragen und

zwar durchaus nicht etwa aus Vorliebe, sondern in völlig richtiger Erkenntnis der Tatsache, daß, wie die Machtverhältnisse nun einmal lagen, der Fürst sich nicht gegen Essad halten konnte, und Essad nur zu gewinnen war, wenn man ihn mit Ehren überhäufte.

Essad entstammt einer der vornehmsten und mächtigsten Familien Albaniens, der mächtigsten in Mittelalbanien überhaupt — dem Hause Toptani. Mehrere andere Glieder der Familie haben sich um die albanische Nationalbewegung große Verdienste erworben. Essad Pascha hingegen ist ganz der mittelalterliche Grundherr geblieben, dem das Vaterland nichts gilt, die eigene Macht alles. Er hat sich nie seinem Volke verpflichtet gefühlt, strebte von kleinauf nur nach eigener Gewalt und Ehre. Da diese nur durch die türkische Regierung zu erreichen waren, ließ er sich zum Gendarmeriekommandanten von Janina machen, später in Konstantinopel zum General und fügte dort zu den Ideen des mittelalterlichen Großfeudalen die korruptesten hamidischer Zeit. Eine gefährliche Mischung bei so viel Willen, so großem Reiz der Persönlichkeit!

Seine Rolle im belagerten Skutari, das er schließlich, nachdem er den offiziellen Befehlshaber Hassan Riza beseitigt hatte, König Nikita übergab, tut hier nichts zur Sache. Sie ist nur ein neuer Beweis für die alte Erkenntnis, daß er für Ehren und Macht zu allem fähig ist. Ehren und Macht erhoffte er damals von Montenegro, wie heute von Italien. Die Politik der österreichischen Konsuln in Albanien war — zu ihrer Ehre und ihrem Tadel seis gesagt, — nie biegsam genug, um diesen Ehrgeizigen an ihre Fahne zu fesseln.

Als die Kontrollkommission, d. h. ihr deutsches und albanisches Mitglied, Essad im guten überredete, den Fürsten selbst in Neu-Wied zu holen, machte sie ihm als Gegendienst das Zugeständnis, daß Durazzo die Hauptstadt des neuen Fürsten sein werde, also ein Ort im Machtgebiet Essads und nicht das Valona der Vlora oder Skutari, in dem die katholische Geistlichkeit zu berücksichtigen gewesen wäre.

Die Kontrollkommission hoffte so Essads Ehrgeiz zu beruhigen und war wohl überzeugt, daß sie es ohne große Gefahr zu tun imstande war, da ein Mann von so dürftiger Bildung wie Essad bei jedem einigermaßen modernen Regiment ganz von selbst ins Hintertreffen käme und voraussichtlich sogar selbst klug genug sein würde, bald einzusehen, daß er mit den jüngeren und geschulten Vertretern der albanischen Intelligenz nicht weiter würde konkurrieren können.

Trotzdem barg dies Zugeständnis eine Gefahr, weil die Bevölkerung um Durazzo, ganz besonders das benachbarte Schiak, stark mit bosniakischen Elementen durchsetzt und, am meisten zurückgeblieben von allen Stämmen Albaniens, am wenigsten zu bewußt-nationalem Streben erwacht ist, wodurch sie natürlich Treibereien von außen am schutzlosesten preisgegeben ist. Überdies waren gerade in Mittelalbanien, Tirano insbesondere, ganze Scharen jener unglück-

lichen Flüchtlinge aus Dibra und Umgebung, die, im Oktober 1913 durch die Serben von Hof und Herd vertrieben und um jede Habe gebracht worden waren, sodaß die Armut jener Gegend bedrohlich gestiegen war und naturgemäß die politisch völlig ungeschulte, ja in öffentlichen Dingen vielfach geradezu kindliche Bevölkerung jenen in die Hände spielen mußte, die ihrer materiellen Not abzuhelfen versprachen.

Es darf und muß festgehalten werden, daß weder in Valona, d. h. in der viel fortgeschritteneren Toskerie (dem Süden Albaniens) noch im Norden, wo Skutari eine gewisse Volksbildung verbreitet hat, eine Aufstandsbewegung wie jene, der die erste albanische Regierung zum Opfer fiel, möglich gewesen wäre.

In vieler Hinsicht lagen schon bei der Landung des Fürsten die Umstände also so ungünstig wie möglich, darum gab er schon am 7. März 1914, als das Fürstenpaar an der Seite Essads unter dem Jubel der ziemlich zahlreich erschienenen Bevölkerung in Durazzo einzog, gar manche, die sich durch den günstigen Eindruck des Augenblicks nicht von ihren Besorgnissen ablenken ließen. Drei Tage, eine Woche später, waren die Besorgten bereits den Hoffnungsfrohen gegenüber in der Mehrzahl.

Nicht als hätte Fürst Wilhelm in dieser kurzen Spanne Zeit bereits die Sympathien verscherzt, welche ihm von Anfang an alle Patrioten als dem Mann entgegenbrachten, der bestimmt war, Albanien endlich zu einer selbständigen nationalen und politischen Existenz zu verhelfen, aber bereits bei der Bildung des Ministeriums hatten sich Symptome all jener verhängnisvollen Umstände gezeigt, die eine günstige Entwicklung der Dinge in Albanien schlechterdings zur Unmöglichkeit gemacht haben. —

Baron Aliotti, der Vertreter Italiens, ging bei der Wahl der entsprechenden Persönlichkeiten mit einer Rücksichtslosigkeit und Leidenschaftlichkeit zu Werke, als handle es sich um die Ernennung der Beamten einer italienischen Kolonie. Er ließ es sich mit jedem Mittel angelegen sein, die Freunde Österreichs von allen irgendwie einflußreichen Stellen fernzuhalten, griff zur Verleumdung und Drohung, ja entblödete sich nicht die aufopferndsten und tüchtigsten Männer dem Fürsten als gefährlich hinzustellen. Der österreichische Gesandte, Herr von Löwenthal, hielt sich dagegen zurück, halb aus Neigung seiner zögernden und mehr durchaus ehrenwerten als rasch-gewandten Natur, teils, weil er der Ansicht war, Österreichs Schützerrolle habe mit inneralbanischen Angelegenheiten wenig zu schaffen.

Fürst Wilhelm, der allen in Frage stehenden Persönlichkeiten fremd gegenüberstand und schwer beurteilen konnte, inwieweit gewisse Ratschläge tatsächlich den Interessen seines Landes entsprachen, der überdies darauf angewiesen war, Italien, dessen Vertreter so bestimmte Wünsche äußerte, nicht schon gleich anfangs zu verstimmen, wurde auf diese Weise veranlaßt, Persönlichkeiten, die er besser ferngehalten hätte, mit allzuviel Macht auszustatten — und namentlich andere, die ihm und dem Lande von Nutzen gewesen wären, auszuschalten.

Der größte Fehler des ersten Ministeriums, das leider das einzige Ministerium bleiben sollte, war ohne Zweifel, daß neben Essad, der auf Italiens Wunsch zugleich Kriegsminister und Minister des Innern war, keine zweite Person ernannt wurde, die ihm an Bedeutung und Einfluß die Wagschale zu halten vermocht hätte.

Der Ministerpräsident, der greise Turkhan Pascha, war dazu nicht imstande, denn er hatte sich als türkischer Gesandter in Petersburg und anderen Städten, mehr als 50 Jahre außer Landes, zwar diplomatische Routine erworben und allgemeine Achtung verdient, aber seine Kenntnis albanischer Verhältnisse, wenn er sie je besessen hatte, gründlich vergessen und war daher ohne Einfluß. Alle anderen Kabinettsmitglieder waren aber viel jünger als Essad, oder hatten, wie Turkhan, ihr Leben bisher im Ausland verbracht.

Allerdings war Essad Pascha nicht von vornherein zu mißtrauen. Der schlaue Mann hatte während der Zeit seiner ganz und halb versteckten Thronaspirationen natürlich begriffen, daß weder die Mächte noch die Albaner gesonnen waren, seinen eigenen herrschergelüsten Rechnung zu tragen und es mußte ihm daher im eigenen Vorteil erscheinen, der Zweite im Lande zu sein, indem er mehr und mehr Fürst Wilhelms Vertrauter wurde, da er nicht der Erste sein konnte. Die Vereinigung mehrerer Ämter auf seine Person war aber deshalb trotzdem bedenklich, weil Essad seiner durch hamidische Ideen angekränkelten Mentalität nach und durch seinen niederen Bildungsgrad auch beim besten Willen unfähig war, geordnete Arbeit zu leisten, so daß er an leitender Stelle, mit allzuviel tatsächlicher Macht ausgerüstet, für den Fortschritt des Landes ein Hemmnis sein mußte. Überdies lag gerade in den Essad zugesprochenen Ämtern der Keim zu vielerlei Verwicklungen. Er war Kriegsminister, ohne daß Albanien ein Heer gehabt hätte. Die einzige Truppe, die neugeschaffene Gendarmerie, aber unterstand den Holländern und damit der Kontrollkommission, war also der Macht und dem Einfluß Essads entrückt.

Das schien vielleicht auf dem Papier ein besonders kluger Zug, um den ränkesüchtigen Mann, dem niemand mit Ausnahme Italiens trotz der äußeren Gunstbezeugungen Vertrauen entgegenbrachte, jede tatsächliche Waffe zu entwinden, mußte aber in Wirklichkeit bei Essads rastlosem Ehrgeiz zu beständigen Reibungen mit den Holländern führen, um so mehr, da Essad als Minister des Innern hundertfach Gelegenheit hatte, sich jeder Anordnung der Gendarmerieoffiziere fördernd oder hindernd gegenüberzustellen.

Durch das Übergewicht Essads im Ministerium war ganz unvermeidlich, daß dieses schon rein technisch im Schlendrian alttürkischen Stiles arbeitete, daß beispielsweise die Herren Minister nie vor 3 Uhr in die Ministerien kamen, dafür aber mit endlosen und doch inhaltslosen, oft durch Kaffeetrinken unterbrochenen Sitzungen bis zum grauen Morgen ihre jungen Hilfskräfte um jede Arbeitslust gebracht haben, daß die Bureaus, was die Herren gar nicht zu genieren schien, uneingerichtet geblieben sind, so daß der erste Staatssekretär Ekrem bey Vlora seine Staatserlasse übers Knie abfassen und, in Ermangelung

irgend welchen Aktenschrankes, gar nach jeder Sitzung in der Tasche sämtliche Papiere nach Hause tragen und gleicherweise wieder zur nächsten Versammlung zurückbringen mußte.

Dies sind Kleinigkeiten, aber für den ganzen Arbeitsgang typisch und sie hatten das Ergebnis, daß die jungen und tüchtigen Kräfte keine Freude an ihrer Wirksamkeit haben konnten. Wie im Kleinen machte sich leider ja auch im Großen der Mangel jeder Organisierung bemerkbar. Wie der erste Staatssekretär keinen Schreiber erlangen konnte und sich beispielsweise gezwungen sah, das Rundschreiben, in dem der Fürst den übrigen Staatshäuptern seinen Regierungsantritt mitteilte, eigenhändig nicht nur zu verfassen — was seines Amtes war —, sondern auch einige zwanzig Mal abzuschreiben, so stockte überhaupt jede Unternehmung am Mangel an Arbeitseinteilung und System, und es griff schon sehr bald in weiten Kreisen die Überzeugung Platz, daß man sich nicht auf guter Bahn befand.

Da in Albanien die breite Mehrheit und auch die in den Städten die öffentliche Meinung beherrschende Mittelklasse zu ungebildet ist, um Ursache und Wirkung richtig zu unterscheiden und nach ihrem Wert einzuschätzen, sucht man sich in solchem Falle eine Persönlichkeit, der dann mit größter Gemütsruhe alles zur Last gelegt wird, was Mißliches und Schädliches geschieht.

Dieser Sündenbock war schließlich in Durazzo Essad.

Er war gewiß ein Hemmnis; er war, vielleicht halb unbewußt, ein Werkzeug für italienische Pläne und Absichten — und der Plan und die Absicht Italiens war sicher nicht, Albaniens Entwicklung zu fördern, sondern überall dem österreichischen Einfluß und den österreichischen Interessen entgegenzutreten. Die öffentliche Meinung schob Essad aber schließlich jeden Fehlschlag, jedes Mißgeschick, jeden Irrtum in die Schuhe.

Unter diesen Umständen war es besonders von Nachteil, daß der Fürst in der ersten Zeit fast nur in Essads Begleitung gesehen wurde. Man glaubte ihn deshalb ganz unter Essads Einfluß und der Haß gegen Essad, der namentlich unter den Süd- und Nordalbanern, unter denen das Haus Toptan niemals Stimme und Gewicht hatte, täglich um sich griff, hätte darum leicht auch in einen Haß gegen Fürst Wilhelm umschlagen können. Um also den Fürsten von der öffentlichen Unbeliebtheit zu trennen, der Essad mehr und mehr anheimgefallen ist, waren in jenen Tagen auch sehr gemäßigte und wirklich landeskundige Persönlichkeiten der Ansicht, daß in den Gunstbezeugungen gegen Essad etwas mehr Maß gehalten werden solle. Wie aber alles durch ein Verhängnis Albanien zum Unheil diente, so auch diese an sich berechtigte Warnung. Der landesunkundigen Umgebung des Fürsten, dem Holländer Major Sluys, nämlich schien sie eine Bestätigung von Verdächtigungen zu sein, die ihm stündlich von berufsmäßigen Hetzern eingeflüstert wurden und die Essad des direkten Verrates beschuldigt haben. —

(Schluß folgt)

„Skandinavismus"

Von Dr. Elſe Hildebrandt

Das neunzehnte Jahrhundert ſteht — es iſt bereits ein volkstümlicher Gedanke — im Zeichen der Konſolidierung großer Staats- und Völkergruppen. Der Einzelſtaat ſtrebt auch im Frieden nach Bundesgenoſſen, die ſeine politiſchen und wirtſchaftlichen Ziele erweitern und unterſtützen.

Iſt die Kopenhagener Konferenz, zu der die Regierungsvertreter der drei ſkandinaviſchen Staaten über Fragen der auswärtigen Politik wieder zuſammentraten, ein Ausfluß dieſer großen Entwicklung?

Das Streben nach einem Zuſammenwirken Schwedens, Norwegens und Dänemarks, eine Bewegung, die man mit dem Namen „Skandinavismus" bezeichnet, ergibt ſich mit natürlicher Notwendigkeit aus der engen Stammesverwandtſchaft der drei nordiſchen Staaten, der benachbarten geographiſchen Lage, ihrer geſchichtlichen Entwicklung und der Ähnlichkeiten und Gemeinſamkeiten in vielen ihrer ſozialen, politiſchen und ſonſtigen kulturellen Verhältniſſe. Und ſo nimmt es nicht wunder, daß wir die Wurzeln des Skandinavismus bis weit zurück ins Mittelalter verfolgen können, als Margaretha in der Kalmariſchen Union 1397 die drei Reiche unter ihrem Szepter vereinigte.

In dieſer Zeit ging der „Skandinavismus" von Dänemark aus wie bei ſeiner Wiedererweckung im Anfang und in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Der freie ſchwediſche Bauernſtand, der die Geſchicke der alten Landgemeinden bis zum Erlaß des Reichsgeſetzes 1350 ſelbſtändig geleitet hatte, trug ungern das däniſche Joch. Er haßte die däniſchen Vögte noch mehr als den ſchwediſchen Adel, der im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an Bedeutung gewonnen hatte. Aber der Aufſtand der Bauern Dalarnes 1434 verhütete nicht nur das Aufkommen eines Feudalismus in Schweden, ſondern mit ihm erwachte auch wieder unter dem heldenhaften Bauernführer Engelbrekt das ſchwediſche Nationalbewußtſein, ſodaß auch in der Unionszeit die ſchwediſchen Reichsverweſer den däniſchen Königen die Spitze zu bieten wagten.

Seit Auflöſung der Union machte ſich Schweden immer unabhängiger von dem Nachbarlande Dänemark. Im däniſchen Kriege gelang es Schweden 1658, ſein Territorium zu erweitern und ſeine Landesgrenzen bis zum Meere vorzuſchieben, indem es im Roſkilder Frieden die drei ſüdlichen Provinzen des

heutigen Schwedens Schonen, Bleckinge und Halland mit seinem Reiche vereinigte. Immer weiter führte die auswärtige Politik Dänemark und Schweden in den nächsten Jahrhunderten auseinander, so weit, daß Karl Johann, der schwedische Thronfolger, 1814 mit Waffengewalt die Einwilligung der Dänen zur Union mit Norwegen erzwang.

Da trat in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts ein Umschwung ein: nach der politischen Ohnmacht Dänemarks (der Belagerung Kopenhagens durch England und der Wegnahme der dänischen Flotte) wurde das Gefühl der Stammverwandtschaft zwischen den skandinavischen Völkern in Dänemark neu geboren. Der geniale Volkserzieher und Wiedererwecker des alten dänischen Heldensinnes, Nik. Fred. Grundtvig, wirkte in flammender Begeisterung mit Wort und Schrift für die Annäherung der drei Reiche. Gerade Grundtvigs Einfluß ist bis heute in Norwegen und Schweden noch nicht verschwunden: die norwegischen und schwedischen Volkshochschulen durchzieht noch wie die dänischen — deren Vater Grundtvig ist — der alte Grundtvigsche Geist. Wie Grundtvig förderten Oehlenschläger und Tegnér die skandinavistische Bewegung unter der akademischen Jugend. Auf studentischen Festen kamen Männer aller drei nordischen Staaten zusammen. Durch ihre Lieder und Reden in den fünfziger Jahren schimmerte die Hoffnung auf die Einheit des Nordens.

Nun kamen die dänischen Kriege. Die Idee sollte Erscheinung werden, die Reden ihre reale Bedeutung erkennen lassen: Schweden sollte sich nach den Wünschen der Skandinavisten für die Freiheit der Dänen in Schleswig-Holstein einsetzen und an der Seite des Nachbarlandes gegen Deutschland und Österreich-Ungarn kämpfen. Als 1848 der Krieg ausbrach, wandte sich der dänische König Friedrich der Siebente um Hilfe an den Schwedenkönig. Eine große Anzahl junger Norweger und Schweden trat freiwillig in das dänische Heer ein. Und die Sympathien Schwedens waren in den dänischen Kriegen — und später im französischen — mit wenig Ausnahmen bei Deutschlands Feinden. Aber eine kluge Politik forderte strenge Aufrechterhaltung der Neutralität. Und so gelang es der vorsichtigen Diplomatie König Oskars, den Kriegsausbruch zwischen Schweden und den deutschen Bundesstaaten zu verhindern. Die geschichtliche Entwicklung der fünfziger und sechziger Jahre wurde zur schweren Enttäuschung für die Anhänger der skandinavistischen Bewegung, besonders in Dänemark. Und so war es nicht zu verwundern, daß der Skandinavismus nach der Niederlage Dänemarks die Tendenz zur Abnahme zeigte.

Aber aus den Trümmern einer halb versunkenen Bewegung entstand die Idee aufs neue: Männer traten auf, deren Ziel es war, die skandinavistischen Bestrebungen volkstümlich zu machen. Und so erfüllte in den siebziger Jahren in Schweden neben der Scharfschützenbewegung, die alle Männer des Volkes freiwillig zur Verteidigung des Vaterlandes heranbilden wollte, kein Gedanke so stark alle Kreise des Volkes als der Skandinavismus. Für seine Aufrechterhaltung und Förderung wirkte in Dänemark die 1864 gegründete „Nordische

Gesellschaft" (Nordisk Samfund), in Schweden der „Nordische Nationalverein" (Nordiska Nationalföreningen), der anregend auf die Verpflanzung der dänischen Volksbildungsbestrebungen nach Schweden wirkte, und in Norwegen die „Skandinavische Gesellschaft" (Skandinavisk Selskab). Das gemeinsame Organ der drei Vereine war die „Nordische Zeitschrift" („Nordisk Tidskrift"). Besonders der Liberalismus war, wie auch jetzt im Weltkrieg, der Hauptträger dieser Gedanken. Und so wurde die Bewegung volkstümlich; — aber anstatt daß sie sich in den nächsten Jahren steigerte bis zur Begeisterung für die Erfüllung einer realen politischen Aufgabe, verlor sie allmählich alle Lebenskraft. Anstatt daß sie eine Einigung des Nordens herbeiführte, riß das Jahr 1905 die verbundenen Nachbarreiche auf der skandinavischen Halbinsel auseinander.

Allerdings, eins darf nicht vergessen werden: war auch die skandinavistische Bewegung in politischer Beziehung wenig von Erfolg gekrönt, so war sie doch von starkem Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft, Kunst und Literatur in den drei nordischen Ländern geworden. Auf wirtschaftlichem Gebiete schlossen sich Organisationen zu gemeinsamer Arbeit zusammen; auf rechtlichem war die Wirkung des Skandinavismus so stark, daß die drei Staaten in vielen Fällen ihre Gesetzgebung bis zur fast völligen Gleichheit näherten. Seit einigen Jahren haben auch die Arbeitgeber Norwegens, Schwedens, Dänemarks und Finnlands sich zu gemeinsamer Arbeit für die Lösung bestimmter Probleme zusammengeschlossen. Seit ungefähr einem Jahrzehnt findet in gewissen Abständen ein skandinavischer Kongreß statt, der sich aus den Vertretern der Gewerkschaftsorganisationen der drei skandinavischen Länder zusammensetzt. Die gemeinsame Arbeit richtet sich in erster Linie auf die Stärkung der Friedensbewegung und auf die Einsetzung von Schiedsgerichten. Man will bewirken, daß die sozialdemokratischen Reichstagsgruppen aller skandinavischen Länder mit einer gewissen Einheitlichkeit und wenn möglich gleichzeitig für die Lösung bestimmter Probleme eintreten: für den Maximalarbeitstag, Minimallohn, Arbeiter- und Kinderschutz, Invaliden-, Kranken- und Unfallversicherung, Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und Monopolisierung von Handels- und Industrieunternehmungen.

Aber das Auf- und Absteigen des politischen Skandinavismus hat mit dem Jahre 1905 noch nicht sein Ende erreicht. Als die Kriegsfackel in Europa aufloderte, da gebot den nordischen Reichen eine innere Notwendigkeit, zu gemeinsamen Verhandlungen zusammenzutreten. Schon kurz nach Kriegsausbruch veranlaßte die Klärung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Schweden und Norwegen den Austausch bindender Versicherungen zwischen den beiden Staaten: der Kriegszustand in Europa sollte in keinem Falle bewirken, daß der eine Staat gegenüber dem anderen feindliche Maßnahmen ergriffe. Bald zeigte sich auch das Bedürfnis, für die Haltung gegenüber den kriegführenden Staaten gemeinsame Beschlüsse zu fassen. So kam die in größeren Kreisen, auch in den außerskandinavischen Staaten bekannt gewordene Zusammenkunft in Malmö am 18./19. Dezember 1914 zustande, auf der die drei skandinavischen

Könige zusammentrafen. Dort erklärte man sich noch einmal einstimmig für die Aufrechterhaltung der Neutralität der nordischen Staaten. Schon damals wurden innerpolitische Verhältnisse in bezug auf den allgemeinen Kriegszustand der drei beteiligten Reiche besprochen. Man beriet über die Möglichkeit, die durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten in den einzelnen nordischen Ländern zu heben. Die Maßnahmen der kriegführenden Staaten, besonders Englands, führte zu wiederholten Zusammenkünften, auf denen man sich für den Erlaß gemeinsamer Protestnoten entschied, so gegen die englische Nordsee-Verordnung vom 2. November 1914, in der die Nordsee als militärisches Gebiet erklärt wurde, und die deutsche U-Bootswarnung vom 18. Februar 1915. Zu derselben Maßregel sah man sich genötigt durch die die nordische Schiffahrt bedrohende Aufforderung Englands an seine Handelsfahrzeuge, die neutrale Flagge zu gebrauchen. Bei der nächsten Konferenz am 20. Februar in Kopenhagen handelte es sich um Besprechungen über Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Schiffahrtsverbindungen in der Nordsee. Aber auch sie konnte nicht ein praktisch-politisches Ergebnis zeitigen, denn die Frage des Convois konnte nicht zum Abschluß gebracht werden, da die englische Regierung sich weigerte, das Convoi innerhalb der englischen Territorialgewässer anzuerkennen. Inzwischen hatte die Nachfrage nach Tonnage, die vermehrten Gefahren und Kosten der Schiffahrt eine starke Frachtsteigerung auch in den neutralen Ländern hervorgerufen. Die Verhandlungen der drei nordischen Regierungen über die Möglichkeit der Herabsetzung der Frachtkosten war nur beratender Natur. Zu praktischen Maßnahmen führte eine andere Konferenz im selben Monat über die Verringerung der Minengefahr im Skagerrak und Kattegat: ein dauerndes Nachrichtenwesen sollte von den drei nordischen Ländern eingerichtet werden, um die Küstenbevölkerung im gegebenen Falle zu warnen. Vorkehrungen zur Auffindung und Zerstörung von Treibminen wurden getroffen. Auf dieser Sitzung wurde übrigens unter anderen mitgeteilt, daß die bis dahin aufgefundenen und untersuchten Minen den Anforderungen der Haager Konvention entsprächen.

War also ein großer Teil der skandinavischen Konferenzen nur beratender Natur und konnte ein realpolitisches Ziel nicht erreicht werden, so ist es doch von prinzipieller Wichtigkeit, daß jetzt einmal wieder die skandinavistischen Bestrebungen politische Bedeutung erlangten, und zweitens, daß die Initiative während des Weltkriegs nicht nur von einzelnen Volkskreisen, sondern von den Staatsregierungen ergriffen wurde.

Unter den einzelnen Parteien waren in den letzten Monaten besonders der Liberalismus und die Sozialdemokratie die Träger der skandinavistischen Bewegung. Außerdem begeisterte sich wie in alten Zeiten die akademische Jugend auf der nordischen Studentenversammlung für die Einheit Skandinaviens. Liberale und Sozialdemokraten betonten immer wieder in Wort und Schrift die Notwendigkeit des Zusammengehens aller drei nordischen Staaten in der auswärtigen Politik. Es ist schwer, den Inhalt ihrer Reden und das Ziel ihrer

Bestrebungen anzugeben. Auf staatsrechtlichem Wege suchen sie keine Vereinigung; ein handelspolitisches Bündnis zu schließen — so wurde wiederholt ausgeführt — sei noch nicht an der Zeit, ein militärisches könne nicht in Frage kommen. So bleiben die erwähnten Verbindungen und die skandinavischen Schiffahrtslinien, wie ein Anhänger des Skandinavismus in einer Rede in Christiania feststellte.

Sozialdemokratie und Liberalismus stellen die Ziele des Skandinavismus der Politik der Aktivisten gegenüber, eine Gegenüberstellung, die jedoch zu Unrecht erfolgt, da auch die Aktivisten für ein gemeinschaftliches Wirken aller drei skandinavischen Staaten eintreten. Sie glauben nur, daß dieses Zusammenarbeiten nichts bedeutet, wenn nicht eine bewaffnete Macht dahinter steht, die jederzeit bereit ist, für die Ideen des Skandinavismus zu kämpfen. Die Aktivisten wollen darum Schweden, von dem sie in erster Linie wegen seines Wald- und Erzreichtums und seiner Wasserfälle eine glänzende ökonomische und finanzielle Entwicklung erhoffen, zum führenden Staate im Norden machen. Zu diesem Zwecke sehen sie es als ihre Aufgabe an, im Kampfe gegen Rußland die Grenzen gegen Osten zu sichern und dadurch für alle Zeit die Unabhängigkeit zu erkämpfen. Sie glauben, daß es jetzt an der Zeit ist, die Großmachtstellung Schwedens wieder zu erwecken. Nur auf der Grundlage dieser geschichtlichen Entwicklung glauben sie an ein unabhängiges und kraftvolles Skandinavien.

Englands Pakte mit Portugal

Von Dr. Paul Müller-Heymer

Gewisse weniger bekannt gewordene politische Vorgänge im Frühjahr 1913 gaben dem Verfasser Anlaß, sich damals in London das gesamte zugängige Quellenmaterial über das Bündnisverhältnis zwischen England und Portugal vorlegen zu lassen. Im nachstehenden sind diese authentischen Aufzeichnungen aus den jetzt wohl jedem Deutschen verschlossenen englischen Dokumenten benutzt.

Gelegentlich des Eintritts des iberischen Kleinstaates in den Weltkrieg sind im englischen Parlament von den Regierungsvertretern wieder die üblichen Phrasen vom „traditionellen Freundschafts- und Bündnisverhältnis“ zwischen England und Portugal gefallen. Gleichzeitig wurde Reuter beauftragt, in einer lakonischen Notiz zu berichten, daß sich das gegenwärtige Bündnis auf den Vertrag von 1873 stütze.

Dieser offizielle englische Hinweis ist allerdings formell richtig. Es gibt eine Depesche des Lord Granville vom 19. Februar 1873, die aber inhaltlich auch nur wiederum einen Hinweis auf das Bestehen älterer Vertragsverpflichtungen zwischen England und Portugal bildet und hieraus das Recht Portugals auf englischen Schutz gegenüber einem Angriff auswärtiger Feinde ableitet.

Den Grundstein des englisch-portugiesischen Freundschaftsverhältnisses bildet der Londoner Vertrag vom 16. Juni 1373, worin sich Eduard, König von England, und Ferdinand von Portugal und Algarve für ihre Person und für ihre beiderseitigen Nachfolger zusicherten: „gegenseitig Freunde ihrer Freunde und Feinde ihrer Feinde" sein zu wollen. Dreizehn Jahre später wurde die Freundschaftsbeteuerung in einem am 9. Mai 1386 zu Windsor geschlossenen Vertrag erneuert.

Eine kritische Abwertung dieser beiden grundlegenden Pakte des anglo-portugiesischen Einvernehmens wird dahingehen, daß die beiden Völker an der Schließung der Verträge keinen Anteil hatten. Es waren Freundschaftsversicherungen mehr persönlicher Art zwischen den beiden Herrscherhäusern. Zudem waren diese Zusicherungen höchst allgemein und nichtssagend gehalten. Daher mußte, als sich drei Jahrhunderte später aus der politischen Konstellation ein Annäherungsbedürfnis zwischen England und Portugal ergab, dem „Bündnis" durch ergänzende und auslegende Verträge erst einmal ein Inhalt und eine bestimmtere Form gegeben werden.

Hieraus ergibt sich die zweite Vertragsserie, die die im Zeitabschnitt 1642 bis 1702 geschlossenen Verträge umspannt. Die beiden ersten dieser Verträge wurden am 29. Januar 1642 und am 20. Juli 1654 abgeschlossen. Beide weisen auf die ersten grundlegenden englisch-portugiesischen Freundschaftskontrakte zurück. Inhaltlich bieten also auch sie wenig, was zur heutigen Stunde bemerkenswert wäre. Charakteristisch ist aber, daß nunmehr das vor drei Jahrhunderten noch rein dynastische Moment von dem Interesse des Staates abgelöst worden ist. Am 20. Juli 1654 war auf englischer Seite Cromwell Vertragsgerent. Der Lord-Protektor zeichnete natürlich nicht wie einst Eduard im eigenen Interesse, sondern im Namen der damaligen englischen Republik.

Die ersten genau präzisierten Abmachungen datieren vom 28. April 1660. Zu Whitehall berieten und einigten sich damals das englische „Common Wealth" und der „König von Portugal, Afrika und Indien". Tempora mutantur! Heute fährt eine sehr zusammengeschrumpfte portugiesische Republik im Schlepptau eines englischen Königreiches. Aber nicht nur die Regierungsform wurde von beiden Staaten im Wandel der Zeiten ausgetauscht. Auch inhaltlich sind die damaligen Vertragsbedingungen durch die Lage beider Länder im jetzigen Weltkrieg geradezu auf den Kopf gestellt worden. Denn damals erhielt zu Whitehall der portugiesische König das Recht zugesprochen, „je 4000 Soldaten in England, Schottland und Irland anzuwerben und 24 Schiffe zu Kriegszwecken zu heuern". Eine seltsame Ironie will es, daß heute auf Grund auch dieses niemals aufgehobenen und daher formell noch jetzt zu Recht bestehenden Vertrages nicht Portugal von England, sondern England von Portugal die Charterung von in portugiesischen Häfen liegenden Schiffen verlangt hat!

Im Jahre 1661 versprach England seinem lusitanischen Verbündeten feierlich, weder Jamaika noch Dünkirchen an den König von Kastilien auszuliefern. Wenn England diesen Vertrag ebenso selbstwillig auslegt wie den

des Vorjahres, so dürfte es sich durch den Weltkrieg vielleicht zu der Ergänzung bewogen fühlen, daß Dünkirchen auch nicht an die französische Republik ausgeliefert werden soll.

Übrigens hat England seine Verpflichtungen aus der „traditionellen Freundschaft" niemals erfüllt. In einer Geheimklausel versprach König Karl der Zweite von England als Gatte der Infantin Katharina von Portugal: „aus Dankbarkeit für das große Heiratsgut alle Eroberungen und Kolonien der Krone Portugal zu beschützen und zu verteidigen". Aber Ostindien ging verloren, ohne daß ein englisches Hilfskorps erschien; das südamerikanische Kolonialreich Portugals ging in Trümmer trotz aller Versprechungen englischen Schutzes.

Zu Lissabon wurde im Jahre 1702 erneut ein englisch-portugiesisch-holländisches Bündnis geschlossen, das sich gegen Frankreich und Spanien richtete. Bemerkenswert ist die Bestimmung, daß alle an die portugiesische Küste entsandten Kriegsschiffe dem Befehle des Königs von Portugal zu unterstellen seien. Die englischen Dreadnaughts müßten sich also bei einer etwaigen Benutzung portugiesischer Häfen dem Wortlaut des Bündnisses vom 16. Mai 1702 zufolge unter portugiesisches Kommando stellen, ein Bild, das man sich allerdings nur schwer ausmalen kann und das wohl kaum Wirklichkeit werden dürfte.

Und doch ist der letztgenannte in Wahrheit der modernste in der Reihe der englisch-portugiesischen Bündnisverträge. Er und seine Vorgänger wurden in der Folgezeit lediglich bestätigt. So in der eingangs erwähnten Depesche des Lord Granville vom 19. Februar 1873; so auch in den jüngsten offiziellen Verlautbarungen Englands während des Krieges.

Zum Schlusse möchte ich noch — wenn auch nur der Kuriosität halber — eine englische Denkschrift vor der Vergessenheit bewahren, die zu Anfang 1913 von zwei bekannten Männern des englischen öffentlichen Lebens, nämlich dem Vorsitzenden der Antisklavereigesellschaft und namhaften Afrikareisenden John H. Harris und von Mr. J. St. Loe Strachey, dem Herausgeber der englischen konservativen Wochenschrift „Spectator" gemeinsam verfaßt und an die Mitglieder des Parlaments gerichtet wurde. Hierin wurde der Beweis geführt, daß unter direkter Duldung, ja Begünstigung der portugiesischen Regierung noch in der Gegenwart ein überaus lebhafter Sklavenhandel zwischen der portugiesischen Westküste Afrikas, Angola, und den portugiesischen Kakaoinseln San Thomé und Principe im Busen von Guinea getrieben wird.

Die Denkschrift führte auch zu einer Anfrage im Unterhaus, die vom Regierungstisch aus ablehnend beantwortet wurde. Indem so England ein weites Herz gegenüber dem Sklavenhalterstaat Portugal bewies, konnte es unangefochten von den kleinlichen moralischen Hemmungen der Herren Harris und St. Loe Strachey den Beitritt seines Vasallen zum Kampfe gegen deutsches Hunnentum erzwingen unter Berufung auf jene „vielhundertjährige traditionelle Vertrags- und Freundschaftsbande", deren Wert und Unwert wir im Vorhergehenden kritisch beleuchtet haben.

Dichterische und unterhaltende Erzählungskunst

Von Dr. Hanns Martin Elster

Daß die Flut der literarischen Neuerscheinungen gegenwärtig fühlbar abgenommen hat, kann nur zu den wohltuenden Folgen des Krieges gerechnet werden. Der Büchermarkt vor dem August 1914 war nachgerade bis zur Verzweiflung des einsichtigen Literaturfreundes überschwemmt mit wertlosen Romanen und Novellen, die das Lebensvolle und Kunstgeborene mehr und mehr aus dem Gesichtskreis des weiteren Leserkreises verdrängten, so daß die Befürchtung nahe lag, das Unterhaltungsmoment werde noch zum alleinseligmachenden Kriterium für die Beurteilung literarischen Schaffens erhoben werden. Auch hier schaffte der Krieg Wandel. Man wandte sich wieder voll erfrischender Energie der einzig sinnvollen Aufgabe dichterischen Erzählens zu: der Lebens- und Erlebnisoffenbarung. Die Neuerscheinungen des vergangenen Jahres kennzeichnen sich nach dieser Richtung. In ihnen wirkt sich der Wille aus, in alle Geheimnisse und Abgründe, Breiten und Ebenen, Winkel und Wirrnisse des menschlichen Seins und Wesens zu dringen, um den wahren Sinn und Gehalt, die echte Aufgabe des Einzel- und Gemeinschaftslebens zu erkennen und die Energien des menschlichen Erlebnisvermögens auf einen Generalnenner zu bringen. Gewiß war dieser Wille auch schon vor dem Kriege in unserer jüngsten Literatur spürbar, endete damals aber meist im tiefsten geistigen Pessimismus, während der Kriegsausbruch die Segel des Lebensschiffleins wieder mit Bejahungsmut und Hoffnungen schwellte. So erscheint wenigstens das Bild der Vergangenheit und Gegenwart in einer großen Reihe von Romanen, die zwar schon in Kriegszeiten geschrieben, mit rückblickender Perspektive arbeiten, also bis zu einem bestimmten Grade tendenziös aufgebaut sind. Doch auch in Büchern, deren Entstehungszeit vor dem Kriege liegt und deren Stoffwelt dem Kriege fernsteht, macht sich jene mephistophelische Unterströmung bemerkbar, die nur selten von der philosophischen oder schaffenden Kraft der Weltanschauung des Dichters zur Lebensbejahung geführt wird. Jedenfalls bedeutet der Kriegsausbruch und der Krieg selbst für die dichterische und unterhaltende deutsche Erzählungskunst unter dem Gesichtswinkel der Gegenwart eine scharfe Zäsur in der Stellung zum Leben und seinen Fragen überhaupt. Nur die Jugend selbst, die an jener Anschauung des Lebens als einer Last und eines Leidens nicht absolut teilnahm, setzte über diese Zäsur in hinreißendem Schwunge hinweg und entwickelte sich noch reicher

innerhalb der energischen Auseinandersetzung mit dem Sein und Menschentum, ausgesprochen mit dem Ziele, zur Lebensfrohheit aufzusteigen. Die ältere Generation aber wandelte sich, oder glaubte vielfach, sich wandeln zu müssen, reichte jedenfalls der Jugend die Hand, warf wie sie jede Einseitigkeit auf Grund der erkannten Haltlosigkeit ihres absoluten Individualismus hinter sich und strebte wieder mit schöner Gebärde im Strome der einigen Allgemeinheit echtester Allseitigkeit nach, so daß man bei Betrachtung der augenblicklichen literarischen Lage das Bild eines einheitlichen Stromes nicht verlieren kann, aus dem sich natürlich die einzelne literarische Erscheinung als Welle gesondert erhebt. Man empfindet das frisch bewegte Leben im Strome; sein mattes Gleiten und Schleichen, das durch allerlei Künstlichkeiten des Wellenschlages vor dem Kriege auffiel, hat so gut wie ganz aufgehört. Man darf sich berechtigten Hoffnungen hingeben.

Ganz in der Zeit und Welt vor dem Kriege wurzelt ein Dichter, dessen Name jetzt, auch infolge der Verleihung des Fontane-Preises, viel genannt worden ist: Carl Sternheim. Seine „Drei Erzählungen" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig), noch vor dem Kriege entstanden, atmen die Luft stelzensteifer Literatenkunst, streben mit strengster, raffiniertester Stilfreude nach einer Lebensoffenbarung und -erkenntnis nur auf Grund kritischer Verstandeskräfte. Sie wirken infolgedessen erkältend bei allen seelischen Erschütterungen und sie streifen in der Anschauung fast die Satire, die verneint. Sie bedeuten eine scharfe Absage nicht bloß an die bürgerliche Philisterwelt, sondern an den einfachen Menschen überhaupt, der sich mit seinen Mitteln sein Leben baut und das Dasein nicht nach der höheren geistigen Wirklichkeit über dem Alltag abschätzen kann. Voll grausamer Dramatikerschärfe ist Sternheim in dieser Enthüllung seines Urteils über die Menschen, die er der nadelscharfen Lächerlichkeit klarster Erkenntnis preisgibt. Nur einmal gestaltet er auch, im „Napoleon" pariserischer Küchenkunst, den Typus, der sich zur inneren Freiheit hindurchringt; sonst geht für Sternheim der Alltagsmensch, typisch gesehen im Bilde eines Schutzmanns, eines eingebildeten musikalischen Genies, rettungslos zugrunde. In Betracht der inneren Einheit der Sternheimschen Motive wie der Konzentration der Erzählungsführung hat der Prager Franz Kafka, dem der ältere Dichter die Preissumme der Fontaneehrung zusprach, von dem Vater des „Bürger Schippel" gelernt. Seine Novellen „Der Heizer" und „Die Verwandlung" (ebenda) sind ganz ähnlich angelegt und durchgeführt auf Grund der Gegensätzlichkeit des bürgerlichen Seins und der höheren geistigen Welt. Aber in Kafka sind stärkere Gefühls- und Gemütswerte lebendig. Seine Kunst kommt infolgedessen zu größerer Wirkung, kann zum Erlebnis (nicht bloß zur Erkenntnis wie bei Sternheim) werden. Besonders in der „Verwandlung", einer meisterhaften Groteske voll dumpfen Entsetzens über die Unbegreiflichkeit des Seins und der Zusammenhänge von Mensch zu Mensch. Es spricht ein Stück tief pessimistischer Weltanschauung aus dem bewundernswert einheitlich erzählten Werkchen.

Der Grund liegt tief. Unsere neueren und jetzt mehr und mehr zur Wirkung gelangenden Dichter sind sämtlich nicht allein durch die Schule einer verfeinerten Psychologie und Sensibilität gegangen, sondern haben auch alle philosophisch-religiösen Probleme methodisch durchdacht, durchkämpft. In dieser Hinsicht gehört ein Jakob Wassermann bereits der älteren Generation an; seine Welt ist noch ausschließlich die Welt der sezierenden Psychologie, gebannt an ein Erleben und Geschehen in der Umwelt künstlerischen Schaffens und Denkens. Sein neuer Roman „Das Gänsemännchen" (S. Fischer, Berlin) mit dem Gottfried Bürger-Motiv ist noch durchaus auf psychologischer Kunst aufgebaut, wächst hier öfters zu großer dichterischer Schönheit empor und offenbart ein Kunstideal von seltener Größe, verliert sich als Ganzes jedoch merkwürdig breit ins Empirisch-Einzelne, so daß man mehr und mehr das Gefühl hat: das analysierende Moment in Wassermanns Talent verdrängt das gestaltende. Dennoch bereichert der Roman gerade durch seine psychologisch- und kunsttheoretischen Inhalte. Er gehört freilich nicht zu der Gattung Bücher, die an den Grundvesten des Seins rütteln, denn der erzählte Einzelfall vom Manne, der zwei Schwestern in Liebe besitzt, und vom verkannten Musikgenie hat nichts Typisches an sich. Erst die Erweiterung des einzelnen ins Typische aber stellt die Frage ans Sein.

Wie etwa bei Gustav Meyrinks jetzt viel genanntem „Golem" (Kurt Wolff, Leipzig). Hier wird gewiß mit wundervoller Phantastik ein Einzelleben in eine alte Sage verknüpft und in eine romantische Umwelt spukhafter Enge und Furchtbarkeit, in die dumpfe Welt des Prager Ghetto und in das Reich blutigen Verbrechens gebannt, so daß sich das Stoffliche des Buches, der erste Anreiz für die meisten Käufer, fast überschlägt. Und doch erhebt sich dieser in die Form eines Traumes gehüllte abenteuerreiche Roman, dessen Mord-, Dirnen- und Spukatmosphäre glänzend eingefangen ist, zu einer geistigen Offenbarung: das Rätsel des Ichbewußtseins in Diesseits und Jenseits, die metaphysische Welt als Gehalt der Menschenseele wird ergründet und zum Bilde einer nach Weisheit strebenden Weltanschauung verwoben. Meyrink enthüllt oft in schaudernd schöner Phantastik, oft als bedeutendster Erzähler wie z. B. in der Episode vom Verbrecherbataillon, Abgründe des Seelischen, an denen der einzelne meist scheu vorbeieilt. Und er enthüllt sie mit philosophischer Systematik trotz der starken Wucherung alles Episodischen in seiner einzig- und eigenartigen Romantik.

Die Wucherung des Episodischen kennzeichnet auch Leonhard Franks ersten Roman „Die Räuberbande". Im Gegensatz dazu ist seine neue Erzählung „Die Ursache" (Georg Müller, München) durchaus systematische Konzentration und darum viel stärker in der Wirkung als das erste Buch, das bereits das bedeutende Talent Franks verriet. Dieser Dichter wird, wenn er erst einmal über das Thema einer durch Lehrerstumpfsinn hingemordeten Jugend hinausgewachsen ist, bei seiner Selbstzucht noch Bedeutendes leisten. Die elementare Leidenschaftlichkeit, die auch aus der „Ursache", dieser qualvollen Behandlung eines Mordes und seiner Sühne, quillt, dies Gefühl für höchsten Lebensjubel

und tiefste Seelenwundheit, dies inbrünstige Streben nach hoher Geistigkeit und reiner Menschlichkeit, sind die fruchtbaren Teile von Franks Wesen, die sich, so hoffen wir, von den bitteren Phantasien und Erlebnissen nicht überwinden lassen, sondern zur bejahenden Sachlichkeit hindurchringen. Zu einer Sachlichkeit etwa im Stile der jungen Dichter und Maler, die sich „Werkleute auf Haus Nyland" nennen.

Ihre Sachlichkeit hat freilich auffallende Grenzen. Sie erweist ihr neues, ihrem Grundsatz gemäß anonym erschienenes Werk: die Finanznovelle „Der Fenriswolf" (Eugen Diederichs, Jena). Ich muß gestehen, die „eisernen Sonette" der Werkleute waren mir lieber. Hier ist die Kunst doch gar zu sehr in die Gewalt eines Verstandesprogramms gezwängt, das nicht einmal neu ist. Denn im Grunde bedeutet die erhobene Forderung nach reinster Sachlichkeit nur eine Wiederholung einstigen naturalistischen Strebens. Die Mittel, die stilistischen, sind freilich andere geworden. Sachlichkeit sowohl in der Aufzeichnung des tatsächlichen Seins wie auch in der Offenbarung des geistigen Seins und der Dynamik der betreffenden Sache „ohne Sentimentalität und Mätzchen" — strebt sie nicht jeder künstlerisch arbeitende Dichter, der alle Publikumswirkungen verachtet, an? Ich habe das Gefühl, als sei der „Fenriswolf", der den Geschäftsbriefwechsel eines Bankkonsortiums zum Zwecke der Ausnutzung norwegischer Wasserkräfte und den Kampf gegen das Staatsmonopol in lebendiger Steigerung und Handlung wiedergibt, zum größten Teil als Protest gegen Kellermanns „Tunnel" entstanden, gegen den die Novelle künstlerische Vorrechte hat, weil sie gegen eine falsche Romantik angeht, wenngleich man doch spürt, wie auch die „Werkleute auf Haus Nyland" ein leise romantisches Verhältnis zur Gegenwart haben. Immerhin kann es nicht schaden, wenn die Forderung nach Sachlichkeit einmal wieder geschmackvoll wie hier erhoben wird, zumal da sie sich auch als Ergebnis des Kriegserlebens mehr und mehr herauskristallisiert.

Mehr als uns wohltut, hat Clara Viebig bisweilen den ihr sonst so gut anstehenden Stil der Sachlichkeit verlassen. Auch in ihrem neuen Buche „Eine Handvoll Erde" (Egon Fleischel u. Co., Berlin) kommt sie nicht ganz ohne die Requisiten der Unterhaltungsliteratur aus. Aber diese kleinen Mängel verschwinden doch ganz neben der Größe der Anschauung und der Aufgabe, der Gesinnung und der Idee dieses lebensvollen Buches, das ein Ruf an die Öffentlichkeit ist, der nicht ungehört verhallen darf. Clara Viebig leistet hier Vaterlandsdienst auf ihre großzügige Weise. Sie schafft aus tiefstem Erleben und reinsten Erbarmen ein ergreifendes Epos von der Sehnsucht des Großstadtmenschen nach einem eigenen Fleckchen Erde in freier Luft und froher Sonne, nach einem Stück Natur als Eigenbesitz, ein Epos von der Sehnsucht, die in Berlins Laubenkolonien so gesunden und doch so traurig-trostlosen Ausdruck findet. Clara Viebig kann diese Sehnsucht gestalten, wie sie im Volke und wie sie in bessergestellten Kreisen erscheint. Und sie gestaltet sie als lebenbeherrschende

Realistin, deren kraftvolle Charakterisierungskunst die edle Frauengröße und versöhnende Menschenliebe des Romans zu hoher Schönheit emporführt, so daß ihr Werk von tiefgreifender Wirkung ist.

Wie anders nimmt sich neben diesem sozialen und menschlichen Ernst der Biebig Lily Brauns neues Buch „Lebenssucher" (Albert Langen, München) aus, ein Buch, von dem viel versprochen worden ist und das so wenig hält. Lily Braun hätte es noch nicht veröffentlichen, es noch mehr ausreifen lassen sollen. So läßt es unbefriedigt, kalt, wirkt gemacht und halbfertig. In der Erfindung nicht neu und wenig originell: die Entwicklung eines reichen Adligen mit deutsch-italienischem Blut durch alle geistigen, seelischen, sinnlichen Stufen unseres Zeitalters hindurch bis zur Verzweiflung am Leben und die Rettung des Helden durch den Krieg, der den Wert des Lebens offenbart, für den der Held nun gern sein Leben opfert, ist der Roman in der Ausführung allzusehr von der Gunst der Stunde abhängig geschaffen; er steigert sich bisweilen zu hinreißenden Schönheiten, besonders in den Liebesszenen, verliert sich aber ebenso oft auch in geschmacklose Romanhaftigkeiten und schale Theoretik. Überall dort, wo Lily Brauns Leidenschaft aufbrausen darf, erreicht sie berauschende symphonische Wirkungen, sie wird zudem wenigstens nie langweilig wie etwa der Schweizer Hans Ganz in seiner genau den gleichen Vorwurf behandelnden Erzählung „Peter, das Kind" (Zürich, Rascher u. Cie.), ist nicht pedantisch wie Ganz, aber sie haut darum auch öfter um so mehr daneben, so daß ihre Kunst bisweilen verzweifelt an ein Makart-Bukett erinnert. Es ist ein Jammer um Lily Brauns hervorragendes Talent; soll man dieser erfolgreichen Frau aber noch Selbstzucht predigen? Sollte sie sie nicht schon aus Selbsterkenntnis erstreben?

Der Dichterin in mancher Beziehung verwandt ist Kurt Münzer. Sein neuer Roman „Menschen von gestern" (Georg Müller, München) hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt wie Lily Brauns Buch: die geistig-psychologische Welt vor dem Kriege und die Wirkung des Krieges in ihr. Aber Münzer will nicht gleich ganz Deutschland umfassen; er beschränkt sich auf Berlin, auf Berlin W, er beschränkt sich insbesondere auf eine eindringliche Behandlung der Frauenfrage, der sexual-psychologischen Liebeswelt, der Geschlechtsbeziehungen, während Lily Braun vor allem die Gestaltung der kultur-ethischen, religiös-sozialen Geisteswelt erstrebte. Kurt Münzer fasziniert häufig durch blendende geistreiche Ideenfülle, die zu jedem Thema sofort Stellung zu nehmen weiß; er wird dabei nie trocken, nie langweilig, weiß all seinen Phantasien, Vorstellungen, Gestalten, Geschehnissen die Farbe des wirklichen, wenn auch exzentrischen Lebens zu geben; sein Buch ist zweifellos interessant und fesselnd. Freilich: die künstlerische Gestaltung eines tieferen Erlebnisses gibt der Roman nicht; er behält doch viel von der Unterhaltungsart, die nach Wirkung sucht, so ehrlich Münzers Streben nach höheren Zielen auch ist. Aber wer eine stofflich-überreiche Darstellung der Gesellschaftswelt von Berlin W aus der Zeit vor dem Kriege wünscht, wird durch Münzers Buch nicht enttäuscht, wenn er vielleicht auch den Schluß des

Romans ablehnt, da in ihm der Krieg doch gar zu sehr von der sensationellen grauenhaften Seite und in der Art eines bis zum Ekel gehenden Naturalismus bewältigt worden ist.

Man scheidet von Lily Brauns und Münzers Büchern mit aufrichtigem Bedauern. Beide wollten den großzügigen Zeitroman geben, den wir heute ersehnen, beide waren auf ihre Art dafür befähigt, beide aber gaben nur halbfertige, journalistische Werke, weil sie auf die Wirkung der Aktualität ihres Stoffes nicht verzichten wollten.

Zeit lassen, innerlich ausreifen: wie mancher Geist, der heute gangbare Unterhaltungsliteratur liefert, hätte uns dann Bedeutendes geschenkt! Aber diese Charakter- und Verhältnisfrage kann man wohl nur von Individuum zu Individuum entscheiden. Auch Arthur Brausewetters Roman „Don Juans Erlösung" (Braunschweig, G. Westermann) wäre vielleicht über das Episodische, das ihn kennzeichnet, hinausgewachsen. Allerdings fehlt diesem Autor im Grunde doch die echte dichterische Natur. Bei ihm ist ein lebendiges Schriftstellertalent im Werke; er stellt sich eine bestimmte Aufgabe und löst sie nach bestem Können und Gewissen, hier den Liebes- und Lebensweg eines Provinzstadt-Don Juans, früheren Offiziers und jetzt erfolgreichen Hoftheaterdramatikers, der am Anfang des Buches eine große Liebesenttäuschung erlebt, darauf eine Reihe von Abenteuern „durchmacht", bei denen sein Herz stets bald wieder abgekühlt ist, bis er seine große Liebe erfährt; aber nun ist die betreffende Frau ihm unerreichbar, er muß resignieren . . . Der Titel, die Einkleidung ins Don Juan-Motiv ist, wie man sieht, innerlich nicht gerechtfertigt, denn darum, weil ein Mann eine Reihe Liebesgeschichten erlebt, ist er noch lange kein Don Juan. Und tiefer geht hier die Sache nicht. Der Roman löst sich vielmehr in eine Reihe lebendig gezeichneter, hergebrachter Gesellschaftsbilder auf und würde uns gar nichts bedeuten, ginge nicht durch seine Welt die Gestalt jener Frau, an der der Romanheld scheitert; in dieser weiblichen Persönlichkeit hat Brausewetter ein psychologisches Meisterstück geschaffen, dem die Sympathie aller Leser gewiß ist und wodurch das ganze Buch doch noch fruchtbar wird.

Freilich nicht fruchtbar im Sinne der Arbeit von Otto Pietsch, einem Neuling in der literarischen Welt. Sein Ziel ist auch der große Zeitroman. Aber nicht wie Lily Braun, wie Kurt Münzer, sondern wieder von einer anderen Seite her: vom sozial-politischen, sogar weltpolitischen Standpunkte aus sucht er ihn zu gestalten. Er entwirft in seinem wertvollen Buch „Das Gewissen der Welt" (Cotta, Stuttgart) den Weg eines ostpreußischen Findlings, dessen Jugend in Ostpreußen, die Auswanderung nach Amerika, den Eintritt in die Industrie der Neuen Welt, den Aufstieg zum Journalismus, zum Zeitungsleiter und -besitzer in Chikago und New York und die schließliche Beherrschung der Welt durch seine Zeitung auf Grund seines untrüglichen Gewissens; der Held des Romans stirbt in der Vorahnung des Weltkrieges, Englands Blutschuld erkennend. Eine starke epische Kraft entwickelt sich hier, die die Zeitgeschehnisse und geistigen Zusammenhänge seit

den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart in ein eindrucksvolles Gebilde voll geistiger Lebendigkeit zusammenschweißt. Pietsch hat gewiß von Kellermann, Frenssen u. a. gelernt, aber doch schon den eigenen epischen Klang. Er hat, trotz aller Einwendungen, die man im einzelnen machen könnte, mit ausreichenden Mitteln einen hervorragenden kulturpolitischen Roman geschaffen, der etwa Rudolf Herzogs verfehlten Amerika-Roman „Das große Heimweh" (ebenfalls bei Cotta) weit überflügelt, dem man aber um seines Ethos willen den äußeren Erfolg Herzogscher Bücher wünscht.

Freilich, etwas Journalistisches, ein Hauch vom Wesen des Unterhaltungsromans bleibt auch dem Werke von Otto Pietsch, wenn man es etwa mit Karl Gjellerups, des Deutsch-Dänen, Roman „Reif für das Leben" (Diederichs, Jena) vergleicht. Hier atmet man doch wieder die Luft echter Kunst, hier ist kein Streben nach Wirkung und Stoffinteresse, hier ist alles Sachlichkeit, Innerlichkeit, formende Kraft, Schönheit und erlebte Tiefe, abgeklärte Reife. Wie ganz anders sollten wir Deutschen diesen Dänen, der sich zu uns bekennt, aufnehmen und wertschätzen! Stofflich gibt Gjellerup nicht viel Besonderes: dänisches Landleben, Alltagsleben in Gutsbesitzerkreisen . . . Hier liegt die Kunst wieder einmal in der Beleuchtung, in der Art, wie alles gegeben und vertieft wird und in der Offenbarung einer religiös-philosophischen Weltanschauung von eigenartiger, wertvoller Selbständigkeit. Leise Ironie und webende Erinnerung, das Einzelne und das Ganze sub specie aeternitatis, ein Spiel des Seins und der Menschen, reizvoll, zart und ergreifend-schön in allen Frauengestalten, humorvoll-ernst, realistisch-kraftvoll und gewinnend-temperamentbunt in den Männergestalten. Eine bunte Welt, aber eine Welt, durch die eine Adelsnatur mit feinster Poesie und gipfelklarer philosophischer Lebensüberschau zu uns spricht. Gjellerups Buch gehört zu den Werken, die uns durchs Leben begleiten, weil sie uns immer etwas zu sagen haben. Diese versonnene Innerlichkeit und dieser reine Kunstwille, diese bis ins letzte erworbene Weltanschauung, allen echt germanischen Künstlern eigentümlich, sind unausschöpfbare Bronnen der Lebensbereicherung.

Auch unter deutschen Dichtern haben wir ähnliche Persönlichkeiten wie Gjellerup. Etwa Julius Havemann mit der lächelnden Ironie und sicheren Menschenkenntnis in seinen beiden Novellen „Glücksritter" (G. Grote, Berlin), die die verschlungenen Liebes- und Phantasiewege eines Dichterlings und die Narrenerlebnisse einer Erbschleicherin mit höchster literarischer Kunst gestalten. Oder Heinr. Wolfg. Seidel mit seiner dunklen Melancholie, durch die die Sonne des Humors noch im „Vogel Tolidan" blitzend brach, während er in seinen neuen Novellen „Ameisenberg" und „Die spanische Yacht" (ebenda) voll ernster Elegie unter soviel Larven die Seelen sucht und deren Liebesschicksal ergreifend schön und erschauernd-rätselvoll formt. Oder auch Adele Gerhard, diese zarte, vornehme Erscheinung unter den deutschen Dichterinnen, die sich gegen Lily Brauns leidenschaftlich-blutvollen Lebensüberschwang, gegen Clara Viebigs realistische,

breit-soziale Art, wie ein Bild der feinsten Gesellschaftskultur abhebt. Dabei ist sie aber voll tiefster Innerlichkeit, stets ergriffen vom seelischen Schicksal. So erlebt sie auch den Krieg in ihrem neuen Buch. Ein wundersames, tief gesehenes Motiv: der Gegensatz zwischen dem Egoismus der Liebe, die nur dem Ich und dem Du gehört, und der Hingabe des Kriegers an die Allgemeinheit. Man muß die Novelle „Der Ring des Lebendigen" (G. Westermann, Braunschweig) lesen, um zu erkennen, mit welchem Takte dies Motiv zu lebensvoller Schönheit und zu einer großen Idee in einem Einzelschicksal ausgestaltet ist. Wohl selten ist eine Kriegsnovelle so frei von aller Effekthascherei zu einer geistigen Tat emporgewachsen, die vielen Deutschen heute etwas bedeuten wird.

Äußerlich an den Krieg anknüpfende Werke erhalten wir ja täglich in erschreckender Unzahl. Aber sie sind uns leider zumeist nichts als eine andere Art der Unterhaltung. Selbst wenn Streben nach Tiefe wie bei Eilhard Erich Pauls „Der Hüter Israels" (Hamburg, G. Schloßmann) spürbar ist — es wird freilich wieder zerstört durch die konventionelle Art der Grundanschauungen bei Pauls oder der Form bei Rudolf Greinz, der in seinen neuen Tiroler Dorfgeschichten „Die kleine Welt" (Staackmann, Leipzig) die allbekannten Ausschnitte aus dem Tiroler Bauernleben gibt, teilweise mit Einbeziehung des Krieges; man liest sie gerne wegen ihrer gesunden Kraft und Natürlichkeit, zu gutem Zeitvertreib oder um einer netten Stimmung willen. Darüber geht auch Karl Linzen mit seinen lose geknüpften Erzählungen „Aus Krieg und Frieden" (Kempten, Jos. Kösel) nicht hinaus: gut wiedergegebene Stimmungen, Erinnerungen, Liebesschicksale und ein paar Kriegserlebnisse, insgesamt von einem romantisch-verträumten Gemüt gesehen, aber doch im Grunde genommen leicht oberflächlich, nicht emporquellend aus erlebten Seelentiefen, nicht fördernd im großen Sinne.

Dies Ziel muß man Joseph von Lauff, dem jetzt Sechzigjährigen, doch immer zugestehen. Sein neuer Roman „Anne-Susanne" (G. Grote, Berlin), der die Liebesgeschicke in einer niederrheinischen Tuchmachersfamilie voll hinreißender Leidenschaft erzählt, hat wieder jenen Zug ins Große, ins Schicksalhafte. Landschaft, Menschen, Geschehnisse und Erlebnisse erscheinen hier, von starker Phantasie beleuchtet und kraftvoller Bildhauerfaust plastisch geformt, wieder als elementare Naturgewalten, die mit erschütternder Dramatik die Einheit der Liebeskraft im Menschen offenbaren. Lauff schafft auf Grund einer instinktsicheren Mannheit und Männlichkeit, er verniedlicht nichts, eher brutalisiert er; das mag manches zarte Gemüt abstoßen, aber letzten Endes ruft er doch Bewunderung hervor, weil Ehrlichkeit und Sachlichkeit dahinterstehen. Die Probe darauf ist leicht zu machen, wenn man einmal seine Schilderungskunst im einzelnen nachprüft.

Dieser leidenschaftlichen Art gegenüber versagt ein Rudolf Presber so gut wie völlig. Zumal in einem so schwachen Buche wie dem „Der Rubin der Herzogin" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), einer ganz sorglos hingeworfenen Vergnügungsdampfergeschichte herkömmlichen Stils, die vielleicht nur durch den

schnoddrigen Humor in der Menschenbeobachtung für die übrige Schablone der Erfindung einigermaßen entschädigt. Von ihr ist auch Ganghofer in seinem neuem Roman „Die Trutze von Trutzberg“ (G. Grote, Berlin), einer Rittergeschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert, nicht ganz frei zu sprechen. Aber wie ist hier doch letzten Endes die Kunst der Erzählung ausgereift, nichts ist so hingehauen wie bei Presber, und wie spricht hier doch eine grundgütige, liebenswürdige Persönlichkeit aus dem Erzählten. Wirklich wertvoll ist der Roman vollends durch seinen köstlichen Humor in der Schilderung der alten Ritterwelt, einen Humor voll so herzenswarmen Schalks, wie man ihm sehr selten in deutscher Literatur begegnet; man kann sich deshalb über den Erfolg des Romans, der unseren ernsten Zeiten daheim und im Felde echte Heiterkeit schenkt, nur freuen.

Eine etwas reichlichere Portion dieses Ganghoferschen Humors wünschen wir Viktor Fleischer, dessen „Wirt vom Berg“ (Fr. W. Grunow, Leipzig) eine gute Erzählungskunst offenbart. Wird Fleischer noch etwas kräftiger, so werden wir bedeutende Bücher von ihm erhalten. Er ist originell in der Erfindung, sachlich in der Ausführung, vornehm im Geschmack — es fehlen nur noch die blutvollen Farben und die Fesselung wäre größer; gerade Fleischers gepflegter Art wünschen wir Erfolg. Denn Sorgsamkeit müssen wir vom Schriftsteller wie Dichter verlangen, sonst überfällt man uns wieder mit Marlitt- und Heimburg-„poesien“ nach der Art von Fritz Gantzers „Altem Klang“ und „Rosenhaus“ (ebenda) oder von Christiane Ratzels „Maria Dolores“ (ebenda). All diese nur für die anspruchsloseste Augenblicksunterhaltung bestimmten Bücher, unter denen W. Poecks Geschichten „Das verhängnisvolle Honorar“ (ebenda) noch wenigstens lustig-vergnügt sind, blieben besser der Buchform fern, nur dem Zeitungsfeuilleton vorbehalten. Denn sonst ertöten ihre verbrauchten Klischees und abgeklapperten Stoffe noch vollends den letzten Rest Geschmack, den jene Kreise noch haben, die zu solchen Büchern greifen.

Der Gefahr, dieser Unterhaltungsart zu verfallen, entgeht hoffentlich die überaus begabte, seit kurzem so erfolgreiche Thea von Harbou, die bei anhaltendem künstlerischen Streben einmal Wertvollstes leisten wird. Ihre neuen Novellen „Masken des Todes“ (Cotta, Stuttgart) bestärken unsere Hoffnungen erfreulich. Diese Geschichten des Grauens, die das Thema des Todesmoments nach jeder Richtung hin variieren, stützen sich zwar noch auf die hergebrachte Pointenschablone, sind aber in Erfindung und Ausführung doch schon zumeist so neu und selbständig, daß man sich dem Erzählten willig hingibt. Es ist freilich noch mehr Erschütterung durch das vorgetragene Geschehen und Erleben, durch den Stoff, es bleibt noch jener feinere Kunstgenuß aus, der von Werken vermittelt wird, die mit wirklich gepflegter Kultur und Gestaltungskraft geschaffen sind.

Etwa wie Anselma Heines Novellen: „Fern von Paris“ (Fleischel u. Co., Berlin) oder wie Georg Hermanns Roman „Heinrich Schön jr.“

(ebenda). Hier ist ganz bewußtes Können am Werke. Beide Autoren wissen stets im voraus die Wirkung ihrer Gestaltung und sie benutzen dies Wissen so takt- und geschmackvoll, daß die Lektüre ihrer Bücher zu einem seltenen Genuß für den Kenner wird, zumal für den Freund bestimmter kultureller Atmosphären — etwa der Epoche Ludwig des Vierzehnten bei Anselma Heine oder der Biedermeierzeit bei Hermann. Das tiefer Menschliche ertrinkt aber bei beiden glücklicherweise nicht im Kunstgewerblichen: das seelische Schicksal des elsässischen Landedelmannes und der elsässischen Musikantentochter bei Anselma Heine sowie das der bezaubernden Antonie Schön bei Herrmann ergreifen und begleiten uns wie eigenes Erleben, werden unser persönliches Eigentum, so daß beide Werke, Produkte hoher literarischer Kultur, als echte Dichterwerke zu uns sprechen und uns den Geist vergangener Zeiten eröffnen, der heute noch in Versailles und in Potsdam spürbar ist, wenn auch unser Verstand verschiedene Stellung dazu nimmt.

So offenbart das literarische Leben überall neue treibende Kräfte, eine ansehnliche Höhe des epischen Könnens und hinsichtlich der Wirkungen und Erfolge eine erfreuliche Gesundheit des Schaffens, der Lebensoffenbarung und des Urteils. Die Lebensenergie ist entscheidend für all die Neuerscheinungen von Sternheim und Meyrink an bis Georg Herrmann und Ganghofer hin: ihr Zusammenklang ergibt ein geistiges Leben, das wohl zu unserem heutigen ernsten Tag paßt, der sich erst später in der Dichtung offenbaren kann.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6516.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Die Reichsgründung

Von Dr. Karl Buchheim

So ſchwer wie das Ringen um den Beſtand des unſeren Feinden jetzt ſo verhaßten Reiches iſt, daß wir uns mit Anſpannung aller Kraft nun ſchier einundzwanzig Monde durch Kanonengebrüll und Blutdampf durchkämpfen müſſen, ſo ſchwer war auch ſchon der Bau ſelber. Mancher formenſchöne Entwurf mußte zerriſſen werden, manche glühende Begeiſterung in bitterer Enttäuſchung enden, mancher Tropfen Blut fließen, bis der geniale Baumeiſter über das Werk kam und uns ein wohnlich wetterfeſtes Haus ſchuf, das kein Donner erſchüttern und kein Sturm zerſtören kann. Alle die großen Männer, die am weiteren Ausbau des Reiches gearbeitet, und alle die, die das Reichshaus jetzt haben ſchirmen helfen, ſtehen auf den Schultern Bismarcks, der allein der Künſtler iſt, deſſen Geiſt den Boden zu ſchaffen verſtand, in dem alle ſeitherige Größe wurzeln konnte.

Indeſſen gerade wir, die Kämpfer des Weltkrieges, haben uns doch in den Schützengräben das Recht erſtritten, Bismarck mit ſelbſtbewußteren Augen anzuſchauen, als wir es vor dem Auguſt 1914 durften. Der Krieg hat Epoche gemacht, mit ihm iſt das Werk Bismarcks endgültig Geſchichte geworden. Das heißt, wenn man der Sache auf den Grund geht: das, was für Bismarcks Zeit politiſche Wahrheit und Notwendigkeit war, das iſt für uns nur noch hiſtoriſche Wahrheit und Notwendigkeit. Seit Beginn der wirtſchaftlichen und weltpolitiſchen Entwicklung unſeres Volkes im Zeitalter Wilhelms des Zweiten beginnt Deutſchland aus dem von Bismarck geſchaffenen Rahmen hinauszuwachſen. Nichts anderes als dieſes Wachstum hat uns die Heimſuchung des Weltkrieges eingebracht. Aber mit dem ſiegreichen Beſtehen der Heimſuchung, das wir zuverſichtlich erwarten, haben wir uns auch das Recht erſtritten, uns als Kinder einer neuen Zeit zu fühlen, und zu ſagen, daß Bismarcks Arbeit bei all ihrer Rieſengröße nunmehr als eine hiſtoriſche Leiſtung anzuſehen iſt. Der Zuſtand

vor dem Kriege war der, daß man wirtschafts- und weltpolitisch über Bismarck hinausging, indem man sich sagte, daß auf diesen Gebieten dem neuen Reiche Aufgaben erwachsen seien, die in Bismarcks zeitgeschichtlichem Gesichtskreis noch nicht oder doch noch nicht in diesem Umfange liegen konnten. Umsomehr aber glaubte man auf dem Gebiete der inneren und der europäischen Politik an Bismarcks Vermächtnis festhalten zu müssen, und es ging nie ohne Gewissenskonflikte unserer öffentlichen Meinung ab, wenn die Verantwortlichen einmal andere Bahnen einzuschlagen schienen. Nach der Bewährung in der schweren Krise dieses Weltkrieges aber dürfen die Leiter unserer Geschicke nunmehr ruhig sagen, daß sie sich das Recht auf Gewissensfreiheit gegenüber Bismarck erkämpft haben. Das ist ein großer innerer Sieg, der bisher der Allgemeinheit noch weniger zu Bewußtsein gekommen ist, als er es verdient.

Bismarcks Arbeit, nunmehr frei von politischer Tendenz, rein nach ihrer historischen Bedeutung gewertet, ist mehr rückwärts gewandt als vorwärts. Sie ist die große Summation unserer politischen Vergangenheit seit dem Zerfall unserer alten Einheit. Bismarck hat uns das Reich zu gestalten gewußt, das auf Grund der jahrhundertelangen politischen und geistigen Zersetzung unserer nationalen Macht und auf Grund der vielgestaltigen territorialen Neubildung unseres nationalen Bodens allein möglich war. Er war der Künstler, der aus dem ungeheuren, aber chaotischen Erbe einer gewaltigen Vergangenheit diejenigen geistigen und physischen Nationalkräfte auszuwählen, zu behauen und aneinander zu fügen verstand, die geeignet waren, in diesem Gefüge zu beharren und die Grundpfeiler für ein wohnliches Haus abzugeben. Er war auch der unbeirrbare, geniale Wertkritiker des praktischen Handelns, der rücksichtslos verwerfen konnte, was in seinen Entwurf nicht paßte und in seinem Gefüge keinen Halt geben wollte, und wäre es an sich noch so groß und wertvoll gewesen. Es ist unbestreitbar, daß Bismarcks Art, die deutsche Frage anzufassen, die einzig erfolgversprechende war. Keiner von den Männern, die vor und neben ihm um ihre Lösung ernstlich bemüht waren, hat wie er ein so klares Bewußtsein gehabt, daß man zu einer solchen Leistung vor allem die Macht hinter sich haben müsse, sie zu vollbringen, und daß man, gestützt auf genaueste Kenntnis der vorhandenen Tatsachen und Kräfte, aus diesen die Bausteine wählen müsse. Darum sagte ich: Bismarck ist der große rückwärts schauende und in der Gegenwart handelnde Summator der deutschen politischen Vergangenheit. Es ist kein Zufall, daß er seine politische Tätigkeit als Reaktionär begann!

Nicht von völlig gleichem Werte ist die Arbeit, die Bismarck nach dem großen Jahrzehnt der eigentlichen Reichsgründung zum Ausbau des von ihm geschaffenen Reiches noch beigesteuert hat. Auch hier finden wir manche große Leistung, aber einige der wichtigsten Bestrebungen, insbesondere seiner inneren Politik, sind doch auch große Fehlschläge gewesen. Man wird das z. B. von seinem Kampfe gegen die katholische Kirche wie von dem gegen die Sozialdemokratie in gleichem Maße sagen dürfen. Bismarck hat geglaubt, alle die

Teile des deutschen Volkes und alle die Strömungen seines geistigen und politischen Lebens, ohne oder sogar gegen die er sein Werk der Reichsgründung hat durchführen müssen, auch nach Vollendung des Baues als „Reichsfeinde" behandeln zu sollen. Diese aber meldeten ganz mit Recht, nachdem der Bau nicht nach ihren Wünschen und Bedürfnissen geraten war, nun wenigstens für den Ausbau ihre Ansprüche an, da sie doch nun einmal unabänderlich mit unter dem neuen Dache wohnen müßten. Die großdeutschen Wünsche des Volkes waren nicht tot trotz des vernichtenden Urteils, das die kleindeutsche Publizistik, Heinrich von Treitschke an der Spitze, über sie für richtig hielt, und ebensowenig die demokratischen. Auch auf auswärtigem Gebiete hat es Bismarck z. B. noch lange für gut befunden, aus Gründen der europäischen Politik die weltpolitische Expansion Frankreichs zu fördern, obwohl unserer eigenen bald einsetzenden Expansion der ohnehin schon schmale Raum damit weiter geschmälert zu werden drohte. Die deutsche Weltpolitik haben nach Bismarck andere Männer in die Wege geleitet und sie, so gut es ging, bis zur Schwelle des Weltkrieges nicht verkümmern lassen. Nunmehr, schon im Kriege, kommt die Zeit, wo wir auch in der inneren und europäischen Politik Bismarcks Bahnen in wesentlichen Stücken verlassen müssen. Der Altreichskanzler war eben weniger der vorausschauende Genius der deutschen politischen Zukunft, als vielmehr der gewaltig gestaltende Vollender unserer politischen Vergangenheit. Die Reichsgründung ist die algebraische Summe unserer vorherigen Geschichte, aber nicht zugleich ein Produkt, aus dem wir die Faktoren unserer zukünftigen Entwicklung herausdividieren könnten. Bismarcks Gedanken sind heute nicht mehr Norm für unser politisches, auch nicht für unser innerpolitisches Urteil.

Das neue zweibändige Werk von Brandenburg („Die Reichsgründung", Leipzig, Quelle u. Meyer 1916, geh. 12 M., geb. 14 M.), dem dieser Aufsatz sein Thema verdankt, ist vor dem Weltkrieg geschrieben und gedruckt worden und erscheint nun jetzt zu einer Zeit, wo es geeignet ist, das Nachdenken über die von mir eben angeschnittenen Fragen anzuregen. Jedes Werk der Geschichtsschreibung, das über die rein fachwissenschaftliche Erörterung des Materials hinausgeht, hat, ohne daß der Vorwurf der Tendenz irgendwie berechtigt wäre, aus seiner Art heraus eine publizistische Bedeutung. Man wird diese den Werken aller unserer großen Geschichtsschreiber: Ranke, auch Giesebrecht und erst recht Sybel und Treitschke zubilligen. Man tut also auch dem neuen Werke von Brandenburg kein Unrecht, wenn man auf seine publizistische Bedeutung hinweist. Im Gegenteil, man würde ihm Unrecht tun, wenn man diese Bedeutung übersehen wollte. Brandenburg selber erhofft in seinem anderthalb Jahre nach der Vollendung geschriebenen Vorwort eine publizistische Nebenwirkung seines Buches. Und ich meine, es erfüllt in dieser bei jetzigen Zeitläuften eine sehr wichtige Mission. Denn die Frage, was wir aus der Geschichte der Reichsgründung lernen können, ist an einem Wendepunkte unseres Nationaldaseins, wo unendlich vieles neugestaltet werden muß und die

wichtigsten politischen und nationalen Probleme sich erheben, von grundlegender Bedeutung. Auch ich möchte darum mit dem Verfasser wünschen, daß das Buch „auch unter denen Leser finde, die an der Neugestaltung unseres öffentlichen Lebens nach dem Kriege mitzuarbeiten berufen und gewillt sind." Freilich vermag nicht jeder die gleiche Moral aus der Geschichte zu ziehen.

Wenn wir heute nach der Wendung Deutschlands zur Weltpolitik und nach dem Erlebnis des Weltkriegs auf die Reichsgründungszeit zurückschauen, dann werden wir die damals siegreiche kleindeutsche Politik als eine relative zeitliche Notwendigkeit, aber nicht mehr als absolut höherwertig als die entgegengesetzten Tendenzen ansehen. Der Geschichtsbetrachtung der deutschen Entwicklung im 19. Jahrhundert ist in Zukunft vor allem eins zu wünschen: mehr Herzensverständnis, mehr Liebe für die Mächte und Richtungen, die in dem großen Kampfe um die deutsche Einheit unterlegen sind. Unser Urteil ist bisher zu einseitig von den Normen der kleindeutschen Publizistik ausgegangen. Das mag berechtigt gewesen sein, so lange der Bestand des neuen Reiches nach innen oder außen nicht völlig gesichert schien. Aber nun nach der großen Bewährung, die wir alle erlebt haben, nachdem sich alle maßgebenden Parteien und Weltanschauungen zu positiver Arbeit endgültig auf den Boden des Reiches gestellt haben, nachdem eine niedagewesene Riesenkoalition aller äußeren Feinde an diesem Reiche sich die Köpfe blutig gestoßen hat, nun ist es eine schöne Pflicht unserer Wissenschaft, die volle Unbefangenheit des Urteils für die Männer zurückzugewinnen, die einst die deutsche Einheit auf anderem Wege und mit anderen Mitteln erstrebt haben als Bismarck und der Nationalverein, oder die überhaupt andere politische Ideale im Herzen trugen. Wir haben nicht mehr nötig, über Friedrich Wilhelm IV., über Großdeutschtum, Partikularismus, Klerikalismus im Tone der kleindeutschen Geschichtsschreibung und Publizistik zu reden. Wir sind in der Atmosphäre des Weltkrieges, in dem Partikularisten, Katholiken, Sozialdemokraten und nicht zum wenigsten auch die 1866 hinausgeworfenen Bundesbrüder aus dem Donaureiche ebensogut ihre Pflicht getan haben, wie die Männer der Reichsgründungsparteien, doch wohl nun hoffentlich frei geworden für neues historisches Verständnis für die ehemaligen „Reichsfeinde", die doch auch unser eigenes gutes deutsches Blut in den Adern hatten und mit echtem deutschem Geiste getauft waren! Diese Forderung einer gleichmäßigen Liebe erfüllt das vor dem Kriege geschriebene Buch von Brandenburg noch nicht. Der Verfasser ist überall gemäßigt im Urteil, aber Liebe hat er doch nur für die kleindeutsche Partei, für die preußische Art, das nationale Problem in Angriff zu nehmen, für Bismarck und diejenigen Achtundvierziger, die für seine Vorläufer gelten können. Wenn nach dem Kriege wieder einmal ein Historiker über die Reichsgründung schreiben sollte, dann wäre zu wünschen, daß es ein Mann sei, der Verständnis des Herzens, nicht nur des Kopfes hat auch für die Partikularisten und Legitimisten, für die Katholiken und vor allem für Österreich.

Dann wird man dem oft beackerten Stoff ganz ungeahnte neue Seiten und Erkenntnisse abgewinnen, zu denen Brandenburg bei aller seiner hervorragenden Sachkenntnis und Gediegenheit des Urteils doch noch nicht gelangt ist.

Die Geschichtsschreibung muß sich von der Vorstellung frei machen, als ob die kleindeutsche Nationalentwicklung die einzige gewesen wäre, die das deutsche Volk überhaupt hätte einschlagen können, ohne geradezu unterzugehen. Im 19. Jahrhundert gab es noch manche andere Möglichkeit, in die wir uns heute schwer hineindenken können, die aber zu ihrer Zeit mindestens gleichberechtigt erschien. Das ganze uns heute so selbstverständliche lebendige Nationalgefühl war vor hundert Jahren noch keineswegs Gemeingut des deutschen Volkes, und selbst in den führenden gebildeten Schichten, wo es zweifellos vorhanden war, trug es außerordentlich blasse Züge. Wir dürfen unsere neudeutschen Wertbegriffe nicht bei unseren Urgroßvätern voraussetzen. Brandenburg betont denn auch mit Recht mehrfach, daß es außerordentlich problematisch ist, ob breite Volkskreise dem nationalen und dem liberalen Gedanken oder wenigstens einem von beiden wirklich gewonnen waren. Es ist recht wahrscheinlich, daß selbst 1848 das breite Volk hauptsächlich Erleichterung wirtschaftlichen und persönlichen Drucks erhofft hat, und daß ihm Verfassung und Einheit verhältnismäßig recht gleichgültig waren. Ja sogar unmittelbar vor 1870 war die Stimmung weiter Volkskreise erstaunlich wenig national und liberal trotz des Nationalvereins. Nur wenn eine unmittelbare Kriegsgefahr heraufzog, wie im Juli 1870 und schon vorher vielleicht 1840, da entbrannte der elementare Volkszorn. Es war mehr das beleidigte deutsche Rechtsgefühl gegen die Anmaßungen des Nachbars als eigentliches Nationalbewußtsein. Wer den August 1914 miterlebt hat, wird ja wissen, was ich meine. Auch diesen gegenwärtigen Krieg führt das eigentliche Volk mit anderen nationalen Wertbegriffen als die Männer, die in den Zeitungen schreiben. Wer selber mit draußen in den Schützengräben unter dem Volke gelebt hat, der wird, wenn er einiges ethische Feingefühl hat, davon einen tiefen Eindruck behalten.

Nur wer sich eine richtige Vorstellung vom deutschen Nationalgefühl und seinem Umfange vor hundert Jahren macht, wird begreifen können, wie als Ergebnis der Freiheitskriege der Deutsche Bund zustande kommen konnte. Eine bloße Versicherung für den augenblicklichen Besitzstand gegen äußere und innere Gefahren, wie der Bund war, genügte eben damals allen maßgebenden Faktoren. Das sagt auch Brandenburg. Daß der Bund entwicklungsunfähig und als solcher militärisch ohnmächtig war, das war sein schlimmster Fehler. Denn dem Einheitsgedanken gehörte nun einmal eine größere Zukunft, als seine damalige Gegenwart ahnen ließ.

An Möglichkeiten fortschreitender Einigung zählt Brandenburg folgende auf: Triaspläne, österreichische Hegemonie, preußische Hegemonie. Die Triaspläne tut er kurz ab. Von der österreichischen Hegemonie sagt er, sie wäre nicht möglich gewesen, ohne Preußen zu zertrümmern, da eine Ausschaltung Preußens

nicht in gleicher Weise möglich war wie die Österreichs. Man hätte halb Deutschland ausgeschaltet. Österreich sei aber an sich ungeeignet gewesen, erstens weil es ein zu wenig deutscher Staat sei, und die Verbindung der nichtdeutschen Teile mit dem Deutschen Reich ein unlösbares Problem sei. Demgegenüber wäre zu sagen, daß man um die Lösung eben dieses angeblich unlösbaren Problems zurzeit gerade eifrig bemüht ist. Es ist ja nichts anderes als das „mitteleuropäische" Problem, wie es Friedrich Naumann genannt hat. Zweitens sei Österreich ungeeignet gewesen, weil seine wirtschaftlichen und politischen Interessen nach dem Balkan und nach Italien wiesen, und Deutschland so von seinen eigenen Interessen abgezogen worden wäre. Diese Behauptung beruht auf einer nicht ohne weiteres berechtigten Anwendung des Satzes der Identität: Aus der durch die folgende Entwicklung geschaffenen Identität der preußischen und deutschen Wirtschaftsinteressen, wird eine Identität schon für die Zeit vor dem Zollverein vorausgesetzt. Wahrscheinlich hätten die Wirtschaftsinteressen Deutschlands auch im österreichischen Sinne entwickelt werden können. Ist doch eine den österreichischen parallele Entwicklung unserer Orientinteressen nachträglich auch noch eingetreten. Die erhoffte Zukunft unseres Bündnisses mit Bulgarien und der Türkei, die kürzlich auch vom Reichskanzler in Aussicht gestellte Ausdehnung unserer politischen Einflußsphäre über die bisherigen russischen Westprovinzen und die damit vermutlich verbundene Wiederaufnahme der alten ostdeutschen Kolonisation wendet das Gesicht unserer ökonomischen Expansion von der Nordsee ab nach Süden und Osten. Und da die bisherigen atlantischen Interessen weiter bestehen werden, so wird wahrscheinlich ein Januskopf entstehen, der am besten beweist, daß von Hause aus beide Möglichkeiten denkbar waren. Drittens war, nach Brandenburg, Österreich nicht in der Lage, die deutsche Vormacht zu werden, weil es katholisch war und damit unfähig, den Bedürfnissen der modernen Kultur und Bildung Rechnung zu tragen. Das ist zum wenigsten eine ganz einseitig protestantische Anschauung, die man unmöglich zugeben darf! Das deutsche Volk ist ebensogut katholisch wie evangelisch, und man darf nicht die Kulturbedürfnisse der einen Hälfte ohne weiteres nicht gelten lassen. Wir müssen uns untereinander vertragen, und wir Protestanten dürfen uns nicht einbilden, Reichsgesinnung und nationale Kultur in Erbpacht zu haben. Und endlich sei viertens noch Österreich ungeeignet gewesen, weil es wegen seiner schwierigen Nationalitätenverhältnisse der Vorkämpfer des Absolutismus hätte sein müssen, die Lösung der deutschen Frage aber nicht möglich gewesen sei ohne Zugeständnisse an den Konstitutionalismus. Dagegen wäre einzuwenden, daß das Österreich Metternichs doch nicht das einzig mögliche Österreich war und ist. Auch die Donaumonarchie hat sich mit dem Konstitutionalismus abgefunden.

So sehr von vornherein ausgemacht war also die Notwendigkeit der preußischen Hegemonie nicht, wie es Brandenburg meint. Einen großen Schritt vorwärts auf dem Wege zu ihr bedeutet die Entwicklung der Wirtschaftsinteressen in der Richtung des preußischen Zollvereins, obwohl Brandenburg

merkwürdigerweise gerade die nationale Bedeutung des Zollvereins zu verkleinern bestrebt ist. Man darf ihm insofern beistimmen, als der Zollverein von Preußen gewiß nicht geschaffen und lange Zeit erhalten worden ist in der Absicht, auf nationale Bestrebungen einzugehen. Trotzdem liegt die große nationale Bedeutung des Vereins auf der Hand. Er war der für jedes Auge sinnfällige Prototyp des kleineren Deutschlands, dessen Denkbarkeit gerade an ihm den Zeitgenossen deutlicher zu Gemüte geführt worden ist, wie an irgend etwas anderem. Auch sind frühzeitig starke politische Hoffnungen an den Zollverein geknüpft worden, die z. B. in den Beschlüssen von Heppenheim 1847 Gestalt gewannen.

Innerhalb der achtundvierziger Bewegung muß man sich hüten, die großdeutschen und kleindeutschen Bestrebungen allzu schroff zu scheiden. Im Oktober 1848 z. B. kam ein Vermittlungsantrag Heinrichs von Gagern vor die Paulskirche, wonach die deutschen Staaten außer Österreich einen engeren Bund unter sich bilden, dann aber mit Österreich einen weiteren gleichfalls unlösbaren Bund schließen sollten. Der Antrag nimmt im Grunde schon das Problem des heutigen Mitteleuropa und auch der Zweibundpolitik Bismarcks und Andrassys nach der Entscheidung von 1866 vorweg. Er hatte keinen unmittelbaren Erfolg, doch stand Gagern mit seinen Hoffnungen keineswegs allein. Auf ein ganz ähnliches Ziel gingen in letzter Linie die deutschen Pläne Camphausens aus, nur daß er sich weit stärker als Gagern auf Preußen stützen wollte und an der preußischen Staatseinheit festhielt, die Gagern lieber gelockert hätte. Und verwandte Gedanken hegte endlich auch Radowitz, einer der nächsten persönlichen Freunde Friedrich Wilhelms des Vierten. Camphausen und Radowitz waren einflußreiche Leute: jener nach seinem Ministerium preußischer Vertreter in Frankfurt, dieser der spiritus rector der preußischen Unionspolitik. Sie sind auch sicherlich die beiden Politiker auf preußischer Seite, die am meisten Bismarcks spätere Bahnen geebnet haben.

Bismarcks deutsches Programm war: nicht anders als durch Gewalt ist die deutsche Frage zu lösen, und nicht anders als nach Maßgabe der preußischen Interessen darf sie gelöst werden. Bismarck hatte in der inneren wie in der auswärtigen Politik keine anderen Grundsätze als das Interesse Preußens und keine anderen ethischen Normen seines Handelns als seine Königstreue und sein Standesbewußtsein. Er blieb zeitlebens ein echter Junker, nur daß er sehr viel mehr gelernt hatte als die meisten seiner Standesgenossen und ein diplomatisches Genie war. Die Darstellung der Persönlichkeit Bismarcks gehört zu dem Besten in Brandenburgs Buche.

Vor dem Vorwurf eine brutale Politik betrieben zu haben, sollte Bismarck freilich geschützt sein. Daß ihm nichts ferner lag, als Österreich oder die deutschen Mittelstaaten brutal niederzuwerfen, hat er nach der Entscheidung von 1866 bewiesen, wo er um sofortige Heilung der Wunden mehr bemüht war, als irgendein anderer unter den damaligen Leitern der deutschen Geschicke.

In der Tat ist es ihm ja gelungen bis 1870, andererseits bis 1879 die vollkommene Versöhnung mit den Gegnern von Sechsundsechzig zu erreichen. Er griff nur so lange gewaltsam zu, als ohne Gewalt die Karre der deutschen Einheit stecken geblieben wäre. So hat er den Bruch mit Österreich von vornherein gewollt, schon vor der gemeinsamen Aktion in Schleswig-Holstein 1863 bis 1864, in der er den Kaiserstaat durch überlegene Diplomatie ganz nach seinem Willen bugsierte. Er hat dann versucht, wegen der Elbherzogtümer mit Österreich Händel anzufangen, aber bei dem anfänglichen Widerstreben und der dauernden Friedensliebe König Wilhelms gelang das nicht, und der Vertrag von Gastein (14. August 1865) verhinderte den Krieg. Nunmehr rollte Bismarck die Frage der Reform des Deutschen Bundes auf, verbündete sich mit Italien und verständigte sich mit Napoleon dem Dritten. Der neue preußische Bundesreformplan war von vornherein so berechnet, daß er für Österreich unannehmbar sein mußte. Trotzdem gab es Schwierigkeiten, die im letzten Augenblick auch diesmal den Bruch beinahe verhindert hätten. Bismarck mußte in Rücksicht auf den König Österreich als Angreifer erscheinen lassen, obwohl zweifellos Preußen der offensive Teil war. Ferner mußte er Napoleon in dem Glauben lassen, er werde für seine wohlwollende Neutralität bezahlt werden und andererseits mußte wieder König Wilhelm glauben, daß Napoleon keine Bezahlung beanspruche. Bismarck hatte bei diesem exponierten Spiel als positive Faktoren auf seiner Seite eigentlich nur die Trefflichkeit des preußischen Heeres und im Notfalle gegen einen Angriff Napoleons auf deutsches Gebiet das elementare Nationalgefühl des deutschen Volkes. Sonst war seine ganze Diplomatie nur auf einer meisterhaften Kombination aller Schwächen seiner verschiedenen Gegner aufgebaut.

Nicht in gleichem Maße von vornherein gewollt war von Bismarck der Bruch mit Frankreich, der 1870 die vollständige Einigung des heutigen Deutschen Reiches herbeiführte. Der Kanzler war unter Umständen gewillt, die süddeutschen Staaten noch längere Zeit ihre eigenen Wege gehen zu lassen, und hat keinesfalls sich in die spanische Thronfolgeangelegenheit in der Absicht eingelassen, den Krieg mit Frankreich herbeizuführen, der notwendigerweise einmal kommen mußte, und ohne den die Einheit Deutschlands nicht zu erreichen war. Er trieb vielmehr in Spanien die gleiche Bündnispolitik gegen Frankreich, wie sie Napoleon damals in Österreich und Italien gegen den Norddeutschen Bund trieb. Man wird mit Brandenburg sagen dürfen, daß Bismarck die Thronfolgefrage nicht aufgerollt hat, um mit ihrer Hilfe den Krieg zu entzünden, wohl aber auf die Gefahr des früher oder später ja doch ausbrechenden Krieges. Diese Auffassung bestätigt auch eine neue überaus gründliche Studie über die diplomatische Vorgeschichte des Krieges von Richard Fester („Die Genesis der Emser Depesche", Berlin, Gebrüder Paetel, 1915, Preis 4 Mark). Bekanntlich ist viel wichtiges Aktenmaterial über die kritischen Julitage 1870 heute noch unserer Einsicht entzogen. Fester gelingt es vor allem durch eine peinlich genaue

Chronologie Licht in viele dunkle Stellen zu bringen. Mit Hilfe des glücklicherweise erhaltenen Julifahrplans der Eisenbahn von 1870 kann er die Reisen der beteiligten Diplomaten und Kuriere genau verfolgen. Ebenso sind die Aufgabe- und Ankunftszeiten der Briefe und Telegramme möglichst sicher festgestellt. Durch derart genaue Feststellung des chronologisch Möglichen gewinnt Fester allerdings einen unanfechtbaren Maßstab der Kritik, dessen was in den uns vorliegenden Quellen wahr sein kann. Der Hergang des diplomatischen Kampfes bleibt in den Hauptzügen der bekannte: Durch das vorzeitige Bekanntwerden der hohenzollernschen Thronkandidatur drohte eine schwere diplomatische Niederlage Preußens, die König Wilhelm verhütete, indem er die sofortige Verzichtleistung des Erbprinzen Leopold herbeiführte. Durch seine nachträgliche Garantieforderung: König Wilhelm solle erklären, er werde niemals zulassen, daß der Erbprinz je auf seine Kandidatur zurückkomme, setzte sich Frankreich ins Unrecht. Bismarck bereitete schon seinerseits eine preußische Garantieforderung an Frankreich vor, wonach die Regierung Napoleons in irgend einer offiziellen Form erklären sollte, daß sie mit der Lösung der spanischen Frage durch den Verzicht zufrieden sei und die Drohungen gegen Preußen zurücknähme, als die Ankunft der Emser Depesche einen noch kürzeren Weg eröffnete, Frankreich vor der europäischen Öffentlichkeit als den Störenfried hinzustellen. An dem meisterhaften Schachzug der Emser Depesche ist nach Festers Urteil das Verdienst Abekens größer, als ihm bisher zugebilligt worden ist. Schon das Abekensche Urtelegramm ist keineswegs kleinlauter als die Bismarcksche Redaktion. Bismarcks Verdienst bleibt nur die unvergleichlich meisterhafte Ausnutzung der Depesche mittels ihrer Redaktion vor der Öffentlichkeit, wie durch Mitteilung der Einzelheiten an wichtigen Fürstenhöfen; denn dadurch gewann er die legitimistische Empfindlichkeit besonders in Petersburg und München für sich. Alle diese Gesichtspunkte entwickelt Fester höchst interessant, wie überhaupt dem Verfasser nachzurühmen ist, daß er es versteht, bei der Erörterung minutiöser Kleinigkeiten nicht zu langweilen. Er liebt es, die diplomatischen Aktionen mit Ausdrücken der Taktik und Strategie zu umschreiben, läßt also mit gutem Glück — eine Umkehrung der bekannten Lehre von Clausewitz! — dem Leser den diplomatischen Kampf schon als einen Krieg mit veränderten Mitteln erscheinen.

Das Festersche Buch ist geeignet, uns die diplomatische Einzelarbeit würdigen zu lehren, die neben den großen Ideen und Entschlüssen auch in unendlicher Fülle dazu gehört hat, uns unser neues Deutsches Reich aufzurichten. Im Großen wie im Kleinen ist damals eine Riesenarbeit für uns geleistet worden. Mit umso freudigerem Stolze dürfen wir heute, wo wir die größte Krisis unserer Geschichte bestehen, vor unserem Gewissen bekennen, daß die Söhne der Väter nicht unwürdig sind, und daß man das Vertrauen zu ihnen haben darf: sie werden fähig sein, auch auf einer von Bismarck gefügten Grundlage nach eigenem Geist und Bedürfnis weiterzubauen.

Albaniens Enttäuschung und Erwartung

Von Freiin Marie Amelie von Godin

(Schluß)

In Albanien existiert heute außer der wirklich europäisch gebildeten, intellektuellen Oberschicht, die sich infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse fast ausschließlich aus dem Adel rekrutiert, — außer dem Volk und seinen ungebildeten, sei es adligen, sei es unadligen Führern (der wackere Beiram Sur, der vorzügliche Issa Bolletin entstammen dem Bauernstand), eine Mittelklasse, die vielfach im Ausland sich eine gewisse Halbbildung, namentlich aber, da sie fast ausnahmslos in Amerika erwerbstätig war, einen für albanische Verhältnisse heute, wo anstelle der (in Mittel- und Südalbanien) feudalen Organisation noch keine staatlich straffe treten konnte, höchst ungeeigneten Demokratismus angeeignet haben, eine Abneigung gegen die Besitzenden und Angestammt-Einflußreichen, die in vielen Fällen zum urteilslosen Haß ausgeartet ist. Schlimmer noch sind die kleinen Händler, die Winkeladvokaten und Zwischenträger, welche zur Zeit des alten Regime im Lande blieben, in den Städten aber mit der in der Staatsverwaltung herrschenden Korruption bekannt wurden, und, um zu Gewinn zu kommen, sich ihr angepaßt, ja sie gemeistert haben. Sie wurden für jeden fremden Umtrieb käuflich, sie begeifern, was reicher, mächtiger und klüger ist, obschon sie fast in allen Fällen von den verlästerten Großen lebten und leben.

Zugegeben, daß ein Teil des albanischen Adels und Großgrundbesitzes, d. h. jene Familien, die durch Jahrhunderte Regierungslehen mit großen Machtbefugnissen inne hatten, seinen Reichtum und seine Macht mißbrauchte, deshalb bleibt es aber nichtsdestoweniger unbestreitbar, daß es dieser Adel war, der seine Söhne in Wien und Brüssel, in Rom und Athen studieren ließ, sodaß diese Söhne dann die albanische Nationalbewegung mit den größten persönlichen Opfern geschaffen und gefördert haben, obschon sie wußten, daß sie dadurch die goldenen Sinekuren ihrer Väter in Stambul zerstörten und der eigenen Zukunft jede Aussicht auf Glanz und Üppigkeit nahmen.

Die Bauern (Erbpächter) freilich, von ihren Gutsherren durchweg gut behandelt, sind heute den Großen noch ergeben, der eben geschilderte Mittelstand aber bekämpft sie auf jede Weise.

Ich habe diese Verhältnisse deshalb ausführlicher erwähnt, weil nur sie das unglaublich plumpe und törichte Vorgehen gegen Essad erklären können;

was immer Essads Schuld oder Unschuld war — die Art, wie man ihn unschädlich machen wollte, war die Manier von Sozial-Tiefstehenden und politischen Toren. —

Die holländischen Offiziere, oder doch der tatkräftigste unter ihnen, Major Sluys, als Holländer demokratisch gesinnt, war durch ein Verhängnis unter den Einfluß dieser Leute geraten, die sich stolz Nationalisten nannten. Vielleicht weil er durch fast tägliche Kompetenzstreitigkeiten mit Essad verärgert, in seinem Ehrgeiz verletzt, in seiner ehrlichen Arbeitslust gehemmt war. Er war Stadtkommandant. Die Nationalisten und ihre Meinungen hatten keine Macht, aber er hatte sie. Er mit ihnen eines Sinnes, wurde bei seiner Energie zu einer wirklichen Gefahr.

Ohne den sogenannten Epirotenaufstand wären trotzdem alle diese ungünstigen Umstände vorläufig verhältnismäßig unschädlich geblieben, ja hätten möglicherweise garnicht zur Katastrophe geführt, indem sie langsam beseitigt worden wären, sobald der Fürst sich selbst zurechtgefunden hätte. Auf die Länge hätten sich die wertvolleren Elemente von selbst gegen die wertlosen in Geltung gebracht und die Fremden, auch die Holländer, hätten sich eingearbeitet und Land und Leute richtig einzuschätzen gelernt.

So aber blieb niemand Zeit und Gelegenheit, sich zu orientieren und eingeflüsterte Irrtümer durch eigene Erfahrung zu verbessern.

Bekanntlich mußte auf den Beschluß der Großmächte Griechenland Südalbanien räumen. Es gab — von seinem Standpunkt nur zu begreiflich — dem Druck hauptsächlich Italiens so spät als möglich nach, als Fürst Wilhelm bereits im Lande war, hatte also reichlich Zeit, einen inoffiziellen Widerstand gegen die Londoner Beschlüsse zu organisieren, den es offiziell nicht zu leisten wagte. Die regulären Truppen wurden aufgelöst, die Soldaten traten aus dem Heeresverbande aus und bildeten „epirotische" Banden. Noch zur Zeit der offiziellen Besetzung waren alle bewußt albanisch-nationalen Elemente — über tausend Personen — durch Todesurteile und ähnliche Machenschaften aus den strittigen Gegenden entfernt worden, sodaß die Bevölkerung, ihrer Führer beraubt, sich nicht auf gleiche Weise organisieren konnte und darum dann später gegen die „Epirotenbanden" machtlos war. Über die griechische Grenze wurden die Epiroten mit Nahrungsmitteln, Waffen, Geschützen durch einen regelmäßigen Autodienst versehen, während die eingesessene albanische Bevölkerung ohne Hilfsmittel blieb.

Etwa zehn Tage schon nach der offiziellen Räumung Südalbaniens durch die griechischen Truppen griffen die Banden unter Zographos (des späteren Ministers) Leitung die Dörfer der albanischen Laberie, d. h. der Gegend zwischen Delvino und Valona an, ja marschierten in großer Zahl sogar gegen Koritza.

Die albanische Bevölkerung setzte sich zwar stellenweise sogar mit äußerster Tapferkeit zur Wehr, aber die Gendarmerie unter ihren noch nicht eingelebten Führern versagte der Übermacht gegenüber, und es erwies sich schon sehr bald

als dringend erforderlich, daß die Regierung von Durazzo diesen Vorgängen ihre ganze, ernsteste Aufmerksamkeit zuwende. —

Die Kontrollkommission war für eine gütliche Verständigung und beauftragte den Oberst Thomson, den fähigsten unter den holländischen Offizieren, der mit ganzer Seele an seiner Arbeit in Albanien hing, mit der provisorischen epirotischen Regierung unter Zographos in Unterhandlungen zu treten.

Thomson war angesichts der Wehrlosigkeit der albanischen Regierung, deren Geldmittel beschränkt und deren Truppen erst am Anfang ihrer Bildung waren, überzeugt, daß auch ein ungünstiges Abkommen dem Streit vorzuziehen sei, und gewährte Zographos fast alle Forderungen, sodaß Südalbanien tatsächlich nur mehr in ganz losem Zusammenhang mit der Regierung von Durazzo geblieben wäre. Er glaubte, daß in Zukunft Fürst Wilhelm vielleicht besser in der Lage sein würde, diese gefährliche Situation wieder zu beseitigen, als er es jetzt war, sie abzuwenden. Die Regierung in Durazzo aber hielt das Abkommen für den Anfang einer griechischen Herrschaft über fast den ganzen albanischen Süden und erkannte es nicht an, mit dem Bemerken, ein ähnliches Abkommen könne in Albanien niemals zu Recht bestehen, wenn es nicht von der Regierung in Durazzo geschlossen sei.

Im Ministerrat erbot sich Essad unter dem Druck der öffentlichen Meinung, durch Einberufung der Redifs der ehemaligen türkischen Armee, 20 000 Mann in zehn Tagen unter seinem Oberbefehl auf die Beine zu bringen.

Was nun folgte, ist seinem inneren Zusammenhang nach noch nicht völlig geklärt und es bleibt nur übrig, die äußeren Ereignisse zu schildern, wenn man sich nicht in Vermutungen und möglicherweise ungerechte Anklagen verlieren will.

Als Essad von Worten zur Tat überging und als erste die Redifs der Gegend von Schiak und Tirana, also seiner ureigensten Einflußsphäre, unter die Fahnen rief, weigerten sie sich, seinem Rufe Folge zu leisten. Essads geschworene Feinde behaupten: weil er sie selbst dazu insgeheim aufgestachelt hat. Sicher ist, daß schon in den nächsten Tagen Gendarmen, die unter einheimischen Offizieren zum Entsatze Koritzas von Durazzo abmarschierten, ihrerseits den Gehorsam verweigerten und sich den Widerspenstigen von Tirana und Schiak zugesellt haben. Und zwar waren auch diese Gendarmen Leute aus den Gegenden, in denen bis dahin Essads Einfluß unbestritten und unbestreitbar war. Ein klarer Beweis für Essads Verrat liegt zur Stunde nicht vor und es ist wohl möglich, daß jene die Dinge richtiger und leidenschaftsloser einschätzen, welche, obschon sonst in allem Gegner Essads, der Ansicht sind, daß der Aufstand ausbrach, gerade unter Essads Leuten, weil diese sich an ihm rächen wollten.

Essad hatte nämlich, um gegen seinen Nebenbuhler Ismail Kemal Bey Vlora ein halbes Jahr früher eine Gegenregierung gründen zu können, die ihm als fanatisch wohlbekannte Bevölkerung jener Gegenden, auf die religiös-

zweifelhafte Gesinnung des liberalen Ismail Kemal hingewiesen und versprochen, einen rechtgläubigen Fürsten ins Land zu bringen. Als Essad dann, durch die Verhältnisse gezwungen, selbst den Christen nach Durazzo holte, und seine Gegner es sich angelegen sein ließen, ein Bild Essads mit dem Zylinder an der Spitze der Krondeputation im ganzen Gebiet von Tirana und Schiak zu verbreiten, glaubten sich seine Leute von ihm absichtlich hintergangen. Als er sie nun unter die Fahnen rief, hielten sie den Augenblick für günstig, ihm ihre Rache fühlen zu lassen.

Als Essad von dem ersten Widerstande hörte, wollte er die Einberufung der Redifs fallen lassen, oder zögerte doch, weitere Maßnahmen zu treffen .... Die „Nationalisten" aber in Durazzo erklärten in allen Straßen dies Zaudern für einen Beweis, daß Essad griechisches Geld genommen habe und erzwangen durch tägliche Demonstrationen die Fortführung der Listenaufstellung, um den bedrängten Süden zu retten.

Dadurch war eine Woche später Schiak völlig aufständisch und auch unter den Leuten griff Meuterei Platz, welche Refik und Abdi Bey Toptani, die vorzüglichen Patrioten, in Tirana und Kruja versammelt hatten, um sie gegen die „Epiroten" zu führen.

Schon nach diesen allerersten Tagen suchte leider fremde Agitation das so unbedeutende Flämmchen dieses ursprünglich nur lokalen Aufstandes anzufachen. Griechische, serbische, jungtürkische Hetzer waren sofort zur Hand. Und etwas später, vor allem und in erster Linie italienische.

Als infolgedessen der Aufstand wuchs, statt, wie jeder erwartet hatte, rasch abzuflauen, ging Essad nach Schiak und Tirana, um sich mit den Rädelsführern zu verständigen.

Um sie noch mehr aufzuhetzen, sagen seine Gegner.

Sicher ist, nach dieser Beruhigungsreise wuchs die Bewegung. Sicher ist auch, daß Essad den Aufständischen Munition in die Hand spielte, dies braucht aber nicht als Schuldbeweis aufgefaßt zu werden, denn Munition ist in Albanien, dem Lande der leidenschaftlichen Schützen, noch ein weit wirksameres Überzeugungsmittel, als Geld.

Wie dem auch sei, ob Essad einen Verrat am Fürsten beging, oder nicht, auf jeden Fall war der Aufstand durch seine Schuld entstanden — durch ihn, oder gegen ihn. Damit war der Fürst berechtigt, ihn seiner Ämter zu entheben. Besaß oder fand man Beweise seines Verrates, so hätte man diese gleichzeitig mit Essads Verhaftung veröffentlichen müssen, und kein gerechtes, rasch vollzogenes Urteil hätte dem Fürsten gefährlichen Widerstand im Lande gebracht, auch Italien hätte sich dann wohl entblödet, über einen notorischen Verräter seine schützende Hand zu halten.

So aber, wie man in der Tat gegen Essad vorging, hätte man nicht vorgehen dürfen.

Am 18. Mai abends hinterbrachten einige Nationalisten dem Stadt-

kommandanten Major Sluys die Nachricht, Essad habe hundert Bewaffnete in sein Haus bei der Zitadelle von Durazzo kommen lassen und plane für den Morgen den Aufständischen die Stadttore zu öffnen, um einen Handstreich gegen das Palais zu unternehmen.

Ohne sich von der Richtigkeit dieser Behauptungen irgendwie zu überzeugen, ohne den Fürsten mit einem Bericht seiner Annahmen und Pläne zu „beunruhigen", hat Sluys einige hundert Südalbaner „zum Schutze des Fürsten" versammelt.

Gegen Morgen ließ er Essads Haus von diesen Südalbanern umzingeln, und, als Essads Koch durch diesen scheinbar südalbanischen (toskischen) Überfall auf seinen Herrn erschreckt, zum Fenster hinausschoß, ehe Essad noch zu der Forderung, seine Leute auszuliefern und zu entwaffnen, in seiner Verblüffung, aus tiefstem Schlaf erweckt, hatte Stellung nehmen können, mit Kanonen bombardieren! Das Holzhaus des Kriegsministers im Amt!!

Essad winkte sofort mit weißen Tüchern und Sluys, überrascht, nirgends etwas von den hundert Bewaffneten, wohl aber Essads Gattin zu sehen, ließ das Feuer einstellen.

Bekanntlich wurde Essad unter österreichisch-italienischer Bedeckung zunächst auf das österreichische Kriegsschiff gebracht, aber Italien, oder der wütende Aliotti, protestierte, und der Fürst gab leider nach.

Somit kam Essad nach Italien und der in dieser Form lächerliche, plumpe und unrühmliche Handstreich hatte das Ergebnis, daß der ehrgeizige, rastlos tatkräftige, aufs Höchste gereizte Essad nunmehr mit Hilfe Italiens den Aufstand mit allen Mitteln zu schüren imstande war. Von dem Tage an stießen auch alle Essad persönlich Ergebenen zu den Rebellen, deren Erhebung deshalb so schwerwiegend war, weil sie, sonst unbedeutend, gerade vor den Toren der Hauptstadt, den Fürsten gänzlich von seinem Lande abgeschnitten hat.

Unglaubliche Mißgriffe der militärischen Befehlshaber vergrößerten die Gefahr.

Österreich hatte schon Mitte Mai vorzügliche Skodakanonen zur Verfügung gestellt. Gegen die begleitenden k. k. Artillerieoffiziere, an ihrer Spitze den vortrefflichen Hauptmann Baron Klingspor, beeilte sich aber Aliotti zu protestieren.

Der österreichische Gesandte, Herr von Löwenthal, gab wie immer nach und die österreichischen Artillerieoffiziere mußten den Befehl über ihre Geschütze an Albaner abgeben, die natürlich von den Holländern abhängig waren.

Am 23. Mai, vier Tage nach Essads Sturz, beschloß der Holländergeneral de Veer trotz Thomsons Widerspruch, die Aufständischen anzugreifen. Zu diesem Zweck entsandte er nachts von Durazzo 80 Gendarmen und fremde Freiwillige unter zwei Holländern mit zwei Kanonen und zwei Maschinengewehren, dazu 100 an diesem Tage zum persönlichen Schutz des Fürsten aus dem Norden eingetroffene katholische Malcoren.

Mehrere Albaner schätzten die Aufständischen damals schon auf 2000—3000 und rieten dringend von der Expedition ab, auch die noch in Durazzo anwesenden österreichischen Offiziere, umsomehr als die Aufständischen noch nicht aktiv aufgetreten waren und es für den Fürsten verhängnisvoll werden konnte, seine Untertanen anzugreifen, ehe sie die Waffen gegen ihn erhoben hatten, es daher persönlicher Überredung noch sehr wohl gelingen konnte, die Irregeleiteten auf den rechten Weg zurückzubringen.

Trotzdem wurde nachts der Befehl zum Vormarsch gegeben.

Schiak wurde ohne Hindernis erreicht, als aber die katholischen Malcoren, die sich mit den Holländern nur schlecht verständigen konnten, sahen, daß der Zug noch weiter in eine ihnen völlig fremde Gegend vordringen sollte, fürchteten sie eine Falle ihrer mohamedanischen Volksgenossen und kehrten um. Auch jetzt beschlossen die beiden Holländer mit ihrem Trupp von nur 80 bis 100 Mann den weiteren Vormarsch und wurden gleich darauf von Aufständischen in zehnfacher Übermacht umzingelt. Als die Holländer Feuer befahlen, entspann sich ein Kampf, in dem die Leute des Fürsten, soweit sie am Leben blieben, ausnahmslos gefangen genommen wurden. Auf den Lärm hin war übrigens der Führer der katholischen Malcoren, Simon Doda, zum Trupp des Fürsten zurückgekehrt, da „er noch nie jemand verlassen hatte, der sich in Not befand" und fiel so auch in die Hände der Aufständischen.

Die übrigen Malcoren brachten die Nachricht des Mißgeschicks nach Durazzo. Nun wartete General de Veer nicht, bis er etwa genügend Leute zusammengeschart hatte, sondern sandte unter zwei weiteren Offizieren den Rest der Gendarmen von Durazzo, etwa 150 Mann, und 30 Freiwillige mit einer Kanone und zwei Maschinengewehren, um ihre gefangenen Kameraden und die verlorenen Geschütze herauszuhauen.

Als der Tag anbrach, konnten wir mit dem Scherenfernrohr von der Terrasse der österreichischen Gesandtschaft beobachten, wie diese Unglücklichen auf den Höhen hinter der Stadt gegen eine Schwarmlinie von gewiß 1500 Aufständischen angingen und Trupp für Trupp überwältigt wurden.

Durazzo, auf einem Vorgebirge gebaut, steht bekanntlich mit dem Festland nur durch eine etwa 10 Meter breite Landenge, über welche die Straße nach Schiak und Tirana führt, in Verbindung.

Ekrem Bey Vlora hatte am Morgen das Kommando über die Skodakanonen oben auf der Zitadelle übernommen und bestrich unaufhörlich diese schmale Stelle, auf die es zur Verteidigung der Stadt eigentlich allein ankam.

So schlimm also auch beide Expeditionen ausgegangen waren, so bestand nicht die mindeste Gefahr für die Stadt selbst, solange der Feind nicht bis zur Landenge oder vielleicht über diese hatte vordringen können. Eine Annäherung unter dem Feuer der trefflichen Geschütze wäre aber jedem schlecht bekommen.

Trotzdem entstand bald nach Mittag unter den Fremden die wahnsinnigste

Panik, die sich denken läßt. Durch alle Straßen liefen Leute und schrieen: „der Feind kommt!“ Alles wollte sich einschiffen.

Der italienische Gesandte Baron Aliotti rief: „4000 Aufständische sind auf dem Wege in die Stadt!“ Fast alle glaubten ihm, doch hätte sich jeder, der nicht gerade im Gewirr der Gassen wohnte, durch einen Blick aus dem Fenster davon überzeugen können, daß auch nicht ein Aufständischer im Anzug war. Nachdem er so die Fremden in Entsetzen versetzt hatte, ging der italienische Gesandte ins Palais und drang in den Fürsten, sich und seine Familie einzuschiffen. Der Fürst weigerte sich zunächst entschieden, als aber Aliotti ihn bat, doch nicht die italienischen Marinesoldaten, welche das Palais bewachten, durch dies „Wagnis ohne Zweck“ zu gefährden, gab er endlich sehr widerwillig nach.

Kaum hatte Fürst Wilhelm das Boot betreten, um sich an Bord des italienischen Kriegsschiffes zu begeben, so raste sein italienischer Geheimsekretär Castoldi, die Daumen in den Armausschnitten seiner Weste, durch die Hauptstraße und schrie: „Der König ist fort, rette sich wer kann!“

Ein italienischer Soldat holte sofort die Standarte des Fürsten vom Palais, und das Kriegsschiff mit dem Fürsten dampfte weiter vom Lande ab, „um den Fürsten vor verirrten Kugeln zu schützen“, ohne daß überhaupt ein Schuß fiel, außer von den Verteidigungskanonen der Stadt selbst.

Der Eindruck dieser Fürstenflucht auf die Albaner war niederschmetternd. Obwohl der Fürst eigentlich unschuldig daran war, hat er ihn nie mehr ganz wettmachen können. Damit hatte Aliotti sein Ziel erreicht.

Kaum 20 Minuten war Fürst Wilhelm an Bord, als er sich überzeugte, daß nirgends der Feind im Vormarsch war. Er ließ sich infolgedessen sofort wieder ausschiffen.

Von der Stunde an hatte er Aliottis Charakter begriffen, seinen Zweck durchschaut, der bis dahin so einflußreiche Mann hatte fortan bei Fürst Wilhelm gänzlich ausgespielt.

Zu spät. —

Der Aufstand griff, da nun die Aufständischen auch noch das Prestige des Sieges für sich hatten, jetzt auch auf das Gebiet von Kavaja und Elbassan über. Die Kontrollkommission erlangte von den Führern der Leute von Schiak zwar die Auslieferung sämtlicher Gefangenen, denen, wie stets in Albanien, kein Haar gekrümmt worden war, aber eine Verständigung erreichte sie nicht. Unter dem Druck der dem deutschen Fürsten und der albanischen Einheit überhaupt feindlichen fremden Agitatoren, blieben die Aufständischen auf ihrem Verlangen, der Abdankung Fürst Wilhelms, bestehen.

Indeß schlugen alle Angriffe der Aufständischen auf Durazzo, deren erstem allerdings der treffliche Thomson zum Opfer fiel, fehl. Es gelang andererseits nicht, die fürstentreuen Elemente, im ganzen Lande noch immer in Überzahl,

zu organisieren, während es die Führer von Schiak schließlich verstanden haben, ihre Anhängerschaft überall auf die Füße und in straffen Zusammenhang zu bringen. Trotzdem hätte der Fürst vielleicht im Lande bleiben können und sich letzten Endes doch durchgesetzt, wenn nicht der große Krieg ausgebrochen und Fürst Wilhelm mit seiner Regierung dadurch Italien ganz und allein überantwortet worden wäre. Österreich und Deutschland wollten damals alles vermeiden, was Italien reizen, oder ihm hätte als Vorwand für seine doch längst bestimmte und in Albanien auch längst betätigte Untreue dienen können. Italien bewilligte dem Fürsten keine Mittel, keine Hilfe mehr; so sah sich auch Österreich gezwungen, keine Mittel und keine Hilfe mehr zu bewilligen. Das war das Ende der Regierung, der Verteidigung der Stadt. —

Der Fürst verließ vorläufig, und ohne abzudanken, das Land.

Am Tage vor seiner Einschiffung sandten die Leute von Schiak einige Geschosse in die Nähe des Schlosses. Sie krepierten so mangelhaft, daß auf den Trümmern ihre italienische Herstellungsmarke noch deutlich zu lesen war. Mit dem Fürsten mußte fast der ganze Adel, Güter und Besitz preisgebend, außer Landes fliehen. Tags zuvor waren des Fürsten verlässige Verteidiger — seine besten Anhänger neben seinen getreuen Großen — die Kossovoleute unter ihren trefflichen Führern Issa Bolletin und Beiram Sur zu ihrer Rettung vor dem Zorn der Aufständischen, an die Bojana und von dort nach Skutari gebracht.

Seit dem Ausbruch des Krieges waren diese Wackeren in Unruhe gewesen, hielten den Augenblick für gekommen, ihre Heimat, die Gegend von Mitrowitza, Prizrend, Ipek, Djakova und Prischtina von der Serbenherrschaft, der verhaßten, zu befreien und brannten darauf, dieser Überzeugung durch Taten zum Ausdruck zu verhelfen. Jeder Wunsch ihres Herzens war mit den Zentralmächten. Und heute kämpfen sie bekanntlich denn auch an unserer und unserer Verbündeten Seite. Leider nur ist in Podgoritza Issa Bolletin, unter den urwüchsigen Albanerführern der markanteste, unvergleichlich tatkräftige und treue, einem Mißverständnis zum Opfer gefallen.

Wenige Wochen nach der Abreise des Fürsten machte sich auch in den Reihen der ehemaligen Aufständischen eine große Veränderung geltend. Nur durch den religiös-mohamedanischen Fanatismus Mittelalbaniens hatte dieser Aufstand überhaupt umsichgreifen können; dies Moment war von den Aufwieglern gegen Fürst Wilhelm ausgenützt worden. Nun schloß sich die Türkei den Mittelmächten an und damit wurde der deutsche Fürst Wilhelm zum Bundesgenossen und Freund des Khalifen.

Trotz Essad, der die erste Verwirrung nach des Fürsten Abreise ausgenützt hatte, um in Durazzo die Herrschaft an sich zu reißen und dessen Haß gegen Österreich, das nach seiner Meinung seinen Sturz verursacht hatte, ihn zu einem blinden Parteigänger Italiens und Serbiens machte, traten nun die Albaner aller Gaue und Bildungsstufen für die Mittelmächte ein. Nicht nur die auf-

geklärten Tosken, die knirschend freilich zunächst die Besetzung Valonas durch Italien und des übrigen Südens durch Griechenland ertragen mußten, nicht nur die Nordalbaner, die sich gegen die verhaßten Montenegriner und Serben wandten, sondern auch die Leute von Schiak und Tirana, Elbassen, Kruja und Kavaja.

So hat sich erwiesen, was Kenner der albanischen Verhältnisse schon seit vielen Jahren vertreten haben, daß die österreichische, und damit heute die deutsche Politik für das Adriaproblem im albanischen Volke einen Freund hat, daß also die Klugheit fordert, die albanisch-nationalen Bestrebungen zu stärken.

In Heft 6 der Österreichischen Rundschau vom Jahre 1908 schreibt ein hervorragender und äußerst einflußreicher Albaner unter dem Titel „Ziele und Zukunft der Albanesen": „Was haben die anderen Balkanvölker schon von der zivilisierten Welt erhalten! Weit mehr, als wir heute verlangen. Verlangen, ich wiederhole es, aber nur von einem Staate, weil dieser uns durch eigene Interessen verpflichtet, helfen kann, helfen muß! Welche Macht kann hier für uns Albanesen in Betracht kommen, als Österreich-Ungarn . . ." Und später „die Monarchie soll in der Adria der Erbe Venedigs sein . . . Aber es scheint, daß man den richtigen Standpunkt noch nicht erkannt hat . . . Noch ist es nicht zu spät! Ein natürlich offener Weg und gegenseitige Interessen sind es, die heute noch immer im Westen des Balkan wenigstens das Verlorene leicht ersetzen lassen. Durch die Mithilfe eines Volkes wird dem Handel- und Unternehmungsgeist der Monarchie ein weites Feld eröffnet . . . der Albanesen, deren Land heute weder der Kultur noch dem Handel eröffnet ist und die sich heute nach einem Beschützer umsehen."

Und zuletzt: „Wir sind bereit Opfer zu bringen, die die Integrität unseres Landes nicht antasten . . . und verlangen nichts anderes, als daß man auch unsere Existenz als Volk in Betracht zieht . . . daß man uns die Rechte und Pflichten vorschreibt, die zu Glück und Segen führen. Die Form überlassen wir dem Gutachten der zivilisierten Welt und wir können nur hoffen, daß uns ein Staat wie Österreich-Ungarn unter seine wohlwollende Vormundschaft nehmen wird, dadurch wird unsere innere Ruhe und Einigkeit gesichert sein." Diesen Worten ist auch heute noch kaum eine Silbe beizufügen.

Daß die Stimmung heute unter den Albanern die gleiche ist, wie damals, haben die Albaner in den Kämpfen gegen Montenegro und die Italiener bewiesen.

Ohne Zweifel wird diese Stimmung, diese Neigung, dieser gemeinsame Kampf bei der Neugestaltung der Balkanverhältnisse in Betracht gezogen werden. Unter welcher Form das geschieht, ist heute noch nicht zu bestimmen. Immerhin aber ist jetzt der Augenblick, ehe noch endgültige Entscheidungen getroffen wurden, festzustellen, daß Albanien für seine Freunde nur zum kleinsten Teil aus eigener Schuld zur Enttäuschung geworden war, sondern deshalb, weil sich mit Italien der Wolf zum Hüter der Schafherde aufgeworfen hatte und des weiteren, weil

fast ausnahmslos alle, die nach Albanien gekommen waren, um dort zu arbeiten, das Land nicht kannten.

Eine starke und väterliche Regierung, davon bleibe ich trotz des Mißgeschicks von 1914 überzeugt, die verständnisvoll auf die Eigenart des Landes, des unruhigen und schwer zugänglichen, aber klugen, tatkräftigen, einmal gewonnen, sehr treuen Volkes, eingeht, und dabei über die Mittel verfügt, den eigenen Willen jeder möglichen anfänglichen Opposition einiger weniger Allzuprimitiven zum Trotz, ruhig und unverrückbar durchzusetzen, wird sich in Albanien sehr wohl zu behaupten vermögen und rasch Land und Volk zur Blüte bringen.

Wenn, wie absolut zu hoffen, eine gemeinsame Grenze zwischen Österreich-Ungarn und Albanien, etwa entlang der Marken des alten Sandschak, einen regen Wechselverkehr auch zu Lande gewährleistet, würde sich bestimmt ein Albanien, dem nicht etwa mit den südlichen, nationalsten Provinzen von Koritza, Himara, Argyrokastro und Deloine die Lebensfähigkeit entzogen wird, als der verlässige Hüter des Ostufers der Adria, als Vorposten Österreichs, bewähren.

Stille Welt

Ich lasse gern auf lieben alten Dingen
Aus Väterzeit die müden Augen ruhen,
Auf einem Myrtenkranz und schlichten Ringen,
Die heimlich feiern in den braunen Truhen.

Und wenn ich öffne, darf zur stillen Feier
Mein altes Herz in seine Heimat gehen —
Ein hoher Giebel spiegelt sich im Weiher,
Und eines Knaben blonde Locken wehen . . .

Die Haare sind ergraut — und Feindeserde
Hat meines Sohnes warmes Blut getrunken . . .
Bald löscht das Feuer aus auf meinem Herde,
Und bald ist meine stille Welt versunken.

Karl Berner

Ein Besuch auf dem Lande

Von August Karl Bützow

rühlingsstimmung. Hellblauer Himmel, feuchte von Segen schwangere Luft, große weiße Wolken mit dunklen Rändern, die sich übereinanderschieben, als ob sie die Geheimnisse der gnadenspendenden Gottheit, die sich hinter ihnen birgt, verhüllen wollten. Wiesen, noch bräunlichrot von der Winterfeuchtigkeit, die lange auf ihnen stand, Wasserflecken umringt von strotzendfrohen Dotterblumen, zwischen den Wiesen die Wasserkanäle angefüllt bis dicht zum Rande. In ihnen spiegeln sich freundlich Himmel und Wolken. Gleitet ein Kahn über sie hinweg, so hat man Angst, daß der Wasserlauf die Felder überfluten könnte. Ochsengespanne, die mit dem gelbweiß der bayerischen Rasse freundlich das grüne Bild beleben. Überall zwischen den Wiesen hohe Pappeln die die ersten Kätzchen im Frühjahrswinde schaukeln. Wenn im benachbarten Gebüsch nach einem starken Aprilregen die Sonnenstrahlen in die knospende Herrlichkeit hineinschauen, so atmest du tief und froh — und das Glück des keimenden Lebens erfüllt dich ganz.

Ist das wirklich ein Bild des Krieges oder gibt es draußen nur holden süßen Frieden?

Das erste Gespräch mit dem Landwirt, der dich in seinem noch winterkalten Hause empfängt, vor dem die Kastanienbäume schwellen, und die Rhododendren mit dicken Knospen nach wärmeren Sonnenstrahlen auslugen, belehrt dich, daß du geträumt hast. Die Menschen sind unruhig da draußen in der Natur, wie wir drinnen in den Großstädten, erfüllt von der Unruhe der Schlachten, die fernab von uns toben.

— Sie kommen aus Berlin, wo die Politik gemacht wird. Sagen Sie, wie steht die Sache? Militärisch ist natürlich unsere Lage ausgezeichnet, aber wie liegt die Geschichte diplomatisch, was will Bethmanns Rede wirklich bedeuten? Mußte Tirpitz gehen? Was macht Amerika? Wird Wilson uns zur gegebenen Zeit, wenn die Sache gerade so weit ist, daß sie fertig werden könnte, den Knüppel zwischen die Beine werfen?

— Viel Fragen auf einmal. Sie lesen natürlich nur Reventlows Artikel und weit und breit, wohin Sie kommen, hören Sie nur das eine Echo. Daß Tirpitz ging, gehen mußte, oder besser durchaus gehen wollte — hat auch bei uns jeder bedauert. Seine Schule aber wird uns bleiben, und das ist das wesentliche. Namen tun nichts zur Sache. Männer und Taten bleiben.

Amerika ist ein schwieriges Kapitel. Dies Gemisch von Idealismus, Gottesfurcht und Geschäftspolitik kann einen traurig machen. Wie die Schaukel schließlich schaukeln wird, ob das Geschäftsinteresse oder die Gottesfurcht oben bleiben wird, wer will es wissen? Zedlitz hat neulich von der weißen Weste gesprochen. Ist es nicht besser, wir behalten sie? Und ist uns Bethmann dabei nicht eine große Stütze und muß uns sein ruhig zielbewußtes und würdiges Auftreten nicht mit einer kolossalen Ruhe erfüllen? —

— Ja, für Sie da draußen in der Stadt liegt alles leichter. Wir denken länger über die Sachen nach, haben Zeit dazu auf unseren langen Gängen durch Wald und Feld. Können schwerer umlernen als Ihr, die Ihr jeder Gedankenbiegung mit begeistertem Verstehen folgt. Und uns fällt es schwer, das alte auf einmal so ganz über Bord zu werfen. Aber ganz im Geheimen will ich es Ihnen anvertrauen. Auch wir hier finden allmählich Gefallen an diesem Manne, den man mit dem Titel Bürokrat in unseren Kreisen bedacht hatte. Ich habe neulich seine großen Reden, die er im Reichstage gehalten hat, hintereinander gelesen. Die schöne Ausgabe haben Sie natürlich in den Ämtern verbrochen, um für den Mann Reklame zu machen? Na, schadet nichts, mir kommt es so vor, als ob echter Preußenstil in diesen Sätzen drin wäre, den uns niemand nachmacht. Und wenn wir so etwas merken, Sie wissen, dann ist der betreffende unser Mann. Im Grunde ist das doch ein anderer Schmiß als in dem Phrasengedresche eines Poincaré, oder der Hysterie eines Ssasonow oder dem faulen Heuchlertum der Grey und Genossen. Wissen Sie, wir sagen hier draußen immer „Grey", wenn wir auch Asquith oder die anderen meinen. Ich weiß schon, Sie werden mir schnell aus Ihrer Personenkenntnis heraus eine Charakteristik dieser Leute geben, werden mir ihre Redereien psychologisch verständlich machen, mir sagen, daß die Sache nicht so tragisch zu nehmen ist usw. Na, mögen die Kerls im einzelnen ganz anständig als Privatpersonen sein — ich glaube doch, daß wir hier draußen, im allgemeinen die Sorte, die Spezies, wenn ich mich so ausdrücken darf, richtiger abschätzen als Sie. — Und eins hat mich, um wieder auf Bethmann zurückzukommen, auch für ihn eingenommen: die Disziplinlosigkeit seiner Gegner. Wissen Sie, Professoren — à la bonheur, habe nichts gegen die Gelehrsamkeit. Aber wir kennen manche von ihnen, die wir hier so früher als Hauslehrer bei unseren Kindern erlebt haben, auch ganz gut — und sind nicht so ganz abergläubisch der Kaste gegenüber. Man kann doch schließlich die Politik nicht professorenmäßig behandeln — und wenn ich die langen Abhandlungen in Blättern lese, die ich ja sonst sehr billige, so kommt mich wenigstens das Gähnen an. Etwas kürzer, Herr Professor. Kürze ist Würze. Wenn Sie einmal frondieren wollen, dann noch offener, Visier herunter und ohne den ganzen historischen Krimskrams, der uns nur kopfverdreht macht. Meinen Sie, wir könnten all die gelehrten Ausführungen behalten? Lassen Sie uns nach vorwärts sehen und nicht zurück.

Das Russenproblem interessiert uns natürlich auch mehr als Sie denken. Kenne die Leute gut, besser als vielleicht mancher gelehrte Professor in der Stadt, der seinen Tolstoi im Original liest. Vom einfachen Volk, das wir so gut bei der Gefangenenarbeit beobachten können, darf man doch auf die ganze Sippschaft schließen? Nun, ich sage Ihnen, mit niemand ist besser fertigzuwerden als mit dem Russen. Fortiter in re, suaviter in modo. Damit habe ich gute Erfolge gehabt und die Leute waren zufrieden. Zunächst, als sie zu mir kamen, kannten sie nur zwei deutsche Worte, die sie im Gefangenenlager gelernt hatten: „nicht gut". Auf alles, was sie hier kriegten, wiesen sie vorwurfsvoll mit den Fingern und, traurig mit dem Kopfe nickend, wiederholten sie — auf ihre Tische, ihre Stühle, ihre Lagerstelle zeigend —: „nicht gut, nicht gut." Mein Kannitverstan und die im Grunde gleichmäßige und ordentliche Behandlung, die sie schließlich hier haben, hat sie zur Vernunft gebracht. Jetzt sind sie dankbar für alles Gute, nehmen Lehre an und möchten am liebsten hier bleiben. Blicken Sie mal zurück auf den japanisch-russischen Krieg. Damals hat Rußland in der Klemme ganz erhebliche Landabtretungen machen müssen — und wie leicht hat es sie verschmerzt. Jetzt sind es die dicksten Freunde oder tun wenigstens, als ob sie es wären. Denn ich glaube schon, daß es schwer ist, mit den Leuten von der aufgehenden Sonne als Freunden politische Geschäfte zu machen. — Rauft diesem dicken Körper an der Peripherie ein paar Haare aus, hackt ihm selbst ein Fingerchen ab, er wird es verschmerzen und es schließlich dem Arzte auch nicht nachtragen. — Ich bin immer gegen Schlagworte gewesen: Orientierung nach links oder rechts. Die Leute werden sich schließlich dahin orientieren, wohin wir sie haben wollen und da scheint mir der Plan des Kanzlers, so wie er ihn in seiner letzten Rede skizziert hat, nicht so übel. Hauen wir erst ordentlich einmal demjenigen unserer Gegner, der am schwächsten ist, auf den Kopf, bis er merkt, daß er sich nach uns orientieren muß oder bis er zusammenbricht, dann ist es gut — und so habe ich garnichts dagegen, daß der Kanzler zunächst einmal einen ordentlichen Wasserstrahl nach Osten gespritzt hat. Bloß keine politischen Phrasen von Vorwegnehmen unserer zukünftigen Politik im Friedenstraktate, den wir notabene, noch nicht haben. Schneiden wir in unserem Kriege militärisch so ab, wie wir wollen, wünschen, und werden, dann wollen wir die Zukunft der Zukunft überlassen.

Und jetzt sollten wir zunächst einmal Disziplin beweisen — Disziplin im besten, im militärischen Sinne.

Es ist zu merkwürdig. In militärischen Dingen würde sich gewiß jeder General aufs schärfste verbitten, wenn ihm ein x-beliebiger Zivilist — und das sind manchmal sogar die besten Militärschriftsteller — ins Konzept spucken würde. Politisch darf aber jeder mitreden. Wenn die Leute wenigstens Tatsachen an der Hand hätten, aber wo sollen sie sie hernehmen?

Den U-Bootrummel habe ich zunächst nicht richtig kapiert, wir alle hier auf dem Lande nicht. Uns war die Idee schmerzlich und unfaßbar, daß es

gegen Tirpitz gehen sollte, den wir doch als ganzen Mann schätzten. Und dann, nehmen Sie mir es nicht übel: die Verbindung der Gegenseite mit den Kreisen, von denen wir im Grunde früher niemals viel Gutes gesehen hatten, hat uns stutzig gemacht. Wir können uns eben nicht so schnell an den Gedanken gewöhnen, daß andere — patriotischer sein sollen als wir. Aber dann fiel mir eins auf — und das habe ich auch versucht, allen meinen Freunden zu sagen, — überall war es wieder Gefühlspolitik, ich habe keine Tatsachen gesehen, nichts als Worte, nur Worte, immer wieder Worte. Und das war für mich entscheidend. Ich wollte meinen Bekannten zurufen: Offenes Visier, wollt ihr ihn weghaben, dann geht offen vor und verschanzt Euch nicht hinter einem Kartenhaus von Gefühlen und Redereien, die der rauhe Wind einer einzigen Tatsache umwerfen kann! Das kommt mir immer genau so vor, wie wenn der Berliner Bürgermeister anfängt, von der Kartoffelpolitik der Agrarier zu reden. Das mußte ja umfallen, wenn da mal die Laterne hineinleuchtete!

Und es ist auch wirklich so gekommen und ich habe das Gefühl und kann es nicht loswerden, daß sich des Kanzlers Gegner gründlich dabei blamiert haben. Und das sollten sie eben nicht. Ich finde, daß das politisch nicht klug war. Mißerfolge schaden immer. Man hätte beidrehen sollen, als man sah, daß es so nicht weiter ging. Pater peccavi sagen, war ja garnicht nötig. Man hätte rüberschreiben können: „Honny soit qui mal y pense“. So bleibt den Leuten nur das eine fadenscheinige Argument: Wir haben zwar alles gehört, glauben es aber doch nicht, unsere Überzeugungen sind nach wie vor nicht erschüttert, aber — im Interesse der Einheit des Vaterlandes usw. usw. Mir tut das ganze Schauspiel in der Seele weh — denn glauben Sie mir — ich bin ein ehrlicher und überzeugter Konservativer. Ihr in der Stadt könnt ja doch keine sein. Euch fehlt die tägliche Probe auf das Exempel.

Und wer sind schließlich dabei die Dummen? Wir hier draußen, die von allen vertraulichen und geheimen Besprechungen im Reichstag und Kanzlerpalast nur die Tatsache wissen, daß sie stattgefunden haben. Wir müssen es nun doch blind glauben, daß das, was der Kanzler gewollt und gewußt hat, das Richtige gewesen ist. Sind die Mitglieder des Reichstages soviel schlauer und klüger und wissensberechtigter und einsichtsvoller als wir? Ein Grey hätte seinen Leuten wahrscheinlich ganz kurz gesagt, ich bin nicht in der Lage, leider nicht in der Lage, zu meinem großen Bedauern nicht in der Lage, etwas über den Gang der politischen Entschlüsse und Verhandlungen zu sagen. Eine Eröffnung darüber würde störend auf unsere politische Lage einwirken. — Der Kanzler hätte sich die Parteiführer, die zu ihm standen, allein hinkommen lassen und ihnen sagen können: steht zu mir. Wir wollen die Kraftprobe machen und ich werde den anderen ein „quos ego“ zurufen. Daß er das nicht getan hat, daß er nicht britische Parlamentssitten nach Deutschland verpflanzt hat, das war eigentlich sehr anständig.

Und gerade die Offenheit, mit der der Kanzler vorgegangen ist, hat uns verblüfft und mit verdammter Hochachtung vor seinem politischen Können und

vor den Trümpfen, die er in der Hand hat, erfüllt. Denn es war eben sehr geschickt, daß er gesprochem hat, wo er nicht zu sprechen brauchte. Na, Schluß mit dieser Sache — und mit diesen langen, allzulangen Ausführungen.

Sie sehen eben, wir müssen alles doppelt, dreifach durchkauen, damit wir es ganz verstehen, dann sitzt es. Das Ergebnis dieser Gedankenarbeit ist Wachsen der Stellung des Kanzlers im Lande. Darüber besteht kein Zweifel. Und das ist gut so — auch für die Wirkung nach außen.

Aber nun genug von der hohen Politik. Die Leute bei uns, alte Weiber und die Greise der Dörfer wissen ja viel besser, was wird. Die Friedenseichen blühen nämlich in diesem Frühjahr — und zwar dieselben Bäume, die 1871 geblüht haben. Daraus werden dann natürlich die obligaten Schlüsse gezogen. Passen Sie mal auf. Auch Sie werden herhalten müssen, um nachher als Orakel verwertet zu werden.

— Nun, wir Berliner wissen ja genau soviel wie Sie hier draußen — nämlich das, was in den Zeitungen steht, und Ihre alten Weiber ersetzt bei uns die Börse. Aber was haben Sie auf Ihrem Frühstückstisch für herrliche Butter — eine Delikatesse bei uns, obwohl es recht gut geht mit dem Butterkartensystem. Man kriegt doch wenigstens etwas. Früher hatten es nur die Hamster und die, die dem Butterfräulein eine seidene Bluse schenkten. Wie steht es mit der Milch und den Fetten?

— Wird wohl besser werden, wenn das Grünfutter kommt. Nur hackt nicht zu sehr auf uns Landwirte los. Wir tun, was wir können. Sehen Sie, früher habe ich mein amerikanisches Fett und Leinöl gehabt. Das ist vorbei. Jetzt muß ich mit dem bißchen Butter, was mir meine Molkerei gibt, mich, mein ganzes Haus, meine zehn unverheirateten Kutscher — wenn ich dieses Kroppzeug Kutscher nennen kann — bei guter Laune erhalten. Das ist nicht leicht. Ich muß natürlich das Fett, das ich von den Hausschlachtungen habe, mit zu Hilfe nehmen. Aber ich komme schlecht und recht durch — so wie wir alle schlecht und recht durchkommen werden. Es ist knapp, aber es geht. Schimpft nicht zuviel auf die Hausschlachtungen, die wir machen mußten. Jetzt ist es ja vorbei damit — und auch das ist gut. Jedenfalls sind wir durch den Winter gekommen.

Mit Eurer Behördenorganisation da in der Großstadt klappt doch so manches nicht. Humor muß man dabei behalten, sonst geht einem die Galle über. Jetzt also sind die Hausschlachtungen verboten. Die Kälber werden geschont. Die Herdbuchgesellschaften machen mobil, weil viele der schönsten Bullen weggeschlachtet sind. Aber habt Ihr denn nicht gesehen, wie ganze Leiterwagen mit vollbepackten Rindervierteln den Weg in die Konservenfabriken gewandert sind? Seid Ihr denn alle blind gewesen? Sitzt Ihr nur in Euren Büros? Könnt Ihr es dem Bauer verdenken, wenn er seinen Bullen verkauft und das Geld lieber auf die hohe Kante legt, als an die Erhaltung der Nachzucht zu denken? Ein rechtzeitiger Ukas, daß kein Stück Rind geschlachtet werden darf,

das nicht mindestens 8 Zentner wiegt, und dem Unfug wäre gesteuert worden. Und habt Ihr nicht auch Fleischhamster gehabt in den Städten? Bethmann kann doch nicht große Politik machen und sich daneben mit Schweinemästungsfragen ex profundo beschäftigen. Delbrück kann nicht die Verwaltung Polens und Belgiens, die große innere Politik machen und nebenbei Versorgungssachverständiger sein, wozu ihn übrigens die bisherige Tätigkeit seines Amtes garnicht prädestiniert. Macht es den Engländern nach. Sie haben ihren Blockademinister Cecil, der uns unsere Kinder abwürgen will, macht Ihr einen Versorgungsminister, der für die Kinder die Milch schafft, die sie brauchen.

— Sie haben recht. Man darf nicht zuviel arbeiten. Darüber geht das klare Sehen verloren. Ein solcher Minister täte uns not. Wenn es ein praktischer Landwirt wäre, würde es auch von uns mit Freuden begrüßt werden, denn kein verständiger Mensch in der Stadt macht den Entrüstungsrummel gegen die Landwirte, der schon wieder anfing, mit. Ich möchte Ihnen ein Beispiel aus meinem Vorort erzählen, das ich selbst mitangesehen habe. Ich gehe neulich zu meinem Dienst, da sehe ich, wie sich die Menge vor einem Fleischerladen so staut, daß die Trambahn nicht vorbeifahren kann. Ich frage, was los ist. „Es gibt heute Schweinefleisch", deshalb die Aufregung, wird mir erwidert. Also Schweinefleisch und die Begier danach läßt den Verkehr zum Stillstand kommen. Die Leute können nicht leben ohne Schweinefleisch. Ich komme an einem anderen Laden vorbei. Dort gibt es ausnahmsweise Kalbfleisch. Davon haben die Hausfrauen gehört. Sie stürzen sich wie die Wilden auf die Beute. Eine einzige Dame kauft zehn Kalbskeulen, um sie im Weckapparat einzulegen. Denn sie hat Angst vor der Fleischkarte! Das ist unsere Disziplin. Die Hausfrauen hat der Hamsterteufel gepackt. Aber mit den Kartoffeln war es eine Zeitlang wirklich übel. Wie denken Sie von Ihrem praktischen Landwirtschaftsstandpunkt darüber?

— Sie wünschen ein offenes Wort? Sie sollen es haben. Im vorigen Jahre hattet Ihr die Karre schon in den Dreck gefahren, in diesem noch schlimmer. Ich habe einmal einen Aufsatz im „Tag" — ich glaube, er war von Calwer über die Höchstpreise — gelesen. Der hat gesagt: „Wollt Ihr lieber niedrige Preise und nichts zu essen, oder wollt Ihr hohe Preise mit ausreichender Versorgung?" Da habt Ihr alle geschrien: nieder mit diesem Manne. Er denkt nicht sozial. Wir wollen niedrige Preise und immer satt zu essen. Das ist die Quadratur des Zirkels, mein Lieber. Auf meinem Hofe waren eine Zeitlang bis zu vierzig Fabrikarbeiterfrauen aus der weit entfernten Großstadt. Sie boten mir jeden Preis, wenn ich ihnen nur Kartoffeln geben könnte. Ich habe sie alle befriedigt, soweit ich konnte und habe mancher, die ihre sechs Kinder zuhause hatte, die 1,50 Mark, die sie mir geben wollte, wieder oben in den Sack gelegt. Aber sind denn das würdige Zustände? Macht Euch doch ein kleines Rechenexempel: Wer wird denn die Kartoffeln für 2,80 Mark oder 3,50 Mark verkaufen, wenn schon der Futterwert der Schlempe, die er als

Rückstände bei der Kartoffelverbrennung gewinnt, mindestens ebenso groß ist? Wer wird etwas anderes für die Kühe, für die Pferde, die Schweine beschaffen, wenn wir für jedes andere Futter die fünf-, ja die zehnfachen Preise bezahlen müssen? Fragt einmal Eure Pferdehalter in der Stadt, die Spediteure, die Droschkenkutscher, fragt die Heeresverwaltung, was sie verfüttert hat, immer wieder Kartoffeln, Kartoffelflocken, Kartoffelpräparate. Hätten wir keine Höchstpreise gehabt, so hätten wir jetzt auch Kartoffeln in Hülle und Fülle. Denn wir Landwirte sind genau ebenso Kaufleute wie Ihr in den Städten. Wohin würden wir kommen, wenn wir nicht den Rechenstift stets zur Hand nehmen würden?

Jetzt haben wir Angst, daß Ihr uns noch unsere oft zum doppelten Preise angekauften Saatkartoffeln wegbeschlagnahmen, wegorganisieren werdet. Deshalb geht die Bestellung — Ihr könnt uns dankbar dafür sein — rüstig vorwärts. Denn Ihr glaubt nicht, wozu ein Regierungsassessor, den der liebe Gott in seinem Zorn erschaffen hat, fähig ist. Neulich haben alle Ortsschulzen bei uns den Ukas bekommen, hinter allen Bauern, die Kartoffeln stecken, hinterher zu laufen und aufzupassen, daß sie nicht mehr als 8 Zentner auf den Morgen setzen. Wie stellt sich der Mann die praktische Ausführung dieser Sache vor? Da lachen ja die Hühner. Der Bauer, der geizig ist, wird schon gewiß nicht mehr Kartoffeln verschwenden als nötig ist, und der Schulze hat besseres zu tun als auf den Feldern den Kartoffelriecher zu machen. Nimmt es uns Scheidemann übel, wenn wir da mehr Zutrauen zu unserer Landwirtschaftskammer haben? Auch er wird wahrscheinlich einem Gewerkschaftskomitee den Vorzug vor dem klügsten Regierungsassessor geben. — Aber da komme ich in Harnisch. Lassen wir die Kartoffeln und kommen Sie mit auf das Feld. Sehen Sie sich meinen Weiberstaat an.

Da geht die Kartoffellochmaschine, ein brillante Erfindung. Ja, wenn wir die Maschinen nicht hätten! Ein Hurrah der deutschen Maschinenindustrie. Früher fuhren wir mit den Markören auf dem Acker herum, markierten kreuzweis und dann mußten die Frauen unter beständigem Bücken lochen und die Kartoffeln setzen. Jetzt ist die Maschine Markör und Locher, die Frauen gehen hinterher und treffen mit der größten Geschicklichkeit in die Löcher hinein, treten das Loch fest und die Schaufelmaschine geht hinterher. Das federt prächtig. Aber sehen Sie meine stramme Garde — kein Mann. Die Amazonen machen alles selbst, schleppen sogar die Kartoffeln vom Kasten bis zu den Setzerinnen hin. Das ist noch gute Rasse. Eure Stadtweiblein würden es nicht machen. —

Wir kommen näher an die arbeitenden Frauen heran. Ein Scherzwort des Herrn läßt sie munter lachen und alle freuen sich, als der alte gemütliche Mann vorübergeht. — So erhalte ich sie mir frisch. Solch ein Wort ist mehr wert als die schönsten Ermahnungen. Sie alle weilen mit ihren Gedanken da draußen — wie Sie und ich.

Doch hier wird gedrillt. Wir müssen erst am Raps vorüber. Er steht

prächtig, wie Sie sehen und das Stückchen wird mir wohl meine 200 Zentner herausgeben. Aber sehen Sie die kolossalen Ahornbäume an der Chaussee? In der Entfernung von 10 Metern gedeiht dort nichts. Sie saugen mir den Boden aus. Bei der heutigen Holznot müßten sie längst gefallen und durch Apfelbäume oder süße Kirschen ersetzt sein. Aber was verstehen Ihre Regierungsräte von solchen Dingen? Ich war im vorigen Jahre im Bade und sprach mit einem Stellmacher über seine Armeelieferungen. Er hatte kleine Bagagewagen zu liefern, 50 Stück, das Stück zu je 1300 Mark. Natürlich sehr schön grau gestrichen — das haben wir Landwirte uns früher selbst gemacht — und dann prima Holz. Wissen Sie, was wir früher für solchen Kasten bezahlt haben? 180 Mark. Wenn wir alle unnützen großen Bäume abschlagen könnten, die Sie hier sehen! Es wäre manchem geholfen! A propos Raps. Wie bei der Kleie, so können wir Landwirte auch hier nicht begreifen, daß wir die Schalen von unserem Raps, den wir geliefert haben, nicht zurückbekommen. Die Händler verstehen die Situation gut zu nutzen und alles das ist dann auf einmal „ausländische Ware" und kostet das dreifache. Wir sind da immer die Dummen. Daß die Bauern, denen so etwas nicht in den Schädel geht, da manchmal versuchen, praeter oder sogar contra legem zu wirtschaften, können Sie es ihnen so übel nehmen? Es geht eben nicht in ihren Schädel rein — notabene auch in meinen nicht — aber man schickt sich eben darein, das Räsonnieren gewöhnt man sich allmählich ab. Donnerwetter, was haben wir alles an Verordnungen und Bestimmungen kennen gelernt. Ich kriege jeden Tag 10 Briefe Minimum von Behörden und die Leute sind aufgeklärt, daß es seine Art hat. Ich bin jetzt Amtsvorsteher und Gutsvorsteher und Fürsorgestelle für Kriegsbeschädigte und vereine mindestens ein Dutzend andere Kompetenzen in meiner armen alten Person. Hilft nichts. Müssen wir auch durchmachen. Wenn nur die Winkeladvokaten nicht wären, die das Volk verrückt machen. Es fließt ein Strom von Geld aufs Land jetzt. Sehen Sie mal z. B. meine Schweizerfrau. Sie hat eine ganze Menge Kinder, ihr Mann ist eingezogen. Bekommt ihre 60 Mark Kriegsbeihilfe. Natürlich gehen daneben die alten Bezüge vollkommen weiter, denn sie hat die Arbeit des Mannes übernommen. Die Kinder werden natürlich zu Hause lieber Plinzen backen als auf die Arbeit kommen.

Nachher muß ich Ihnen übrigens einen kuriosen Brief zeigen, den mir heute früh eine Schankwirtsfrau geschrieben hat. „Da mein Schwein in der Nacht plötzlich lahm geworden ist, bin ich gezwungen, zu einer Notschlachtung zu greifen, was ich hiermit anzeige." Habe ihr zurückgeschrieben: „Da für den ganzen Kreis nur 20 Hausschlachtungen pro Monat gestattet sind und diese Zahl überschritten ist, wird die Genehmigung verweigert." Die Schweine werden jetzt plötzlich alle lahm werden oder die Pocken oder sonst etwas kriegen. Da müssen wir aufpassen. Es wird eine schlimme Übergangszeit werden mit den Fleischkarten. In den Städten bekommen wir Landwirte kein Fleisch mehr,

weil wir keine Karte haben, und auf dem Lande gibts keine Fleischer. Da werden wir einen Kommunalfleischer oder vielleicht eine Kommunalamazone anstellen müssen, die uns auch das besorgt. Sehen Sie, auch wir machen Fortschritte nach dem Kommunismus hin.

Kommen Sie mit in die Mühle auf einen Augenblick? Muß mit dem alten erfahrenen Müllermeister ein Wort sprechen, — er mahlt den Selbstversorgern das Mehl und das Mühlchen, das sauber und fein mit den neuesten Mahlgängen eingerichtet ist, wirft ein gutes Erträgnis ab. Hat jetzt mit der hohen Polizei zu tun, wie übrigens sehr viele andere. —

Wir treten in die blitzblanke Mühle.

— Meister, ich muß Ihren sachverständigen Rat einholen. Ich säe in diesem Jahre seit 35 Jahren zum erstenmal wieder Leinsaat. Wieviel Saat rechnet man auf den Morgen? Gibt es im Dorfe unter den alten Leuten noch jemand, der Leinsaat säen kann? Unser jetziges Geschlecht, das nur die Maschine kennt, hat ja kaum mehr gelernt, Getreide zu säen. Und jetzt müssen wir den großen Schritt in die Vergangenheit zurückmachen, was Rußland uns geliefert hat, selbst herstellen. Da müssen auch die alten Methoden wieder ausgekramt werden. —

— 25 Pfund auf den Morgen wird genügen. Der alte wendische Kral' wird Ihnen den Gefallen schon einmal tun, die Aussaat zu übernehmen und den Jungen zeigen, wie man es macht. Da werden aber Ihre Weiber zu jäten haben! Bei mir war heute der Gendarm. Das verd . . . . . Pack von Fleischer wollte mich reinlegen. Von diesem Hinterkorn hier — ich habe mir eine Probe aufgehoben — habe ich meinem Schweinchen zu fressen gegeben. Da kann mir niemand an den Kragen. Ich verkaufe dem Kerl ein fettes Schwein. Nach 4 Wochen kommt er zu mir und sagt: Sie müssen mir jetzt Ihre anderen Schweine auch verkaufen. Ich erwiderte: Kein Mensch muß müssen, ich auch nicht. — Dann zeige ich Sie an, wir haben im Magen Ihres ersten Schweines Korn gefunden. Nun, dann kam die Anzeige und der Gendarm. Wenn mein Sohn nur hier wäre, so muß ich alter Kerl alles selbst ausbaden.

— Nun, Meister, seien Sie ruhig. Der Richter wird die Erpressungsmanöver des Fleischers richtig einschätzen. Ihre Mühle ist ja ein Schmuckkästchen. Wie kann der Sohn sich einmal freuen. —

— Ja, — wenn er nur zurückkommt. Er schreibt uns so treu. Ist ja unser einziger. —

Wir verlassen die Mühle, deren Rad mit seinem plätschernden Gange gut in die Frühlingsstimmung hineinpaßt, und gehen durch den Wald nach Hause.

— So sind die Bauern — belehrt mich mein freundlicher Wirt. — Wenn derselbe Fleischer nach ein paar Monaten zu demselben Müller kommt, verkauft er ihm doch sein Schwein. In jedem anderen Berufe wäre ein solcher Mann längst boykottiert und unmöglich. Der Bauer hat keine Organisation und ist ein gutmütiges Schaf.

Nun, wir werden den Mut nicht verlieren. Haben es schwer gehabt auf Stellen. Die Kontrakte waren nicht auf einen Krieg berechnet. Noch jetzt verwerte ich meine Milch bei der Molkerei auf Grund meines Kontraktes mit 16½ Pfennig. Das ist kein Anreiz, die Viehzucht zu heben und mancher meiner Berufsgenossen mit kleinerem Viehstande als ich, hat der Molkerei erklärt, es lohne sich für ihn nicht mehr, die Milch herzustellen. Da gibt es Prozesse, und die ganze Gegend kritisiert das Verhalten unseres Kollegen. Es sind schwierige Fragen, die sich nicht aus dem Handgelenk entscheiden lassen. Denn in den Molkereikontrakten ist nirgends eine bestimmte Viehhaltung vorgeschrieben. Hoffentlich finden wir weise Richter, die beide Teile befriedigen und das Interesse des Vaterlandes vor allem nicht aus den Augen lassen.

Bleiben die Saaten so, wie sie jetzt sind, so haben wir eine Staatsernte. So schlecht wie im vorigen Jahr die Getreideernte war, kann es ja nicht mehr kommen. Der Klee entwickelt sich prachtvoll. Auch an Futter wird es also nicht mangeln. Wir werden mehr Mengkorn anbauen als im vorigen Jahr. Manche Schwierigkeit wird zu überwinden sein. Wir werden den Landwirtschaftskammern und den Gefangenenlagern so lange auf dem Halse liegen, bis wir bei der Ernte die notwendigen Arbeiter haben, und wir werden sie schon kriegen. Wenn alle Stränge reißen, gibt es schließlich Soldaten aus den Nachbargarnisonen.

Macht Ihr nur Eure Sache gut in der Stadt und sorgt für einen vernünftigen Mann, der nicht hinter den Notständen hinterherläuft und mühsam die Löcher zu stopfen versucht, ein Mann der vorschaut, der das Land kennt und stark ist. —

Ein Aprilschauer, in den die Sonne hineinscheint, überrascht uns im Walde an der Fohlenkoppel. Wir stehen minutenlang still und jeder überläßt sich seinen Gedanken. Die Mühle rumort noch leise in der Ferne. Ein Fasanenhahn fliegt auf. Pirr — rh — . . .

Verdun — Wie mag es unseren tapferen Feldgrauen im Schlachtengewimmel jetzt gehen, dem märkischen Regiment, in dem die Söhne dieser Felder kämpfen oder gekämpft haben, bis sie bei Arras oder in Serbien den letzen Atemzug für die geliebte Heimat, für ihr Dorf, für diese Felder getan haben, die jetzt zum zweiten Male ohne sie im Frühlingsglanze prangen?

Schweigend und nachdenklich setzen wir unseren Weg fort, bis uns Park und Hof aufnehmen, und die Fragen des Augenblicks den Hintergrund der Seele beschatten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Bruno Eelbo: Bacons entdeckte Urkunden. Die Lösung der Bacon-Shakespeare-Frage in der Shakespeare-Folio-Ausgabe vom Jahre 1623. Leipzig, 1914 und 1915 verlegt bei H. A. Ludwig Degener. 2 Bde. (Bd. I geheftet 3 M., Bd. II geheftet 3,50 M.).

Vermutungen, daß nicht William Shakespeare aus Stratford der Urheber der seinen Namen tragenden Dramen sei, tauchten schon im 18. Jahrhundert auf. Doch erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entbrannte der Shakespeare-Bacon-Streit. Man suchte neben inneren Gründen auch nach urkundlichen Mitteilungen und Geständnissen, daß Francis Bacon, der berühmte Philosoph und Staatsmann, die Dramen verfaßt habe.

Bruno Eelbo, der Weimarer Dichter und Architekt aus Dithmarschen, hat sich seit zwanzig Jahren an dieser Suche beteiligt und zwar „in der festen Überzeugung, daß die Urkunden, wenn sie überhaupt vorhanden sind, von dem wirklichen Verfasser in seinen eigenen, unter fremden Namen bekannten Werken versteckt niedergelegt sein müssen." Er hielt sich an Bacons verschiedentliche Äußerungen über Geheimschriften, vermutete eine solche auch in der Folioausgabe von 1623 und mühte sich mit Hilfe des einfachen Zahlenalphabets den Schlüssel der Geheimschrift zu finden, was ihm nach seiner Meinung auch mit der Auflösung der sogenannten Shakespeare- und Bacon-Zeichen gelang. Mit ihrer Hilfe begab er sich daran „das Geheimnis der Seite 136 zu lösen, dieser Seite, die nach manchen Zeichen die große Urkunde enthalten mußte, und eine glückliche Stunde brachte mir die Entdeckung der ‚scraps', die Bacon benutzt, um mit Hilfe des langen Wortes ‚Honorificabilitudinitatibus' die wichtige Urkunde herzustellen: ‚W. Shakespeare is Ffrauncis Bacon'." (II, S. 276.)

Eelbo glaubt also, die Shakespeare-Bacon-Frage gelöst zu haben. Und er liefert in seinem peinlich gearbeiteten Werke auf Grund des genannten Schlüssels der Baconschen Geheimschrift nach allen Seiten hin vielfache Beweise für seine Behauptung, Bacon, der Sohn der Königin Elisabeth und Robert Dudleys, sei der Verfasser der Dramen und habe sich aus politisch-gesellschaftlichen Gründen Shakespeare nur als Maskenträger gewählt. Über sein Verhältnis zu diesem Shakespeare offenbart die geheimnisvolle Seite 136 nach Eelbo auch noch „außerordentlich wichtige Bekenntnisse". In der auffallend falschen Seitenzählung der Folioausgabe, im sonstigen krausen Druck, im Einführungsgedicht „To the Reader", im Widmungsbrief an die Grafen Pembroke und Montgomery, in der Vorrede „an die große Mannigfaltigkeit der Leser", die von Ben Jonson stammt, sowie in dessen großem Einführungspoem und in dem von L. Digges, im Northumberland-Manuskript und schließlich auch in den Dramentiteln und Shakespeares Grabdenkmal in der Kirche zu Stratford — überall stößt Eelbo auf das Bekenntnis: William Shakespeare ist Francis Bacon.

Ich bin leider nicht in der Lage, Eelbos sorgsame, auf schwierigsten Zahlen- und Buchstabenreihen und die Folioausgabe von 1623 gegründete Beweisführung, wie sie es verdient, nachzuprüfen. Der Ernst und die geistige Haltung des Buches aber, das von einem Worte Kuno Fischers, der auch an eine noch zu entdeckende geheime Urkunde in den Dramen zur Klärung der Verfasserfrage glaubte, ausgeht, verbieten es mir, mich etwa leichtfertig ablehnend über Eelbos Beweise zu äußern; ebensowenig kann ich mich

freilich auch zustimmend aussprechen, denn auch dazu müßte ich die Beweise nachprüfen können. So bleibt mir denn zur Zeit nichts weiter, als auf Eelbos in jedem Sinne beachtenswerte Schrift nachdrücklich aufmerksam zu machen und zu hoffen, daß unsere Shakespeare-Gelehrten sich auf das Gewissenhafteste der gründlichen Arbeit annehmen, entweder um Eelbos Beweis anzuerkennen oder um einen sachlichen Gegenbeweis zu liefern.

Hanns Martin Elster

Politik

B. L. Freiherr v. Mackay: Die moderne Diplomatie. Verlag von Rütten und Loening in Frankfurt a. M. Preis in Pappband 2,80 M.

Der als Schriftsteller bestens bekannte Verfasser zeigt in dieser Arbeit die Entwicklung der Diplomatie bis auf den heutigen Tag, die beruflichen Anforderungen, die heutzutage an die Diplomatie gestellt werden, ihre großen und ihre kleinen Aufgaben.

Zunächst gibt der Verfasser in ganz kurzen Zügen einen Abriß der Geschichte der Diplomatie. Wenn auch nicht mit Bestimmtheit festzustellen ist, wann eine ständige Diplomatie zuerst ins Leben getreten ist, so ist doch zweifellos, daß Venedig „die Hochschule ihrer Ausbildung und ihrer praktischen Erfahrung, die Pflanzstätte ihrer Charakterbildung und Machtgewinnung" gewesen ist.

Alsdann entwirft Mackay ein anschauliches und treffendes Bild des „vielberedeten und -befehdeten" Staatsmannes Machiavelli, der „Tausende in seinen Bann gezwungen: zum Bösen, die ihn mißverstanden oder mißverstehen wollten, zum Guten, die den Stahlquell seiner Lehre zu finden wußten". Auch ein kurzer Blick auf die Politik unseres großen Kanzlers lehre, „wieviel Schlacken machiavellistischer Politik — im wohlverstandenen Sinne — dem Erzguß Bismarckscher Diplomatie anhaften".

Äußerst interessant und scharf zeichnet der Verfasser das Charakterbild der Drahtzieher der Tripleentente, des englischen Ministers und Testamentsvollstreckers Eduards VII., Edward Grey, des französischen Chauvinisten Delcassés und der Zarin-Mutter von Rußland, deren jahrelange gemeinsame Arbeit und Mühen ihre Früchte gezeitigt hat in dem die ganze Welt in Brand setzenden Weltkriege. Wenn wir auch den Ausführungen des Verfassers über Zusammensetzung, Ausbildung und Taktik des diplomatischen Korps nicht in allen Punkten zuzustimmen vermögen, so hat er doch zweifellos Recht, daß sehr viel den Diplomaten zu Unrecht in die Schuhe geschoben wird, wofür niemand verantwortlich zu machen ist; denn, wie Mackay richtig ausführt: „es gibt eben in der Geschichte der Staaten und Völker Wendungen und Katastrophenbildungen, die mit der Gesetzmäßigkeit elementarer Naturereignisse eintreten und gegen deren Übergewalt die Diplomatenkunst letzten Endes ohnmächtig ist". Der Hauptfehler, den man unseren Diplomaten gegebenenfalls vorwerfen könnte, ist „die deutsche Grundanständigkeit, Ehrlichkeit, Rechtlichkeit der Gesinnung, die nicht Betrug und Spitzbüberei vermutet, wo äußerliche Wohlanständigkeit das Gegenteil erwarten läßt". So ehrenwert und schön diese Eigenschaften sein mögen, so darf man doch nie vergessen, daß es in der Politik für viele keine moralischen Werte gibt, und „daß daher innerhalb des Verkehrs der Nationen, auch der äußerlich höchstgesitteten, mit jeder abgefeimten Hinterlist und Tücke in jedem Augenblick und auf jedem Schleichpfad gerechnet werden muß".

Theodor Bitterauf: Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

„Das komplizierte Spiel der Kräfte, die in dem größten aller Kriege nach einem Ausgleich ringen, führt bis zur Gründung des Deutschen Reiches zurück". Dieser Tatsache eingedenk, beschäftigt sich der Verfasser in der ersten Hälfte seines Buches mit der politischen Weltkonstellation in den letzten 44 Jahren. Er bietet hier einen interessanten Abriß der auswärtigen Politik Bismarcks und schildert die Gründung des Dreibundes, demgegenüber sich im Laufe des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts Rußland und Frankreich zum Zweibunde vereinigten, dem dann etwa zehn Jahre später England beitrat; dieses Dreigestirn nahm dann den weniger fest erscheinenden Ausdruck „Entente cordiale" an.

Des Ausführlicheren behandelt Bitterauf alsdann das Zeitalter Kaiser Wilhelms II., das Verhältnis Deutschlands zu England, die Politik der beiden Mächtegruppen in der Marokkokrise und dem Balkanproblem gegenüber und die immer größer werdende Spaltung zwischen den Mittelmächten einerseits und England und seinen Helfershelfern andrerseits bis zum Ausbruch des Weltkrieges.

Der unmittelbaren Vorgeschichte und den diplomatischen Verhandlungen der letzten Julitage 1914 ist der zweite Teil des Buches gewidmet. Bitterauf stützt sich bei diesen seinen Ausführungen auf das Material, das ihm in den amtlichen Veröffentlichungen der Regierungen geboten wird. Man darf hierbei nicht vergessen, daß alle diese amtlichen Veröffentlichungen keine vollgültige Unterlage abgeben können für eine streng historische Untersuchung; es werden stets große Lücken und zweifelhafte Stellen bleiben. Erst wenn sich die Archive der verschiedenen Staaten geöffnet haben werden, wenn die Denkwürdigkeiten und der Briefwechsel derjenigen Staatsmänner, die in den ernsten Julitagen des Jahres 1914 an den verantwortlichen Posten gestanden haben, der historischen Forschung zugänglich geworden sind, erst dann wird man imstande sein, eine endgültige Geschichte der Entstehung des Weltkrieges zu schreiben.

Jahre und Jahrzehnte werden allerdings bis dahin ins Land gehen, und so muß man sich zunächst mit dem Besten und Authentischsten begnügen, was vorhanden ist, und das sind die Weiß-, Blau-, Rot-, Orangebücher usw. Durch eine sachgemäße, unparteiische Kritik derselben und durch historische Vergleichung ihres Inhalts wird man bereits jetzt zu einem einigermaßen klaren und genauen Bild gelangen können. Das ist Bitterauf in seinem Buche gelungen und das Buch verdient aus diesem Grunde allen denen empfohlen zu werden, die eine kritische und klare Schilderung über die Entstehung des Weltkrieges zu lesen wünschen.

Dr. K. Ed. Imberg

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Türkiſche Zukunftsaufgaben

Von Profeſſor Fritz Braun

Ueber die Zukunft der Türkei und allerhand Kuren, durch die man dem „kranken Mann“ zu widerſtandsfähiger Geſundheit verhelfen will, wird heute gerade genug geſchrieben, wer aber ſelber lange Jahre im osmaniſchen Reiche gelebt hat, gelangt beim Leſen ſolcher Arbeiten recht häufig zu der Anſicht, das Urteil ihrer Verfaſſer werde durch keine genauere Sachkenntnis weſentlich beeinflußt.

Jeder, der die Zukunft der Türkei in das Ange faßt, muß auch zu dem Völkerproblem des osmaniſchen Reiches Stellung nehmen. Den Hauptgrund dafür, daß die Grenze des Kalifenreichs in wenig mehr als zwei Jahrhunderten von Komorn bis Adrianopel zurückwich, müſſen wir in dem Umſtande ſuchen, daß es den Türken glückte, eine große Anzahl von Fremdvölkern durch kraftvolle Angriffskriege zu unterwerfen, ohne ſie doch zu willfährigen Staatsbürgern machen zu können. Bei den zahlloſen Erhebungen gegen die türkiſchen Herren blieben dieſe Fremdvölker nur ſelten auf ihre eigenen Kräfte angewieſen; zumeiſt fanden ſie in dieſer oder jener europäiſchen Großmacht ſtarke Bundesgenoſſen. Auch heute noch, da die Ungarn und Rumänen, Serben und Bulgaren ſich ſchon längſt ſelbſtändig gemacht haben, bilden die Fremdvölker der Türkei, in erſter Linie die Griechen und Armenier, eine ſchwere Gefahr für den Fortbeſtand des Staates. Durch die Tatſache, daß hin und wieder Zeiten kommen, in denen auch ſie ein rauſchendes Loblied auf ihre osmaniſchen Gebieter ſingen, dürfen wir uns in der Erkenntnis nicht irre machen laſſen, daß die einen wie die anderen auf den Zerfall des türkiſchen Reiches warten; die Armenier, weil ſie, ungeachtet ihrer zerſtreuten Siedelung, mit der Wiedergeburt des mithridatiſchen Staates rechnen, und die Griechen, weil die Hoffnung auf ein kommendes Größeres Griechenland, das auch die von Hellenen beſiedelten Teile Kleinaſiens umfaßt, einen der wichtigſten Glaubensartikel ihres politiſchen Katechismus

bildet. Solchen Entwürfen und Plänen ein grundsätzliches, unwiderrufliches Ende zu bereiten, liegt nicht im Bereiche der Möglichkeit, dagegen können wir ganz gut eine politische Lage schaffen, die jene unruhigen Geister zwingt, ihre Pläne im eigensten Interesse vorläufig auf unbestimmte Zeit zu vertagen.

Dieses Ziel haben wir in dem Augenblick erreicht, in dem sie zu der Überzeugung gelangen, das osmanische Reich besitze soviel Lebenskraft, daß sein Bestand auf lange hinaus gewährleistet ist. Es fragt sich nun, ob die Türken allein oder mit fremder Hilfe in der Lage sind, einen solchen Zustand der Dinge herbeizuführen. Selbstverständlich darf diese fremde Hilfe nicht derart geleistet werden, wie die Engländer dermalen den Ägyptern beisprangen. Auf solche Weise kann man wohl unter gewissen Voraussetzungen eine ertragreiche Kolonie schaffen, aber niemals einen bereits geschwächten Staatskörper mit der Lebenskraft erfüllen, deren er zu selbständigem Dasein bedarf. Daß aber die Besorgnis, die ganze Türkei könnte zu den Mittelmächten in ein ähnliches Verhältnis geraten wie Ägypten zu Großbritannien, ganz grundlos ist, sollte sich eigentlich jeder Osmane selbst sagen. Bei der geographischen Lage Ägyptens, das entweder an die Wüste oder an das Meer grenzt, durften die Briten darauf rechnen, im Notfalle selber das Nilland mit verhältnismäßig geringen Machtmitteln verteidigen zu können, während die Türkei als zukunftsreiches Glied des mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes eigentlich nur dann in Frage kommt, wenn sie ihre Grenzen mit eigenen Waffen zu schützen vermag.

Besitzt nun die Türkei genug kriegstüchtige Söhne, um im Notfall einen russischen Vormarsch in Kleinasien aufzuhalten und gleichzeitig feindlichen Landungen an ihrer schier endlosen Meeresküste erfolgreich entgegenzutreten, und vermag sie den zum Unterhalt solcher Streitkräfte erforderlichen Geldbedarf aus eigenen Mitteln zu bestreiten? — Ich glaube, daß man diese Fragen bedingungsweise, aber nur bedingungsweise bejahen darf, nämlich in dem Falle, wenn es der planvollen Arbeit europäischer Beamter gelingt, den anatolischen Bauernstand so weit zu heben, daß mit einem gleichmäßigen Wachstum seines Wohlstandes ebenso gerechnet werden darf, wie mit einer fortschreitenden Steigerung seiner Kopfzahl. Trotzdem auch die Türken unberechenbaren Stimmungen sehr zugänglich sind, dürften die Ereignisse des letzten Weltkrieges doch gerade ihre besten Köpfe darüber belehrt haben, wie wenig eine starke, wehrfähige Türkei in die Pläne der Ententemächte hineinpaßt, und wie gut sie sich andererseits mit den politischen Hoffnungen der Zentralmächte verträgt. Die Erfolge, welche sich Rußland, England und Frankreich von ihrer orientalischen Politik versprechen, haben die Aufteilung des osmanischen Reiches zur unerläßlichen Voraussetzung, wenn nicht dem Wortlaute, so doch der Sache nach, während die Erwartungen, mit denen die Zentralmächte das türkische Bündnis geschlossen haben, sich nur dann verwirklichen lassen, wenn der Kalif in Zukunft über ein fleißiges Volk und ein schlagfertiges Heer verfügt.

Darin, daß wir die Osmanen auf jede Weise fördern müssen, sind sich unsere Landsleute schon längst einig; nur fehlt mitunter die rechte Klarheit darüber, wie das erreicht werden kann. Sicherlich wäre es herrlich, wenn man den osmanischen Bevölkerungsanteil der Türkei in den Stand setzen könnte, allen Anforderungen, welche Ackerbau, Handel und Industrie an die Einwohner des Reiches stellen, aus eigenen Kräften zu genügen. Wie die Dinge aber liegen, baut der Mann, welcher sich mit solchen Hoffnungen trägt, nur Luftschlösser. Infolge einer wirtschaftlichen Entwicklung, die Jahrhunderte dauerte, sind den Armeniern und Griechen die meisten städtischen Gewerbe zugefallen, und diesem Umstande verdanken sie so treffliche Anlagen für die herkömmlichen Berufe ihrer Volksgenossen, daß der Osmane nur in Ausnahmefällen dazu geeignet wäre, an ihre Stelle zu treten. Außerdem wird durch diesen Sachverhalt der Bestand des Reiches nicht gefährdet. Auch unter den mächtigsten Sultanen war der Armenier der Geldmann, der Grieche der Händler der Türkei, die trotzdem eine Welt in Schach zu halten vermochte. Würde man aber den Angehörigen dieser Nationen den Betrieb ihrer Gewerbe zugunsten der Osmanen durch allerlei bevormundende Maßregeln erschweren, so dürfte man sie nur den Feinden der Türkei in die Arme führen und den Bau untergraben, den man doch stützen wollte. Wie bei jedem Händlervolke, hängt auch bei den Armeniern die politische Stellungnahme zum großen Teil von wirtschaftlichen Rücksichten ab. Wenn sie eingesehen haben, daß die Engländer nicht imstande sind, ihre völkischen Hoffnungen zu erfüllen, jeder Weltkrieg dagegen Handel und Wandel auf Jahre hinaus lahmlegt, so werden sie vermutlich zu der Erkenntnis kommen, daß sich auch unter dem Halbmonde ganz gut wohnen läßt, um so mehr als gerade durch die planvolle wirtschaftliche Erschließung Kleinasiens alle satrapenhafte Selbstherrlichkeit und eigensüchtige Mißwirtschaft der Provinzialbeamten am wirksamsten erschwert wird. Wozu also fleißige Staatsbürger vor den Kopf stoßen, die an vielen Stellen nützliche Arbeit geleistet haben, wenn es möglich ist, sie durch geeignete Maßnahmen derart in den Bann des Staates zu zwingen, daß sie nur von dessen Förderung eigene wirtschaftliche Fortschritte erwarten dürfen?

Vorläufig gilt es vor allem, in der Türkei jedem Osmanen den Platz anzuweisen, den er am besten ausfüllt. Ernstliche Versuche, durch osmanischen Wettbewerb die Armenier und Griechen im Großhandel entschieden zurückzudrängen, wären erst dann berechtigt, wenn die anatolische Landwirtschaft über das genügende Menschenmaterial verfügte. Davon ist man aber vorläufig noch weit entfernt. Landfremde Reisende, denen man in der Hauptstadt allerlei Musterknaben vorstellt, verfallen leicht in den Irrtum, daß sie diese Verhältnisse nach Ausnahmen und nicht nach der Regel beurteilen. Der Umstand, daß auf irgendeiner Handelsschule dreißig, vierzig Moslim eine gute Vorbildung für den Handelsstand empfangen haben, vermag nichts daran zu ändern, daß es noch für Menschenalter die Hauptaufgabe der anatolischen Türken bleiben wird, die

heimische Scholle mit Pflug und Hacke zu bearbeiten, um so mehr, als auch das Heer und die Beamtenschaft sehr viele Kräfte beanspruchen.

Wenn man ein stattliches Haus bauen will, muß man zuerst für ein tüchtiges Fundament sorgen. Die Grundlage des türkischen Reiches ist aber die anatolische Bauernschaft muhamedanischen Glaubens, die durch die Blutopfer der letzten Kriege sehr stark in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Wie auch immer die politische Lage sich in Zukunft gestalten möge, in letzter Linie steht und fällt das Kalifenreich doch mit seinem Heere, dem die anatolische Bauernschaft den Hauptstamm der Rekruten liefern muß. Wenn es uns gelingt, die Lücken in diesem Stande auszufüllen und ihn durch eine zweckmäßige, den örtlichen Verhältnissen angepaßte Volksschulbildung soweit zu fördern, daß er aus zwölf bis fünfzehn Millionen arbeitsamer und vaterlandsliebender Menschen besteht, so ist damit das osmanische Reich auf einen Felsen gegründet, der manchen Stürmen zu trotzen vermag. Gerade bei solchen Völkern, die, wie die Türken, auf verhältnismäßig einfacher Kulturstufe verharren, kann alle Kulturarbeit nur dann segensreich wirken, wenn man von unten zu bauen beginnt und keine Türmchen und Erker plant, ehe man für wirtliche Wohnräume gesorgt hat. Jene Leute, welche alle möglichen Hochschulen für osmanische Knaben gründen möchten, solange noch fruchtbare Gebiete Kleinasiens des Pflügers bedürfen, und solange noch ganze Dorfschaften auf einer Bildungsstufe zurückbleiben, die sie jeder wirtschaftlichen Ausbeutung schutzlos preisgibt, gleichen Heeresschöpfern, welche alle möglichen Sondertruppen ausbilden, ehe sie für ein tüchtiges Fußvolk gesorgt haben. In mancher Hinsicht ist es zu bedauern, daß sich die höheren Bildungsanstalten der Türkei so sehr in der Hauptstadt zusammendrängen. Dadurch wird es nur erschwert, die Zöglinge von Handels- und anderen Fachschulen dort unterzubringen, wo sie am nötigsten wären und am ehesten etwas vor sich bringen könnten, nämlich in aufstrebenden Landstädten, die von osmanischem Bauernlande umgeben sind. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Söhne Konstantinopels sich nur ungern von ihrer Vaterstadt trennen, wo nach solchen Jünglingen vorläufig noch keine rechte Nachfrage ist.

Auch an dieser Stelle möchte ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, zu wie brauchbaren Staatsbürgern die osmanischen Kriegswaisen der letzten Kriege heranwachsen könnten, wenn sie in geeigneten Waisenhäusern zu Landschullehrern, mittleren Beamten, schlichten Landärzten u. a. m. erzogen würden. Müßte es doch seltsam zugehen, wenn es nicht gelingen sollte, aus diesen Knaben hartgewohnte, anspruchslose Menschen zu machen, denen ihre Ämter mit ganz anderen Erwartungen anvertraut werden könnten als der hauptstädtischen Jugend, die sich nach altem Brauch mehr auf Freunde und Verwandte als auf die eigene Tüchtigkeit zu verlassen pflegt. Vielleicht kommen dann bald Zeiten, wo man häufiger als heutzutage in dem Konak des entlegenen Städtchens Beamte findet, die sich ihrer Stelle freuen und nicht

jedem Fremdling mit einem langen, sehnsuchtsvollen Preisliede auf die ferne Hauptstadt aufwarten.

In einem reinen Agrarstaate, wie es die Türkei ist, können die Steuererträge nur durch rastlose Ausdehnung und Förderung des Ackerbaues gesteigert werden. Wenn das in der rechten Weise geschieht, wird man schließlich auch den unwürdigen Zustand überwinden, immer wieder zu äußeren Anleihen greifen zu müssen, die nur durch Verpfändung wichtiger Einnahmequellen zustandegebracht werden können. So Gott will, wird die Zeit, in der die Mittelmächte und die Osmanen gemeinsame wirtschaftliche Ziele verfolgen, nach einer recht großen Einheit gemessen werden können. Wollten unter solchen Verhältnissen unsere Industriellen die türkische Regierung zu allerlei kostspieligen, aber nicht unbedingt nötigen Einrichtungen veranlassen, so glichen sie Menschen, die eine kostbare Milchkuh schlachteten, weil sie augenblicklich nach einem Stücke Fleisch gelüstete. Solange noch in der Türkei Millionen und aber Millionen für werbende Anstalten, Eisenbahnen, Talsperren, Bewässerungsanlagen usw. gebraucht werden, sollte man alles das, was als kostspieliger Zierart bezeichnet werden muß, unbedingt zurückstellen.

Unserer Meinung nach genügen schon diese kurzen Ausführungen, um den deutschen Landsleuten zu zeigen, daß eine gesunde Erneuerung des osmanischen Reiches vollauf im Bereiche der Möglichkeit liegt, und sie gleichzeitig davon zu überzeugen, daß diese Aufgabe nur durch die treue Arbeit von Jahrzehnten gelöst werden kann, und zwar durch eine Arbeit, die sich nicht im Lichte der Öffentlichkeit, bei Empfängen und Paraden abspielt, sondern vor allem auf dem Sturzacker und in der Schulstube geleistet werden muß.

Treitschke in englischer Beleuchtung

Von Professor Dr. Fritz Friedrich

Im ersten Hefte der Internationalen Monatsschrift (Jan. 1916) haben wir in fesselnden Ausführungen von Max Cornicelius gelesen, wie sich England in Treitschkes Darstellung und Urteil ausnahm. Kaum weniger interessant dürfte es sein; Heinrich von Treitschke einmal in englischer Beleuchtung zu sehen. Ist er doch seit dem Ausbruch des Weltkriegs drüben und ebenso in Amerika, immer und immer wieder, gleich Nietzsche und Bernhardi, als einer der fanatischsten Apostel des All-Deutschtums bezeichnet worden, deren verhängnisvolle Lehren den Deutschen das Streben nach der Weltherrschaft in die Herzen gepflanzt und dadurch jenen Geist der Eroberungssucht und Unersättlichkeit genährt hätten, die nach englischer Anschauung den Krieg verschuldet und herbeigeführt haben. Darüber hat man bei uns lange verständnislos den Kopf geschüttelt, da wir unseren Treitschke wohl als leidenschaftlichen Verfechter der historischen Mission Preußens in Deutschland kannten, von Welteroberungsabsichten, die er gehegt oder gar ausgesprochen hätte, uns aber nichts bewußt war. Wir glaubten, es handle sich um eine jener gedankenlosen Phrasen, die ungeprüft von Mund zu Mund weitergegeben werden ohne irgend welchen sachlichen Hintergrund. Ein voriges Jahr erschienenes Buch von fast 300 Seiten Stärke belehrt uns eines Besseren. Es heißt Treitschke and the great war, von Joseph McCabe.*) Mit ihm wollen wir uns im folgenden beschäftigen.

Was der Verfasser dieses Buches ist, ist uns unbekannt. Seine geschichtlichen Kenntnisse sind so oberflächlich, daß er nicht einmal das Leben des Mannes, über den er ein Buch schreibt, darstellen kann, ohne grobe Unrichtigkeiten zu sagen. Oder sollte es absichtliche Lüge sein, wenn er auf Seite 26 behauptet, Treitschke sei 1855 von der Universität Heidelberg fortgeschickt (dismissed) worden wegen seiner beständigen Herausforderungen zu gefährlichen Pistolenduells? Was wir über seine Textbehandlung werden feststellen müssen, läßt einen solchen Verdacht als durchaus nicht unbegründet erscheinen.**) In den folgenden Fällen mag lediglich Unwissenheit vorliegen. S. 24 verlegt er

*) London o. J., T. Fisher Unwin. 287 S. 2 sh.

**) Treitschke war lediglich zu 8 Tagen Karzer verurteilt worden. Er hatte allerdings zweimal gefordert, war aber in beiden Fällen ohne jede eigene Schuld aufs roheste angegriffen worden, s. Schiemann, Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre S. 88—90.

das Frankfurter Parlament in das Jahr 1852. S. 186 wird der bekannte Renaissancepapst als Leo der Dreizehnte bezeichnet; S. 33: Österreich und Preußen beendeten den dänischen Konflikt in der der echt deutschen Art, daß sie Dänemark zerschmetterten (crush) und „sich seine Provinzen aneigneten"; er weiß nicht — wie übrigens alle Engländer — daß Holstein stets auch ganz offiziell und staatsrechtlich zu Deutschland gehört hatte, und auch Schleswig nie eine „Dänische Provinz" gewesen war, ja daß gerade dies einzige, es zur Provinz zu machen, die Großmächte dem dänischen König verboten hatten. S. 152: Goethe verachtete Preußen aufs tiefste, und liebte den süddeutschen Staat Gotha (!!). S. 265 ff. wird Eucken zum Führer der mystisch-religiösen Schule in Deutschland, der Chemiker Ostwald zum Physiker gemacht, Sybel und Droysen als „jüngere" Geschichtsschreiber, die Treitschkes Werk fortsetzen, bezeichnet. Bei diesen Kenntnissen in der Wissenschaftsgeschichte ist es nicht zu verwundern, daß McCabe Schopenhauers Willenslehre nennt a purely academic theory, which is almost entirely discredited in philosophy to-day (S. 270), also nicht weiß, daß kein Geringerer als Wilhelm Wundt, der große Voluntarist der Gegenwart, sie in modernerer Form erneuert hat. Entschieden unrichtige Vorstellungen hat McCabe vor allem auch von Treitschkes Stellung und Einfluß. Immer wieder nennt er ihn den offiziellen Historiker Preußens und kann nicht oft genug betonen, welche Bedeutung das Wort eines Mannes in solcher Stellung haben mußte. Nun ist es richtig, daß Treitschke 1886 als Nachfolger Rankes zum „Historiographen des preußischen Staates" ernannt worden ist; sowenig diese Würde aber Ranke gehindert hat, der anerkannt objektivste Geschichtsschreiber aller Zeiten zu sein, von dessen 54 Bänden gerade vier der preußischen Geschichte gewidmet sind, sowenig bedeutete sie für Treitschke eine Verpflichtung zu einer bestimmten Parteinahme. Gewiß war Treitschke ein Apostel des Preußentums und um deswillen 1874 nach Berlin berufen worden, aber damit war selbstverständlich kein Auftrag verbunden, Geschichte in offiziell preußischem Sinne vorzutragen. Schon der Gedanke eines solchen Auftrags erscheint uns Deutschen absurd. Auch seine Geschichtsschreibung war in keiner Beziehung von der Regierung veranlaßt oder beeinflußt, wie es etwa die Sybels war, als er die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm den Ersten schrieb; daß sie sehr einseitig preußisch orientiert war — was ihm den scharfen Angriff des ehemaligen Freundes Hermann Baumgarten eintrug — beruhte ausschließlich auf seinen persönlichen, politischen Überzeugungen. Wäre übrigens in Deutschland ein Professor denkbar, der sich dazu hergäbe, Geschichte in einem von der Regierung gewünschten Sinne vorzutragen, so würde die Wirkung natürlich die gerade entgegengesetzte sein: seine Kollegen würden ihn nicht für voll ansehen und die Studenten ihn geringschätzen. Das bisweilen kaum erträgliche Übermaß von Subjektivität in Treitschkes Lehre und Geschichtsschreibung wurde eben nur deshalb ertragen, weil man wußte, daß es der ganz echte Ausdruck seiner leidenschaftlichen Persönlichkeit war.

Daß diese Persönlichkeit auf die Studenten einen gewaltigen Eindruck gemacht hat, wer wollte es bestreiten? Und selbstverständlich haben auch seine historischen und politischen Anschauungen, mit soviel flammender Überzeugungskraft vorgetragen, in den empfänglichen Seelen der jugendlichen Zuhörer Wurzel geschlagen. Aber der unterschätzt denn doch den deutschen Studenten, der da meint, dies sei gleichbedeutend mit einem kritiklosen Schwören in verba magistri fürs ganze Leben. Dazu sind die auf ihn an oft drei, vier verschiedenen Hochschulen wirkenden Einflüsse denn doch zu mannigfaltig, ist die Forderung kritischer Prüfung, die immer aufs neue an ihn herantritt, zu sehr Lebenselement deutscher Wissenschaft. Treitschke hat viel Begeisterung erregt und glühende Verehrung über das Grab hinaus genossen, auch von solchen, die seine politischen Überzeugungen bekämpften und ihn als Historiker nur mit mancherlei Vorbehalten gelten ließen. Von Treitschkes Werken kennt Mc Cabe die deutsche Geschichte, die Politik und ein paar kleine Festreden, von denen er wahrheitswidrig behauptet, sie seien in Massen über ganz Deutschland verbreitet worden. Ein einziges Mal (S. 175) zitiert er die historisch-politischen Aufsätze, deren für sein Thema so wichtigen Inhalt er sonst nirgends berücksichtigt. Von keinem Buche Treitschkes kann man sagen, daß es wirklich volkstümlich geworden sei; kostet doch die Deutsche Geschichte geheftet 50 M., die Aufsätze 26 M., die Politik 22 M. Bücher, die so kostspielig sind, werden in unserem sparsamen Volke nicht populär — ganz abgesehen davon, daß es großenteils doch auch eine recht schwere Kost ist, wenig für den ungelehrten Leser geeignet und auch nicht für ihn bestimmt.*) Die kleineren Arbeiten, Aufsätze und Reden sind meist zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen; auch diese Zeitschrift wird ausschließlich von Gebildeten, fast darf man sagen: von Gelehrten regelmäßig gelesen. Von a dozen popular works (S. 63) zu reden ist also offenbar wahrheitswidrig. Ebensowenig kann davon die Rede sein, daß Treitschke Schule gebildet habe; im Gegenteil, er ragte als letzter einer Art Schule, nämlich der politischen Historiker vom Schlage der Ranke, Giesebrecht, Sybel, Droysen, in eine Zeit hinein, die sich, mit teilweise anderen Problemen beschäftigt, auch anderen Zielen und Methoden der historischen Arbeit zuwandte. Es ist eine ganz lächerliche, oberflächliche Art, sich mit dem ihnen unverständlichen Geist des heutigen Deutschland abzufinden, wenn die englischen und französischen Hanswürste der Wissenschaft sich darauf kaprizieren, ein paar einzelne Männer zu Urhebern dieses Geistes zu stempeln und über ihren Einfluß und ihre Wirksamkeit die phantastischsten Märchen zu ersinnen.

Mc Cabe hat seiner Darstellung so gut wie ausschließlich Treitschkes Vorlesungen über „Politik" zugrunde gelegt, die er (S. 70 und 72) sein Haupt-

*) Die „Politik" ist immerhin, wie ich einer Mitteilung des Herrn Herausgebers entnehme, in 7—8000 Exemplaren verbreitet. Das ist recht viel, aber doch nicht genug, um von Volkstümlichkeit zu sprechen.

werk (his chief work) nennt, obgleich er weiß (S. 98), daß sie erst nach seinem Tode von Max Cornicelius nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen und den Nachschriften der Studenten herausgegeben worden sind. Lange Zitate mit Angabe der Seitenzahlen des Originals (1. Auflage) belegen die Behauptungen des Verfassers. Die Übersetzungen beweisen aufs deutlichste, daß er der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist und seine Vorlage sehr wohl verstanden hat. Es gibt nicht wenig Stellen, deren Übertragung ein bemerkenswertes Geschick verrät. Um so auffälliger sind eine Reihe von Unrichtigkeiten, von denen nur wenige als gleichgültig oder harmlos gelten können. In anderen Fällen ist eine Verschärfung, in einigen geradezu eine Verkehrung des Sinnes in sein Gegenteil eingetreten. Wir stellen zunächst die fraglichen Texte nebeneinander, damit der Leser sich selbst ein Urteil bilden könne.

Treitschke, Politik.	McCabe.
I 41 ein zolllanges Schiff	72 a ship which is only a foot long
II 135 mein lieber Lehrer Dahlmann	118 my good friend Dahlmann
I 218 wir sind viel zu schüchtern, wenn wir nicht auszusprechen wagen.	97 we are greatly to be pitied, when we dare not say . . .
I 43 Daher das unzweifelhaft Lächerliche, das im Wesen eines kleinen Staates liegt.	75 Hence the obvious absurdity, which we find in the character of a small State.
I 42 Legen wir den Maßstab der Autarkie an . . .	74 Applying the test of self-government.
II 404 Alles, was man früher darüber spottete, hat sich als Täuschung erwiesen.	172 All the raillery that was once directed against it has proved foolish.
I 74 Was ist das für eine Verkehrung der Sittlichkeit, wenn man aus der Menschheit streichen will das Heldentum!	151 What a moral perversity is it to wish to strike militarism out of the heart of man!
I 86 wir wollen das noch schwerere Rätsel lösen, wie ein reiches Volk sich die sittlichen Güter der Armee und des Kriegsdienstes erhalten kann.	94 . . . how a we wealthy people may secure for itself the moral advantages of an army and of war.
I 96 Die wahrhaft großen Staatsmänner haben sich immer ausgezeichnet durch eine mächtige Offenheit.	194 Really great statesmen have always been distinguished by candour.
I 38 Wenn wir die Torheit begingen, die elsässische Sache als offene Frage zu behandeln und einem Schiedsrichter zu überlassen, wer will im Ernste glauben, daß der unparteiisch sein könnte?	179 When we find people putting forward the stupid proposal to treat the question of Alsace as an open question, and submit it to arbitration, we cannot seriously regard this as a non-party proposal.
I 136 . . und man sich darauf verlassen kann, daß der Beamte seine Schuldigkeit tun wird	127 . . and on can rely on the punishment being carried out
I 102 Der Historiker kann (bei Beurteilung von Vertragspflichten) nicht mit einem bloß formellen Maßstab auskommen.	203 the historian cannot use any rigid standard in this respect.

I 42 Die ganze Entwicklung unserer Staatengesellschaft geht also unverkennbar darauf aus, die Staaten zweiten Ranges zurückzudrängen.

74 The whole development of our States tends very clearly to the extermination of all the States, which are of only secondary rank.

I 41 Darum haben die kleinen Staaten Mitteleuropas sich nicht halten können.

73 the small States of central Europe cannot possibly last.

II 134 Das sind durchaus eigentümliche Zustände (Englands), welche man nicht übertragen kann. Dazu kommen persönliche Verhältnisse, die mit wunderbarer Stetigkeit sich fortgeerbt haben.

116. That is a peculiar and intolerable state of things, and it is made worse by personal features of the English Kings, which have been inherited with remarkable fidelity.

I 181 Als ein Korrektiv dieses unvernünftigen allgemeinen Stimmrechts hat man nun eingeführt . . .

128 In connection with the spread of this irrational claim for a wider franchise, there has been introduced . . .

I 224 Das Moralische und das rein Ästhetische tritt an die zweite Stelle. Man soll es darum aber nicht unterschätzen.

133 The moral and æsthetic points of view are of secondary importance, and must not be exaggerated.*)

I 91 Nicht daß er (Machiavell) gegen die Mittel der Macht völlig gleichgültig ist, widert uns an, sondern daß sich alles darum dreht, wie man die höchste Macht erwirbt und bewahrt.

190 What repels us is not that he is entirely indifferent to the nature of the means which power uses, but that he pays so little attention to the question how the supreme power is attained and used.*)

I 98 Es muß ein Denkfehler sein, wenn man von Kollisionen zwischen Moral und Politik schlechthin spricht.

196 . . and there can be no collision whatever between the two.

I 126 Selbst wenn ein höher kultiviertes Volk plötzlich unterworfen wird von Barbaren oder Halbbarbaren, tritt durch eine List der Idee, wie Hegel sagt, derselbe Erfolg ein. Denn es ist die Regel in solchen Fällen, daß die Sieger in kurzer Zeit Sitte und Sprache der Besiegten annehmen.

fehlt.

224 It is the normal procedure for the political conqueror to impose his own civilisation and ways upon the conquered.*)

Mindestens die zweite Hälfte der angeführten Stellen gestattet kaum noch einen Zweifel an der Böswilligkeit des Übersetzers. Offenbare Gemeinheit aber verrät die folgende Übertragung und Deutung:

II 361 Daß man um des Vaterlandes willen das natürliche Gefühl der Menschlichkeit überwinden soll, daß hier Menschen sich morden, die einander nie zuvor ein Leids getan haben, die sich vielleicht hochachten als ritterliche Feinde, das ist auf den ersten Blick das Abschreckende des Krieges, zugleich aber auch seine Größe. Nicht nur sein Leben soll der Mensch opfern, sondern auch natür-

162. It seems, at first, the most terrible feature of war that a man must, for his country's sake, crush his natural feelings of humanity; that men who have never done any harm to each other, and have perhaps even respected each other as chivalrous enemies, shall now proceed to murder each other; yet this is at the same time one of the glories of war. A man shall

*) Genau das Gegenteil von Treitschkes Text!

liche, tief berechtigte Empfindungen der Menschenseele, sein ganzes Ich soll er hingeben an eine große vaterländische Idee: das ist das sittlich Erhabene des Krieges.

sacrifice not only his life, but also the natural and deep-rooted feelings of the human soul—he shall give his whole personality—for a great patriotic idea: that is the moral grandeur of war.

Der Unterschied der beiden Texte scheint auf den ersten Blick geringfügig, und doch ist er es nicht. Indem der Übersetzer an der ersten Stelle aus der Einzahl die Mehrzahl macht, an der zweiten zu feelings den Artikel setzt, verändert er den Sinn bereits wesentlich. Treitschke spricht lediglich von dem natürlichen Gefühl, das sich im menschlichen Menschen gegen das Töten des Nebenmenschen empört und das tief berechtigt (nicht bloß tief eingewurzelt) ist, aber überwunden werden muß im Kriege für das Vaterland; er meint jenes Grauen, das so viele empfunden haben, wenn sie zum erstenmal ihre Waffe gegen einen Feind richten mußten, und das mancher Kämpfer nie überwunden hat. Mc Cabe macht daraus die natürlichen Gefühle der Menschlichkeit überhaupt, gleich als ob der Soldat, um seine Pflicht zu tun, zur Bestie werden müßte. Daß dies keine Silbenstecherei ist, sondern der Übersetzer den klaren Sinn der Worte Treitschkes absichtlich ruchlos gefälscht hat, beweist zur Evidenz die Deutung, die er dieser Stelle einige Seiten weiter gibt, und die Folgerung, die er dort (S. 176) daraus zieht: I have already quoted the passage in which he not only admits that the soldier must crush **every** feeling of humanity, but actually boasts that this is one of the moral victories of war. It was reserved for the military pupils and followers of Treitschke to translate these general principles into the particular directions which we have seen carried out in the last few months, auf deutsch: Ich habe schon die Stelle angeführt, wo er nicht nur zugibt, daß der Soldat jedes menschliche Gefühl ersticken muß, sondern geradezu dies als einen der sittlichen Triumphe des Krieges preist. Es war den militärischen Jüngern und Anhängern Treitschkes vorbehalten, diese allgemeinen Grundsätze in die besonderen Anweisungen umzusetzen, deren Ausführung wir in den letzten paar Monaten gesehen haben. —

Dieses eine Wort every fälscht die ganze Stelle und läßt Treitschke als ein sittliches Scheusal erscheinen, das für die von den Deutschen in Belgien begangenen Greuel, an deren Wirklichkeit Mc Cabe natürlich wie jeder waschechte Engländer glaubt oder doch zu glauben sich den Anschein gibt, indirekt verantwortlich ist. Man kann sich wirklich kaum eine abgefeimtere Büberei denken, als diese durch ein einziges Wort bewirkte literarische Giftmischerei. Wir wissen aber nun wenigstens, zu welch einer Sorte von Schriftstellern dieser edle und, wie wir sehen werden, von Tugendhaftigkeit und Sittenstrenge geradezu triefende Sohn Albions gehört.

Mc Cabes Buch zerfällt in sieben Kapitel: 1. Treitschkes Ideen und Einfluß (eine Lebensskizze mit eingestreuten, meist recht törichten Bemerkungen des

Verfassers). 2. Verherrlichung Deutschlands. 3. Verunglimpfung Englands. 4. Lobpreis des Kriegsgottes. 5. Reichsvergrößerung und Sittengesetz. 6. Die deutsche „Kultur". 7. Die Wirkung des Giftes.

Wir können sie nicht alle, geschweige denn alle in gleicher Ausführlichkeit hier durchsprechen, auch nicht alle einzelnen Irrtümer berichtigen, die sich allenthalben verstreut finden, noch endlich es unternehmen, die besonderen Ansichten des Verfassers, die alle Kennzeichen echt englischer Verständnislosigkeit für alles Nicht-Englische tragen, zu widerlegen.*) Wir wollen nur die Hauptpunkte der fünf mittleren Kapitel kritisch betrachten.

a) Daß eines davon über „Verunglimpfung Englands" handeln kann, sollte man nach der Lektüre der am Eingang dieses Aufsatzes erwähnten Studie nicht für möglich halten. Nicht als ob Treitschke nicht über England auch manches sehr scharfe Urteil gefällt hätte; aber mit absoluter Deutlichkeit erhellt aus Cornicelius' streng objektiver, quellenmäßiger Untersuchung, wie gründlich er sich immer aufs neue in englische Verhältnisse versenkte, wie ernst er um eine gerechte Würdigung englischer Volksart und Einrichtungen gerungen hat, wie widerwillig und ungern er tadelte und verurteilte. So warm und herzlich war bisweilen seine Anerkennung, daß man allerdings das Recht hat, von unverhohlener Bewunderung zu sprechen und McCabes Behauptung „He never writes with admiration, but the facts are too strong occasionally for his prejudice, and he does justice to a few of the features of English life" (S. 108) als unwahr zu bezeichnen. Und selbst wo Treitschke mit der Gegenwartspolitik Englands nicht zufrieden ist, erinnert er dies Volk und Land an die Größe seiner Geschichte mit Worten, wie sie wärmer auch ein Brite nicht hätte wählen können.**)

Erst das Verhalten Englands während des siebziger Krieges hat ihn zum ersten Male zu einem scharfen Angriff veranlaßt; aber auch später hat er, weit entfernt, irgendwann und -wo Gehässigkeit gegen England zu predigen, vielmehr der Herbeiführung eines freundschaftlichen Verständnisses zwischen beiden Völkern wiederholt das Wort geredet. Andererseits enthält die „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert", wie Cornicelius im einzelnen nachweist, eine große Reihe scharf abfälliger Urteile über die englische Politik des gleichen Zeitraums, die McCabe willkommenes Material hätten bieten können;

*) Am allerwenigsten denken wir daran, die frechen Verleumdungen unserer Kriegführung in Belgien (persistent war upon civilians, horrible outrages committed in the first month of the war by the German soldiers usw.) zu widerlegen. Dies ist längst von deutschen und neutralen Zeugen in absolut einwandfreier Weise geschehen. Aber es gehört zum System der englischen Preßmeute, über Wahrheiten, die ihr nicht passen, einfach zur Tagesordnung überzugehen.

**) Ich meine jene von Cornicelius a. a. O. Sp. 83 angegebene Stelle: „Wir meinten, die großen Erinnerungen einer glorreichen Geschichte, die Weisheit eines staatskundigen Adels, der Rechtssinn eines freien Volkes würden einen Damm bilden" usw.

denn zweifellos ist Treitschkes Ansicht über England allmählich immer ungünstiger geworden. Dieses Material hat sich der Brite vollständig entgehen lassen, sei es aus Oberflächlichkeit, sei es, weil die Anklagen des deutschen Historikers allzu gut begründet sind. Wieder benutzt er einzig und allein die „Politik", um zu beweisen, daß Treitschke England verunglimpft habe. Dabei ist er unwissend oder gewissenlos genug, dem unentwegten Vorkämpfer des konstitutionellen (anfangs sogar des parlamentarischen) Königtums glühende Verehrung für die absolute Monarchie anzudichten, weil dies die preußische Staatsform sei.*) Man brauchte einen Schriftsteller, der solchen Unsinn vorträgt, nicht ernst zu nehmen, wüßte man nicht, daß er in England, wo man von Deutschlands Verfassung die tollsten Vorstellungen hat, sicher ernst genommen wird. Die lange Stelle aus der „Politik" (II 132—136), die er zitiert, widerlegt ihn bereits, denn schon aus ihr geht hervor, daß Treitschke nur die parlamentarische Regierungsform Englands mit ihrem Scheinkönigtum verwirft, die deutsche Art des Konstitutionalismus aber sehr wohl zu schätzen weiß. Was er darin vom englischen Königtum sagt, ist nicht vollständig irrtumsfrei, aber weder absolutely ridiculous noch entirely misrepresented, sondern in den Grundzügen durchaus korrekt. McCabe hat die Dreistigkeit zu behaupten, Treitschke übertrage in unzulässiger Weise ältere Zustände auf die Gegenwart (S. 122); in Wirklichkeit spricht er an der betreffenden Stelle (II 137) vom achtzehnten Jahrhundert — schon die Anwendung des Imperfekts: ernannte, saßen, hatte usw., widerlegt jene britische Verdrehung — und schildert er im folgenden die seit 1832 eingetretene Umbildung des Unterhauses zu einer wirklichen Volksvertretung. McCabes Verfahren charakterisiert sich also als eine klare Fälschung. In dem ganzen Passus betont Treitschke übrigens immer nur die Unübertragbarkeit der englischen Verhältnisse und ihre Ungeeignetheit für Deutschland, es fällt ihm gar nicht ein, sie als an und für sich minderwertig hinzustellen; sagt er doch sogar von der englischen Verfassung des achtzehnten Jahrhunderts, es sei in der Tat eine bewunderungswürdige Staatsbildung gewesen. McCabe aber nennt seine Ausführungen this defence of the Prussian system of autocracy (S. 127). Er zitiert dann eine lange Stelle, in der sich Treitschke gegen die geheime Stimmabgabe wendet, als „ein Beispiel für die Art, in der in Berlin deutsche Studenten in die Grundzüge englischen Lebens eingeführt wurden". In Wahrheit hat die ganze Polemik Treitschkes gar keine Beziehung auf England, das darin weder direkt noch indirekt erwähnt wird, sondern er wendet sich gegen eine auch bei uns in Deutschland bestehende Einrichtung, die er mißbilligte.

Es ist spaßhaft zu sehen, wie dem Pamphletisten gegen Schluß des Kapitels

*) Absolute monarchy is to him the perfect form of State, because absolute monarchy is the Prussian form (S. 111). — England being a constitutional monarchy, and therefore opposed to his own ideal. (S. 113.)

selber die Einsicht aufgeht, wie ungeheuer lächerlich er sich damit macht, auf diese vor vierzig Jahren gehaltenen Universitätsvorlesungen den englandfeindlichen Geist des heutigen Deutschland zurückführen zu wollen, da doch in jüngeren Jahren so viel andere Anlässe zur Erzeugung antibritischer Gefühle in Deutschland vorhanden gewesen seien.*) In der Tat: man braucht nur die vergiftende Tätigkeit der Northcliffe-Presse und die unverschämten Reden englischer Lords of the Admiralty zu kennen, um zu verstehen, wessen man sich in Deutschland seit langem von Albion versah, und wie man gefühlsmäßig darauf reagierte. Die nur einem relativ kleinen Kreise von Gebildeten näher bekannten Vorlesungen Treitschkes haben dazu nicht das Mindeste beigetragen.

b) Der Abschnitt „Verherrlichung Deutschlands" beginnt mit folgenden Sätzen: „Das Hauptgefühl des deutschen Volkes . . . ist die übertriebene Meinung, die sie von der Stellung und Mission ihres Landes haben. Nichts ist vielleicht abstoßender in der deutschen Presse unserer Tage als der Anspruch, Gott wache mit besonderer Gunst über ihrem gewissenlosen Unternehmen und der brutalen Art seiner Durchführung. Beständig lesen wir von ihrer Überzeugung, daß die Besiegung eines anderen Landes nur eine peinliche Notwendigkeit bedeute in der Erfüllung ihres Berufs, dasselbe zu höherer Zivilisation emporzuheben. Zweifellos sind viele Deutsche von diesen Dingen ehrlich überzeugt. Die exzentrischen Äußerungen des Kaisers sind bis zu einem gewissen Grade vorweggenommen worden von gelehrten Professoren deutscher Universitäten, und es ist vielleicht eines der überraschendsten Ergebnisse des Studiums von Treitschkes Werken, zu sehen, daß er die stupide, mittelalterliche Idee, Gott leite durch den Kaiser das deutsche Heer und Volk, völlig geteilt hat."

Von exzentrischen Äußerungen des Kaisers ist uns nichts bekannt. Richtig ist an alledem nur, daß sowohl in der Tagespresse, wie in einer Reihe von Aufsätzen und Flugschriften, von denen einige von namhaften Gelehrten herrührten, die in einer so großen Zeit selbstverständlichen und durchaus berechtigten Gefühle des nationalen Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens, das Bewußtsein, der Welt ideale und praktische Güter von hohem Werte bieten zu können, und die Zuversicht auf den Triumph der eigenen Sache mit einer gewissen Überschwenglichkeit und in einer für die anderen Völker nicht immer schmeichelhaften Form zum Ausdruck gekommen sind. Mit Zitaten wie dem Geibelschen „Und es mag am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen", dem Fichteschen „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend", dem Schillerschen „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, aber der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit" ist einigermaßen willkürlich und miß-

*) We must, however, seriously consider how this persistent habit of belittling the English people has had a share in creating the anti-British temper in Germany. I would not overestimate Treitschke's influence in this regard. There have been so many incentives to anti-British feeling in recent years in Germany, that one need not go back to lectures delivered in a university forty years ago. Das stimmt!

bräuchlich umgesprungen worden, und die Versuche nachzuweisen, daß alles Gute und Große in der Geschichte der letzten zweitausend Jahre von Germanen im allgemeinen und von Deutschen im besonderen herrühre, entbehren zum Teil nicht eines etwas grotesken Beigeschmacks. Aber alle diese Dinge erklären sich ohne Schwierigkeit aus der natürlichen Erregtheit eines Volkes, das fest davon überzeugt ist, das Opfer einer internationalen Verschwörung gegen sein staatliches Dasein geworden zu sein. Noch viel überschwenglichere Selbstverherrlichungen sind bei den Franzosen gang und gäbe, und selbst die russische Literatur (Dostojewski u. a.) hallt von ihnen wider; ja sogar Herrn McCabe entschlüpft das Geständnis, es sei dies eine bei Nationen in noch junger Machtstellung gewöhnliche Erscheinung, und man brauche nur ein paar Seiten in der englischen Geschichte zurückzublättern, und man werde genau die nämliche Sprache im Munde von Engländern finden.*) Wozu also der Lärm? Um Treitschke als intellektuellen Urheber dieser läßlichen Sünde anzuklagen. Und gerade dies gelingt dem Pamphletisten nicht. Der größte Teil seiner Ausführungen handelt von Treitschkes Überschätzung der Macht und der räumlichen Größe eines Staates, sodann von seiner Verherrlichung Luthers und der Reformation, die er als speziell germanische Geistestat hinstelle: aber eine irgendwie maßlose Lobpreisung des eigenen Volkes weiß McCabe doch nirgends anzuführen, geschweige denn irgendeine Rechtfertigung so kühner Behauptungen, wie, er betrachte die Deutschen als das auserwählte Volk Gottes und träume von einer beständigen Ausdehnung des deutschen Staatsgebiets. Gerade so wie auch die überschwenglichsten Patrioten unserer Tage den einen Gedanken einer deutschen Weltherrschaft nie verfochten, sondern stets abgelehnt haben, übereinstimmend mit jenem schönen Worte des Kaisers, daß und warum er niemals nach einer öden Weltherrschaft streben wolle (Bremen 1905), so hat auch Treitschke in einer von McCabe zitierten Stelle den Gedanken eines Weltreichs für „hassenswert" erklärt und sich ausdrücklich zu dem Glauben bekannt, daß die Vielheit der so verschiedenartig begabten Völker im Plane der Vorsehung liege und jedes seinen besonderen Beitrag zur Weltkultur beizusteuern habe. Die gehässige Böswilligkeit des Anklägers erkennt man recht deutlich daran, daß er gerade diese Stelle zur Begründung seiner Anklage benutzt, denn es geht ja aus ihr hervor, daß auch das deutsche Volk (ebenso wie jedes andere) seine ihm eigentümlichen Vorzüge und Aufgaben besitzt, und das ist natürlich eine frevelhafte Anmaßung.

Was sonst noch in dem Kapitel steht, gehört eigentlich nicht zur Sache. Treitschke hat einmal die Hoffnung geäußert, daß sich die alte Seegewalt des

*) Older nations like England, long accustomed to a similar prosperity, have ceased to use the bombastic language which it at first inspires. When we smile at the language of German writers, we have only to turn back a few pages in English history to find precisely similar language used by Englishmen (S. 92).

deutschen Volkes erneuern möge — eine unverzeihliche Sünde in den Augen eines Engländers, denn die Alleinherrschaft auf dem Meere ist das gottgewollte Vorrecht des Briten. Er hat ferner beklagt, daß die Mündung des deutschen Rheins unter fremder Herrschaft steht, und es für notwendig erklärt, mit Holland eine zwar nicht politische, aber wirtschaftliche Vereinigung herzustellen. Jedem Unbefangenen wird dies einleuchten; für McCabe genügt es als Beweis, daß wir bei nächster Gelegenheit Hollands Selbständigkeit vernichten wollen. Doch es lohnt nicht, bei diesen armseligen Argumenten zu verweilen. Treitschke hat an sein Volk geglaubt, obschon er ihm seine Sünden mit nachsichtsloser Strenge vorgehalten hat. Einer geschmacklosen, einseitigen Vergötterung des Deutschtums hat er sich nie schuldig gemacht. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur McCabes zweites Kapitel zu lesen.

c) Das längste von allen Kapiteln des Buchs ist das vierte: The praises of the war-god. Es besteht trotz seiner Länge zum allergrößten Teile aus Zitaten. Der Ankläger hatte hier leichtes Spiel, denn Treitschke hat wirklich mit Leidenschaft die politische und sittliche Berechtigung des Krieges verfochten, da er es für unmöglich hielt, daß ein souveräner Staat, der diesen Namen verdiente, je auf dieses letzte Mittel, seinen Willen durchzusetzen, verzichten könne, und da er von einem Zustande verbürgten, ewigen Friedens eine Verkümmerung aller männlichen, heldischen Charaktereigenschaften befürchtete — eine Besorgnis, die man in einem Zeitalter unheimlich wachsender Genußsucht und beständiger Fortschritte des Feminismus nicht wird als unbegründet bezeichnen können. Im übrigen wollen wir uns auf eine Diskussion der Sachfrage nicht einlassen, da dies einen besonderen Aufsatz erfordern würde, sondern nur die Tatsachen betonen, die Herrn McCabe entgangen sind: 1. Die Erfahrung der Geschichte spricht für Treitschke. Nie hat ein Staat von einiger Bedeutung auf die militärische Rüstung und das Recht der Kriegführung verzichtet. Mag für Europas gepanzerten Frieden das schreckliche Beispiel Preußens verantwortlich sein (was natürlich Unsinn ist, denn zwischen 1815 und 1864 hat Preußen keinen einzigen Krieg geführt, während das übrige Europa ständig vom Getöse der Waffen widerhallte) — sollte auch der schnöde Angriff des von pazifistischen Phrasen triefenden Amerika auf Spanien, der Rivalitätskampf Rußlands mit Japan, der räuberische Überfall Italiens auf Tripolis, der erste und zweite Balkankrieg indirekt auf Preußen — Deutschlands Schuldkonto kommen? Englische Rabulistik brächte vielleicht den Beweis dafür zustande. 2. Waffendienst und Kriegslust sind grundverschiedene Dinge, die nicht notwendig im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen. Die Kanonen gehen nicht von selber los, damit doch die ganze glänzende Vorbereitung nicht umsonst sei. Was die Kriege in Wahrheit entfesselt, ist Eroberungssucht auf der einen, Mißtrauen auf der anderen Seite. Ein Volk, bei dem die allgemeine Dienstpflicht wirklich durchgeführt ist, setzt viel zu viel aufs Spiel, um kriegslüstern zu sein. Wir sind überzeugt, daß auch das französische Volk in seiner Masse es so wenig war wie

das unsrige, und daß nur jene plutokratische Klique von Berufspolitikern, die, dem Namen Demokratie zum Hohne, die Republik regiert, für den Kriegsausbruch verantwortlich ist; daneben als ihr Verbündeter das jedes, aber auch jedes Grundes entbehrende, aber — auch in England — weitverbreitete Mißtrauen, Deutschland suche nach einer Gelegenheit, um über Frankreich herzufallen und es zu vernichten; wozu eigentlich? hat noch nie jemand sich die Mühe genommen begreiflich zu machen. H. Treitschke mag noch so fanatisch Waffendienst und Kriegsnotwendigkeit verteidigt haben, das deutsche Reich hat trotzdem 43 Jahre lang Frieden gehalten; es hat seine Waffenrüstung, was immer die Verleumder sagen mögen, stets in demselben Maßstab zur Bevölkerungszahl (1 Prozent) erhalten und ist erst mit der allerletzten Erhöhung von 1913 ein wenig darüber hinausgegangen, und es hat seine militärischen Ausgaben relativ niedriger gehalten als diejenigen seiner Gegner unter den Großmächten, die sich nicht genug tun können in Anklagen des deutschen Militarismus; denn diese Ausgaben betrugen bei uns auf den Kopf der Bevölkerung nur 21,86 Mark, in England 33,05 Mark, in Frankreich 29,67 Mark, (in Rußland 11,10 Mark). Wo ist der Militarismus? Und wo ist der verhängnisvolle Einfluß von Treitschkes Lehre? Daß aber das deutsche Volk bei Kriegsausbruch mit einem beispiellosen Enthusiasmus emporflammte, das erklärt sich wahrlich nicht aus den vor 20 Jahren zuletzt vorgetragenen Anschauungen eines Berliner Professors, so wenig wie aus dem Buche des Generals Bernhardi, das es nicht einmal zu einer 2. Auflage gebracht hatte, sondern ganz ausschließlich aus der festen Überzeugung, daß eine seit einem Jahrzehnt vorbereitete, gehässige Verschwörung zur Vernichtung Deutschlands zum Ausbruch gekommen sei, und daß dieser teuflische Plan nicht gelingen dürfe.

d) Während Russen und Franzosen mit völlig klaren, unzweideutigen Eroberungsabsichten, zu denen sie sich von vornherein offen bekannten, den Krieg begonnen und die Zerstückelung Deutschlands als ihr Kriegsziel bezeichnet haben, lag der Gedanke, wir Deutsche könnten Grenzgebiete annektieren, uns dermaßen fern, daß man noch lange nach der Besetzung Belgiens und den ersten großen Erfolgen im Osten oft genug die Angliederung der besetzten Gebiete wegen der Fremdstämmigkeit ihrer Bevölkerungen als unmöglich bezeichnen hörte. Treitschke hat einmal die Hoffnung geäußert, es möchte wenigstens Holland einst wieder zum alten Vaterland zurückkehren: aber selbst nicht für dieses Land, geschweige denn für Belgien, Dänemark, die Schweiz hat er eine gewaltsame Vereinigung im Auge gehabt, obschon es seinem britischen Verleumder beliebt, ihm dies anzudichten. Es wird schwerlich in Deutschland einen einzigen Menschen geben, Treitschkekenner oder nicht, der vor dem Krieg an eine Annexion Belgiens gedacht hätte oder der heute daran dächte, den anderen genannten Ländern den geringsten Teil ihres Gebietes zu entreißen.

Dagegen haben wir immer geglaubt, daß unsere Kolonien eine Erweiterung vertragen können und erfahren müssen, und man sollte meinen, daß dies nicht

unbescheiden sei in einer Zeit, wo Frankreich das marokkanische Riesenreich einsteckte, England, nachdem es kaum die ruchlos vernichteten Burenstaaten verdaut hat, in Vorderasien die phantastischsten Expansionspläne betreibt und im Einvernehmen mit Rußland das unabhängige Persien in „Einflußsphären" zerlegt — und all dies, obschon jene Staaten schon weltumspannende Kolonialreiche besitzen, neben denen sich unsere Besitzungen zwergenhaft genug ausnehmen. McCabe zitiert sechs Seiten, um zu beweisen, daß schon Treitschke jene in den Augen eines echten Briten ganz frevelhaften Bestrebungen geteilt und verfochten hat. Wir wissen es und rechnen es ihm zur Ehre an.

Der weitaus längste Teil des betreffenden Kapitels handelt aber nicht von Imperial expansion, sondern von moral law. Denn es gehört ja zum System der britischen Weltbearbeitung, gehüllt in den Mantel fleckenloser Tugendhaftigkeit den Abscheu der zivilisierten Welt gegen Deutschlands absolut moralinfreie Politik und Kriegführung zu erregen und für die letztere einen geistigen Urheber ausfindig zu machen.

Das dafür geeignete Objekt heißt im allgemeinen Nietzsche; in unserem Buch muß es aber natürlich Treitschke sein, und auch das läßt sich beweisen. Wenn man die Anklageredensarten vorher gelesen hätte, müßte man Entsetzliches erwarten. Was finden wir? Treischke verteidigt das Recht einer besonderen, von der Individualmoral verschiedenen, der Natur des Staates angemessenen Sittlichkeit — eine Frage, die gewiß diskutabel ist, bei der er aber, soviel ist ganz sicher, jedenfalls die Praxis aller Zeiten und Völker, ganz besonders des englischen Volks, für sich hat. Er legt ferner eine Lanze für Machiavelli ein, indem er ihn, ganz wie Ranke und H. Baumgarten, historisch zu verstehen sucht, und erregt dadurch das Entsetzen (amazement) des erschröcklich tugendhaften Herrn McCabe, dessen Landsleuten bekanntlich aller Machiavellismus jederzeit ein Greuel war — in der Theorie! Ausgehend von seinem Kernsatze, daß der Staat Macht sei — den übrigens in dieser Ausschließlichkeit kein namhafter Staatsrechtslehrer vertritt — entschuldigt er Gewaltsamkeiten gegenüber wilden Völkern, wie sie die Engländer gegenüber aufständischen Hindus anwandten — die allerdings kein wildes Volk sind; aber die gemütvollen Erfinder der Dumdumkugeln, der Konzentrationslager und des Aushungerungskrieges brauchen das ja nicht so genau zu nehmen. Wir werden schwerlich Treitschkes Ansicht hier billigen; McCabe findet in ihr „das Evangelium, auf dem die brutale Kriegführung von 1914 beruht". Treitschke verbreitet sich endlich darüber, daß Verträge immer mit dem Vorbehalt rebus sic stantibus geschlossen werden, und daß es im Belieben jedes souveränen Staates steht, von ihnen — natürlich in rechtmäßiger Form — zurückzutreten, wenn sie seinem Interesse nicht mehr entsprechen. Es gehört wirklich die ganze Dreistigkeit eines true-born Englishman dazu, um diese selbstverständlichen Sätze, die sowohl von der Praxis der Politik wie von der wissenschaftlichen Theorie aller Völker bestätigt werden, als Verleugnung jeglicher Sittlichkeit und

Urquell jener scrap-of-paper-Theorie zu brandmarken, die seit August 1914 in der Welt als offizielle Lehre des verträgezerreißenden Deutschland gilt. Es widerstrebt einem seit langem, den schon fast verbrauchten Vorwurf der Heuchelei auf Engländer anzuwenden; aber ist dies, zusammen mit der ganzen Greuellitanei und dem abgestandenen Schwindel über the cynical violation of the treaty which guaranteed the neutrality of Belgium, nicht Heuchelei in ihrer widerwärtigsten Form?

Nach alledem dürfte es sich erübrigen, noch auf die Auslassungen über „deutsche Kultur" einzugehen. Sie stehen auf derselben Höhe wie das übrige.

So also stellt man jetzt Heinrich von Treitschke dem britischen Leser dar; dieses Zerrbild von ihm wird in der Welt verbreitet. Denn ein Zerrbild bleibt es, wenn auch der kritische Leser, sogar wenn er nur den fehlerhaften englischen Text McCabes vor Augen hat, in Treitschkes eigenen Worten seine Rechtfertigung und die Widerlegung des gehässigen Anklägers finden kann. Kritisch stehen auch wir dem feurigen Kämpfer gegenüber, und nicht weniges betrachten wir heute mit anderem Urteil als er. Aber das soll uns nicht hindern, ihn um so mehr zu lieben, je mehr ihn das Ausland verunglimpft, und uns zu ihm zu bekennen, gleichwie er sich mit unerschütterlicher Treue stets zu seinem Volk bekannt hat.

Das Judentum auf dem Wiener Kongreß

Von Professor Dr. Willi Müller

Es geschah im Herbste 1814, daß die Fürsten unseres Erdteils mit allem Zubehör in der alten Kaiserstadt an der Donau zusammenkamen, um die durch die napoleonischen Wirren aus den Fugen gegangene Welt wieder zusammenzuleimen: Europa war in Wien. Offizielle und offiziöse Diners fanden täglich statt, und an Konzerten, Maskenbällen, Karussells oder Jagdpartien war so wenig Mangel wie an Revuen, Paraden und sonstigen militärischen Schaustellungen; auf 30 Millionen Gulden werden von kompetenter Seite die Kosten geschätzt, die dem Wiener Hofe seine Gastfreundschaft verursachte, eine Summe, mit der die Vergnügungen der kaiserlichen und königlichen Herren wie die geistvollen Bemerkungen des Fürsten von Ligne ja allerdings teuer genug bezahlt wurden. Bald begann aber auch die vornehme Wiener Gesellschaft sich gastlich zu erweisen, und ihr schlossen sich die bedeutendsten Finanzleute — meist jüdischer Abstammung — an; mancher der erlauchten Gäste mag die Vermittlung dieser

Geldmänner in schwierigen Lagen in Anspruch genommen haben und dachte wie der in Wien ebenfalls anwesende Herzog Emerich Joseph v. Dalberg, dessen Rezept — er war erprobter Lebenskünstler — lautete, neben den Weibern, die zum Amüsieren da seien, und den Schriftstellern, denen der Mensch seine Reputation verdanke, müsse man vor allem auch die Freundschaft der Bankiers kultivieren, um im gegebenen Falle des nötigen Mammons nicht zu ermangeln. So war die gesellschaftliche Stellung der Finanzaristokratie sicher fundiert, und fördernd wirkten noch die argen Geldnöte des österreichischen Staates mit, die den großen jüdischen Bankfirmen ermöglichten, als Retter aufzutreten, und ihren Inhabern Zutritt zu den vornehmen Kreisen des großen diplomatischen Sanhedrin verschafften. Ja, die Haute Finance zeigte bald das Bestreben, es in der Sorge für die Unterhaltung der Kongreßgäste selbst dem Hofe gleich zu tun, und man fand mal wieder Gelegenheit zu erkennen, welch gewaltige Macht das Geld ist; denn unter den ungezählten Festen, durch die man die Fremdlinge ehrte, gehörten — und das will wirklich etwas sagen, wo jeder neue Tag auch neue Wunder dieser Art brachte — diejenigen der Geldaristokratie zu den glänzendsten. Der Zusammenfluß so vieler Begüterter ließ durch die Kassen der großen Bankhäuser ungeheure Summen gehen, von denen ein beträchtlicher Teil den Chefs verblieb; und wenn die erste Gesellschaft den exklusiven hohen Adel umfaßte — in der sogenannten zweiten gab die hohe Finanz den Ton an; natürlich sehr zum Mißbehagen gewisser reaktionärer Kreise, in denen das Schlagwort zirkulierte — es soll vom Grafen Münster stammen —: „Das ist der Hauptkampf unserer Zeit, die Antichambre will durchaus in den Salon". Aber diese Antichambre, soweit sie sich aus den jüdischen Finanzbaronen zusammensetzte, verstand es — das mußte man ihr lassen —, ihren unerhörten Luxus durch die Liebenswürdigkeit des Empfanges noch zu übertreffen, und die Geselligkeit, die sie übte, glich dem Schlüssel zu einem Schatzhause, aus dem man bereichert weiterzog, denn im Wiener Judentum lag neben dem vielen Geld auch viel Intelligenz aufgestapelt.

Mehrere Berliner Jüdinnen befruchteten dort zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die geistigen Kreise; so die einer reichen Kaufmannsfamilie entstammende Marianne Meyer, eine Erscheinung von blendender Schönheit wie von fesselnder Koketterie, geistreich und witzig — Goethe spricht von ihren zarten Lippen und ihrer spitzen Zunge —, die einen Fürsten Reuß heiratete und nach dessen Tode unter dem Namen einer Frau v. Eybenberg, den sie nach einem Reußischen Rittersitze annahm, in der Hauptstadt Österreichs lebte und den Berliner Goethe-Kultus dahin verpflanzen half; in ihre umfangreiche Korrespondenz mit dem Altmeister der Dichtkunst läßt A. Sauers treffliches Buch „Goethe und Österreich" einen interessanten Blick tun. Dann eröffnete Rahel Levin, die mittlerweile Rahel Varnhagen geworden war, zur Kongreßzeit in Wien wieder einen Salon, eine Art Fortsetzung ihres alten

Berliner Kreises, in dem sie den Gästen, darunter dem Prinzen Louis Ferdinand, des geistvollen Königs genialem Neffen, Goethes Werke analysiert hatte; ihr neues Heim, ein bureau d'ésprit, in dem man mehr Gewicht auf Geist und Gemüt als auf die Entfaltung kostspieligen Prunkes legte, wurde bald zu einem Mittelpunkte anregenden Gedankenaustausches. Und auch der jüdische Arzt und Schriftsteller Dr. Koreff, der als Leibmedicus des Fürsten Hardenberg mit diesem nach Wien gekommen war und sich schnell eine praxis elegans gründete, spielte — um neben den Damen doch auch einen Herrn zu nennen — in den vornehmen Kreisen des Kongresses eine geistig anregende Rolle.

Eine andere Gruppe jüdischer Besucher der großen politischen Tagung waren Bittsteller, gekommen, die Interessen ihrer Glaubensgenossen wahrzunehmen; so ein Bankier Lämel, Vertreter der Prager Judenschaft, und Jakob Baruch, der Vater Ludwig Börnes, den die jüdischen Einwohner der Stadt Frankfurt am Main entsandt hatten, um den drohenden Verlust ihrer neuerworbenen bürgerlichen Rechte abzuwehren. Jüdischen Ursprungs war auch ein gewisser schon 1771 nach Wien verschlagener, aus dürftigen Verhältnissen stammender Epstein, der es bis zum Sekretär der böhmischen Hofkanzlei brachte, unter dem Namen v. Ankerberg geadelt wurde und zur Zeit des Kongresses durch Geist, Witz, mannigfache Kenntnisse, sein vortreffliches Schachspiel und eine berühmte Münzensammlung glänzte. Als Musikfreund aber und weit den Dilettantismus überragenden Tonkünstler lernen wir den ebenfalls einer jüdischen Familie entstammenden Joseph Hönig, Edlen v. Henikstein, einen Wiener Großkaufmann, kennen, der Mozarts Freund gewesen war und auch Beethoven förderte; er spielte meisterhaft die Mandoline wie das Violoncello, wirkte auch gern als Quartettspieler, und die musikalischen Abende in seinem Hause waren berühmt.

Das Hauptkontingent der bei den vornehmen Kreisen des Kongresses akkreditierten Juden stellten aber, wie oben angedeutet, die Bankiers. Unter ihnen finden wir den Wiener Großhändler Leopold Anton Ellan, der besonders zu dem Könige von Bayern gute Beziehungen hatte und später von diesem geadelt wurde, dann Leopold Herz, bei dem die beste Gesellschaft verkehrte, um sich an seinen auserlesenen Diners zu ergötzen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft speiste beispielsweise Wellington mit Lord Castlereagh, Lord Stewart, dem Fürsten Metternich und Talleyrand wie anderen hochgestellten Persönlichkeiten bei ihm zu Mittag. Vielleicht hatte Metternich den berühmten Briten eingeführt; nach dem Urteile weiter Kreise sollte der österreichische Staatsmann den Juden Herz protegieren, weil er ihm Geld schulde. Auch das Geymüllersche Haus, vertreten durch die beiden mit ihrem Neffen assoziierten Bankiers dieses Namens, spielte eine große Rolle; es besorgte während des Kongresses, um nur dieses eine anzuführen, die Geldgeschäfte Talleyrands. Als eine Leuchte der Gesellschaft glänzte zumal Frau Rosalie von Geymüller; diese war früher in der sehr begüterten gräflich Fries'schen Familie, deren Chef, Graf Moritz, aller-

dings bald darauf durch seine jüdische Maitresse Fanny Lombard ruiniert wurde, Gouvernante gewesen, hatte aber das Herz des Barons Henri Geymüller so in Flammen gesetzt, daß er sie heiratete. Die nicht nur schöne, sondern auch gefallsüchtige und recht galante Frau neigte, trotzdem sie einer völlig unbemittelten Sphäre entstammte, zu maßlosem Luxus, und ihre Ehe war denn auch nichts weniger als glücklich. Was Frau Rosalie dafür entschädigte, war die Musik; mit einer schönen und gut geschulten Stimme begabt, sang sie am 16. Oktober 1814 gelegentlich der Aufführung von Händels „Samson", der auch der Hof und ein großer Teil der Kongreßmitglieder beiwohnte, eine der Solopartien. Wenn sie sich freilich der Hoffnung hingab, in ihren Salons — der Versuch wurde schon vor Eröffnung des Kongresses gemacht — eine Annäherung zwischen dem hohen Adel und der besseren bürgerlichen Gesellschaft herbeizuführen, so täuschte sie sich über die Grenzen des Möglichen: in den „Erinnerungen" der Baronin Du Montet lesen wir eine außerordentlich scharfe von der Fürstin Kaunitz an der Gesellschaft, die sie bei Frau von Geymüller getroffen hatte, geübte Kritik. Ein anderes an derselben Stelle zu findendes Urteil, das die etwas weniger exklusive Gräfin Palffy über das in Frage stehende Fest abgab, lautete allerdings erheblich günstiger. Doch es blieb dabei: die Aristokratie der Geburt verhielt sich den anderen Kreisen — natürlich auch den gebildeten jüdischen — gegenüber nach wie vor ablehnend; törichterweise — denn sie wurde dadurch auch von denjenigen des Geistes getrennt: die „Prinzen aus Genieland" wohnten jenseit der absurden Demarkationslinie. Und dabei wies z. B. die Gräfin Sophie Zichy eine Physiognomie auf, als sei sie soeben irgend einem Ghetto entsprungen! Prinz Anton Radziwill, der den österreichischen Hochadel kannte, schildert ihn seiner Gemahlin in einem Briefe folgendermaßen: „Leichtsinn, Flachheit, Prunk, Stolz und wenig innerer Gehalt. Sie sind gutmütig, ja, aber nur untereinander."

Versuche jüdischer Millionäre, in der Sphäre des blauen Blutes festen Fuß zu fassen, sind übrigens, selbst wenn wir von aktuellen Erscheinungen absehen, auch nach den Tagen des Wiener Kongresses oft genug gemacht worden. Ich erinnere nur an den Frankfurter Amschel Maier Rothschild, der 1844 den Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren ersten Kaiser des neuen Deutschlands, als dieser in Homburg weilte, durch Vermittlung des Adjutanten Grafen Königsmarck — allerdings vergeblich — mit den Worten zu Tische zu laden versuchte: „Esse Sie bei mir, ich hab' alle vornehme Leut' und große Herren zu Tisch. Und das ist einmal so mein' Sach', sie müsse alle bei mir esse. Wenn der Herr Christus käm', er würd' auch bei mir esse!" Und man aß in der Tat bei allen Rothschilds gut; zehn Jahre nach dem Kongreß hatte der Chef der Pariser Linie den berühmten Koch M. Carême, den „fameux empoisonneur".

Als erstes der Wiener Bankhäuser figurierte während des Kongresses aber unbedingt die weltbekannte, infolge ihres soliden Geschäftsgebarens ausnehmend geachtete Firma „Arnstein u. Eskeles", die viel Verkehr zumal mit Italien

und der Levante unterhielt und auch an den Anleihen der österreichischen Regierung teilnahm; der diplomatische Charakter, den der Baron Nathan Adam von Arnstein als schwedischer Generalkonsul trug, war solchem Glanze natürlich noch besonders förderlich. Seine Gattin Franziska, von den Freunden des Hauses kurzweg „die Fanny" genannt, und ihre Schwester, Frau Cäcilie von Eskeles, waren Töchter des reichen Berliner Hofbankiers von Itzig. Franziska von Arnstein, geboren 1758, konnte zur Zeit des Kongresses natürlich nicht mehr als Schönheit gelten, war aber als junge Frau in hohem Grade liebreizend gewesen und in ihrer neuen österreichischen Heimat schnell weithin bekannt geworden durch ein Duell, das ihretwegen — ob völlig ohne ihre Schuld, steht dahin — zwischen einem Baron Weichs und dem Fürsten Karl Liechtenstein stattgefunden hatte mit dem Resultate, daß dieser tödlich verwundet wurde. Jedenfalls zählte sie, die man wohl mit Frau von Staël verglichen hat, in der uns beschäftigenden Periode zu den geistvollsten und interessantesten Frauen Wiens; Verstand, Bildung, Takt wie Herzensgüte — sie wird als ausnehmend mildtätig geschildert — zeichneten sie in hohem Grade aus, und der Salon der liebenswürdigen, lebensprühenden Dame wurde denn auch bald ein Sammelplatz der bedeutendsten Männer.

„Wohltätig, reizend, klug und ohne jene Mängel, die sonst als Gegengift der Schönheit Abbruch tun" — so schildert sie uns der Dichter Alxinger, und in der Tat brachte sie im Verein mit Cäcilie von Eskeles und ihrer Nichte, der klugen Berliner Jüdin Fräulein Marianne Saaling, viel geistige Anregung nach Wien. Lebhaft und impulsiv, wie sie war, wird Franziska von Arnstein in einem Polizeiberichte allerdings als „bavarde" bezeichnet; sie scheint eben ein echtes Berliner Kind und demnach „gut zu Fuß unter der Nase" gewesen zu sein. Ihre stark ausgeprägte preußische Gesinnung zeigte sie auch durch glühenden Franzosenhaß und die schrankenlose Gastfreundschaft, die sie ihren Landsleuten von der Spree erwies, soweit solche zum Kongreß gekommen waren; mittags wie abends sah sie Berliner gern an ihrer Tafel, und mit Stolz pflegte sie auch anderen Diplomaten gegenüber sehr energisch darauf hinzuweisen, daß Preußen seine Fehler durch wahre Wundertaten und unverkennbare Hingabe für Deutschlands Rettung getilgt habe. Sie gab sich überhaupt völlig als deutsch-nationale Frau.

Nicht zu leugnen ist freilich, daß die Geselligkeit bei Arnsteins einen leichten Anflug von Parvenütum aufwies; war der Salon der Frau Fanny doch der erste jüdische Wiens, in dem sich auch die beste Gesellschaft bewegte. Varnhagen von Ense, der in einer früheren Periode seiner Bekanntschaft mit Franziska — später modifizierte er sein Urteil erheblich — überhaupt nicht gerade sehr entzückt von ihr war, schrieb am 7. Januar 1810 aus der Donaustadt an Rahel Levin, bei Arnsteins werde die Vornehmheit nur durch jeden Abend ächzend fortgesetzte Anstrengung mühsam erhalten, und alles zittere, wenn eine Gräfin auf dem Sofa und eine Fürstin auf dem Stuhle sitze. Und gestützt wird

dieses Urteil durch einen Wiener Geheimpolizeibericht vom 10. Oktober 1814, in dem es heißt: „Frau von Arnstein tut sich viel zugute darauf, daß der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz dort Visit gemacht hat.“ Es zeigt sich hier, wie so oft, daß ein reichlich bemessenes Quantum Devotion gegen Höherstehende zu den Kinderkrankheiten gesellschaftlich aufstrebender Naturen gehört. Ja, auch in dem glühenden Wunsche der Ehrgeizigen, die Festlichkeiten des Hofes durch ausgesuchten Luxus zu übertrumpfen, lag vielleicht ein Zug, wie er Emporkömmlinge charakterisiert. Die glanzvolle gesellschaftliche Repräsentation war es allerdings, die das Haus Arnstein in allen Zirkeln des Kongresses berühmt machte, und man muß sagen, wie sich hier die Märchenpracht des Orients den staunenden Blicken enthüllte, so wurden die Gaben des Reichtums, durch Geschmack geläutert, dargeboten: überall Gold und Seide und Tausende von Kerzen, deren Licht hohe Spiegelwände zurückwarfen; wohin das Auge sah, auf den Treppen, in den Salons und in den Tanzsälen die seltensten, allen Klimaten entlehnten Blumen, die im reichsten Farbenglanze leuchteten und die hohen Räume mit ihren Düften erfüllten, und dazwischen Bäume, an denen, zum Genusse ladend, Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen hingen, sodaß man mitten im Winter in einen Lenz an der Riviera versetzt zu sein glaubte. Dem Volke draußen aber erschien das Arnsteinsche Palais wie ein verzaubertes Schloß; halb neugierig, halb ehrfurchtsvoll folgten die Blicke der Menge der nicht endenwollenden Reihe von Equipagen, die bei den Festlichkeiten vorfuhren, und Seufzer der Sehnsucht klangen zu den weit in die Nacht strahlenden Fenstern hinauf. Jeden Dienstag war bei Arnsteins Musik und Tanz. Ein Konzert, ausgeführt von den ersten Künstlern der Kaiserstadt, pflegte die Abendunterhaltung einzuleiten, und an dieses schloß sich ein Ball an, dem ein außerordentlich luxuriöses Abendessen folgte. Manchmal wurden auch lebende Bilder gestellt und mit solchem Erfolge, daß man allgemein der Ansicht war, Frau von Arnstein habe die Tableaux mouvants des kaiserlichen Hofes übertroffen. An solchen Abenden zählte das gastfreie Haus oft hundertundfünfzig und mehr Gäste, darunter Prinzen, Fürsten und Grafen wie sonstige Träger erster Namen; auch Lord Wellington wohnte am 15. Februar 1815 einer derartigen Vorführung bei. Kein Wunder, wenn im Arnsteinschen Heim alle vornehmen Fremden ein- und ausgingen, wenn es ein Sammelplatz der großen Welt, ein Zentrum des geselligen Verkehrs, ein Muster angenehmster Gastlichkeit und ein Vereinigungspunkt alles dessen war, was Namen und Rang aufweisen konnte. Gar mancher, der dort erschien, hatte seine Hand an den Speichen des Rades, dessen Drehungen den Gang der Weltgeschichte bestimmen. Selbst den Kardinal Consalvi sah man im Hause des Juden Arnstein; er war dorthin gelangt durch Vermittlung des päpstlichen Nuntius Severoli, dessen sich der hilfsbereite Hausherr in finanzieller Bedrängnis angenommen haben soll. Bei Arnsteins war eben ein Treffpunkt von Personen ganz verschiedener Lebensstellung und Geistesrichtung und daher eine Stätte anregenden Verkehrs; nicht was man war,

sondern wer man war, darauf kam es an; für Leib und Seele fanden die Gäste hier die reichste Labung, sie brachten Blüten und Früchte ihres Innenlebens, um andere dafür einzusammeln, und der Ton, der in diesen Räumen erklang, war gestimmt auf die Postulate feinster Geselligkeit. „Arnsteins scheinen mehr als sonst en vogue", schrieb Varnhagen daher am 12. Oktober 1814 an Rahel. Und als das Weihnachtsfest dieses Jahres herankam, erlebte das Haus einen neuen Triumph. In Wien kannte man eine Feier, wie sie in Norddeutschland Sitte ist, nicht; aber Frau Franziska hatte die alte, liebe Berliner Gewohnheit festgehalten und für den Heiligen Abend alle zum Kongreß anwesenden preußischen Kapazitäten geladen, von denen jeder unter dem brennenden Tannenbaume sein Geschenk erhielt. Es waren viele hohe preußische Beamte dort, selbst der Staatskanzler Fürst Hardenberg erschien.

Die Vorzüge der Frau von Arnstein gingen auf ihr einziges, 1780 geborenes Kind Henriette über, die 1802 den reichen Heinrich Pereira heiratete; dieser wurde dann von seinem Schwiegervater adoptiert und später unter dem Namen Pereira-Arnstein in den Freiherrenstand erhoben. „Jettchen" Pereira war so liebenswürdig wie geistreich und hatte auch literarische Interessen; in ihrem Salon boten Tanz, Musik und Vorlesen willkommene Abwechslung. Theodor Körner fand an ihr eine Gönnerin, und als dessen Eltern im August 1812 ihren Sohn in Wien besuchten, verkehrten sie viel bei Pereiras. Frau Henriette, eine begabte Schülerin Clementis und enthusiastische Verehrerin Haydns, spielte gern in dem Salon des aus Schillers Jugendgeschichte bekannten Klavierbauers und Musiklehrers Streicher, wo man sich ganz besonders für die Kompositionen des Prinzen Louis Ferdinand interessierte. Während der Kongreßtage wirkte sie hier Mitte November 1814 in einem Trio des fürstlichen Tondichters mit und spielte im März des folgenden Jahres an derselben Stelle unter großem Beifall mit einer anderen Dame ein Klavierkonzert zu vier Händen. Sie war eine rassige Frau von hervorragender, allerdings prononciert semitischer Schönheit; das Grassi'sche Gemälde, auf dem sie, gewissermaßen die Gastlichkeit darstellend, eine Schale mit Früchten darbietet, läßt sie als reizendes Wesen erscheinen. Dafür hielt sie jedenfalls auch der Fürst Moritz Dietrichstein, der Mäzen, Freund Beethovens und spätere Erzieher des einstigen „Königs von Rom", der auf einem Kongreßballe des Bankiers Johann Heinrich Geymüller einen Walzer mit ihr tanzte, bei dem sich die sonst so gewandte Frau in den Falten ihres Kleides verwickelte und mitsamt ihrem Kavalier einen bösen Fall tat, ein Ereignis, das längere Zeit in der vornehmen Gesellschaft lebhaft besprochen wurde. Bezeichnend für den geistigen Standpunkt der im übrigen völlig aufgeklärten Dame ist die Tatsache, daß in ihrem Hause die ihr befreundete Gräfin Engl mit all dem feierlichen Ernste, den eine so wichtige Handlung erfordert, die Karten zu schlagen pflegte.

Auch bei Arnsteins Schwager und Kompagnon, dem Freiherrn Bernhard von Eskeles, herrschte reger gesellschaftlicher Verkehr. Der Hausherr selbst war

ein rechtschaffener, überaus kluger, in Finanz- und Handelsfragen mit schärfster Einsicht begabter Geschäftsmann, der trotz politisch freier Denkungsart bei der Regierung in hohem Ansehen stand und für den finanziellen Berater des Kaisers Franz galt; ein reiches Leben war über ihn hinweggegangen, das er nach der ihm eigenen Art in sich verarbeitet hatte; er wurde mit Recht für ein etwas altväterisches Original angesehen, dessen Antlitz aber den Ausdruck froher Heiterkeit trug, die in Witz und Laune reichlich ausströmte. Für geistig Strebende, zumal Künstler, hatte er ein warmes Herz. Seine Gattin, zwei Jahre jünger als ihre Schwester Fanny, der sie an Lebhaftigkeit nachstand, vereinigte mit dem feinen Ton einer vornehmen Dame viel freundliches Wohlwollen, das auch dem Geringsten ihrer Gäste zugute kam. Sie war eine begabte Frau, der gegenüber selbst Wilhelm von Humboldt, einer der Vertreter Preußens auf dem Kongresse, sich wohl über die politische Lage ausließ, und daß es ihr an warmen Gemütsregungen nicht mangelte, beweist ein an Goethe gerichteter, aus ihrer Feder stammender Brief vom 11. November 1812, in dem sie den Tod ihrer Schwägerin, einer Frau von Flies, und denjenigen der Baronin Eybenberg beklagt. Auch das Haus Eskeles war wie das Arnsteinsche zur Kongreßzeit ein Sammelpunkt für alles, was Wien an Einheimischen und Fremden, Vornehmen und Geringen, vom mächtigen Fürsten bis zum armen Künstler Ausgezeichnetes besaß; vor allem vereinigte sein Salon häufig die Spitzen der Diplomatie. Wenn man bei Arnsteins mehr ein buntes Durcheinander fand, so trafen sich bei Eskeles hauptsächlich gewählte kleinere Zirkel; gab es pompöse Festlichkeiten, entschlüpfte der Hausherr, nachdem er die Pflichten der Repräsentation erfüllt hatte, gern in ein Hinterstübchen, um dort im Kreise alter Haus- und kluger Geschäftsfreunde den Abend bei Bier und Tabak zu beschließen. Goethe hatte die Familie Eskeles 1808 in Franzensbad kennen gelernt; er las ihnen aus seinen Gedichten vor, tafelte an ihrem Tische gut und freute sich der zwanglosen, durch Anekdoten und Witze gewürzten Unterhaltung. Der Reiz der vom Tag lebenden Gesellschaft verflatterte freilich mit dem Augenblick, und der dauernde Gewinn dieser Stunden war für den Geistesgewaltigen nicht groß. Doch blieb er, wie wir sahen, mit dem Eskeles'schen Kreise in Verbindung.

Mehr als hundert Jahre sind dahingegangen, seit der Kongreß tagte; aber wer sich das farbenprächtige Bild rekonstruieren will, wird in dem bunten Ensemble einen so bescheidenen wie wichtigen Faktor nicht übersehen dürfen: das Judentum.

Kriegsliteratur

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg

VI.

Die „achte Großmacht"

Zunächst möchten wir ganz kurz ein Buch erwähnen, das eigentlich mehr historischen Charakter trägt, das jedoch insofern hierher gehört, als es dartut, daß der größte Staatsmann und Feldherr zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, Napoleon der Erste, bereits die Wichtigkeit und den hohen Wert der Presse richtig erkannt und es meisterhaft verstanden hat, die Presse zu seinem Sprachrohr zu machen und durch sie auf die öffentliche Meinung in Frankreich und im Auslande einzuwirken. Es ist dies „Napoleon, England und die Presse (1800 bis 1803)" von Therese Ebbinghaus, das als 35. Band der „Historischen Bibliothek" im Verlage von R. Oldenbourg (München-Berlin) erschienen ist, und in dem die Verfasserin zeigt, daß die französische Presse „auch nach der Vernichtung ihrer Selbständigkeit auf aktive politische Mitarbeit nicht zu verzichten brauchte und in der Hand Napoleons eine Waffe wurde, die niemals rostete, und deren Schärfe mancher Gegner in heißen Gefechten zu fühlen bekam". —

Ein hervorragendes Buch über die öffentliche Meinung ist aus der Feder des Wiener Privatdozenten Dr. Wilhelm Bauer unter dem Titel: „Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen" im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen. Es ist dies um so erfreulicher, als seit Franz von Holtzendorffs „Wesen und Wert der öffentlichen Meinung" (1880) die Schrift Bauers die erste monographische Darstellung dieses interessanten Themas ist. Bauer wendet sich in diesem Buche, das er als einen „Versuch" bezeichnet, in erster Linie an den Historiker. Er versucht, den Begriff „öffentliche Meinung", der sowohl in der Gesellschaftswissenschaft, in der Psychologie, in der Geschichte, wie ganz besonders in der praktischen Politik eine bedeutende Rolle spielt, in seine Urbestandteile zu zerlegen, um auf diese Weise den Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die Äußerungen der öffentlichen Meinung als Erscheinungen des geschichtlichen Lebens richtig eingeschätzt werden können. Bei dieser Untersuchung war es notwendig, nicht nur die Hauptvertreter der publizistischen Literatur einer genauen kritischen Besprechung zu

würdigen, sondern die gesamte Literatur überhaupt, das Zeitungswesen und das politische Wirken hervorragender historischer Persönlichkeiten auf ihr Verhältnis zur öffentlichen Meinung hin zu prüfen. Nach einer kurzen Übersicht über die Geschichte des Begriffs der öffentlichen Meinung schildert der Verfasser die Stellung des einzelnen und der Masse zu dieser, sowie ihr Verhältnis zum Staat und zur Gesellschaft. Die Kapitel 4 bis 8 beschäftigen sich alsdann mit den Ausdrucksformen und Ausdrucksmitteln der öffentlichen Meinung, nämlich den mündlichen Ausdrucksmitteln, dem Ausdruck durch Schrift und Druck, durch die Zeitungen und schließlich durch die Tat.

Mögen auch die Bauerschen Untersuchungen das Thema in erster Linie vom Standpunkte der historischen Kritik beleuchten, so bieten sie doch für jeden, der mit der öffentlichen Meinung zu arbeiten hat, für den Historiker sowohl als auch für den Politiker viel Interessantes und mancherlei Anregung und können daher nur aufs wärmste empfohlen werden.

Im Anschluß hieran sei auch eine kleine Schrift desselben Verfassers: „Der Krieg und die öffentliche Meinung" genannt, die ebenfalls bei Mohr in Tübingen erschienen ist. Hier schildert Bauer, welche Stellung die öffentliche Meinung im Falle eines Krieges einnimmt. Die öffentliche Meinung bedarf, wie der Verfasser ausführt, schon im Frieden der Lenkung, „damit sie mit den tatsächlichen Verhältnissen im Einklange bleibt". In verschärftem Maße ist dies im Kriege notwendig, „wo jeder unbedachte Schritt zum Abgrund führen kann". Aus diesem Grunde muß in Kriegszeiten die unbeschränkte Freiheit, wie sie im Frieden mehr oder weniger in allen kultivierten Staaten besteht, eine Einschränkung erfahren, die hauptsächlich durch die Einrichtung der Zensur erfolgt, die „in solchen Zeiten . . . eine staatliche Lebensnotwendigkeit" ist, und der sich nicht einmal England, das Land der traditionellen Preßfreiheit, hat entziehen können. —

Man glaubte bisher in Deutschland vielfach, dem Einfluß der Presse nicht allzuviel Bedeutung beimessen zu dürfen, und erst der Krieg hat uns die Augen darüber geöffnet, in einem wie schweren Irrtum wir uns befanden. Eine Anzahl von Schriften hat es sich daher seit Kriegsausbruch zur Aufgabe gemacht, aufklärend zu wirken und Mittel und Wege zu zeigen, wie man diesen Fehler in Zukunft vermeiden kann.

In der im Verlage von S. Hirzel erscheinenden Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden" Heft 15 („Der internationale Nachrichtenverkehr und der Krieg") behandelt Dr. P. D. Fischer den internationalen Nachrichtenverkehr und die Einwirkungen, die der Krieg auf diesen ausübt. Mit Recht rechnet der Verfasser zu den wirksamsten Waffen, mit denen unsere Gegner uns bekämpfen, ihre Vorherrschaft auf dem Gebiet des internationalen Nachrichtenverkehrs. Sie hat uns von Ausbruch des Krieges an auf das tiefste geschädigt und wirkt trotz aller Versuche, diese Schäden abzuwehren oder einzuschränken, noch jetzt in hohem Maße sowohl auf die Krieg-

führenden wie auch leider besonders auf die Neutralen ein. Die durch England bewirkte Isolierung Deutschlands haben unsere Gegner voll auszunutzen gewußt und durch ihr seit Jahren mit großen Mitteln ausgebautes Kabelnetz die Welt mit ihren Lügennachrichten über Deutschlands Niederlagen und inneren Schwierigkeiten, über deutsche Greueltaten und Verbrechen verpestet. Es ist, wie auch Fischer hervorhebt, nicht zu verwundern, daß die neutralen Länder, die zu Beginn des Krieges wochenlang, ja Monate hindurch nur auf diese Lügennachrichten angewiesen waren, diese schließlich für richtig hielten und den spärlich und sehr viel später eintreffenden deutschen Nachrichten von vornherein kein Gehör noch Glauben schenkten. Welch Schaden uns dadurch entstanden ist und vielleicht noch entstehen wird, ist kaum abzumessen, denn es wird schwerfallen, die Lügen auszurotten, die sich leider allzu tief in den Herzen sehr vieler Neutraler eingenistet haben. In voller Erkenntnis dieses Übelstandes verlangt Fischer, daß wir beim Friedensschluß auf dem Gebiete des internationalen Nachrichtenverkehrs vor allem zwei Ziele im Auge behalten müssen: „Die Durchbrechung des englischen Kabelmonopols und die Erreichung eines wirksameren völkerrechtlichen Schutzes für diesen Verkehr."

Dieselben Friedensbedingungen für die Presse stellt der Auslandsredakteur der „Vossischen Zeitung", Rudolf Rotheit, in einer Broschüre, die er im Verlage von Puttkammer & Mühlbrecht veröffentlicht, und der er das Losungswort gegeben hat: „Los von Reuter und Havas!" Auch Rotheit stellt fest, daß eine Neuordnung unseres Nachrichtenverkehrs mit dem Auslande nach den „nach vielen Seiten höchst unerfreulichen Erscheinungen eine unabweisbare Forderung geworden" ist. Einen großen Teil seiner Schrift bildet die Wiedergabe von Klagen über die Mängel unseres Nachrichtendienstes. Der Verfasser gibt jedoch als Mann der Praxis auch Vorschläge, wie diese Mängel zu beheben sind. Vor allem fordert er ein großes deutsches Nachrichtenbüro, dessen Gründungs- und Betriebskapital er schätzungsweise auf 5 Millionen Mark berechnet und das durch diese Mittel in den Stand gesetzt werden würde, uns unabhängig zu machen von Reuter und Havas. Dieses neue Nachrichtenbüro müsse „in engem, vertrauensvollem Einvernehmen mit der Regierung, aber unabhängig von ihr" arbeiten. Erforderlich für einen guten Nachrichtenverkehr ist ein Stab gut vorgebildeter, mit den nötigen Geldmitteln versehener Berichterstatter im Auslande, der in enger Fühlung steht zu den diplomatischen und konsularischen Vertretungen seines Landes.

Auch der bekannte Leipziger Nationalökonom Karl Bücher tritt in einer Broschüre „Unsere Sache und die Tagespresse" (Verlag von J. C. B. Mohr) für eine stärkere Berücksichtigung der Presse ein. Im zweiten Teile dieser Schrift, der den Titel „Krieg und Presse" trägt, gibt Bücher eine kurze Übersicht über die Entwicklung der Presse und zeigt, daß schon seit dem 16. Jahrhundert neben dem Kriege mit den Waffen stets „ein Krieg mit Druckerschwärze" geführt worden ist, der seine höchste Vervollkommnung jedoch

erst im gegenwärtigem Kriege erreicht hat. Alsdann bespricht der Verfasser die in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts entstehenden Korrespondenzbüros, neben die wenige Jahre später die Telegraphenagenturen traten, die heute eine weit wichtigere Rolle spielen als die erstgenannten. Die ältesten und heute weit verzweigtesten dieser Telegraphenagenturen sind abgesehen von dem 1851 gegründeten Wolff'schen Telegraphenbüro die 1832 gegründete Agence Havas und die 1849 in Kassel ins Leben gerufene, 1851 nach London verlegte Telegram Company Reuters. Die beiden Gesellschaften haben mehr und mehr Monopole in ihren Ländern erlangt und sie beherrschen infolge ihres großen Kapitals auch den größten Teil des amerikanischen und asiatischen Nachrichtenmarktes.

Wie die englische und französische Presse arbeitet und wie blind die ausländischen Zeitungen abdrucken, was Reuter und Havas ihnen vorlügen, zeigt der Verfasser durch Wiedergabe der in den ersten Kriegstagen in der brasilianischen Zeitung „La Tribuna" erschienenen Lügennachrichten, die ein recht wenig günstiges Licht auf die Bildung und den Verstand der Redakteure und des Leserpublikums im „Lande des Kaffees" wirft.

Am Schlusse seines Buches tritt Bücher für eine akademische Berufsvorbildung für Zeitungskunde ein. Wir können dem Verfasser in diesem Punkte nur zustimmen und verweisen auf die guten Erfolge, die eine derartige Vorbereitung für den Journalistenberuf in den Vereinigten Staaten gezeitigt hat, deren Zeitungsorganisation und Zeitungstechnik in sehr vielen Punkten geradezu als vorbildlich gelten kann.*)

Diesen Standpunkt einer besseren Vorbildung der Journalisten, und zwar durch Universitätsstudium, fordert auch Prof. Dr. Al. Meister in seinem erst kürzlich erschienenen Buche: „Die deutsche Presse im Kriege und später" (Verlag von Borgmeyer u. Co. in Münster i. W.). Der Zweck, den Meister mit dieser sehr interessant geschriebenen Schrift verfolgt, ist, „in den Kreisen der Gebildeten das Verständnis für die Presse und ihre Aufgaben zu erweitern und einige der brennenden Presseprobleme auch denen zur Kenntnis zu bringen, die davon bisher wenig oder nichts erfahren haben." Der Verfasser behandelt u. a. die Organisation des Nachrichtendienstes und die kapitalistische Beherrschung der Presse, wie dies besonders in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten der Fall ist, und tritt für eine durchgreifende Reform des deutschen Nachrichtendienstes ein, so für die Beiordnung von Presse-Attachés bei unseren diplomatischen Vertretungen im Auslande, deren Aufgabe es ist, „die Presse des Landes, in dem seine Gesandtschaft oder Botschaft akkreditiert ist, zu studieren, ihre Zusammenhänge, Hintermänner, kapitalistische Gebundenheit und finanzielle Grundlage überhaupt, den Charakter der einzelnen Blätter und

*) Man vergleiche hierzu den Aufsatz „Zeitung und Hochschule" von Karl d' Ester in den Grenzboten Heft 47, 1915.

die ihnen zukommende Bedeutung festzustellen." Außerdem fordert auch Meister die Gründung eines großen unabhängigen deutschen Nachrichtenbureaus, dem die amerikanische „Associated Press" vielleicht zum Vorbild dienen könnte, nur mit dem Unterschiede, daß das deutsche Nachrichtenbureau seine Nachrichten nicht nur an deutsche, sondern auch an ausländische Blätter abgibt. „Wir müssen auf eine allen Völkern zugänge Nachrichtenanstalt hinauskommen, bei der nicht nur Mitglieder, sondern möglichst jeder, der will, abonnieren kann."

Mit der „Dreiverbandspresse" beschäftigt sich Gustav v. Pacher im 25. Heft der bereits obengenannten Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden." Der Verfasser sucht zunächst die Frage zu beantworten: Wie war die Kriegsbegeisterung, wie wir sie bei Kriegsausbruch erlebt haben, in den Ländern des Dreiverbandes möglich? Pacher sieht die Antwort auf diese Frage in der „Massensuggestion", die von den Regierungen Englands, Frankreichs und Rußlands sowie ihrer Trabanten jahraus jahrein „durch einen nach einem bestimmten Ziele minierenden Preßapparat" hervorgerufen worden ist.

Dieser Preßhetze muß für die Zukunft entgegengearbeitet werden. Für ein internationales Schiedsgericht hält der Verfasser die Zeit zwar noch nicht reif. „Wohl aber wäre eine internationale, aus der Gesamtheit der Bevölkerung der europäischen Staaten hervorgehende Instanz denkbar, die sich lediglich darauf zu beschränken hätte, einer von Seiten einzelner Machthaber angestrebten Massensuggestion entgegenzutreten, welche auf Irreführung der öffentlichen Meinung eines Landes zur Erzeugung von Kriegsstimmung abzielt."

Gewiß „denkbar" ist eine solche Instanz schon, aber an ihrer Verwirklichung dürfte man doch mancherlei Zweifel haben. Auch der Vorschlag, wie der Verfasser sich die Ausführung seines Planes denkt, wird auf ungeheure Schwierigkeiten stoßen, und die in Aussicht genommene Instanz dürfte in der Stunde der Gefahr nicht die Wacht und den Einfluß haben, um mit Erfolg gegen etwaige Kriegsgelüste eines Staates einschreiten zu können. Pacher verficht die Errichtung einer „ständigen internationalen Kommission zur Überwachung der Publizistik der europäischen Nationen", die der bereits vor dem Kriege vorhanden gewesenen Interparlamentarischen Union angegliedert werden und etwa 50 Mitglieder zählen soll.

So schön der Gedanke an sich ist, — wie gesagt, wir glauben nicht an seine Umsetzung in die Tat. Auch können wir der Hoffnung des Verfassers nicht beipflichten, daß „die ganze politische Moral des Erdteils . . . durch das fortwirkende Läuterungswerk dieses Völkertribunals Schritt für Schritt auf eine weit höhere Stufe gehoben" werden würde, „als die politische Praxis der Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts und das Rechtsbewußtsein der damals lebenden Geschlechter der Bevölkerung sie gekannt hatte." Pacher vergißt leider bei seinen Vorschlägen, daß zwischen Theorie und Praxis ein recht weiter, oft unüberbrückbarer Abstand ist, und daß nicht alles, was theoretisch möglich und erstrebenswert erscheint, seine Verwirklichung finden

kann. Daran werden auch der Weltkrieg und seine Erfahrungen nichts ändern.

Die englische Pressepolitik unterwirft Paul Dehn in seiner Schrift „England und die Presse" (Verlag der Deutschnationalen Buchhandlung G. m. b. H. in Hamburg) einer genaueren Prüfung. In dieser Arbeit, die als Ergänzungsband zu der vom Verfasser in Verbindung mit Zimmermann herausgegebenen Schriftenreihe „England und die Völker" gedacht ist, macht Dehn den Versuch, durch Gruppierung charakteristischer Bruchstücke aus englischen Zeitungen und Zeitschriften den Feldzug der Londoner Presse gegen Deutschland vor und während des Weltkrieges darzulegen. Die Sammlung dieser mit erstaunlichem Erfindungsreichtum verbreiteten Entstellungen, Verleumdungen und Verdächtigungen, mit denen die Londoner Presse in aller Welt gegen Deutschland arbeitete, ist mit großem Fleiß und großer Übersichtlichkeit zusammengestellt. Man muß jedoch bei derartigen Bruchstücken stets bedenken, daß derartige aus einem Artikel herausgegriffene, einzelne Stellen oft ganz anders, meist bedeutend schärfer klingen, als wenn man sie im Zusammenhange des ganzen Artikels liest. Nichtsdestoweniger ist die Aufgabe, der sich Dehn in diesem Buche unterzogen hat, mit Dank anzuerkennen, da sie für den Historiker und auch für den Politiker später von großem Nutzen und Interesse sein dürfte.

Zum Schluß sei noch eine kleine Schrift von L. Niessen-Deiters genannt, die im 27. Heft der Sammlung „Der deutsche Krieg" (Deutsche Verlagsanstalt) das Thema „Krieg, Auslandsdeutschtum und Presse" behandelt. Die Verfasserin schildert hier in wenigen Worten, wie sehr besonders die Deutschen im Auslande durch die englisch-französische Preßhetze zu leiden haben, und fordert ebenfalls eine Neuordnung und Verbesserung des deutschen Nachrichtendienstes. —

Der Krieg hat uns Deutschen manch neue Anregung auf dem Gebiete des Nachrichten- und Pressedienstes gegeben. Mögen auch die theoretischen Erörterungen über dieses Thema auf fruchtbaren Boden fallen und dazu beitragen, das deutsche Nachrichtenwesen zu vervollkommnen und zu verbessern, damit wir unabhängig werden von Reuter und Havas.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Der Ruf nach einem neuen Bismarck

Von Hochſchulprofeſſor Dr. Friedrich Luckwaldt

Noch ſteht die Welt in Flammen. Der Krieg wütet überall fort. Es iſt nicht einmal ausgeſchloſſen, daß er auf neue Mächte übergreift. Dennoch beginnt ſich die öffentliche Meinung in den kriegführenden Staaten, auch in Deutſchland, in wachſendem Maß mit der Frage zu beſchäftigen, wie der Frieden, und was nach dem Frieden werden ſoll. Ein jeder ſieht, daß es ſchwer ſein wird, die aus den Fugen gegangene Staatengeſellſchaft neu einzurenken. Manch beſcheidenes Gemüt dankt Gott mit jedem Morgen, daß es nicht braucht fürs Römiſche Reich zu ſorgen. Zuverſichtliche Naturen aber verſuchen ſich am Aufbau blendender Luftſchlöſſer. Dabei haben ſie irgendwie die Empfindung, daß die verantwortlichen Leiter der Reichspolitik die Möglichkeiten der Gegenwart und Zukunft nüchterner beurteilen. Deshalb rufen ſie nach einem ſtärkeren Mann, nach einem neuen Bismarck.

Nun wird niemand leugnen, daß für die Zeit, die wir durchleben, der Größte kaum groß genug wäre, und wir deshalb wohl einen politiſchen Genius erſten Ranges gebrauchen könnten, wie es neben Friedrich dem Großen in Deutſchland doch eben nur der Alte im Sachſenwald geweſen iſt. Aber man darf zweifeln, ob, wenn Bismarck wieder käme, nicht gerade die am wenigſten von ihm befriedigt ſein würden, die jetzt ſeinen Geiſt am eifrigſten beſchwören. Béranger ſtellt einmal in einem witzigen Gedicht Gott und die Prieſter einander gegenüber, wo dann am Schluß jeder Strophe der liebe Gott ſagt: De votre Dien je ne sais rien. So würde Bismarck kaum etwas wiſſen von dem Bismarck, den die Bismarckianer ſich allmählich zurecht gemacht haben. Fürſt Bülow hat niemals ein wahreres Wort geſprochen, als indem er meinte: „wir leiden am mißverſtandenen Fürſten Bismarck“. Dieſer mißverſtandene Fürſt Bismarck gleicht dann einigermaßen dem von unſern Feinden gern ge-

zeichneten Urteutonen in Kanonenstiefeln, der als „Realpolitiker" immer nur Macht-, nie Menschheitsfragen sieht, inmitten einer reichen und vielgestaltigen Kulturwelt sich gebärdet, als sei er allein auf weiter Flur. Der wirkliche Bismarck hatte vielleicht einige Mängel in der Richtung dieser Karrikatur. Seinem eigentlichen Wesen nach aber war er sehr anders. Insbesondere war seine Diplomatie weit öfter fein und leise als grob und laut, und seine Politik hat sich fast immer von der und jener Seite den Vorwurf zu großer Mäßigung machen lassen müssen. Der Friedensschluß von 1866 genügte, weil er Österreich, Sachsen und Bayern zu sehr schonte, bekanntlich dem König nicht. Ähnlich tadelte man in Militärkreisen den Frieden von 1871, während der Kanzler selbst hier doch schon das Gefühl hatte, „mehr erreicht zu haben, als nützlich sei". Später hat man ihn falscher Rücksichten gegen Rußland, auch gegen England beschuldigt; und Frankreich ist er vielleicht wirklich in den Kolonialfragen lange Zeit zu weit entgegengekommen. Ein Eisenfresser war der eiserne Kanzler nicht. Niemand wußte besser, daß Politik die Kunst des Möglichen sei und also nicht nur in Fordern, sondern auch in Nachgeben bestehe.

Was er jetzt tun würde, ist eine müßige Frage. Würde er Frankreich gegenüber das berühmte saigner à blanc in Anwendung bringen, würde er Rußland eine Amputation zumuten, die im Verhältnis seiner ungeheueren Ausdehnung wäre, oder den Kampf gegen England als auf Leben und Tod auffassen? Ich zweifle nicht, daß sich für die Bejahung jeder dieser Fragen aus seinen Reden und Schriften Stellen anführen ließen. Denn aus den Reden und Schriften eines Mannes, der viel geredet und geschrieben hat, oft aus vorübergehenden Eindrücken heraus, läßt sich mit einigem dialektischen Geschick alles beweisen. Aber eben deshalb beweist das Bewiesene nichts. Auch will eine neue Zeit neue Männer und neue Rezepte. Als man 1814 daran ging, das Ergebnis aus den Befreiungskriegen zu ziehen, war es ein Glück, daß die Rezepte Friedrichs des Großen, der immer nur Sachsen begehrt und die Rheinlande gering geschätzt hatte, schließlich nicht zur Anwendung kamen.

Gerade die Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren aber ist überhaupt lehrreich. Die Entwicklung in den Einheitskriegen 1864—1871 knüpft an einige wenige große Männer an: Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, Roon. In den Befreiungskriegen gab es gewiß auch glänzende Persönlichkeiten, aber als ihr Held erscheint in der Überlieferung doch mehr das Volk selbst. Heute sehen wir das in noch höherem Maß. Die eigentlichen Träger des heroischen Ringens, in dem wir stehen, bilden die großen Massen. Das besagt nicht, daß Persönlichkeiten fehlen, daß es schlecht um die Führung bestellt sei. Die militärische Führung erkennt ja auch jeder an. Dürfen wir in die politische nicht dasselbe Vertrauen haben?

Es hieße den Kopf in den Sand stecken, wollte man nicht sehen, daß gerade in manchen Kreisen, die bisher für einflußreich galten, eine gewisse Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Reichskanzler herrscht. Sie halten ihn

nicht für entschieden, für wagemutig genug. Nun ist er sicher kein Mann der eisernen Faust. Aber daß er eine feste Hand hat, die recht wohl zuzupacken versteht, hat zunächst einmal im Innern doch schon manch anscheinend überlegener Gegner zu spüren bekommen. Wird sie ihm nach außen hin fehlen? Kürzlich sind in einer musterhaften Ausgabe im Verlag von Reimar Hobbing „Sechs Kriegsreden des Reichskanzlers" (bis zum 9. Dezember 1915) herausgekommen. Sie umfassen, weit gedruckt, nur einige achtzig Seiten. Man fühlt: Bismarck, auch Bülow hätten mehr gesagt. Die Diktion ist knapp und schmucklos bis zum Puritanischen. Man wünscht manchmal selbst vom Standpunkt des Lesers und wie viel mehr erst des Hörers einen vollen Ausklang der Sätze, länger vermittelte Übergänge, ein scharf zugespitztes Wort, einen befreienden Scherz. Aber dafür stört auch nirgends ein falscher Ton oder eine leere Phrase. Ein klarer Geist, ein starkes vaterländisches Gefühl und ein unbestechlicher sittlicher Ernst sprechen aus jeder Silbe. Kein Staatsmann in irgendeinem der kriegführenden Länder hat so einfach, so wahrhaft, so innerlich sicher zu seinem Volk geredet. Und es will doch scheinen, als ob das Volk recht wohl ein Gefühl dafür habe, als gewänne dieser ernste, fast zu ernste Mann, der sie mit keinem Wort und keiner Geste sucht, doch so etwas wie eine wirkliche Popularität in den breiten Schichten. Die stehen ja nicht auf dem Standpunkt, daß wir nicht Feinde genug bekommen können, sie jagen nicht phantastischen Plänen nach, die sich in der Studierstube leichter ausdenken als auf dem Schlachtfeld verwirklichen lassen, sie wollen Frieden und Sicherheit, wie sie nie etwas anderes gewollt haben, und sie wissen, daß der Kaiser, beraten von diesem Kanzler, den Krieg keinen Augenblick länger führen wird, als bis die Sicherheit erkämpft ist, aber auch ihn keinen Augenblick früher beenden wird.

Gewiß kann niemand Herrn von Bethmann in einem Atem mit Bismarck nennen wollen. Er ist so unbismärckisch wie möglich. Eher ist sein Platz neben den Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt. Aber die Entwicklung eines ganzen Volkes darf nicht zu sehr auf einen großen Mann zugeschnitten werden oder gar auf das, was wohlmeinende, aber fehlbare Epigonen aus diesem einen großen Mann machen.

Die Auslese der Begabten

Von Professor Otto Hesse

Bildung, Fleiß, Tüchtigkeit und nicht zum geringsten die große Zahl der über den Durchschnitt Begabten sind die Ursachen für den überraschenden wirtschaftlichen Aufstieg unseres Volkes in den letzten dreißig Jahren, der den Neid seiner Feinde erregte und dadurch wieder als Hauptursache zum Weltkriege geführt hat. Das deutsche Volk darf hoffen, daß diese Kräfte so lange ungebrochen weiter wirken werden, als seine Rasse nicht entartet, und so lange Tüchtige in genügender Zahl an seine Oberschicht gelangen, um dort leitende Arbeiten zu leisten. Das wird bei gesunder Weiterentwicklung auch immer so bleiben; denn es werden auch in Zukunft genügend Begabte und Tüchtige vorhanden sein. Auf die möglichst große Zahl dieser über den Durchschnitt Begabten und dabei sittlich Tüchtigen kommt es aber in erster Linie an; weit mehr, als auf eine möglichst große Steigerung der absoluten Volksvermehrung. Denn das ist wohl die lauteste Wahrheit, die der Weltkrieg verkündigt: Die Zahl allein ist nicht ausschlaggebend für die Kraft eines Volkes.

Ein gesundes Volk darf es in der Regel, d. h. unter normalen Verhältnissen, dem Zufall überlassen, genügend Begabte unter seinen Volksgenossen in die Führerstellen zu bringen, um diese auszufüllen und dort die ihren Fähigkeiten angemessenen Arbeiten zum Nutzen des Ganzen zu leisten, statt mit Kärnerdiensten in der großen Menge nur ihr eigenes Dasein zu fristen. An den Wendepunkten seiner Geschichte aber, wo das ganze Volk ein besonderes Interesse an der Heranziehung möglichst vieler über seinen Durchschnitt Hinausragender zur nationalen Arbeit hat, fragt es mit Recht, ob es sich nicht lieber den Gärtner oder den Tierzüchter als Vorbild wählen soll, der die besten Individuen aus den Arten auswählt, ihnen die besten Existenzbedingungen schafft, und dadurch die Natur in ihrem Zufallgeschäfte kräftig unterstützt. An einem solchen Wendepunkte steht gegenwärtig unser Volk.

Der Krieg hat zahllose wertvolle Menschen vernichtet. Viele Verluste sind unersetzlich; der Abgang an aktiven wie an werdenden Führerpersönlichkeiten ist sehr groß und heute schon schwer fühlbar auf allen Gebieten. Ging früher auch manche wertvolle Persönlichkeit unter, so blieb die Zahl derer doch immer noch groß genug, die ihre rechte Stelle erreichten. Das wird, zumal für die nächste Zukunft, anders sein. Die Lücken sind plötzlich zu groß geworden und

schon deshalb muß mit allen Mitteln verhütet werden, daß wertvolles Menschenmaterial nicht überall da nutzbar gemacht wird, wo es für die Gesamtheit — und dadurch natürlich auch für den einzelnen — den höchsten Nutzeffekt bringt. Wir brauchen eine Organisation für die Auslese, eine Organisation, die mit allen Schichten unseres Volkes in lebendiger Wechselwirkung steht, die das Wertvolle zunächst entdeckt und bei der Mobilmachung der Talente den Zufall nach Möglichkeit ausschaltet.

Organisation ist planmäßige Zusammenfassung und Lenkung moralischer, geistiger und körperlicher Kräfte sowie technischer Hilfsmittel zu höchstem Nutzeffekt bei geringster Verschwendung. Solche fürsorgende Organisation hat es unserem Volke ermöglicht, den Weltkrieg bis heute siegreich zu bestehen. Was uns der Krieg über unsere Organisation lehrt und was nach dem Kriege in Bezug auf sie noch zu leisten sein wird, damit wir schneller, als unsere Feinde die Schäden des Krieges überwinden und rascher, als sie, neue Kräfte für den kommenden Wettbewerb einsetzen können, ist für uns wichtig. Die Eignung unseres Volkes aber zur Organisation wird durch den Krieg nicht nur bewährt, sie wird durch ihn auch gestärkt. Unsere bisherige Organisation verdient das Lob, das ihr die feindlichen Kritiker spenden. Trotzdem muß sie in mancher Hinsicht verbessert werden. Das gilt vor allem für das Gebiet, das die Auslese der Begabten, sowie deren Ausbildung, Erziehung und Leitung zu besorgen und zu überwachen hat; es gilt dem deutschen Schulwesen.

In der deutschen Schule muß die Auslese der Begabten und Tüchtigen zunächst und in der Hauptsache stattfinden. Sie ist die einzige große Organisation, die mit der Jugend aus allen Schichten unseres Volkes in so enger Berührung steht, daß man hier die Begabten und Tüchtigen kennen lernt. Hier könnte dem einmal Erkannten auch Rat und Hilfe zur Seite stehen; und das letztere ist noch viel wichtiger als das Erkennen. Die Schule muß befähigt werden, im Geiste der Gegenwart diese sehr wichtige Zeitaufgabe in Angriff zu nehmen und einer glücklichen Lösung entgegenzuführen. Dazu aber muß von der Schule abgestoßen werden, was veraltet ist, und die Schule muß neues aufnehmen, was die Zeit heischt.

Auf der Grundlage der Volksschule, die den breiten Schichten unseres Volkes ein Mindestmaß an Allgemeinbildung zu vermitteln hat, erhebt sich das verzweigte System derjenigen Schulen, deren Aufgabe es ist, eine auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Bildung zu geben, die es ihrem Besitzer ermöglicht, fachwissenschaftliche Studien auf Hochschulen zu betreiben. Lange Zeit hat man geglaubt, die Erreichung dieser „höheren Bildung" sei nur möglich auf der Grundlage des Studiums der lateinischen Sprache. So lange diese im Laufe von Jahrhunderten zum internationalen Verständigungsmittel für Gelehrte künstlich konstruierte Sprache wenigstens noch geschrieben wurde, war die Meinung nicht ganz unberechtigt. Das erreichte sein Ende, als Latein nicht mehr die Sprache der Wissenschaft war. Im Laufe der Zeit hatte sich aber die Kenntnis

des Lateinischen zu einem trennenden Walle zwischen den Schichten der akademisch Gebildeten und der anderen Welt ausgewachsen. Soziale Vorurteile traten nun an die Stelle jener ersten Gründe. Und deshalb wurde auch fernerhin das Studium des Lateinischen an den höheren Schulen für das erste unterscheidende Merkmal der höheren Schule von der Volksschule gehalten. Diejenigen aber, denen es oblag, seine Beibehaltung an den Gelehrtenschulen zu verteidigen, erfanden die Illusion, als ob dem Studium gerade dieser Sprache eine sonderliche Kraft innewohne, „formale Bildung", d. h. eine Bildung ohne Rücksicht auf den Inhalt, zu fördern. Diese Ansicht ist durch die Psychologie, durch das Zeugnis urteilsfähiger Personen und durch reiche Erfahrung längst als Irrtum erkannt. Und dennoch ist das alte Standesvorurteil in seinem ganzen Umfange geblieben und hat dem Gymnasium eine unberechtigte Ausnahmestellung verschafft, gegen die bis zur Stunde keine andere Schule aufkommen konnte. Das beginnende 19. Jahrhundert hatte als schädigenden Fremdkörper das Berechtigungswesen in die höhere Schule gebracht, und das Gymnasium wurde der Träger des Berechtigungsmonopoles. Dadurch erhielt es im Urteile der herrschenden Volksschichten das Ansehen „der höheren Bildungsanstalt". Das 19. Jahrhundert stellte aber neben das Gymnasium andere höhere Schulen, deren Lehrpläne dem Gegenwartsleben gebührende Rechnung trugen. Standesvorurteile hinderten aber ihr Aufblühen und drückten sie zu Schulen niederen Grades herab. So wurden diese modernen höheren Schulen um ihrer Existenz willen gegen Ende des Jahrhunderts zur Aufnahme eines Kampfes gegen das Berechtigungsmonopol des Gymnasiums gezwungen, der vier Jahrzehnte mit außerordentlicher Erbitterung auf beiden Seiten geführt und erst durch den kaiserlichen Erlaß vom Jahre 1905 beendet wurde, der die neunklassigen Realanstalten dem Gymnasium für gleichwertig und im wesentlichen gleichberechtigt erklärte.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen, und teilweise parallel mit ihnen spielte sich Ähnliches bei einer anderen Schulgattung ab. Die im beginnenden 19. Jahrhundert entstandenen Realschulen sollten ursprünglich die Bildungsstätten der in praktischen Berufsarten tätigen Bürger werden, die zur Ausübung ihres Berufes wohl eine tiefer und breiter angelegte, aber nicht eine gelehrte Bildung nötig hatten. Standesvorurteile und der Mangel an Berechtigungen hatten ihnen aber die Lebensadern unterbunden, so daß sie genötigt wurden, jenen Existenzkampf mit den herrschenden Vorurteilen aufzunehmen. Wenn sie auch siegten, so ging dieser Kampf doch nicht spurlos an ihnen vorüber. Sie mußten ihre Eigenart aufgeben und sich mehr und mehr der Gelehrtenschule anpassen. Die Realschule wurde dadurch selbst zur Gelehrtenschule, zur humanistischen Bildungsanstalt und Vorschule für fachwissenschaftliche Studien. Damit verloren aber die praktischen Berufsstände ihre Berufsbildungsanstalten wieder und waren aufs neue gezwungen, sich mit dem für sie gänzlich ungeeigneten und zwecklos zeitraubenden Aufenthalte in den Unter- und Mittelklassen der höheren Lehranstalten abzufinden. Der Mangel an einer geeigneten Schule für diese breiten

Volksschichten in den mittleren Stellungen unseres sich immer mehr ausdehnenden und verwickelten modernen Wirtschaftslebens wurde immer fühlbarer, und man entschloß sich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, zwischen die Volksschule und die höheren Lehranstalten eine neue Schulgattung einzufügen, die in Preußen den Namen Mittelschule erhielt. Die Mittelschulen sollten an Stelle der alten Realschulen treten. Sie würden ihre Aufgabe auch erfüllt haben, wenn nicht von vornherein die Versagung angemessener Berechtigungen auch ihnen wieder die Entwicklungsmöglichkeit unterbunden hätte. Trotz der bösen Erfahrungen hatte man das alte Vorurteil nicht zu beseitigen vermocht. Man hielt an der Regel fest, daß der Einjährigenschein an den Besuch der Mittelklassen einer höheren Schule gebunden war. Dadurch wurde die gesellschaftliche Bewertung der Mittelschulbildung in den Augen des Publikums amtlich hinter die tatsächlich nicht wertvollere, weil nach keiner Hinsicht abgeschlossene, Bildung eines Untersekundaners herabgedrückt. Die Folgen blieben für beide Schulgattungen nicht aus. Die Mittelschule entartete, besonders in den großen Städten, auf ihrer Unterstufe zur Vorschule für die höheren Lehranstalten. Ihre Mittelstufe wurde die Ablagerungsstätte der aus den Unterklassen der höheren Schulen abgestoßenen Unfähigen, die den Rest ihrer schulpflichtigen Zeit nicht unter Volksschülern absitzen mochten. In ihrer Oberstufe endlich sammelte man da, wo diese überhaupt noch eingerichtet wurde, die kümmerlichen Reste der Kinder, die noch Zeit hatten, ein Schuljahr über die Schulpflicht hinaus zu opfern und dieses Opfer auch ohne das Äquivalent einer angemessenen Berechtigung zu bringen bereit waren.

Am schwersten hatten aber die höheren Schulen zu leiden. Auf sie entlud sich mit dem zunehmenden Wohlstande ein Strom von Schülern, die zum größten Teile ihrer geistigen Verfassung nach nicht auf höhere Schulen gehörten. Den meisten liegt auch nichts an der Erreichung des Schulzieles. Ihnen kommt es nur auf den rein äußerlichen Erwerb des Einjährigenscheins an, für dessen Gewinnung sie in Ermangelung intellektuellen Einsatzes auch das Opfer einiger Lebensjahre bringen. Nach den Erfahrungen der letzten 25 Jahre werden denn auch mehr als der dritte Teil aller Schüler, die in höhere Schulen eintreten, bis zum Ende ihres schulpflichtigen Lebensalters als Unfähige schon aus den Unter- und Mittelklassen ohne Resultat wieder abgestoßen, kaum die Hälfte verläßt diese Schulen mit dem Einjährigenscheine und vom Reste macht nur ein Bruchteil die Reifeprüfung. Die Mehrzahl aller dieser Schüler vergeudet also ihre Jugendzeit, weil sie gezwungen ist, Schulen zu besuchen, die für sie ungeeignet sind. Diese Jugend tritt mit mangelhafter Schulbildung ins Berufsleben und muß sich mit der Hoffnung abfinden, daß die Schule des Lebens ergänzt, was ihnen eine verfehlte Schulbildung nicht mitgeben konnte. Die höhere Schule aber wird durch den Ballast der für sie ungeeigneten Schüler in ihrer Leistungsfähigkeit aufs höchste beeinträchtigt, und ihre guten Schüler tragen den Schaden am schwersten.

Hier muß die Reform für die Auslese einsetzen. Vor wenigen Jahren ist die alte Mittelschule einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen worden. Die Entwicklung auf dem Gebiete des Handwerks, des Kunstgewerbes, des Handels und der Industrie hatte sie notwendig gemacht. Dadurch ist eine neue moderne Schulgattung entstanden, die heute bereits gegen 200 Anstalten mit etwa 100 000 Schülern umfaßt. Entsprechende Schulen sind für Mädchen gegründet worden. Der vortreffliche Lehrplan dieser Schulen, der in weiser Beschränkung grundsätzlich den Unterricht in nur einer Fremdsprache vorsieht, nimmt nach Möglichkeit auf die Bedürfnisse des praktischen Berufslebens Rücksicht. Was die Volksschule auch in ihrer entwickeltsten Gestaltung wegen der mannigfachen Schwierigkeiten, unter denen sie als allgemeine Pflichtschule arbeitet, nicht zu leisten vermag, kann die neue Mittelschule leisten. Das hat seinen Grund einmal in der durch Verlängerung des Schulbesuches um ein Jahr erheblich höheren Reife des Schülers, aber auch in der geringeren Schülerzahl einer Klasse und in den der Schularbeit günstigeren häuslichen Verhältnissen der Schüler. Die Schule schließt mit sechs aufsteigenden Klassen an die dritte Volksschulklasse an und entläßt die Kinder mit dem vollendeten fünfzehnten Lebensjahre. Unter grundsätzlicher Vermeidung auch des Scheines wissenschaftlichen Betriebes macht sie ihre Schüler in ihrem Lebenskreise heimisch und befähigt sie, sich in ihrem späteren Berufe zurechtzufinden. Diese Mittelschule ist diejenige Organisation, welche die Auslese der Begabten und Tüchtigen schon im jugendlichen Alter treffen kann.

Die höhere Schule ist in keiner ihrer Formen zu dieser Aufgabe befähigt. Ihre Ziele liegen ausschließlich auf der wissenschaftlichen Seite; denn sie soll die Vorschule für Hochschulstudien sein. Aber auch aus anderen Gründen kann sie für eine Auslese nicht in Betracht kommen. Der Versuch einer solchen Auslese wird nur unter den Kindern der Bevölkerungsschichten gemacht werden können, bei denen man nicht die genügende Einsicht und das zutreffende Urteil erwarten kann, um die hinreichend Begabten und Tüchtigen zu erkennen und sachgemäß zu fördern. Mit diesen Bevölkerungsschichten kommt aber die höhere Schule in keinerlei Berührung. Ihre Schüler treten in die unterste Klasse ein mit der Absicht „zu studieren" und lassen diesen Plan im Laufe der Schulzeit nur deshalb fallen, weil sie einsehen müssen, daß ihre Kräfte nicht ausreichen. Sie lassen sich auch nicht „auslesen"; denn ihre Eltern entscheiden selbständig über ihre Zukunft und lehnen unerbetenen Rat entschieden ab. Selbst ihren wenig begabten Kindern ist der Weg nach oben in den meisten Fällen schon durch die soziale Stellung, oder die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern leichter geebnet. Sie brauchen nur ihre, wenn auch mühsam erworbenen, Kenntnisse zu beweisen, oder werden durchgepreßt mit allerlei Hilfsmitteln, die sich begüterte Leute verschaffen können. Deshalb macht man, in der absichtlich betonten Allgemeinheit freilich mit Unrecht, den höheren Schulen gar oft den Vorwurf, sie seien das Monopol der Reichen. Daß es nicht so ist, dafür ist

der Beweis oft genug geliefert. Reicher Leute Kinder sind selbstverständlich auch auf höheren Schulen; aber die Kinder der Armen sind nicht von ihnen ausgeschlossen. Noch unlängst hat das der preußische Kultusminister in der Staatshaushaltskommission des Abgeordnetenhauses zahlenmäßig bewiesen. Er hat betont, daß der Mittelstand die breite Menge des Schülermaterials auf den höheren Schulen stellt, daß die dritte Klasse (das sind die Handwerker, Arbeiter und Angestellten minderer Ordnung) viel stärker vertreten ist, als die erste (die Akademiker, Großkaufleute, Großgrundbesitzer, Fabrikbesitzer u. dgl.), so daß man jedenfalls nicht sagen kann, der Zutritt zu den höheren Schulen stände den Minderbemittelten nicht in weitestem Maße offen. Den armen Schülern werden von den rund 36 Millionen Mark Schulgeld, die in Preußen einkommen, 10 Prozent erlassen, und an den preußischen Universitäten erhalten sie allein aus Staatsfonds fast 800 000 Mark Stipendien. In diesen Summen sind nicht einmal die großen anderen Hilfsmittel enthalten, die unabhängig davon den mittellosen Studierenden in Deutschland zugute kommen. Nur auf Unkenntnis der Tatsachen beruht also die oft ausgesprochene Behauptung, der Aufstieg werde den Armen ungebührlich erschwert. Es ist gerade aus diesem Grunde auch zu keiner Zeit Mangel an akademisch Gebildeten in Deutschland gewesen; eher muß man vom Gegenteil reden. Der Andrang zu den höheren Schulen und den Hochschulen bildet in Deutschland oft genug geradezu eine Kalamität. Diejenigen aber, welche das große Problem der Auslese Begabter mit dem Schlagworte des „Rechtes auf Bildung" lösen und deshalb den unentgeltlichen Unterricht von der Volksschule bis zur Hochschule einführen wollen, werden es damit ganz gewiß nicht lösen. Aber sie werden noch mehr Menschen unzufrieden oder unglücklich machen, weil sich infolge dieser utopischen Theorie noch mehr unbegabte Arme auf diese Wege treiben lassen, um zu spät einzusehen, wie töricht sie gehandelt haben. Die viel zu hohe gesellschaftliche Bewertung des akademischen Studiums gegenüber den praktischen Berufen entzieht den letzteren eine Menge Intelligenz, die hier ihr richtiges Arbeitsfeld finden würde, während sie dort vielfach brach liegt oder in bürokratischer Schablonenarbeit mißbraucht wird. Dem muß eine organisierte Auslese planmäßig entgegenwirken, indem sie nicht unbedingt Geeignete von den höheren Schulen geradezu abhält und auf die Mittelschulen leitet. Das wird aber am leichtesten und sichersten bei den Bevölkerungsschichten Erfolg haben, die sich in dieser Hinsicht noch raten lassen. Aus diesen Kreisen geht viel Intelligenz verloren, weil sie nicht entdeckt und ihr nicht der richtige Weg frühzeitig gewiesen wurde.

Auch der preußische Kultusminister hat nun bereits den allein möglichen Weg zur Auslese angegeben, indem er eindringlich auf den Besuch der Mittelschule hinwies. Sie steht mit der Volksschule in direkter Beziehung; ihr können also die begabten Schüler leicht zugeführt werden. Das Schulgeld ist so gering, daß es auch von wenig bemittelten Eltern aufgebracht werden kann. Eine

besonders große Zahl von Freistellen ermöglicht den Besuch auch den Kindern der Armen. Die Mittelschule ist, wie der Minister ausführt, auch ganz besonders geeignet, als Vermittler dazu zu dienen, um hochbegabte Schüler später noch in eine höhere Schule zu bringen; ja, sie ist geradezu dafür geschaffen, den allmähligen Aufstieg eines Schülers von der Volksschule in die höhere Schule zu ermöglichen. Dort könnte zum zweiten Male geprüft werden, nachdem der Schüler aus der Volksschule in die Mittelschule übergegangen ist, ob seine Begabung auch dazu noch ausreicht, den Anforderungen der höheren Schule genügen zu können. Wenn das Urteil negativ ausfällt, ist doch noch kein größerer Schaden angerichtet; der junge Mann kann vielmehr auf der Mittelschule eine abgeschlossene Bildung erlangen und damit ins Leben treten. Für die praktischen Berufe ist ja gerade die Mittelschule ihrem Wesen nach bestimmt. Der letztere Gesichtspunkt kann nicht leicht überschätzt werden. Wenn sich in der höheren Schule herausstellt, daß man sich in der Begabung des Kindes geirrt hat, wenn der Knabe deshalb die Unter- oder Mittelklassen erfolglos verlassen muß, hat er den besten Teil seiner Jugendzeit nahezu vergeudet. Er hat fast nichts gelernt, was ihm unmittelbar nützt, und ist dabei in eine Umgebung gekommen, die ihn oft genug unlustig oder untauglich macht für die Ergreifung eines praktischen Berufes. Die Mittelschule dagegen entläßt ihn mit einer zwar enger umgrenzten, aber abgeschlossenen Bildung. Sie hat ihm gerade für die praktischen Lebensberufe vortrefflich geeignete Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt.

Nur eins fehlt der Mittelschule noch heute, das sind die „Berechtigungen". Man muß endlich grundsätzlich brechen mit dem Vorurteil, daß nur der Besuch einer Untersekunda den Einjährigenschein im Gefolge haben darf. Die Abschlußprüfung der Mittelschule muß für die Zulassung zu praktischen Berufen der Untersekunda der höheren Lehranstalten durchaus gleichgewertet werden, ohne daß man ihre Anforderungen erhöht. Seit einigen Jahren ist auf vielfaches Drängen hin den Mittelschülern gestattet, die Einjährigenprüfung unmittelbar nach dem Verlassen der Schule vor der öffentlichen Prüfungskommission zu machen. Zu dieser Prüfung eignet sich aber der normale Lehrplan der Mittelschule nicht; denn sie setzt zwei Fremdsprachen voraus. Die Mittelschüler müssen deshalb fast unter völliger Aufgabe des vortrefflichen Mittelschullehrplanes vorbereitet werden, und leiden dadurch schweren Schaden, der sich später bei Ausübung des Berufes zeigt. Und das alles um eines Vorurteiles willen. Es darf nicht eine zweite Fremdsprache verlangt werden, durch welche die Zeit verbraucht wird, die für wichtigere Fächer nötig ist. Für die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens und für die große Menge der mittleren Beamten- und Angestelltenberufe in Staat, Industrie und Handel reicht die Mittelschulbildung mit einer Fremdsprache aus; ja, sie ist der Bildung, wie sie die höheren Schulen bis Untersekunda vermitteln, für diese Zwecke entschieden vorzuziehen. Die Vorbildung für die Berufe in unserem verzweigten Wirtschaftsleben muß not-

wendig eigenartig sein und getrennt werden von der Unter- und Mittelstufe der höheren Schulen. Dafür sollte die Mittelschule ausdrücklich in den Vordergrund gerückt werden, ohne daß durch diese Trennung alle gegenseitigen Beziehungen abgebrochen zu werden brauchen. Auf der Unterstufe kann ein Übergang von einem zum anderen System noch ohne Schaden erlaubt werden unter Bedingungen, die der Begabte leicht erfüllen kann. Die beiden Bildungswege müssen aber, soweit es sich um den Eintritt in das Berufsleben handelt, als relativ gleichwertig und absolut gleichberechtigt gelten.

Wie soll die Auswahl, die verlangt werden muß, nun erfolgen? Soll sie Zwangsauslese werden? Für manche Menschen ist die Zwangsauslese das pädagogische Evangelium der neuen Zeit. Der „Aufstieg" soll nur noch dem Talente gestattet sein, d. h. dem Talente, das dafür gehalten wird. Der Sohn des Ministers soll Arbeiter werden, wenn man ihn nicht als Begabten ausgelesen hat, und der ausgelesene Sohn des Arbeiters wird gezwungen, sich derjenigen Ausbildung zu unterwerfen, die ihn zu den höchsten Stellen führt. So soll die Auslese gleichzeitig den sozialen Ausgleich herbeiführen und die sogenannte Einheitsschule soll das Hilfsmittel werden. In ihr muß nach dem Willen der Propheten jeder junge Deutsche ohne Ausnahme die ersten sechs Jahre seiner Schulzeit zubringen, bis die Lehrer entschieden haben, ob er zu den auserlesenen Begabten gehört, oder zu denen, die auch den Rest ihrer Schulpflichttage in der Volksschule zu bleiben haben. Der Elternwille ist ausgeschaltet; denn der Staat hat dem Unbemittelten durch Stipendien den Aufstieg zu ermöglichen. Die sozialen Gegensätze will man auf diese Weise aus der Welt schaffen, übersieht dabei aber, daß sie durch die Schule künstlich von außen her in die einzelnen Familien getragen werden. Man denkt auch nicht daran, ob es denn immer ein reines Glück für den Heranwachsenden bedeutet, wenn er eine Kluft sich auftun sieht zwischen den Lebenskreisen, in die man ihn stellt und denen, in welchen seine Angehörigen bleiben. Und wer will endlich die Verantwortung dafür tragen, ob die Auslese richtig war? Die vielseitig Begabten, besonders die mit gutem Gedächtnis, die wegen ihrer Schulleistungen auf den ersten Plätzen sitzen, leisten im Leben nicht immer am meisten. Sicher gibt es auch unter ihnen solche, die halten, was sie versprachen; daß aber der viel versprechende Musterabiturient nicht immer der erfolgreichste Student ist, weiß jeder von der Hochschule her. Auf allen Altersstufen ist jede Auslese eine gewagte Sache. Es sind auch nicht alle Lehrer zu einer solchen Auslese befähigt. Eine völlige Aussonderung der viel versprechenden Jugendlichen erscheint deshalb trotz allem, was dafür sprechen mag, untunlich in ihrem eigenen wie im allgemeinen Interesse. Das hindert nicht, auftauchende Talente nach Möglichkeit zu fördern, und dazu soll der Staat in freigiebigster Weise Mittel zur Verfügung stellen.

Die Theoretiker der Zwangsauslese übersehen auch gänzlich die Abhängigkeit der geistigen Entwicklung von Vererbung und Umgebung. Solange sie nicht

nachweisen können, daß solche Abhängigkeit nicht besteht, dürfen sie aber auf vererbte Werte, deren Erkennen sehr schwer ist, nicht verzichten. Wer endlich dem Staate die Pflicht der Zwangsauslese zuschiebt, muß vorher die andere Frage entscheiden, ob denn die ganze Nation nicht ein viel höheres Interesse am Stamme einer aufstrebenden Familie, als am Aufstieg eines Einzelwesens hat. Was das Einzelwesen nicht erreicht, ist vielleicht dem nächsten Geschlechte vorbehalten; und ein Stamm, der unter Schwierigkeiten den Aufstieg erreicht, birgt größere Werte für den Staat in sich, als der müheloſe Erwerb des künstlich geförderten Einzelwesens.

Die Theorie von der Zwangsauslese Begabter aufstellen und sie gleichzeitig für absurd halten, ist dasselbe. Die Auslese kann nur ein Aufsuchen zum Zwecke des unverbindlichen Hinweisens und ein wohlwollendes Beraten der Eltern sein, die nicht selbst die Fähigkeiten ihrer Kinder erkennen und nicht die Mittel haben, ihre tüchtigen Kinder sachgemäß ausbilden zu lassen. Spartanische Erziehungstheorien dagegen passen nicht in eine Welt, der die persönliche Freiheit ein Axiom ist. Eine organisierte Fürsorge für die Begabten und Tüchtigen darf auch gar nicht mit dem Kindesalter Halt machen. Sie muß die Begabten noch in späterem Lebensalter beobachten, leiten und fördern, damit sie nicht untergehen und für die Allgemeinheit nutzlos leben. Sie soll dahin arbeiten, jederzeit auch allen den begabten und strebsamen Menschen, die das Schicksal gezwungen hat, ihren Weg anders zu suchen, als es der normale staatliche Bildungsgang vorschreibt, das Vorwärtskommen zu ermöglichen und zu erleichtern. Hier gilt es wieder, Vorurteile zu beseitigen und Grenzmauern zu durchbrechen, die überall hemmend solchen Leuten im Wege stehen. Die Zeiten sind vorbei, da ein Autodidakt ohne Reifeprüfung und Hochschulbildung „Karriere macht"; heute ist alles sorgsam geregelt, daß ja keiner die Schranken überschreite, die ihm durch seine „Papiere", die Zeugnisse und Nachweise mit den Stempelmarken, aufgerichtet sind. Früher wählte sich das Genie sein Arbeitsfeld, zu dem es Begabung und Arbeitsfreude zogen, nach freiem Willen. Heute hat das ausgebildete Berechtigungswesen Stacheldrahtverhaue zwischen den einzelnen Ständen und Berufen aufgerichtet, daß es so gut wie unmöglich ist, sie zu durchbrechen; und gelangt je einer durch eine Lücke in einen anderen Pferch, so wird er von den Eingesessenen mit allen Mitteln wieder hinausgeschoben. Bei uns spielen das Einjährige, die Reifeprüfung und das Facheramen auf der Hochschule dieselbe Rolle, wie die chinesischen Staatsprüfungen der Mandarinen. Wer bei uns etwas können und leisten will, muß die amtlichen Bescheinigungen darüber besitzen, daß er vor Jahr und Tag einmal dies und jenes, was mit der Sache selbst garnichts zu tun hat, wußte. Jetzt braucht er es zwar nicht mehr zu wissen, aber nach den bestehenden Vorschriften muß er es einmal gewußt haben; denn das heutige Können ist nur dann berechtigt, wenn ihm ein früheres Wissen vorausgegangen ist.

Unter diesen Umständen hat schon mancher tüchtige Deutsche, der den

„Vorschriften“ nicht genügen konnte, seine Heimat verlassen, um sich im Auslande ein Arbeitsfeld zu suchen, wo man weniger engherzig war. Andere Völker haben den Nutzen davon gehabt. Sollen wir auch in Zukunft solche Männer abstoßen, die oft genug unter Mühen und Entbehrungen sich das angeeignet haben, was sie für den Beruf nötig hatten, obschon sie in ihrer Jugend die vorgeschriebenen Schulen nicht besuchen und die vorgeschriebenen Prüfungen nicht machen konnten? Eine organisierte Fürsorge darf das nicht dulden; sie muß die bestehenden Schwierigkeiten beseitigen, die bei gutem Willen überwunden werden können. Man kann es denen, die durch Prüfungen gewisse Vorbedingungen erfüllt haben, nicht verdenken, wenn sie darauf bedacht sind, sich nun auch die erworbenen Vorrechte zu sichern und keinen in ihren Kreis zu lassen, der die Vorbedingungen nicht erfüllt hat; wenn sie aus Standesinteressen den Aufstieg der Autodidakten bekämpfen. Hier kann nur der Staat helfen, und den Weg hat der Krieg mit seinen Notprüfungen gezeigt. Menschen, die sich durch ihre Arbeit hervorragend brauchbar erwiesen haben, soll man Gelegenheit geben, sich unter erleichterten Bedingungen das vorgeschriebene Zeugnis zu verschaffen. Damit sind dann die Gründe hinfällig geworden, die der weiteren Laufbahn im Wege stehen; denn die Vorbedingungen sind ja erfüllt. Schon die Möglichkeit, trotz abnormer Bildungslaufbahn doch zum Ziele kommen zu können, wird für viele tüchtige Menschen ein Ansporn zum Weiterstreben sein.

„Wenn das Kamel und der edle Renner im Wüstensande um die Wette laufen, dann siegt das Kamel“. Der tüchtigste Mensch verfehlt sein Leben, wenn er nicht auf den Platz kommt, auf dem er seine Fähigkeiten verwenden kann. Für sein Volk aber ist das verfehlte Leben ein vielleicht unersetzlicher Verlust. Das deutsche Volk kann aber in der nächsten Zukunft viele solcher Verluste nicht ohne Schaden ertragen, und deshalb muß es eine organisierte Auslese seiner Begabten und eine geordnete Fürsorge für die Tüchtigen in die Wege leiten.

Unsere Gerichte und das feindliche Ausland

Von Syndikus A. Ebner

Die Göttin der Gerechtigkeit wird dargestellt mit einer Binde vor den Augen und mit einer Wage in der Hand, deren Schalen gleich hoch stehen; damit wird ausgedrückt, daß die Gerichte entscheiden sollen ohne Ansehung der Person, unparteiisch Recht und Unrecht gegeneinander abwägend, nur das Gesetz soll maßgebend sein, Rücksichten irgendwelcher Art sind ausgeschlossen. Der Satz: Justitia est fundamentum regnorum ist schon von den alten Römern aufgestellt worden, er hat auch bei uns den Gerichten ein fast unbegrenztes Vertrauen verschafft. Es ist nun hochinteressant, zu beobachten, wie sich unsere Gerichte in dem jetzigen Weltkriege verhalten haben. Man setzt bei jedem Richter als selbstverständlich voraus, daß er sich durch und durch als Deutscher fühlt und daß er seine Handlungen, natürlich auch seine amtlichen danach einrichtet. Nun haben wir täglich Beweise dafür, daß unsere Feinde uns mit unauslöschlichem Hasse verfolgen und Volk und Staat niederringen wollen. Solche Gesinnungen müssen naturgemäß in der Seele des deutschen Richters einen Widerhall erwecken. Unsere Gerichte haben aber nicht selten Fälle zu entscheiden, wo feindliche Ausländer als Partei oder in anderer Weise beteiligt sind. Es leuchtet ein, daß es häufig nicht leicht ist, hier die beiden Schalen an der Wage der Gerechtigkeit in gleicher Höhe zu halten. Nachstehend soll eine Anzahl solcher Fälle mitgeteilt werden, die Leser dieser Zeilen mögen dann selbst entscheiden, ob und inwieweit unsere Gerichte dabei ihrer Aufgabe, unparteiisch zu urteilen, nachgekommen sind. Zum Vergleich werden einige Urteile ausländischer Gerichte, die durch die Tageszeitungen und juristischen Zeitschriften bekannt geworden sind, angegeben werden.

In vielen Fällen handelte es sich um ausländische Angestellte, die beim Ausbruch des Krieges von ihren deutschen Geschäftsherren entlassen wurden. Nach den gesetzlichen Vorschriften (für Handlungsgehilfen §§ 70, 72 des Handelsgesetzbuchs, im übrigen § 626 des Bürgerlichen Gesetzbuchs) kann ein Angestellter ohne Kündigungsfrist entlassen werden, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Nach der herrschenden Meinung braucht der wichtige Grund nicht von dem Angestellten herbeigeführt oder verschuldet zu sein, vielmehr genügt es, wenn wegen irgendeines Umstandes, der nicht einmal mit der Person des Angestellten zusammenzuhängen braucht, dem Dienstherrn die Aufrechterhaltung des Dienst-

verhältnisses billigerweise nicht zugemutet werden kann. Beim Ausbruche des jetzigen Krieges kam es darauf an, ob schon die bloße Ausländereigenschaft des Angestellten einen wichtigen Grund für die Entlassung bildet oder ob noch andere Umstände hinzukommen müssen. Ein Kaufmannsgericht erklärte die Entlassung eines englischen Handlungsgehilfen für gerechtfertigt, weil unter den heutigen Zeitverhältnissen und in Anbetracht der Entstehung des Krieges einem deutschen Kaufmann nicht zugemutet werden könne, einen englischen Handlungsgehilfen weiter bei sich in Stellung zu behalten.

In einem anderen Falle war ein russisches Mitglied einer Musikkapelle, die in einem Kaffeehause in Berlin spielte, entlassen worden. Das Gericht billigte die Entlassung, weil Gäste, denen die russische Staatsangehörigkeit des Musikers bekannt war, mehrmals Lärmszenen hervorgerufen hatten.

Ein dritter Fall lag sehr schlimm. Eine Reichsdeutsche, die längere Zeit in England gewesen war, leitete das Zweiggeschäft einer größeren Firma. Als beim Ausbruche des Krieges Soldaten an dem Geschäft vorbeizogen, verbot sie den Verkäuferinnen, ihnen zuzuwinken, und äußerte, sie fühle sich als Engländerin. Ein anderes Mal bezeichnete sie die vorbeiziehenden Soldaten den Verkäuferinnen gegenüber als Pöbelvolk. Als der Dienstherr sie deswegen sofort entließ, bekam sie es noch fertig, gegen ihn Klage auf Zahlung des Gehalts zu erheben. Der Ausgang dieses Rechtsstreits konnte nicht zweifelhaft sein.

Die erste dieser drei Entscheidungen beruht auf der Auffassung, daß schon die Ausländereigenschaft genügt, und Justizrat Horrwitz erwähnt in einem, in der „Deutschen Juristen-Zeitung" erschienenen, mit den Shakespeareschen Worten „Wir haben Krieg für Krieg, und Blut für Blut, Zwang wider Zwang: antworte Frankreich das!" überschriebenen Aufsatze, daß nach einer Zeitungsnotiz bezüglich der Handlungsgehilfen die Vorsitzenden der Kammern des Berliner Kaufmannsgerichts — bis auf einen — diese Auffassung sich zu eigen gemacht hätten. Nach der Ansicht von Justizrat Horrwitz kommt es auch nicht darauf an, ob die Kunden des Geschäfts oder die Mitangestellten die Entlassung des feindlichen Ausländers wünschen. Die erwähnte Zeitungsnotiz ist jedoch unrichtig gewesen, es haben sogar siebenunddreißig Handlungsgehilfenbeisitzer des Kaufmannsgerichts Berlin einen Beschluß dahin gefaßt, daß die Zugehörigkeit zu einem feindlichen Staate nicht ohne weiteres als ein wichtiger Grund zur sofortigen Entlassung angesehen werden kann. Auf diesem Standpunkt steht auch der bekannte Magistratsrat v. Schulz, desgleichen der Vizepräsident des Reichstages Geheime Justizrat Dove, der in einem in der „Juristischen Wochenschrift" veröffentlichten Aufsatz darauf hinweist, daß vielleicht der Ausländer vergebens Schritte zur Erlangung der deutschen Reichsangehörigkeit getan hat. Jedenfalls bieten unsere Gesetze selbst dann, wenn im feindlichen Auslande deutsche Angestellte ohne weiteres entlassen sind, keinen Anhalt dafür, daß deswegen Vergeltung geübt werden dürfe. Die Gesetze geben in manchen Fällen ein Vergeltungsrecht, in den Vorschriften über das Angestelltenverhältnis fehlt

aber eine Bestimmung, sodaß daraus der Wille des Gesetzgebers zu entnehmen ist, hier solle Vergeltung nicht geübt werden. Dieser Ansicht ist auch die Mehrzahl der anderen Schriftsteller, die sich mit der Frage beschäftigen, und auch die beiden anderen oben angeführten Gerichtsentscheidungen stehen auf diesem Standpunkt, indem sie besondere Umstände anführen, welche die Entlassung als berechtigt darstellen. Die bloße fremde Staatsangehörigkeit wird nicht einmal dann genügen, wenn der Dienstherr mit Heereslieferungen betraut ist, vielmehr muß eine durch Tatsachen gerechtfertigte Besorgnis vorliegen, daß der Angestellte Verrat üben kann.

Ähnlich ist die Rechtslage bei Gesellschaftsverträgen. Es sind zwei gerichtliche Entscheidungen hierüber bekannt geworden, die eine betrifft eine offene Handelsgesellschaft, die andere eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Bei beiden Arten von Gesellschaften schreibt das Gesetz (§ 133 des Handelsgesetzbuchs, § 61 des Gesetzes über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 30. Mai 1898) vor, daß durch gerichtliches Urteil die Auflösung ausgesprochen werden kann, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Die offene Handelsgesellschaft hatte ihren Sitz in Hamburg und betrieb Reederei und Schiffsmaklergeschäfte. Sie bestand aus einem Deutschen und zwei in England ansässigen Engländern. Der Deutsche klagte auf Ausschließung der beiden Engländer und Auflösung der Gesellschaft. Das Landgericht und das Hanseatische Oberlandesgericht wiesen die Klage auf Ausschließung ab und gaben nur der auf Auflösung statt. Zu letzterer lag ein wichtiger Grund vor, denn durch die Kriegsverhältnisse waren die wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft nicht nur erschüttert, sondern sie hatten auch eine tiefgreifende Umgestaltung erfahren; die Teilhaberschaft der beiden Engländer mußte dem Deutschen die Fortführung des Geschäfts in so hohem Grade erschweren, daß ihm die Fortsetzung der Gesellschaft nicht zuzumuten war. Wenn nun auch die Auflösung vorhandene Werte vernichtete, so mußte doch die Ausschließung der Engländer dem Deutschen Beziehungen in die Hand geben, die die Engländer sich würden erhalten können, zumal sie an den Vorgängen nicht schuldig waren, die zur Auflösung der Gesellschaft führten.

Die Gesellschaft m. b. H. befaßte sich in Dresden mit der Herstellung und dem Verleihen von Straßenwalzen und Aufreißern. Sie bestand seit 1907, Gesellschafter waren ein Deutscher und ein englischer Ingenieur, der beim Ausbruche des Krieges nach Ruhleben gebracht wurde. Der Deutsche erhob Klage auf Auflösung der Gesellschaft und drang damit durch. Das Oberlandesgericht Dresden führt in seiner Entscheidung etwa folgendes aus: Die englische Staatsangehörigkeit des Ingenieurs mußte auf die Verhältnisse der Gesellschaft höchst nachteilig wirken und ihr ferneres Gedeihen aufs äußerste gefährden, da der Krieg für England ein Handelskrieg und das Mittel war, den geschäftlichen Wettbewerb Deutschlands im Welthandel niederzuringen und die deutschen Geschäfte von dem Welthandel auszuschließen. Für längere Zeit kann deshalb

nicht daran gedacht werden, daß Gesellschaften, denen Engländer als Teilhaber angehören, in Deutschland, wo die englischen Kriegsgesichtspunkte allgemein bekannt sind, Geschäfte machen. Das ist trotz aller Nachsicht und Langmut des deutschen Volkes nicht zu erwarten. Keinesfalls können sich die Gemeinde- und sonstigen Verwaltungsbehörden, die bisher die hauptsächlichsten Kunden der Gesellschaft waren, über die in allen Volkskreisen herrschende Stimmung hinwegsetzen. Zwei Gemeindeverwaltungen hatten schon erklärt, daß sie der Gesellschaft so lange keine Aufträge geben würden, als ihr ein Engländer angehöre. Zwar hat der Ingenieur seine englische Staatsangehörigkeit nicht verschuldet, das ist jedoch für das Vorliegen eines wichtigen Grundes unerheblich. Übrigens hat er das Gedeihen der Gesellschaft erheblich gefährdet; er hat sich nicht auf die Fürsorge für die durch den Kriegsausbruch in Bedrängnis geratenen Engländerinnen beschränkt, was ihm in Deutschland niemand zum Vorwurf machen würde, sondern sich offen auf die Seite Englands gestellt und dadurch bei vielen Deutschen Ärgernis erregt.

Eine ganze Reihe von Entscheidungen ist über die Frage ergangen, ob ein deutscher Versicherter von dem mit einer englischen Versicherungsgesellschaft geschlossenen Vertrage zurücktreten kann. Diese Frage ist von manchen Gerichten deshalb bejaht worden, weil die englische Verordnung vom 9. September 1914 die Zahlung von Geldbeträgen an einen Feind oder zu dessen Vorteil verboten hat und dadurch dem deutschen Versicherten die Erlangung der Versicherungssumme erschwert oder unmöglich gemacht ist; dies gilt auch dann, wenn die englische Gesellschaft in Deutschland einen erheblichen Betrag zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen festgelegt oder ihre Geschäfte auf deutsche Reichsangehörige übertragen hat, denn beim Abschlusse des Vertrages konnte der deutsche Versicherte damit rechnen, daß die Gesellschaft mit ihrem ganzen zum größten Teil in England befindlichen Vermögen für ihre Verbindlichkeiten haftet, die Lage des Versicherten hat sich also erheblich verschlechtert, wozu noch kommt, daß nach den gesetzlichen Vorschriften dem Gläubiger nicht ohne seine Einwilligung ein anderer Schuldner an die Stelle seines früheren gesetzt werden darf. Gegen diesen Standpunkt sind von juristischen Schriftstellern Bedenken dahin erhoben worden, daß durch eine Vermögensverschlechterung noch nicht der Rücktritt vom Vertrage gerechtfertigt werde. Eine Entscheidung des Reichsgerichts ist nicht bekannt geworden, mehrere Oberlandesgerichte haben jedoch den Rücktritt zugelassen. In einem Falle betrug das Vermögen der englischen Feuerversicherungsgesellschaft 135 Millionen Mark, die von ihr für Deutschland geleistete Sicherheit 1700000 Mark. Das Oberlandesgericht Kiel führt aus, der Versicherte könne sich jetzt nur an einen bescheidenen Bruchteil des Gesellschaftsvermögens halten, der übrigens durch ein einziges großes Feuer vollständig aufgezehrt werden könne; dadurch sei die ganze Grundlage des Vertragsverhältnisses derart erschüttert und verändert, daß dem Versicherungsnehmer nach den Grundsätzen von Treu und Glauben nicht wohl zugemutet

werden könne, mit diesem Torso des ursprünglichen Versicherers das Vertragsverhältnis fortzusetzen. Das Oberlandesgericht Darmstadt hat aber einen Versicherungsvertrag für rechtsbeständig erklärt, weil die Zahlung der Prämien und der Versicherungssumme weder gegen das deutsche noch gegen das englische Zahlungsverbot verstoße und eine Gefährdung der Sicherheit nicht eingetreten sei, da die Gesellschaft in Deutschland ein Vermögen von über 3 Millionen Mark besitze, 2 und $^1/_4$ Millionen Mark Sicherheit geleistet habe und eine deutsche Gesellschaft mit einem Vermögen von 54 Millionen den deutschen Versicherungsbestand in Rückendeckung genommen und außerdem den einzelnen Versicherten gegenüber die selbstschuldnerische Bürgschaft übernommen habe.

Vereinzelt steht eine vom Landgericht Braunschweig vertretene Ansicht da, die von einem juristischen Schriftsteller als etwas kühn und mindestens nicht unanfechtbar bezeichnet ist. Die Gesellschaft hatte auf Zahlung von Prämien geklagt und war damit abgewiesen, was ungefähr folgendermaßen begründet ist: „Die deutsche Zweigniederlassung ist begründet, damit die englische Gesellschaft aus deutschen Einnahmen wirtschaftliche Vorteile zieht. Fließen der Zweigniederlassung auch nach dem Kriegsausbruch deutsche Gelder zu, so werden für die englische Gesellschaft die Vorteile größer oder die ihr aus dem Kriegsausbruch bezüglich des deutschen Geschäfts entstandenen Nachteile geringer. Durch den Krieg ist das deutsche Vaterlandsgefühl stark geweckt, und es gilt ganz allgemein, wie tagtäglich in der Tagespresse und in zahllosen Veröffentlichungen als Niederschlag der öffentlichen Meinung zu lesen ist, als nicht dem heutigen deutschen Volksempfinden entsprechend, einer englischen Gesellschaft mit deutschem Gelde irgendwelche Vorteile zu verschaffen. Das entspricht der zeitigen deutschen Verkehrsauffassung. Nun ist es zwar richtig daß der einzelne für Maßnahmen des Staates nicht verantwortlich zu machen ist. Der einzelne ist und bleibt aber doch Mitglied seines Volkes und muß es sich gefallen lassen, von einem Vorwurf mitgetroffen zu werden, der mit Grund seinem Volke gemacht wird, und hier wird mit Fug und Recht gegen das englische Volk der Vorwurf erhoben, durch völkerrechtswidrige wirtschaftliche und kriegerische Maßnahmen das Leben des deutschen Volkes vernichtend treffen zu wollen. Daher ist keinem deutschen Versicherten nach der jetzt herrschenden Verkehrsanschauung mit Rücksicht auf die Vertragstreue zuzumuten, den Versicherungsvertrag mit der Gesellschaft seit Kriegsausbruch fortzusetzen, eben weil sie eine englische Versicherungsgesellschaft ist." Es ist fraglich, ob das Gericht gegen eine französische oder russische Gesellschaft ebenso entschieden hätte.

Den Gipfelpunkt der Unparteilichkeit stellt ein Urteil des Hanseatischen Oberlandesgerichts dar. Nach § 259 der Zivilprozeßordnung kann auf künftige Leistung geklagt werden, wenn den Umständen nach die Besorgnis gerechtfertigt ist, daß der Schuldner sich der rechtzeitigen Leistung entziehen werde. Auf Grund dieser Vorschrift klagte ein deutscher Versicherter gegen seine englische Gesellschaft auf künftige Zahlung der Versicherungssumme, das Gericht hielt

jedoch die Vorschrift nicht für anwendbar. Zwar war das Gericht der Ansicht, daß das englische Zahlungsverbot bei uns keine Wirksamkeit hat und die Gesellschaft nicht auf Grund dieses Verbots die Zahlung verweigern darf. Die Vorschrift ist jedoch nicht anwendbar, da man nicht sagen kann, die Gesellschaft entziehe sich der Zahlungspflicht, denn ihr droht schwere Strafe, wenn sie nach Deutschland zahlt, sie hat es also nicht verschuldet, wenn sie die Zahlung unterläßt; der allgemeine Hinweis, daß die Engländer sich nach dem Kriegsbeginn „ihres Rechtsgefühls entäußert hätten", reicht zur Verurteilung nicht aus. Die Klage ist jedoch gemäß § 257 für begründet erachtet, weil die Versicherungssumme bereits vertragsmäßig am 3. März 1916 zu zahlen war und noch die letzte Prämie ausstand. Den Betrag der letzten Prämie durfte die Gesellschaft trotz unseres Zahlungsverbots gegen England abziehen, weil die Pflicht des Versicherten zur Zahlung der Prämie nicht aufgehoben war und es zur Zeit der Urteilsfällung (Anfang November 1915) noch dahinstand, ob das Zahlungsverbot noch am 1. März 1916 in Kraft sein werde.

In andern Entscheidungen werden Fälle behandelt, wo Firmen sich dagegen wehrten, daß öffentlich behauptet war, sie hingen mit dem feindlichen Auslande in irgendeiner Weise zusammen. So hatte im August 1914 ein Vertreter einer deutschen Versicherungsgesellschaft an eine große Anzahl von Kaufleuten seines Wohnsitzes ein Rundschreiben versendet, in welchem er die Empfänger aufforderte, ihre mit englischen Feuerversicherungsgesellschaften abgeschlossenen Verträge sofort durch neue zu ersetzen und sich dazu seiner Gesellschaft zu bedienen; unter Hinweis auf die gegen den deutschen Handel und gegen alles Deutsche sich richtende Verrufserklärung der englischen Regierung dürfte nunmehr ein jeder von der Wertlosigkeit der mit englischen Gesellschaften geschlossenen Versicherungsverträge überzeugt sein. Gegen ihn erhoben einige Agenten englischer Feuerversicherungsgesellschaften Klage auf Unterlassung solcher Behauptungen, denn für die zu zahlenden Versicherungssummen ständen sowohl die in Deutschland einlaufenden Prämien als auch die von den Gesellschaften beim Kaiserlichen Aufsichtsamt hinterlegten Sicherheiten zur Verfügung, auch würden im Notfalle die englischen Gesellschaften von ihrer Regierung die Erlaubnis erhalten, die erforderlichen Summe nach Deutschland zu überweisen; im September 1914 hätten übrigens deutsche Gesellschaften die Bürgschaft für die Verpflichtungen der englischen Versicherer übernommen, und die englischen Versicherungsscheine würden von der Reichsbank als genügende Sicherheiten angenommen. Die Klage ist in allen Rechtszügen abgewiesen. Allerdings werden die deutschen Vertreter der englischen Gesellschaften ihr Bestes tun, und das Kaiserliche Aufsichtsamt wird sie in ihrem Bestreben unterstützen. Dies wird jedoch versagen, wenn große, die Sicherheit voll beanspruchende Schäden vorkommen; bei ungünstiger Gestaltung der Dinge wird die glatte Erfüllung des Versicherungsanspruchs völlig in Frage gestellt. Im geschäftlichen Sinne ist eine derartige Versicherung mit Recht als wertlos zu be-

zeichnen. Die Gründe sind also dieselben wie bei der Frage des Rechts zum Rücktritt von einem mit einer englischen Versicherungsgesellschaft geschlossenen Vertrage.

Eine andere Entscheidung betrifft einen Streit der Maggi-Gesellschaft m. b. H. mit den Altonaer Margarine-Werken Mohr u. Co. G. m. H. Im Oktober 1914 versandte Mohr ein Rundschreiben, in welchem er nach Hervorhebung der Vorzüge seines Erzeugnisses Ochsena sagte, in Suppenwürfeln und Suppenextrakt sei eine ausländische Firma, die Maggi-Gesellschaft, eine Hauptkonkurrenz, weil sie es seit Jahren verstanden habe, durch eine große geschickte Reklame ihre Artikel einzuführen; sie habe für ihr deutsches Geschäft allerdings eine Zweigniederlassung in Singen in Baden, indessen sei sie eine rein ausländische Gesellschaft, ihren Sitz habe sie zum Teil in der Schweiz und zum Teil in Paris, wo sie mehrere tausend Verkaufsstellen besitze; Mohr halte es für patriotischer, wenn statt dieser ausländischen Suppen und Extrakte deutsche Erzeugnisse verwendet würden, es bleibe dann der bei dem Geschäft erzielte Nutzen in Deutschland und es würden zahlreiche Deutsche als Angestellte dabei beschäftigt. Die Maggi-Gesellschaft bezeichnete diese Behauptungen als unrichtig, worauf Mohr ein weiteres Rundschreiben versandte, in welchem es hieß, man betrachte es im Hinblick auf die Maßnahmen Englands und Frankreichs allgemein in Deutschland als selbstverständlich, daß die aus England und Frankreich stammenden Waren möglichst nicht mehr gekauft würden; zu diesen ausländischen Artikeln gehörten der von einer englischen Gesellschaft hergestellte Fleischextrakt Liebigs und die Erzeugnisse der Maggi-Gesellschaft, die eine französisch-schweizerische Gesellschaft sei. Darauf erwirkte Maggi beim Landgericht Altona eine einstweilige Verfügung, durch die Mohr die weitere Verbreitung seiner Behauptung untersagt wurde. Seine dagegen eingelegte Berufung ist vom Oberlandesgericht Kiel zurückgewiesen. In dem gerichtlichen Verfahren sind über die Verhältnisse der Maggi-Gesellschaft genaue Feststellungen getroffen. Das Stammhaus mit der Firma „Allgemeine Maggi-Gesellschaft" befindet sich in Kempttal bei Zürich; in Deutschland, Frankreich und anderen Ländern sind Tochtergesellschaften gegründet; ursprünglich waren in Singen und Berlin Zweigniederlassungen, sie sind aber 1897 aufgelöst, an ihre Stelle ist eine selbständige und unabhängige G. m. b. H. getreten mit dem Sitz in Singen und einer Zweigniederlassung in Berlin. Ein weiterer wirtschaftlicher Zusammenhang mit dem Stammhaus besteht insofern, als letzteres mit 3 800 000 Mark an der G. m. b. H. beteiligt ist. Von dem französischen Unternehmen befindet sich der überwiegende Teil des Aktienkapitals im Besitze des Stammhauses, von den Aktien des Stammhauses sind etwas über 7 Prozent in Frankreich untergebracht. Hiernach ließe sich die Bezeichnung der G. m. b. H. als eines deutsch-schweizerischen Unternehmens rechtfertigen, die kleine Beteiligung französischen Kapitals an einem schweizer Unternehmen, das an der G. m. b. H. beteiligt ist, läßt es jedoch als durchaus unangebracht erscheinen, den fran-

zösischen Einschlag so, wie Mohr es tut, hervorzuheben und die falsche Vorstellung zu erwecken, als habe man es mit einem in erster Linie französischen Unternehmen zu tun. Dazu kommt noch, daß Mohr die G. m. b. H. als „rein" ausländische Gesellschaft bezeichnet und daß in Paris nicht einige tausend, sondern nur einige hundert Läden sind, in denen übrigens nur Milch und Milcherzeugnisse verkauft werden. Die von der G. m. b. H. in den Handel gebrachten Waren werden aus deutschen Rohstoffen in Deutschland von deutschen Arbeitern hergestellt und von Berlin aus durch deutsche kaufmännische Angestellte vertrieben. Die Behauptung Mohrs, daß der Erlös in das Ausland abwandere, ist also unrichtig. Dazu kommt noch die geschickte, aber unter den obwaltenden Umständen das Anstandsgefühl aller billig und gerecht denkenden Menschen besonders verletzende Ausnutzung des vaterländischen Empfindens, um die Waren der G. m. b. H. vom Markte zu verdrängen und die eigene Kundschaft dadurch zu vergrößern.

Aus dem Gebiete des Familienrechts ist nur eine einzige Entscheidung bekannt geworden, sie betrifft die Entlassung eines englischen Vormundes. Das Kammergericht führt folgendes aus: Das Amt des Vormundes ist nach dem Geiste des Gesetzes eine auf einer obrigkeitlichen Anordnung beruhende besondere Vertrauensstellung, die grundsätzlich mit Selbständigkeit ausgestattet und nur einer Beaufsichtigung durch das Vormundschaftsgericht unterworfen ist. Daß ein Angehöriger eines mit dem Deutschen Reiche im Kriegszustande befindlichen ausländischen Staates die Aufgaben einer solchen Stellung einem deutschen Mündel gegenüber erfüllen uud das in ihn zu setzende Vertrauen rechtfertigen werde, muß ganz allgemein bezweifelt werden. Indem davon auszugehen ist, daß auch er als Ausländer national empfindet, erscheint die Annahme begründet, daß seine nationale Gesinnung und die nationalen Interessen des deutschen Mündels in einem solchen erheblichen Gegensatze stehen, daß eine gedeihliche, die Interessen des Mündels voll wahrende Führung der Vormundschaft durch ihn nicht zu erwarten ist, ganz abgesehen davon, daß einem minderjährigen Mündel gegenüber die Pflege deutscher Gesinnung zu den wesentlichsten Aufgaben des Vormundes gehört.

Diesen Entscheidungen deutscher Gerichte sollen nun die englische und die französische Gesetzgebung und Rechtsprechung gegenübergestellt werden. Vorweg sei hier auf die Art der Berichterstattung hingewiesen; die deutschen Entscheidungen sind von mir ausnahmslos juristischen Zeitschriften entnommen, so daß an der Richtigkeit der Wiedergabe ein Zweifel nicht möglich ist, während ich betreffs der feindlichen hauptsächlich auf die Tagespresse, und zwar auf die feindliche angewiesen war. Dadurch wird zwar den Berichten ein Teil ihrer Zuverlässigkeit genommen, eine Vergleichung ist aber trotzdem noch möglich.

Was zunächst die Verträge betrifft, so haben die deutschen Gerichte nicht den Umstand allein, daß die andere Vertragspartei feindlicher Ausländer ist, maßgebend sein lassen, sondern sie haben stets sorgfältig geprüft, ob die Aus-

ländereigenschaft nach deutschen Gesetzen auf den Bestand und die Erfüllung von Verträgen einen erheblichen Einfluß ausübt. Dagegen hat Frankreich nach dem Vorgange Englands durch einen Erlaß alle Verträge mit Deutschen, Österreichern, Ungarn und mit allen Personen, die in diesen Ländern wohnen, gleichviel welchem Staate sie angehören, ferner mit allen Deutschen, Österreichern und Ungarn, die in anderen Ländern, z. B. den Vereinigten Staaten von Amerika wohnen, für nichtig erklärt. Diese Vorschrift geht viel weiter als das auch von Deutschland nach dem Vorgange Englands und Frankreichs erlassene Zahlungsverbot. Insbesondere sind Versicherungsverträge erloschen, Handelsgesellschaften aufgelöst. In England hat der feindliche Fremdling die Klagefähigkeit verloren, während gegen ihn vor englischen Gerichten geklagt werden kann. So lange der Krieg dauert, können überhaupt keine Forderungen entstehen. Oben ist eine Entscheidung eines deutschen Gerichts mitgeteilt über einen Fall, wo die Vertreter englischer Versicherungsgesellschaften gegen eine deutsche Gesellschaft wegen eines Rundschreibens die Unterlassungsklage erhoben hatten mit der Behauptung, das Rundschreiben verstoße gegen die guten Sitten und sei ein unlauterer Wettbewerb.

Die Zerstörungen deutschen Eigentums, die Plünderungen (seit dem dritten November 1914 brachten französische Zeitungen ständige Berichte darüber unter der Überschrift La chasse aux maisons allemandes) und die Mißhandlungen Deutscher, für die eine Genugtuung bisher nicht gewährt ist, seien hier nur nebenbei erwähnt, etwas ausführlicher soll auf die Strafrechtspflege eingegangen werden. Von einer Berliner Strafkammer wurde ein Russe von der Anklage der Majestätsbeleidigung freigesprochen, weil er sich nicht bewußt gewesen sei, eine Beleidigung begangen zu haben. In England sind mehrmals Deutsche wegen geringfügiger Vergehen hart bestraft worden, z. B. einer, der die Einschreibung als Deutscher versäumt, ein anderer, der bestritten hatte, noch kriegsdienstpflichtig zu sein, ein dritter, weil er für den Besitz seines photographischen Apparats keine Erlaubnis eingeholt hatte. Das überaus harte Urteil eines französischen Gerichts gegen deutsche Ärzte, die Wein für Verwundete „erbeutet" hatten, erregte selbst in Frankreich Unwillen. Deutsche Offiziere, die beim Rückzug von der Marne wochenlang vergebens versucht hatten, zum deutschen Heere zurückzugelangen, sind vom Kriegsgericht Chalons wegen Plünderung und Zerstörung von Hindernissen zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden. Über die unwürdige und schmachvolle Behandlung deutscher Kriegsgefangener ist öfters berichtet worden, die gefangene Besatzung deutscher Unterseeboote sollte überhaupt nicht als kriegsgefangen angesehen, vielmehr sollten die Leute wie gemeine Mörder behandelt werden. Das tollste an Rechtsprechung ist jedoch der Spruch eines englischen Leichenschaugerichts über die Opfer eines Zeppelinangriffs: durch ihn sind nämlich unser Kaiser und unser Kronprinz als mitschuldig an vorsätzlichem Morde erklärt worden.

Zur Kennzeichnung des Geistes der französischen Rechtsprechung sei hier

der Inhalt eines Leitaufsatzes wiedergegeben, der in der Nummer vom 17. November 1914 der sehr verbreiteten Zeitung „Le Journal" stand. Es heißt dort: unter Franzosen müßten jetzt alle Rechtsstreitigkeiten ruhen, desto günstiger sei aber der Augenblick, um den unlauteren Wettbewerbern, den verborgenen Feinden auf den Leib zu rücken. Denn die französischen Richter, die nicht unter den Waffen dienen könnten, lechzten danach, unter der Toga zu dienen und durch unbarmherzige Urteilssprüche die französische wirtschaftliche Macht zu verteidigen. Jetzt könnten sie nicht zaudern. In einer schlaffen Zeit würden sie Ausflüchte suchen. In dieser Stunde werden sie Feuer geben wie tapfere Soldaten. Wenn die Gesetzestexte nicht zulangen, wird sie der Gesetzgeber sofort herstellen. Der Augenblick ist zu günstig, um noch viele andere Probleme aufzustellen, mit der Gewißheit oder doch größeren Aussicht, sie gelöst zu sehen dans le bon sens: dans le sens français. Die öffentliche Meinung würde es nie und nimmer dulden, daß sie gelöst würden dans l'autre sens".

Johann Adam Cramb als Imperialiſt

Von Profeſſor Dr. Juſtus Haſhagen

Der kurz vor dem Kriege verſtorbene Londoner Hiſtoriker Cramb iſt in Deutſchland während des Krieges wegen ſeiner Vorträge über Deutſchland und England bekannter geworden. Ihre Lektüre erweckt zwar ſchon angeſichts zahlloſer Irrtümer des Verfaſſers nicht gerade den Wunſch, von Cramb noch mehr kennen zu lernen. Und doch darf man, wenn man ſich um das Verſtändnis der inneren Entwicklungsgeſchichte des engliſchen Imperialismus und damit einer für die Vorbereitung des Weltkrieges entſcheidenden geiſtigen Strömung bemüht, an einer älteren Vortragsreihe desſelben Geſchichtsprofeſſors nicht achtlos vorübergehen. Sie ſtammt aus dem Jahre 1900, alſo aus der Zeit des Burenkrieges, und iſt um ihres angeblich bleibenden Wertes willen während des Weltkrieges 1915 unter dem Titel „Origins and Destiny of Imperial Britain“ in neuer Auflage herausgegeben worden.

Mit Imperial Britain meint der Verfaſſer den Geiſt des engliſchen Imperialismus, die innere ſchöpferiſche Kraft, die das engliſche Weltreich hervorgebracht hat, und die an ſeiner Vollendung raſtlos weiter arbeitet. Crambs Vorträge wollen einen gewichtigen Beitrag liefern zur Ideengeſchichte des engliſchen Imperialismus, und zwar in weltgeſchichtlichem Rahmen. Schon die bei einem Engländer und ſelbſt bei einem engliſchen Hiſtoriker bemerkenswerte Weite des Horizontes zieht die Aufmerkſamkeit auf ſich. Dazu kommt eine anſchauliche, lebhafte, oft zu leidenſchaftlichem Pathos erhobene Sprache. Der Redner verſteht es, ſein Publikum zu feſſeln. Die aufgeregte Luft des Burenkrieges und jetzt des Weltkrieges dringt in den Vortragsraum hinein. Es geht um die höchſten Güter der Menſchheit und Englands. Cramb fühlt ſich als ihr Prophet.

Man darf nicht denken, daß hier ein Krämer oder ein Krämerpolitiker auftritt. Der Krämergeiſt und der Mammonismus haben keine Gewalt über den Redner, ebenſowenig wie nach ſeiner Meinung über die Salisbury, Chamberlain, Jameſon und Cecil Rhodes. Cramb hüllt ſich von Anfang an in das Gewand des idealiſtiſchen Propheten. Die beſondere Bedeutung ſeiner Vorträge liegt geradezu darin, daß ſie den Imperialismus mit dem Idealismus beinahe gleichſetzen.

Denn Imperialismus bedeutet bei Cramb ähnlich wie bei ſeinen größeren Vorläufern Carlyle und Seeley Erfüllung der hohen moraliſchen Weltmiſſion

der britischen Edelrasse. Bekannt ist die moralische Vernichtung des imperialistischen Räubers Warren Hastings durch einen der wahrhaft großen Engländer der älteren Zeit, durch Edmund Burke. Wir sind heute nicht nur geneigt, sondern auch berechtigt, in Hastings die Charakterzüge von Cecil Rhodes und Horatio Kitchener vorgebildet zu finden. Bei Cramb ist aber natürlich nicht der Staatsverbrecher Hastings, sondern vielmehr gerade sein moralischer Gegner Burke der Prototyp des in eine ideale Sphäre hinaufgehobenen modernen englischen Imperialisten. Denn schon Burke sei für eine Weltmacht nicht der Gewalt, sondern der Gerechtigkeit und der Freiheit eingetreten; er habe als einer der ersten ein Ideal gepredigt, das im englischen Weltreiche seit den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, also während der unmittelbaren Gegenwart und in der Epoche des Burenkrieges, der Verwirklichung entgegengehe. Seit Carlyle hat, wie man sieht, die englische Geschichtsklitterung beträchtliche Fortschritte gemacht. Wie viel richtiger war es doch, wenn Carlyle seinen Liebling Cromwell seinen Landsleuten als imperialistisches Muster vorhielt. Cramb aber weiß es besser und vermag in Cromwell nicht einen Funken bewußt imperialistischen Geistes zu entdecken. Anders beim jüngeren Pitt — wenn er den Sklavenhandel bekämpft — oder bei Wilberforce und sogar bei Bentham und den Chartisten.

Cramb idealisiert den englischen Imperialismus derart, daß er ihn sogar über den alten römischen turmhoch erhebt. Denn die Römer hätten wohl gesagt: Imperium et Justitia, aber noch nicht: Imperium et Libertas. Disraëli irre, wenn er das annehme. Und zwar ist England nach Crambs Ansicht die erste Weltmacht, die sich mit ihrem Freiheitsgeiste und mit seiner praktischen Verwirklichung über die alte römische erhoben und damit auch all die späteren, die mittelalterlichen und neuzeitlichen Weltmächte, unter denen aber die niederländische vorsichtigerweise nicht mitaufgeführt wird, hinter sich gelassen hat. Auch sich selbst hat England hinter sich gelassen. Denn wäre es im spanischen Erbfolgekriege untergegangen, so hätte es auf keinen anderen Namen als Karthago oder Venedig Anspruch gehabt. But if she were to perish now, it would be in pursuance of a design which has no example in the recorded annals of man. —

Es ist der Grundfehler dieses englischen Historikers und Imperialisten und nicht nur dieses, daß er die innere und äußere Verwandtschaft des englischen Weltreiches mit seinen Vorläufern nicht sieht oder nicht sehen will, daß er dem englischen Weltreiche und besonders seinem inneren Geiste eine unvergleichliche Sonderstellung zuweist, die es nur in der hochmütigen Phantasie des Inselvolkes zu behaupten vermag. Wieviel treffender hat hier der kenntnisreiche und geistvolle schwedische Sozialist Gustaf F. Steffen in seinem höchst anregenden Buche über Weltkrieg und Imperialismus die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des englischen Weltreiches aufgedeckt, freilich nicht zum Vorteile der englischen Eroberer und Herrenmenschen.

Cramb aber benutzt in seinem übrigens erfolgreichen Streben nach Anschaulichkeit noch eine besondere historische Gegenüberstellung, um den grundsätzlichen und wesenhaften Unterschied zwischen dem modernen englischen und speziell dem alten spanischen Imperialismus recht sinnfällig hervortreten zu lassen. Ein bedeutungsvolles Symbol für den altspanischen Imperialismus und sein Scheitern ist ihm der Zug Albas in die Niederlande: äußerlich glanzvoll, militärisch über jedem Zweifel erhaben, aber doch nur dem Ziele der Folterkammer zustrebend. Man blicke, sagt der Verfasser, von diesem Zuge Albas auf den Vormarsch der Engländer across the veldt of Africa, d. h. über die blutgetränkten Steppen, Felder und Kopjes Südafrikas. Gegen eine solche Parallele zwischen Alba und Kitchener hätte auch ein Deutscher nichts einzuwenden. Er würde freilich sagen: Kitchener war schlimmer als Alba. Denn der Spanier handelte wenigstens nach einer aufrichtigen religiös-absolutistischen Überzeugung. Tief unter diesem ehernen Grundsatzmenschen der älteren Zeit steht der moderne Opportunist Kitchener mit den Greueln seiner Konzentrationslager. Cramb aber beschwört den Schatten der Schergen Albas nur herauf, um eine wirkungsvolle dunkle Folie zu haben für den idealistischen Glanz der südafrikanischen Armee Englands. Zu welchem Zwecke ist sie ausgezogen? „Um die Gottheit im Herzen der Menschen zu befreien, damit fortan das Leben des Menschen frei sei." Ihre Parole lautet: „Gott hat alle Völker der Erde aus demselben Blute geschaffen." —

* * *

Der englische Imperialismus als geistige Bewegung ist in seinen Anfängen eine Reaktion gegen den schrankenlosen Individualismus des Manchestertums und besonders gegen die extrem individualistische Staatsauffassung des englischen Liberalismus Bulgaris der Jahrhundertmitte. Carlyle wird nicht müde, mit überlegenen Waffen diesen geistesarmen und blutleeren Individualismus anzugreifen. Auch Cramb verwirft die individualistische zugunsten der „organischen" Staatsauffassung. Der Staat ist für ihn alles eher als eine äußerliche Summierung von Individuen. Wie das Ganze mehr ist als seine Teile und der Organismus mehr als seine Organe, so ist auch der Staat grundsätzlich etwas anderes als das Individuum. Das Leben des Staates ist besonderen Gesetzen unterworfen, die dunkler und geheimnisvoller sind als die, denen seine Glieder folgen. Wie bei Carlyle, so ist auch bei Cramb der Staat in ein mystisches, aber um so heiligeres Dunkel gehüllt. Diese Imperialisten legen dem Staate als einer einzigartigen, unvergleichbaren Größe wieder eine ganz andere Würde bei als die Individualisten, die ihn abwechselnd nur als Feind des einzelnen verschrieen oder als Ausbeutungsgegenstand mißbrauchten.

Und doch unterliegen Staat und Individuum auch wieder ein und demselben Gesetze. Für beide gibt es nämlich keinen besseren Erzieher als das Unglück. Beide werden — das Gesetz der alten Tragödie — durch Not und Leiden ge-

läutert. Athen nach der Sizilischen Expedition, Rom nach der Niederlage bei Cannae, England nach den Rosenkriegen des späten Mittelalters sind willkommene Beispiele, um zu zeigen, wie sich der politische Geist aus dem Abgrund wieder emporarbeitet. Die Engländer, welche zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts als friedebringende Schicksalsengel in Indien erscheinen, zehren noch von all den bitteren Erfahrungen der eigenen Bürgerkriege. Im Hinblick auf sie stellen sie sich jetzt ganz von selbst in den Dienst des göttlichen Gesetzes. Aus dem Unglück wird aber nicht nur Achtung vor Gesetzlichkeit, Gerechtigkeit und schließlich Freiheit geboren, sondern auch Seelenstärke und Heroismus, wie sie in England schon vor der Vernichtung der spanischen Armada mächtig zum Durchbruch gekommen sind. Es gibt zu denken, was Cramb unter den Äußerungen dieser Seelenstärke aufzählt: die Entrüstung darüber, daß kein Engländer, sondern ein Genueser Amerika entdeckt habe, und Seldens Schrift über das Mare Clausum, die er noch unter den Stuarts im Jahre 1635 als eine Theorie der englischen Seeräuberherrschaft dem wahren Völkerrechte im Mare Liberum des Hugo Grotius entgegensetzte.

* * *

Je mehr man mit den interessanten Gedankengängen Crambs vertraut wird, um so häufiger wird man vom Unwillen ergriffen über die Maßlosigkeit des englischen Dünkels. Das ist die Eigenschaft, die Idealisten vom Schlage Crambs mit den Krämerseelen Altenglands durchaus gemein haben. Und dieses Gift eines alles Maß und Ziel überschreitenden Dünkels hat schließlich in England mehr gewirkt als die idealistische Schale, in der es gereicht wird. Dem Cant hat der Engländer immer willig und gerne gehuldigt und den lieben Gott hat er immer bemüht, wenn er zu Eroberungen auszieht. Wenn das schon während des Burenkrieges in den abschreckendsten Formen hervortrat, wie mögen sich dann heute Cant und Dünkel verbrüdern, um die verhaßten Deutschen auch auf dem geduldigen Papier unter die Füße zu treten. Wie das zu machen ist, hat Cramb eindrucksvoll gezeigt. Gerade auf die englische Intelligenz mögen solche Bücher mehr wirken, als die auch in England wahrhaftig nicht seltenen Erzeugnisse einer blutrünstigen Greuelliteratur. Aber auch für den Deutschen sind sie geschrieben. Denn er kann nicht oft genug in der äußerlich vornehmen, innerlich haßverzerrten Physiognomie seines Todfeindes lesen.

Kriegstagebuch

3./4. April 1916. Luftschiffangriff auf die englische Südostküste, Befestigungsanlagen bei Great Yarmouth mit Sprengbomben belegt.

3. April 1916. Erfolgreicher Angriff österreich-ungarischer Flieger auf Ancona.

4. April 1916. Gegenangriffe der Franzosen bei Haucourt und im Caillettewald abgewiesen.

4. April 1916. Rücktritt des italienischen Kriegsministers Zupelli, Generalleutnant Paolo Morone wird der Nachfolger.

5. April 1916. Das Dorf Haucourt und ein starker französischer Stützpunkt östlich des Ortes gestürmt, 542 Gefangene.

5./6. April 1916. Erfolgreicher Luftschiffangriff auf die englischen Industriegebiete bei Leeds und Whitby.

6. April 1916. Eine englische Trichterstellung südlich von St. Eloi genommen. Zurückgeschlagene französische Angriffe in den Argonnen nördlich Four de Paris, nordöstlich von Avocourt und gegen den Caillettewald bei Verdun.

6. April 1916. Südlich des Naroczsees heftige russische Angriffe gescheitert

6. April 1916. Im Tiroler Grenzgebiet am Rauchkofelrücken nehmen die österreichisch-ungarischen Truppen 122 Italiener gefangen und erbeuteten 2 Maschinengewehre.

6. April 1916. Für die Türken erfolgreiche Kämpfe an der Irakfront.

7. April 1916. Zwei starke französische Stützpunkte südlich Haucourt und die feindlichen Stellungen auf dem Termitenhügel in über 2 km Breite gestürmt, 714 Gefangene. Am Hilsenfirst südlich von Sondernach eine vorgeschobene französische Stellung genommen, 21 Gefangene.

7. April 1916. Russische Angriffe südlich des Naroczsees glatt abgewiesen.

7. April 1916. Österreichisch-ungarische Truppen nahmen auf der Hochfläche von Doberdo italienische Stellungen, ebenso südlich des Mrzli Brh, 43 Gefangene, 1 Maschinengewehr erbeutet; bei der Säuberung des Rauchkofel 153 Italiener gefangen. — Österreichisch-ungarische Flugzeugangriffe auf die Bahnhöfe von Casarsa und San Giorgio di Nogara.

7. April 1916. Abschluß eines deutsch-rumänischen Handelsabkommens.

8. April 1916. Erfolgreicher Flugzeugangriff auf die russische Flugstation Papensholm auf Oesel.

9. April 1916. Béthincourt und die stark ausgebauten Stützpunkte „Alsace" und „Lorraine" genommen, über 700 Gefangene, 2 Geschütze, 13 Maschinengewehre erbeutet. Westlich und östlich der Maas weitere feindliche Anlagen gesäubert, über 560 Gefangene.

10. April 1916. Englischer Angriff bei St. Eloi gescheitert. Beiderseits der Maas französische Gegenangriffe zwischen Haucourt und Béthin-

court und am Pfefferrücken abgewiesen. Südwestlich der Feste Douaumont weitere französische Verteidigungsstellungen genommen, 8 Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen bei Béthincourt steigt auf 36 Offiziere, 1231 Mann, die Beute auf 2 Geschütze, 22 Maschinengewehre. Südlich des Rabenwaldes 222 Gefangene gemacht, 1 Maschinengewehr erbeutet.

11. April 1916. Bei La Boisselle, nordöstlich von Albert, 29 Engländer gefangen, 1 Maschinengewehr erbeutet. Französische Angriffe westlich und östlich der Maas abgewiesen.

11. April 1916. Russische Nachtangriffe bei Garbunowka, nordwestlich von Dünaburg, gescheitert.

18. April 1916. Russische Angriffe nördlich von Zirin, südlich des Narocz-sees und bei Garbunowka gescheitert.

18. April 1916. Heftige, für die österreichisch-ungarischen Truppen erfolgreiche Kämpfe an der ostgalizischen Front.

14. April 1916. Französische Angriffe gegen den „Toten Mann" unter schwersten Verlusten für den Feind zurückgewiesen.

15. April 1916. Erfolgreiche Sprengung englischer Gräben bei Vermelles. Französische Angriffe zwischen Douaumont und Vaux abgewiesen. 200 Gefangene gemacht.

17. April 1916. Rechts der Maas französische Stellungen am Steinbruch südlich Haudromont und auf dem Höhenrücken nordwestlich Thiaumont gestürmt, 42 Offiziere, 1700 Mann gefangen. — Im Maasgebiet seit 21. Februar 711 Offiziere, 38 155 Mann gefangen.

17. April 1916. Im Brückenkopf vor Dünaburg russische Angriffe zusammengebrochen.

17. April 1916. Heftige italienische Angriffe am Col di Lana, die gänzlich zerstörte österreichische Stellung auf der Westkuppe von den Italienern besetzt. — Im Suganatal die Italiener aus ihren vorgeschobenen Stellungen geworfen, über 600 Gefangene, 4 Maschinengewehre erbeutet.

17. April 1916. Die Russen besetzen Trapezunt.

18. April 1916. Östlich der Maas der Steinbruch südlich Haudromont genommen, über 100 Gefangene. Auf der Combreshöhe 77 Franzosen gefangen.

19. April 1916. Generalfeldmarschall v. d. Goltz gestorben.

19. April 1916. Im Ypernbogen etwa 600 m der englischen Stellung genommen, 109 Gefangene, 2 Maschinengewehre erbeutet. Erfolgloser Gegenangriff der Franzosen im Caillettewalde.

20. April 1916. Vergebliche Angriffe der Franzosen am „Toten Mann".

20. April 1916. Abgewiesene russische Angriffe bei Garbunowka.

20. April 1916. Italienische Flugzeuge bombardieren Triest. Im Col di Lanagebiet starke Angriffe der Italiener abgewiesen.

20. April 1916. Eine neue amerikanische Note wegen Versenkung des „Sussex" an die deutsche Regierung droht mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

21. April 1916. Englische Angriffe an der Straße Langemarck—Ypern. Angriff der Franzosen gegen „Toter Mann", südlich Haudromont und südlich Feste Douaumont gescheitert.

21. April 1916. Für die Türken erfolgreiche Kämpfe bei Bitlis an der Kaukasusfront.

21. April 1916. An der Irakfront starke Angriffe der Engländer bei Felahie unter großen Verlusten für sie abgeschlagen.

22. April 1916. Englische Angriffe bei St. Eloi und an der Straße Bapaume—Albert abgewiesen. Französische Gräben bei Haucourt und westlich „Toter Mann" genommen.

22. April 1916. Südlich des Narocz-sees verlustreicher, vergeblicher Angriff der Russen.

22. April 1916. Erfolgreicher Flugzeugangriff auf die russische Flugstation Papenholm auf Oesel.

23. April 1916. Vergebliche französische Angriffe nordöstlich Avocourt,

23. April 1916. Niederlage der Engländer bei Katia, östlich vom Suezkanal, die Türken vernichten vier Schwadronen feindliche Kavallerie und nehmen 23 Offiziere und 281 Mann gefangen. Türkische Flugzeuge bombardieren mit Erfolg feindliche Kriegsschiffe von El Arisch, Port Said und alle Lager bis El Kantara.
östlich „Toter Mann" und bei Thiaumont.

24. April 1916. Abgewiesene französische Angriffe östlich Avocourt und beim „Toten Mann".

24. April 1916. Seegefecht an der flandrischen Küste, unsere Torpedoboote drängen die englischen Schiffe ohne Verluste unsererseits zurück.

24. April 1916. Beginn der Revolution in Irland.

25. April 1916. Südlich des Kanals von La Bassée englische Angriffe abgeschlagen. Französischer Angriff gegen den Wald südwestlich von Ville-aux-Bois vereitelt. Nordöstlich von Celles (Vogesen) die erste und zweite französische Linie auf und vor Höhe 542 genommen, 84 Mann gefangen, 2 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer erbeutet.

25. April 1916. Angriff eines Teiles der deutschen Hochseeflotte auf die englische Ostküste; die Befestigungswerke und militärischen Anlagen bei Lowestoft und Great Yarmouth erfolgreich beschossen, ein englischer Kreuzer schwer beschädigt, ein englischer Torpedobootszerstörer und zwei Vorpostenschiffe versenkt, darunter den „King Stephen", der seinerzeit die schiffbrüchige Mannschaft von „L 19" umkommen ließ, die Besatzung desselben gefangen. — Marine- und Heeresluftschiffe greifen den französischen Hafen von Etaples, ferner London, Colchester, Ramsgate und viele andere Industrieanlagen, Befestigungen und Batterien in den östlichen englischen Grafschaften, sowie feindliche Vorpostenschiffe mit großem Erfolg an. — Flugzeuge bombardieren Dünkirchen. — An der flandrischen Küste ein englischer Torpedobootszerstörer schwer beschädigt, ein Hilfsdampfer versenkt, die Besatzung gefangen. — Das englische U-Boot „E 22" in der südlichen Nordsee durch unsere Streitkräfte versenkt, eines unserer U-Boote torpediert einen englischen Kreuzer der „Arethusa"-Klasse.

25. April 1916. Am Südwestrand der Hochfläche von Doberdo 180 Italiener gefangen.

25. April 1916. Erfolgreiche Gegenangriffe der Türken an der Kaukasusfront bei Bitlis, die Russen zwei Kilometer nach Norden zurückgetrieben.

26. April 1916. Bei Ypern und Givenchy Minen- und Handgranatenkämpfe.

26. April 1916. Luftschiffangriff gegen die Hafen- und Bahnanlagen von Margate an der englischen Ostküste.

26. April 1916. Luftschiffangriff auf die Hafen- und Bahnanlagen von Dünamünde.

27. April 1916. Auf der Doggerbank in der Nordsee ein größeres englisches Bewachungsfahrzeug durch unsere Vorpostenschiffe vernichtet, ein Fischdampfer als Prise aufgebracht.

27. April 1916. Bei Bermelles 46 Engländer gefangen, 2 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer erbeutet.

27. April 1916. Drei deutsche Flugzeuge greifen das russische Linienschiff „Slawa" im Rigaischen Meerbusen an, mehrere Treffer und Brandwirkung einwandsfrei festgestellt.

27. April 1916. Das deutsche U-Boot „U C 5" gesunken, die Besatzung von den Engländern gefangen.

28. April 1916. Das englische Flaggschiff „Russell" (14 220 t) im Mittelmeer versenkt.

28. April 1916. Abgewiesene französische Angriffe am „Toten Mann".

28. April 1916. Südlich des Narocz-sees russische Stellungen zwischen Stanarocze und Stachowce genommen, über 5600 Gefangene, 5 Geschütze, 29 Maschinengewehre, 10 Minenwerfer erbeutet.

29. April 1916. Die in Kut el Amara eingeschlossenen Engländer ergeben sich in Stärke von 13 800 Mann bedingungslos den Türken.

29. April 1916. Starke französische Angriffe gegen den „Toten Mann" gescheitert, ebenso nordwestlich von Thiaumont.

29. April 1916. Nördlich von Mlynow über 200 Russen gefangen.

1. Mai 1916. Südlich von Loos einen englischen Graben genommen. Im Caillettewald und südlich der Feste Douaumont französische Angriffe abgeschlagen. Mehrere feindliche Flugzeuge abgeschossen, darunter durch Oberleutnant Boelcke dessen 15.

1. Mai 1916. Die russischen Anlagen von Moonsund und bei Pernau durch ein Marineluftschiff mit gutem Erfolg angegriffen, gleichzeitig belegten Seeflugzeuge die Flugstation von Papenholm auf Oesel mit Bomben. Ein feindlicher Flugzeugangriff auf Windau vereitelt.

2. Mai 1916. Nördlich von Dixmuiden in die belgische Linie gedrungen und einige Dutzend Belgier gefangen. Im Westen fünf feindliche Flugzeuge abgeschossen.

3. Mai 1916. Lebhafter Minenkampf bei Lens, Souchez, Neuville. Gescheiterte französische Angriffe gegen den „Toten Mann".

3. Mai 1916. Luftschiffangriffe auf die Bahnanlagen an der Strecke Molodeczno-Minsk und auf den Kreuzungspunkt Luniniec nordöstlich von Pinsk.

3. Mai 1916. Marineluftschiffe greifen mit sichtbar gutem Erfolg den mittleren und nördlichen Teil der englischen Ostküste an, Fabriken, Hochofen, Bahnanlagen, Befestigungen bei Widdlesborough, Stockton, Sunderland, Hartlepool, sowie englische Kriegsschiffe am Eingang zum Firth of Forth mit Bomben belegt. — „L 20" nach Norwegen abgetrieben und verloren. — Ein Marineflugzeug greift die englische Küstenbatterie bei Sandwich an. — Eins unserer U-Boote schießt an der flandrischen Küste ein englisches Flugzeug ab.

3. Mai 1916. In der Ostsee belegen Marineflieger erneut das russische Linienschiff „Slawa" und ein feindliches U-Boot in Moonsund mit Bomben.

3. Mai 1916. Nordwestlich Tarnopol 100 Russen gefangen.

3. Mai 1916. Ein italienisches Luftschiff von österreich-ungarischen Fliegern und der Artillerie bei Görz vernichtet. — Ein österreich-ungarisches Seeflugzeuggeschwader greift mit Erfolg Bahnhof, Schwefelfabrik und Kaserne in Ravenna an. — Südöstlich der Pomündung erfolgloses Gefecht zwischen einer österreich-ungarischen Torpedobootsflotille nebst Flugzeugen und vier italienischen Zerstörern.

4. Mai 1916. Handgranatenkämpfe um einen Sprengtrichter bei Givenchy-en-Gohelle. Südlich der Somme 46 Mann gefangen. Links der Maas französische Verteidigungsanlagen westlich von Avocourt zerstört und alsdann planmäßig wieder geräumt. Südöstlich von Haucourt mehrere französische Gräben genommen. Ein französischer Angriff gegen den Westausläufer der Höhe „Toter Mann" völlig zusammengebrochen. — Der Luftkrieg im April ergab den Verlust von 86 feindlichen Flugzeugen gegen 22 deutsche.

4. Mai 1916. Am Rombon nehmen die österreich-ungarischen Truppen mehrere italienische Stellungen, machen über 100 Gefangene und erbeuten 2 Maschinengewehre. — Österreich-ungarische Flugzeuge bombardieren Valona und Brindisi, beschießen ferner mit Maschinengewehren den italienischen Kreuzer „Marco Polo".

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Lempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum III. Quartal 1916 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Bismarck und die italieniſche Politik

Zum Jahrestage der italieniſchen Kriegserklärung

Von J. P. Buß

„Ich wünſche, daß unſere politiſchen Sympathien unwandelbar ſein mögen, denn ebenſo wie wir gemeinſame Freunde haben, ſind auch unſere Feinde die Ihren.“

(Brief Crispis an Bismarck vom 1. Januar 1889; Crispi: „Memoiren, Erinnerungen und Dokumente“)

Als im Frühjahr 1866 Bismarck in Berlin mit dem italieniſchen General Govonne verhandelte, war dieſer erſchrocken, als der Kanzler den Wunſch äußerte, der General möge zu Hauſe anfragen, ob er auch gegen napoleoniſche Verſtimmungen auf Italiens Vertragstreue rechnen dürfte. Govonne erwiderte, daß eine ſolche Rückfrage an demſelben Tage nach Paris telegraphiert werden würde, mit der Anfrage, „was man antworten ſolle?“ Die Fügſamkeit und Abhängigkeit Italiens von Frankreich war von Bismarck voll und ganz erkannt worden. Die öffentliche Meinung wie die Regierung Italiens waren von dem Glauben an die „Wohltaten“ beſeelt, die ſchon Napoleon der Dritte den Italienern erwieſen hatte. In einer leidenſchaftlichen Verbohrtheit erkannte man nicht, daß für Napoleon die Unterſtützung Italiens im Kriege von 1859 nichts als ein Geſchäft war, man ſah nicht, daß im Grunde Napoleons Ziel ein uneiniges, der Herrſchaft Öſterreichs entriſſenes und Frankreich tributpflichtiges Italien war, man ſah nicht, daß Napoleon durch die Wegnahme von Savoyen und Nizza der eigentliche Gegner der ſo heiß erſehnten natürlichen Grenzen Italiens geworden war. Crispi ſtand faſt vereinſamt in der Erkenntnis, daß, bei aller Bewunderung des Geiſtes und der Kultur des franzöſiſchen Volkes, ſchon der geſchichtlichen Tradition gemäß, ein ſtarkes und geeintes Italien, „in Frankreich

nur einen anmaßenden Gegner finden würde." Erst die Art und Weise, wie Frankreich in Tunis vorging, um den italienischen Einfluß auszuschalten, hatte einen völligen temporären Umschlag in der öffentlichen Meinung Italiens herbeizuführen vermocht.*)

Im September 1877 stellte Crispi (der damals Präsident der italienischen Kammer war) in einer Unterredung mit Bismarck die Frage: „Ich bin beauftragt, Sie zu fragen, ob Sie geneigt sind, mit uns einen Vertrag eines eventuellen Bündnisses für den Fall einzugehen, in welchem wir gezwungen wären, uns mit Frankreich und Österreich-Ungarn zu schlagen." Der Kanzler erwiderte: „Würde Italien von Frankreich angegriffen, so würde sich Deutschland solidarisch erklären und sich mit Ihnen gegen den gemeinsamen Feind verbünden. Hoffen wir aber — so fügte er hinzu —, daß es keinen Krieg geben wird, und daß wir den Frieden aufrechterhalten können. — Österreich gegenüber liegt die Sache anders. Ich möchte den Fall gar nicht annehmen, daß es uns feindlich sein könnte; ja, ich will Ihnen sogar offen sagen, daß ich diese Möglichkeit nicht einmal hypothetisch voraussetzen will. Morgen kommt Graf Andrassy zu mir, und im Gespräch mit ihm will ich ihn auf mein Wort beruhigen, daß ich sein Freund bin, und daß ich mich keinem gegenüber verpflichtet habe."

In jener wie in allen nachfolgenden Unterredungen mit Crispi war Bismarck in jeder Hinsicht bemüht, klarzulegen, daß Deutschland nur von dem Gedanken beseelt sei, mit der habsburgischen Monarchie in aufrichtigster Freundschaft zu stehen, und daß Italien alles vermeiden müßte, was darauf ausginge, dieses Einvernehmen zu trüben. Nur unter solchen Umständen liege eine Annäherung Italiens an Deutschland im Bereiche der Möglichkeit. Crispi war klug genug, dies einzusehen, versuchte aber dennoch, Einräumungen zu machen: „Glauben Sie, daß Österreich immer Ihr Freund bleiben wird? Jetzt braucht es Sie, um den von 1866 erlittenen Schaden wieder gut zu machen, denn Sie allein können ihm den Frieden zusichern, ohne den es nicht seine Finanzen regeln, sein Heer nicht neu errichten kann. Aber Österreich kann weder die Vergangenheit vergessen, noch den neuen deutschen Kaiser mit freundlichem Auge anblicken."

Auf die Orientfrage übergehend, konstatierte Crispi, die Italiener hätten an der Lösung dieser Frage kein so geringes Interesse wie Bismarck. Würde Rußland, um die Freundschaft Österreichs sich in einem Kriege gegen die Türkei zu sichern, diesem Bosnien und die Herzegowina anbieten, so könnte Italien nicht erlauben, daß Österreich diese Länder besetze. Denn Italien wäre im Kriege von 1866 ohne Grenzen nach den Ostalpen geblieben; und wenn Österreich neue Provinzen erhielte, die seine Position im Adriatischen Meer ver-

*) Die dadurch geschaffene Situation habe ich in meinem soeben im Verlage von Jos. C. Huber erschienenen Buche: „Die italienische Frage und die Zentralmächte im letzten Jahrhundert bis zur Gegenwart" klarzulegen versucht.

stärkten, bliebe Italien, so oft es dem Nachbarreiche gefiele, einer Invasion ausgesetzt. Bismarck sollte daher den Grafen Andrassy von jedem Verlangen nach einer Eroberung im ottomanischen Gebiet abbringen.

Der Kanzler war hingegen keineswegs gewillt, ein solches Zugeständnis zu machen, er verhielt sich vielmehr abweisend: „Österreich verfolgt eine gute Politik, und ich darf glauben, daß es dabei bleibt." Und als Crispi weitergehend die unverhohlene Äußerung tat, eine Provinz an der Adria genüge dem italienischen Volke nicht als Kompensation für eine Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich, denn Italien habe keine Grenzen nach Osten, wurde Bismarck sehr deutlich: „Nein, ich will weder die bosnische Frage und noch viel weniger die Ihrer Ostgrenzen berühren. Lassen wir sie jetzt. Ich möchte nichts berühren, was dem Grafen Andrassy mißfallen könnte; denn ich will ihn mir als Freund bewahren."

Im Jahre 1877 hatte Italien den günstigsten Augenblick für einen Anschluß an Deutschland, das noch keine Verpflichtungen eingegangen war, verpaßt. Denn erst 1879, als Bismarck vor die Wahl zwischen Rußland und Österreich gestellt war, kam das deutsch-österreichische Bündnis zustande. Crispi, der alles versucht hatte, um die italienische Regierung zum Abschluß eines solchen Bündnisses zu bewegen, schreibt hierüber treffend: „Ein deutsch-italienisches Bündnis hätte Italien, abgesehen von allen anderen moralischen, politischen und wirtschaftlichen Vorteilen, auf dem Berliner Kongreß dazu verholfen, seine Rechte vertreten zu können; es hätte das spätere österreichisch-deutsche Bündnis nicht verhindert; aber nicht Italien, sondern Österreich-Ungarn wäre als Dritter Deutschlands Bündnissystem beigetreten, Italien wäre die Demütigung erspart geblieben, die ihm im Jahre 1882 auferlegt wurde, sich erst nach Wien wenden zu müssen, um in Berlin Gehör zu finden; endlich hätte Frankreich im Jahre 1878 nicht „carte blanche" zur Einnahme von Tunis erhalten, und es hätte nicht gewagt, auf dem Recht des Stärkeren fußend, Italien zu erniedrigen." (Crispi: Memoiren S. 91).

Andererseits waren diese Unterredungen Crispis, die er in seiner Eigenschaft als Kammerpräsident führte, dazu angetan, den Verdacht der französischen Presse und Regierung zu erregen. Der Präsident der italienischen Volksvertretung hatte die politische Notwendigkeit eines deutsch-italienischen Bündnisses erkannt, nicht aber das italienische Ministerium (Depretis, Cairoli), wie gleichermaßen der größte Teil der italienischen Presse, die beide auch angesichts der Aktion Frankreichs in Tunis noch an den freundschaftlichsten Beziehungen mit der romanischen Schwesternation festzuhalten gewillt waren. Die „Opinione", eines der bedeutendsten Organe der Gemäßigten, ging sogar soweit, der italienischen Regierung vorzuwerfen, daß sie auf Kosten der Würde Italiens gute Beziehungen zu dem Berliner Kabinett unterhalte. Die Abmachungen über das Schicksal von Tunis waren eine Tatsache; weder das englische Kabinett noch Bismarck waren infolge der Unbeständigkeit und Unsicherheit der aus-

wärtigen Politik Italiens Gegner der Besitznahme von Tunis durch Frankreich. Bismarck suchte in manchem Betracht auf dem Berliner Kongreß Deutschlands Vorteil in möglichster Wahrnehmung der Interessen Rußlands, um die Gegnerschaft Rußlands nicht zu provozieren. England setzte sich in den Besitz der Insel Cypern, Österreich-Ungarn erwarb Bosnien und die Herzegowina und Frankreich erhielt durch geheime Vereinbarung das Recht, Tunis zu besetzen. Er hatte nicht den geringsten Grund, sich um die Bestrebungen und Bedürfnisse Italiens zu kümmern, dessen offizielle auswärtige Politiker mit Österreich und Deutschland aus Rücksicht auf Frankreich keine reale Verständigung anbahnen wollten und die durch die mehr oder weniger stillschweigende Duldung der irredentistischen Bewegung Italien nur schadeten.

So stand Italien in den Jahren von 1878 bis 1881 in völliger Isoliertheit. Crispi war immer entschiedener Gegner der Irredenta; er verurteilte jegliche irredentistische Bestrebung, deren Vertreter vielfach an den höchsten Stellen der italienischen Regierung zu finden waren, wie den irrigen Glauben der Irredentisten, sie könnten das Trentino und Triest den Österreichern mit den Waffen entreißen. Er war der Meinung, daß Italien das größte Interesse daran habe, sich seine natürlichen Grenzen zu erringen, aber er wußte, daß „für die Regelung dieser Frage nur die Diplomatie zuständig ist, und daß die Irredenta nichts anderes erreichen würde, als ihre Lösung ins Endlose zu verschleppen."

Wie es das gewaltige und großartige Endziel der auswärtigen Politik des großen Kanzlers war: dem latenten, seit Jahrhunderten bestehenden Gegensatz zwischen England und Rußland immer wieder neue Reibungsflächen unterzuschieben, so war es für ihn ein Postulat von nicht minder großer Bedeutsamkeit geworden, die ehrgeizigen Bestrebungen der Franzosen von der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens abzulenken durch Gewährung materieller kolonialer Entschädigungen in Nordafrika. In diesem Sinne berichtete schon am 20. November 1880 der italienische Botschafter in Paris, Cialdini, nach Rom: „Der vom Fürsten Bismarck aus Europa vertriebene französische Einfluß hat sich in Afrika festgesetzt, wo keine Gefahr besteht, mit Deutschland zusammenzustoßen. Es wird uns nicht gelingen, von Frankreich irgendeine Konzession durch Überredung und durch diplomatische Wendungen zu erreichen. Das ist seit langer Zeit meine Überzeugung. Die französische Republik weiß genau, daß diese Politik uns verletzt und uns voneinander entfernt, — aber es muß offen gesagt werden, daß sie sich darum nicht kümmert."

Ungeachtet solcher Erklärungen konnte sich die italienische Regierung von der traditionellen Sympathie für Frankreich nicht entfernen, und war noch im April 1881 von der Aufrichtigkeit der offiziellen französischen Enthüllungen fest überzeugt, wonach die französische Regierung „nicht im geringsten an eine ständige militärische Besetzung und noch viel weniger direkt an eine Annexion von Tunis denke". Aber Crispi warnte ungehört: „Es hieße die Welt-

geschichte vergessen, wenn man glaube, daß die französischen Truppen Tunis verlassen würden, nachdem die rebellischen Stämme bestraft worden wären." Wenige Wochen darauf hatte sich Frankreich die Regentschaft von Tunis erobert, die Geringschätzung und Ohnmacht Italiens, das in Tunis bedeutend wichtigere und berechtigtere Interessen als Frankreich besaß, vor aller Welt offen dartuend.

Der neue Minister des Auswärtigen, Mancini, sah für Italien den einzigen Ausweg, um sich vor weiteren Übergriffen Frankreichs zu schützen, in der Rückkehr zu einem Bündnis mit Deutschland. Aber Fürst Bismarck hatte in restloser Ausnützung eines glänzenden diplomatischen Schachzuges auf den jetzigen, selbst in den Augen der italienischen Regierung nottuenden Vorschlag, „betreffs der Möglichkeit, den Beziehungen zwischen Italien und Deutschland den Charakter größerer Vertraulichkeit zu geben und auf ein wirkliches Bündnis hinzuarbeiten," die unzweideutige Antwort erteilt, „daß der Weg nach Berlin über Wien führe, und daß Italien vor allem auch dort die besten Beziehungen anknüpfen müsse, wenn es die Bande alter Freundschaft mit Deutschland erneuern wollte."

So kam in einer Epoche größter politischer Not und Isoliertheit Italiens der Dreibund zustande. Crispi schrieb beim Abschluß des Dreibundvertrages: „Bismarck sieht nur zwei Feinde, die das Reich bedrohen: Frankreich und Rußland. Und er wählt seine Verbündeten im Hinblick auf einen Krieg, der von diesen beiden Mächten kommen konnte. Unlöslich ist er mit Österreich verbündet, und er arbeitet daran, durch eine Heeresreform eine starke Macht in der Türkei zu gründen." Um Italien kümmerte sich der Kanzler im Grunde genommen wenig. Daraus erhellt die zu allen Zeiten in der öffentlichen Meinung Italiens herrschende Verständnislosigkeit der auswärtigen Politik Bismarcks, die wegen der angeblichen Verachtung der Italiener durch den Kanzler oft als mißtrauisch und gefährlich hingestellt wurde.

In Wirklichkeit war die Politik Bismarcks gegenüber Italien solcher Art, daß sie darauf ausging, Italien an sich zu fesseln und Frankreich zu isolieren. Aus Erwägungen gleicher Art glaubte er in einer italienisch-englischen Verständigung eine gewisse Garantie erblicken zu dürfen, England die Möglichkeit einer Unterstützung der französischen „Revanche-Politik" zu versperren.

Aus allen Unterredungen Bismarcks und Crispis in Friedrichsruh klingt es immer wieder heraus: Wir arbeiten für die Erhaltung des Friedens und leben für nichts anderes, denn wir haben genug für den Krieg getan. „Wirken wir jetzt für den Frieden und wirken wir vereint." In den Jahren, in denen die verantwortliche Politik Italiens den Händen Crispis anvertraut worden war, beherrschte seine ganze Persönlichkeit den politischen Horizont des jungen Königreiches. Er verehrte Bismarck als den Mann, der dreißig Jahre lang gearbeitet hatte für die Größe seines Vaterlandes, der wußte, was er wollte, „und der, was er wollte, mit der ganzen Kraft seines Willens wollte." Man hatte Crispi infolge seiner Unterredungen in Friedrichsruh, besonders von französi-

scher Seite, Konspirationen unterschieben wollen. Er äußerte sich zu solchen Auslassungen: „Mag sein. Will man es so nennen, nun gut: wir haben uns in Friedrichsruh verschworen, aber verschworen für den Frieden, und daher können alle, die dieses hehre Gut lieben, an dieser Verschwörung teilnehmen ..... Wir haben Europa einen Dienst erwiesen. Unser Bündnis hat daher als Zweck die Vorbeugung, nicht aber die Herausforderung, die Ordnung, nicht die Zerstörung."

Die Freundschaft und das gegenseitige Vertrauen dieser beiden genialen Staatsmänner der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war an dem Feuer des täglichen Kampfes zusammengeschweißt. In jenen Jahren vertraute die verantwortliche italienische Politik bedingungslos auf Deutschland; denn Crispi war der festen Überzeugung, daß dessen Politik zum Frieden neigte. „Deutschland, welches in Betreff Italien sicher war, unterstützte dessen Ansehen und Interesse, wo es auch war, noch über den Wortlaut des Bündnisvertrages hinaus." (Crispi: Memoiren S. 397).

Mit dem Rücktritt Crispis legte die italienische Politik mehr und mehr jene kräftige aktive Mittelmeerpolitik „ad acta", die Crispi betrieb und forderte, die einzig und allein den Interessen der Großmacht Italien entspricht, und die von Deutschland wie von Österreich-Ungarn nicht nur gebilligt, sondern allezeit aufs kräftigste unterstützt wurde, und ersetzte diese durch eine von einem großen Teil der Presse propagierte Wiederaufnahme der „Mare-Nostro"-Politik, deren einseitige und selbstische Ausstrahlung mit Naturnotwendigkeit den alten Gegensatz zur habsburgischen Monarchie entfachen mußte, und die in letzter Hinsicht die fortwährenden „Extratouren" des italienischen Bundesgenossen bedingte.

Crispi ist der ideale Typus des national-italienischen Realpolitikers mit zukunftstragendem weltpolitischem Weitblick, der auch nach Abschluß des Dreibundes nichts unversucht ließ, Italien an andere Mächte zu fesseln. Solcher Art erfolgte schon bald nach dem Anschluß an den Dreibund die Schwenkung zu England. Crispi hat damit die Grundlage für die „Extratouren" des italienischen Verbündeten geschaffen; Bismarck hatte, angesichts der damaligen Konstellation der großen Mächte, die italienisch-englische Annäherung gefördert aus der einzigen Erwägung heraus, auch England an den Dreibund heranzuziehen. Sein Einfluß, den er auf die gesamte italienische Politik auszuüben vermochte, war eben ungleich größer und tiefgehender, als dies bei unseren auswärtigen Diplomaten, die dem großen Kanzler folgten, der Fall war. Jedenfalls: Crispi war als Leiter der verantwortlichen Politik von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, mit den Verbündeten im Einverständnis zu handeln. Und dieser Wunsch ging ihm über alle Verpflichtungen irgendwelcher anderer Abmachungen. Crispis Nachfolgern fehlt — und das tritt besonders im Laufe des letzten Jahrzehnts immer deutlicher hervor — mehr oder weniger gerade jenes vorurteilslose und klarsichtige Einfühlungsvermögen

in die Konstellationen der Stunde und gleichermaßen jener prophetische weltpolitische Weitblick aus der Sphäre der traditionellen historischen Begebenheiten heraus, der dem großen Staatsmann des modernen Italien eigen war. Sonnino, sein derzeitiger Nachkomme auf der Consulta, ist ein politischer Fanatiker, der von der endlichen Verwirklichung seiner verrückten politischen Ideale auch zur Stunde noch nach wie vor überzeugt und durchdrungen ist. Die Erkenntnis der Endergebnisse dieses Krieges und unser weltpolitisches Interesse werden, wie wir hoffen, der italienischen Politik die wahren Wege weisen, die ihm seine besten Patrioten vorgezeichnet hatten.

Die Vereinigung der Fürstentümer Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt

Von Geheimen und Oberregierungsrat Dr. jur. A. Langbein

Am 19. Februar d. Js. hat der Landtag in Rudolstadt und am 9. März d. Js. der Landtag in Sondershausen auf Antrag der Regierung aus seiner Mitte je einen Ausschuß von 6 Mitgliedern gewählt, der unter dem Vorsitze des gemeinschaftlichen Staatsministers in Vorberatungen darüber eintreten sollte, „auf welche Weise die Vereinigung der beiden Fürstentümer Schwarzburg zu einem Staate oder wenigstens eine teilweise Vereinigung der Ministerien zu gemeinsamer Behörde und eine gleichmäßige Fortentwicklung der Gesetzgebung in den Schwarzburgischen Landen geschaffen werden kann."

Die Anregung zu dem Regierungsantrage wurde insbesondere Ende Januar d. Js. von Mitgliedern des Sondershäuser Landtags gelegentlich der Tagung des Landtagsausschusses gegeben. Daß die völlige Vereinigung der seit dem Jahre 1909 durch Erbvertrag wieder unter einem Fürsten vereinigten Fürstentümer notwendigerweise einmal herbeigeführt werden müßte, schon um eine Arbeitsvereinfachung durch Wegfall der doppelten Ausführung der Reichsgesetze und Verordnungen, sowie der zweifachen Anweisung des Bundesratsbevollmächtigten zu erreichen, und um Ersparnisse in der Verwaltung zu erzielen, darüber waren sich alle Einsichtigen seit Jahren klar. Auch würde in einer einheitlichen Verwaltung eine größere Praxis und besseres Einarbeiten in die verschiedenen Gebiete der Verwaltung durch Arbeitsteilung besonders in der inneren Verwaltung (Soziale-, Wirtschafts-, Kommunalfragen usw.) für die Beamten des Ministeriums erzielt werden können. Die sachliche Begrenzung des Arbeitsstoffes würde eine Erweiterung der Erfahrungen und der Gesichtspunkte

mit sich bringen. Immerhin ist die Frage der Vereinigung der Fürstentümer in der überaus ernsten Zeit, wo Deutschland gegen eine Welt von Feinden in dem schwersten Kampfe, den es je zu bestehen gehabt hat, um seine Existenz ringt, plötzlich aufgeworfen worden, und es ist in Versammlungen und in der Presse bereits lebhaft darüber gestritten worden, ob der Zeitpunkt glücklich gewählt war. Andererseits ist aber auch betont worden, daß gerade die jetzige Zeit geeignet sei, großzügige Entschlüsse zu fassen und Gegensätze zu mildern oder zu überbrücken. Eine Vereinigung der Fürstentümer würde nicht nur politische, sondern auch erhebliche wirschaftliche Veränderungen mit sich bringen. Sie würde auch eine Änderung der Reichsverfassung bedingen können, da jedes der beiden Fürstentümer als selbständiger Bundesstaat eine Stimme im Bundesrate besitzt, und im Falle der Vereinigung möglicherweise auf eine Stimme Verzicht geleistet werden, oder eine andere Verteilung der Stimmen vorgenommen werden könnte. Insofern erregt die Frage auch über die Grenzen der Fürstentümer hinaus Interesse.

I. Das wichtigste Hausgesetz der Fürsten zu Schwarzburg bildet der von Christian Wilhelm dem Ersten, Anton Günther dem Zweiten und Ludwig Friedrich dem Ersten geschlossene Erb- und Sukzessionsvertrag vom 7. September 1713 (Hermann Schulze: Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser Bd. 3 S. 320 f., Junghans: Geschichte der Schwarzburgischen Regenten S. 225 f.). Nach Artikel IV des Vertrages sollen „Lande und Leuthe unzerrissen und unzertrennt samt und sonders beieinander bleiben". Nach Artikel V soll „in jeder von beiden Linien mehr nicht als ein regierender Herr sein und zwar allezeit der Erstgeborene". Artikel XII bestimmt, „wenn von beiden in Zukunft regierenden Linien die eine in ihrem Fürstlichen Mannesstamme gänzlich expirieren sollte, so ist auf solchen Fall verglichen und verabredet worden, damit der Splendeur und das Ansehen des Hauses um so viel considerabler werde, daß sodann die gesamte Lande der ausgehenden Sondershäusischen oder Rudolstädtischen Linie als Fideikommißgüter dem zu selbiger Zeit regierenden Landesfürsten der anderen Linie allein anheimfallen und dabei zu ewigen Zeiten gelassen werden sollen, dergestalt, daß gedachte Lande wiederum unter einem regierenden Herrn koaleszieren und also forderst unzertrennt und ungetheilt ewig beisammen bleiben mögen". Der Hausvertrag vom 7. September 1713 ist durch eine Vereinbarung vom 21. April 1896, die von sämtlichen Agnaten des Schwarzburgischen Gesamthauses vollzogen und durch Gesetz (im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen: Ges. vom 14. August 1896, im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt: Gesetz vom 1. Juni 1896) von den Landtagen genehmigt wurde, ergänzt werden. Die Vereinbarung bestimmt, daß nach dem Erlöschen des Mannesstammes im Fürstlichen Hause Schwarzburg-Sondershausen der regierende Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt und die durch rechtmäßige Geburt aus ebenbürtiger Ehe hervorgegangene männliche Deszendenz zur Regierungsnachfolge im Fürstentum Schwarzburg-

Sondershausen berufen sein soll. Im Falle des ohne Hinterlassung männlicher Deszendenz aus ebenbürtiger Ehe erfolgenden Ablebens des regierenden Fürsten Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt soll der Prinz Sizzo zu Schwarzburg, Sohn des Fürsten Friedrich Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt und dessen Gemahlin, Helene Gräfin von Reina, Prinzessin zu Anhalt, sowie dessen durch rechtmäßige Geburt aus ebenbürtiger Ehe hervorgegangene männliche Deszendenz Regierungsnachfolger im Fürstentume Schwarzburg-Sondershausen wie Schwarzburg-Rudolstadt sein.

II. Für die Frage der Vereinigung der Fürstentümer beansprucht zurzeit die Gestaltung des Landtagswahlrechts das Hauptinteresse.

Der Landtag des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen besteht nach dem Wahlgesetze vom 14. Januar 1856, geändert durch die Gesetze vom 13. April 1881, 19. April 1904 und 2. April 1912, neu abgefaßt in der Ministerial-Bekanntmachung vom 22. April 1912 aus: a) höchstens sechs lebenslänglichen, vom Fürsten ernannten Mitgliedern, von denen nicht mehr als je drei der Ober- und der Unterherrschaft angehören dürfen, b) sechs Abgeordneten der Höchstbesteuerten, und zwar je drei von der Ober- und der Unterherrschaft, die in unmittelbarer geheimer Stimmzettelwahl je von denjenigen 150 Wahlberechtigten, welche die höchsten direkten Staatssteuern in jedem dieser Landesteile entrichten, je in einer Wahlhandlung gewählt werden, c) aus sechs Abgeordneten aus „sogenannten" allgemeinen Wahlen.

Wählbar ist jeder, der das aktive Wahlrecht hat und dreißig Jahre alt ist. Wahlberechtigt ist jeder fünfundzwanzig Jahre alte männliche Staatsangehörige, welcher nicht mit Entrichtung direkter Staatssteuern ein Jahr oder länger im Rückstande ist, sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindet und das Bürgerrecht in einer Gemeinde des Fürstentums besitzt, ohne daß dieses nach den Vorschriften der Gemeindeordnung vom 1. Juni 1912 ruht. Die Abgeordneten aus den allgemeinen Wahlen werden von Wahlmännern, die Wahlmänner zunächst von den Urwählern in Urwahlbezirken gewählt. Die Unterherrschaft und die Oberherrschaft bilden für die allgemeinen Wahlen nach Amtsgerichtsbezirken (der Bezirk des Amtsgerichts Arnstadt allein ist geteilt in den Bezirk der Stadt Arnstadt und den Bezirk der Landortschaften) je drei Wahlbezirke. Die Wahlen erfolgen geheim durch Abgabe von Stimmzetteln und nach absolnter Stimmenmehrheit.

Für das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt ist das Wahlgesetz für den Landtag am 19. November 1870 ergangen, Nachtragsges. vom 28. Juni 1913. Der Landtag besteht aus 16 Abgeordneten, a) 4 Abgeordneten der Höchstbesteuerten, der 326 Höchstbesteuerten im Wahlkreis Rudolstadt I, der 110 Höchstbesteuerten im Wahlkreis Rudolstadt II (Stadtilm und Lautenberg). der 135 Höchstbesteuerten im Wahlkreise Königssee und der 180 Höchstbesteuerten im Wahlkreise Frankenhausen, in diesen vier Wahlbezirken direkt und geheim gewählt, b) aus 12 Abgeordneten der übrigen Wähler, in 12 Wahlkreisen

direkt und geheim gewählt. Die Wahlen erfolgen auf drei Jahre nach dem Reichstagswahlrecht analogen Bestimmungen. Wahlberechtigt sind alle männlichen Staatsangehörigen, welche direkte Staatssteuern entrichten, das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, ihren Wohnsitz innerhalb des Fürstentums haben und im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sind. Wählbar zum Abgeordneten ist jeder Wähler, der seit mindestens einem Jahre Angehöriger des Fürstentums ist.

Die staatlichen Einrichtungen in beiden Fürstentümern haben sich durchaus unabhängig voneinander und verschiedenartig entwickelt. In Sondershausen ist eine erste und eine zweite Kammer im Landtage vereinigt, da der Landtag zu $^1/_3$ aus vom Fürsten auf Lebenszeit ernannten und zu $^2/_3$ aus gewählten Abgeordneten sich zusammensetzt, falls der Fürst sechs lebenslängliche Mitglieder ernannt hat. In Rudolstadt besteht der Landtag nur aus gewählten Abgeordneten. Die Abgeordneten aus „sogenannten" allgemeinen Wahlen bilden in Sondershausen nur $^1/_3$, in Rudolstadt $^3/_4$ des Landtags; im ersteren Staate werden sie indirekt durch Wahlmänner, im letzteren direkt gewählt. Die Wählbarkeit beginnt in Sondershausen mit dem dreißigsten Lebensjahre, in Rudolstadt mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre. In Rudolstadt kann jeder wählen, der seinen Wohnsitz im Fürstentum hat, in Sondershausen muß er das Bürgerrecht in einer Gemeinde haben, in den meisten Fällen also zwei Jahre in der Gemeinde wohnen. Eine Einigung auf ein neues in beiden Landtagen annehmbares Wahlgesetz (zur Annahme gehört eine Stimmenmehrheit von $^2/_3$ und zweimalige Abstimmung) unter gegenseitigen Zugeständnissen auf einer mittleren Linie dürfte nicht unerhebliche Schwierigkeiten bieten und doch wird sie die erste Voraussetzung für eine Durchführung der Vereinigung bilden müssen.*)

Auch die Vertretung der Erwerbsstände in Berufskammern ist in den Fürstentümern nicht durchweg gleich geordnet.

Die Handwerkskammer ist durch Staatsvertrag vom 17. März 1900 für beide Fürstentümer gemeinsam errichtet. Durch Gesetz vom 17. August 1901 ist für das Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen eine Landwirtschaftskammer mit dem Sitze in Sondershausen errichtet. In Rudolstadt gibt es keine gesetzliche Vertretung der Landwirtschaft. Handelskammern sind in beiden Staaten getrennt gebildet: Ges. vom 30. Juli 1899, ergänzt durch Ges. vom 6. Dezember 1906 für Sondershausen, Ges. vom 22. März 1901 und Ges. vom 25. März 1904 für Rudolstadt. Der Ausdehnung der Landwirtschaftskammer auf Rudol-

*) Die in Arnstadt tagende Konferenz von Regierungsvertretern und Landtagsabgeordneten der beiden Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen wird den Landtagen bezüglich des Landtags und Wahlrechts empfehlen: Ein Landtag mit der gleichen Zahl von Abgeordneten aus jedem Fürstentum. Der Landtag besteht aus 32 Abgeordneten. Hiervon werden 4 vom Fürsten ernannt, 12 Höchstbesteuerte, 16 Abgeordnete aus allgemeinen Wahlen mit gleichem, geheimem und direktem Wahlrecht für alle 25 Jahre alten männlichen Staatsbürger.

stadt und dem Zusammenschluß der Handelskammern werden aber in Zukunft sachliche Bedenken nicht entgegenstehen; die Kammern werden, wenn sie ein größeres Wirtschaftsgebiet umfassen, naturgemäß an Bedeutung nach außen gewinnen. —

Auch die Gerichtsorganisation ist eine verschiedene. Das Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen (5 Amtsgerichte mit zusammen 10 Richtern) hat sich mit Staatsvertrag vom 7. Oktober 1878 (Ges.-Samml. 1879 S. 79 f.) an Preußen dahin angeschlossen, daß das Königl. Oberlandesgericht in Naumburg a. S. zum Oberlandesgericht und das Königl. Landgericht in Erfurt zum Landgericht für das Fürstentum bestellt worden ist. Preußen hat bei ersterem eine Richterstelle, bei dem Landgerichte 3 Richter-, 1 Staatsanwalts- und 1 mittlere und 1 untere Stelle an die von Sondershausen vorgeschlagenen Beamten zu verleihen, welche durch die Ernennung die Eigenschaft preußischer Beamten erlangen. Seit 1. Oktober 1882 ist eine detachierte Strafkammer in Sondershausen errichtet. Der Staatsvertrag lief vom 1. Oktober 1879 zunächst auf 12 Jahre und verlängerte sich stillschweigend um 12 Jahre, wenn kein Teil vor Anfang des vorletzten Jahres einer Vertragsperiode kündigt; der Vertrag läuft mithin, da er nicht gekündigt ist, bis 30. September 1927.

Das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (7 Amtsgerichte mit zusammen 17 Amtsrichtern und 1 Hilfsrichter (— die auffallend hohe Zahl rechtfertigt sich durch die in Rudolstadt noch im Gange befindliche Grundbuchanlegung sowie dadurch, daß die Tätigkeit der Notare von den Gerichten mit geleistet werden muß; 3 Grundbuchrichterstellen werden in 3 bis 5 Jahren eingezogen werden —) ist durch Staatsverträge mit dem meiningischen Kreis Saalfeld und dem preußischen Kreis Ziegenrück zu einem gemeinschaftlichen Landgerichte in Rudolstadt vereinigt und gehört mit zu dem gemeinschaftlichen thüringischen Oberlandesgerichte in Jena. Für die Vorbereitung zum höheren Justizdienste und die juristischen Prüfungen gelten die Vorschriften, welche durch Vereinbarung mit den bei dem gemeinschaftlichen Oberlandesgerichte beteiligten Regierungen festgestellt sind, Verordnung vom 23. Juli 1908. Für Sondershausen dagegen gelten die preußischen Vorschriften, s. Ministerial-Bekanntmachung vom 10. Juli 1913.

Das Institut der Notare, in Rudolstadt nicht vorgesehen, ist in Sondershausen durch Gesetz vom 9. Januar 1872 eingeführt, z. vgl. Notariatsordnung vom 29. Juli 1899, und Notariatskostengesetz, vom 12. Januar 1900 neu verabfaßt.

Die oberste Staatsverwaltungsbehörde bildet in jedem Fürstentum ein Ministerium, an dessen Spitze seit Juli 1909 ein gemeinschaftlicher Staatsminister steht. In Sondershausen ist nach § 6 des Gesetzes vom 17. März 1850 und § 11 der V. O. vom 16. August 1850 ein Gesamt-Ministerium eingerichtet, das als Kollegium nach Stimmenmehrheit beschließt über Gesetze, Verordnungen und allgemeine Instruktionen, über Entscheidungen auf Beschwerden oder Rekurse, über Anstellung, Besoldung, Entlassung, Versetzung

der Staats-, Kirchen- und Schuldiener, sowie über andere im § 11 der V. O. vom 16. August 1850 aufgeführten Gegenstände. In Rudolstadt haben die betreffenden Gesetze vom 30. April 1858, 7. Februar 1868 und vom 8. August 1879 eine solche Instanz nicht vorgesehen. In Sondershausen hat das Ministerium 2 Abteilungschefs (Staatsräte), sowie 3 juristische vortragende Räte, 1 Regierungsassessor, 1 Landesschulrat, 1 Regierungs- und Baurat, 1 landwirtschaftlichen Beirat, 3 vortragende Räte im Nebenamte (für das Medizinalwesen, die Forst- und die höheren Schulangelegenheiten). Der jährliche Gesamtaufwand des Ministeriums ist mit 150 000 Mark etatisiert, wobei der besseren Vergleichung mit Rudolstadt halber die dort beim Ministerium nicht eingestellten Beamten:

1 Forstbureaubeamter,
1 Baubeamter,
1 Bauaufseher,

die im Sondershauser Etat beim Ministerium verrechnet sind, mit ihrem Durchschnittsgehalt von zusammen zirka 8850 Mark hier außer Betracht geblieben sind.

In Rudolstadt gehören zum Ministerium 2 Abteilungsvorstände (Staatsräte), 5 vortragende Räte, darunter ein Regierungs- und Baurat und 1 Regierungs- und Forstrat, 1 Referent in Medizinalsachen, 1 Regierungsassessor. Der jährliche Gesamtaufwand ist mit 117 825 Mark etatisiert.

Unter dem Ministerium stehen in Rudolstadt die 3 Landratsämter in Rudolstadt, Königsee und Frankenhausen und die von der Aufsicht des Landrats eximierte Stadt Rudolstadt (V. O. vom 5. Februar 1886).

In Sondershausen sind 2 Landratsämter (in Sondershausen: Kreis der Unterherrschaft, und in Gehren: Kreis der Oberherrschaft) und die beiden kreisfreien Städte Sondershausen und Arnstadt dem Ministerium unterstellt: vgl. § 164 der Gemeindeordnung vom 1. Juni 1912 und § 1 der Kreisordnung vom 6. April 1912.

Im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen ist seit 1. Oktober 1912 die Verwaltungsgerichtsbarkeit durch drei Instanzen eingeführt. Gesetz vom 13. Mai 1912, Zuständigkeitsgesetz vom 3. Oktober 1912. Es besteht 1) je ein Bezirksverwaltungsgericht in Sondershausen und Gehren, für den Kreis und die kreisfreie Stadt, 2) das Landesverwaltungsgericht beim Ministerium und 3) das durch Staatsvertrag vom 15. Dezember 1910 und Nachtrag vom 1. April 1912 in Gemeinschaft mit Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Altenburg und Schwarzburg-Rudolstadt in Jena errichtete Thüringische Oberverwaltungsgericht. Im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt gibt es nur für die letzte Instanz diesen Gerichtshof. Streitigkeiten, für welche das Verfahren nach §§ 20, 21 der Gewerbeordnung vorgeschrieben ist, werden in zweiter Instanz von dem selbständigen Rekurskolleginm für Gewerbesachen entschieden. Die Verwaltungsgerichtsbarkeit ist in den unteren Instanzen noch nicht durchgeführt. In beiden Staaten ist zur Entscheidung von Armenrechtsstreitigkeiten

(Unterstützungswohnsitzgesetz vom 30. Mai 1908) eine aus drei Mitgliedern bestehende Deputation für das Heimatwesen errichtet (Sondershäuser Ges.-S. 1872 S. 89, Rudolstädter Ausf.-Ges. vom 23. Juni 1871).

An Staatssteuern wird in beiden Fürstentümern die Einkommensteuer erhoben: Sondershausen: Ges. vom 15. Februar 1912, Stufen: Ges.-Samml. S. 44 und 45, Rudolstadt: Ges. vom 28. Juni 1913, Stufen: Ges.-Samml. 1913, S. 261 bis 263; die Stufen sind in beiden Staaten verschieden hoch und steigen in Sondershausen bei einem Einkommen von jährlich 100 000 Mark bis 4,97 Prozent, in Rudolstadt bis 4,91 Prozent, bei 200 000 Mark in Sondershausen bis 4,185 Prozent, in Rudolstadt dagegen bis 5,125 Prozent. Diese Prozentsätze bleiben dann weiter. In Rudolstadt ist noch eine Gewerbe- und Betriebssteuer und neuerdings auch eine Kapitalrentensteuer eingeführt. Außerdem werden in beiden Staaten Grund- und Gebäudesteuer, sowie Landesanteil an der Reichs-Erbschaftssteuer und in Rudolstadt noch eine staatliche Hundesteuer erhoben. Nach dem Ges. vom 20. Dezember 1896 fließt von der Hundesteuer $^1/_3$ der Einnahme in die Staatskasse, $^1/_3$ in die Waisenkasse und $^1/_3$ in die Gemeindekasse. Der Jahresertrag ist mit 8700 Mark im Staatshaushalts-Etat in Einnahme gestellt.

Nach § 59 des Reichserbschaftsgesetzes vom 3. Juni 1906 und dem Sondershäuser Landesgesetz vom 10. Februar 1891 wird an Landes-Erbschaftssteuern in Sondershausen erhoben: vom Ehegatten, wenn durch denselben rechtlichen Vorgang ein Abkömmling aus ihrer bis zum Eintritt des Rechtes auf den Erwerb ungetrennten Ehe nicht miterwirbt: 3 Prozent,

a) von unehelichen, von dem Vater anerkannten Kindern und deren Abkömmlingen,

b) von Abkömmlingen von an Kindesstatt angenommenen Personen, soweit sich auf jene die Wirkungen der Annahme an Kindesstatt erstrecken und bei einem Werte des Erwerbs bis zum Betrage von 10 000 Mark: 8 Prozent, bei einem Werte über 10 000 Mark: 2 Prozent.

Zur Grundsteuer ist noch zu bemerken: In Sondershausen ist sie nach dem Ges. vom 8. Juli 1865 von den ertragsfähigen Grundstücken und den Gebäudeflächen mit Hofräumen zu entrichten. Der Jahresbetrag der Gebäudesteuer ist im Ges. vom 25. Januar 1870 auf $2^1/_2$ Prozent des Nutzungswertes der Gebäude, der Jahresbetrag der Grundsteuer auf 6 Prozent vom Reinertrag der Liegenschaften berechnet. Der Reinertrag der Gebäudesteuer soll, wie auch in Rudolstadt, alle fünfzehn Jahre revidiert werden. Im Etat sind die Beträge dem Sollaufkommen entsprechend eingesetzt. Der Grundsteuerertrag erfährt dabei durch Übergang unbebauter Flächen zur niedrigsten Stufe fortgesetzt eine Minderung, während die Gebäudesteuer durch Neubauten sich erhöht. In Rudolstadt sind in den Finanzperioden 1909/11 und 1912/14 nur 75 Prozent der Grund- und Gebäudesteuer zur Hebung gekommen. Der Prozentsatz für

die zu erhebende Grund- und Gebäudesteuer ist in Rudolstadt durch Ges. vom 19. Januar 1872 auf 8 Prozent des Reinertrages der steuerpflichtigen Liegenschaften und 4 Prozent des Nutzungswertes der steuerpflichtigen Gebäude festgetzt.

Kirchensteuern werden für die Mitglieder der evang. Landeskirchen in beiden Staaten nicht erhoben.

Auch die Beamtenbesoldungen sind verschieden geregelt, für Sondershausen durch Ges. vom 30. Januar 1912, für Rudolstadt durch Ges. vom 22. März 1913.

In Rudolstadt sind die unteren, in Sondershausen die oberen und mittleren Beamten besser gestellt.

Nach dem Sondershäuser Ges. vom 21. Dezember 1887 wird den Staatsbeamten, Geistlichen und öffentlichen Lehrern der 75 Prozent übersteigende Betrag der Gemeindesteuer (für das Diensteinkommen berechnet) vom Staate erstattet. In Rudolstadt besteht diese Steuererstattung nicht mehr.

Dafür müssen allerdings in Sondershausen die Beamten jährlich 2 Prozent ihres Diensteinkommens (bei einem Staatszuschuß, mit jährlich 60 000 Mark etatisiert), zur staatlichen Witwen- und Waisenkasse einzahlen, während sie in Rudolstadt abgabenfrei sind. Allerdings besteht in Rudolstadt eine staatliche Witwengeld-Zuschußkasse, die in 10 Stufen-Zuschüsse von jährlich 30 Mark bis 300 Mark zum Witwengeld gewährt, und zu der die Beamten gegen einen geringen Beitrag beitreten müssen, während ihnen die Wahl der Stufe freisteht.

Das Witwengeld der Staatsbeamten beträgt nach dem Sondershäuser Ges. v. 1. April 1912 drei Zehntel des vom Verstorbenen zur Zeit seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienste bezogenen ruhegehaltsfähigen Diensteinkommens, in Rudolstadt (V. O. v. 2. März 1842 und 9. Dezember 1859, Ges. v. 21. Februar 1873, V. O. v. 27. Februar 1874, Ges. vom 20. Oktober 1880, Ges. v. 16. Februar 1899), für die Witwe allein oder auch zusammen mit dem Waisengelde den fünften Teil der Besoldung, die der Verstorbene zur Zeit seines Todes bzw. vor dem Eintritt in den Ruhestand oder die Dispositionsstellung bezog. Das Waisengeld wird in beiden Staaten bis zum vollendeten 21. Lebensjahre gewährt, in Sondershausen $^1/_4$ des Witwengeldes der Mutter, bei Vollwaisen $^1/_2$, im ganzen mit Witwengeld zusammen nicht mehr als $^3/_4$ des Diensteinkommens. In Rudolstadt (Ges. vom 13. März 1858 und Ges. vom 16. Februar 1898) erhält eine Witwe, falls sie beim Ableben des Staatsdieners allein zurückbleibt, die ganze Pension, ebenso mit leiblichen Kindern zusammen, mit Stiefkindern oder zugleich mit solchen und leiblichen Kindern 2 Kopfteile für die Witwe unter Zuweisung der auf die Witwe und die leiblichen Kinder fallenden Kopfteile an die Witwe und der anderen auf die Stiefkinder fallenden Kopfteile an die Stiefkinder. Vollwaisen teilen die Pension ($^1/_5$ der Besoldung) nach Kopfteilen.

Die Reisekostenvergütung der Beamten ist durch die Sondershäuser V. O. vom 31. Dezember 1900 (Ges. von 1901 S. 1 f.) höher bemessen als durch das Rudolstädter Gesetz vom 20. März 1907. Die Witwen und Töchter der Sondershäuser Beamten erhalten im Falle der Not bedeutende Unterstützungen

aus der Elisabeth-Leopold-Stiftung, die $1^1/_2$ Millionen Mark Vermögen besitzt. Ges.-Samml. 1906 S. 39.

Für die Volksschulen wendet Rudolstadt bedeutend höhere Staatsmittel auf als Sondershausen. Es trägt der Staat außer einem nach dem Etat 1912 bis 1914 in Höhe von 30 000 Mark übernommenen Anteil vom Grundgehalt (100 Mark bei den Lehrern, 200 Mark bei den Lehrerinnen) sämtliche Alterszulagen und leistet das Erforderliche, wenn die Bedürfnisse der Pensionskasse für die Volksschullehrer durch die Beiträge der Schulgemeinden ungedeckt bleiben: Volksschullehrerbesoldungsgesetz vom 25. März 1913, Ges. vom 20. März 1907 und 13. März 1908. Das Grundgehalt beträgt in Rudolstadt 1300 Mark; acht Alterszulagen nach je 3 Dienstjahren im Gesamtbetrage von 1700 Mark und freie Dienstwohnung oder Wohnungsgeldentschädigung werden gegeben, Gesamtgehalt 3000 Mark und Dienstwohnung. In Sondershausen werden nur zu den Alterszulagen V der Gehaltsstufen V bis X, Stufe 1900 bis 3100 Mark Beiträge aus der Staatskasse gegeben, insoweit sie nicht durch Stelleneinkommen oder Verpflichtung dritter aufgebracht werden, und zwar insoweit aus der Staatskasse

bei	Gehaltsstufe	IV	200	Mark
"	"	V	400	"
"	"	VI	600	"
"	"	VII	800	"
"	"	VIII	1000	"
"	"	IX	1200	"
"	"	X	1400	"

§§ 5 und 10 des Volksschullehrerbesoldungsges. vom 11. Januar 1908, geändert durch Ges. vom 1. Februar 1912. Das Grundgehalt beträgt in Sondershausen 1300 Mark. Es erhöht sich in 9 Alterszulagen bis 3100 Mark. Daneben wird gleichfalls freie Dienstwohnung oder Wohnungsgeldentschädigung gewährt. In Rudolstadt leistet mithin der Staat mehr und die Gemeinden leisten weniger zu den Gehältern der Volksschullehrer. Zur Ruhegehaltskasse leistet in Sondershausen der Staat das Erforderliche, soweit die von den Gemeinden jährlich zu zahlenden 5 Prozent der durchschnittlichen jährlichen Lehrerdiensteinkommen nicht ausreichen: Ges. vom 21. März 1904. Dieser Zuschuß ist in Sondershausen wie in Rudolstadt zuletzt mit jährlich 43 000 Mark etatisiert, die Beihilfe zu Schulbauten erschien in Rudolstadt mit jährlich 15 000 Mark im ordentlichen Etat, während in Sondershausen in Tit. G. IX nur 5000 Mark für Kirchen-, Pfarr- und Schulbauten eingestellt sind, und im übrigen Beihilfen zu Schulbauten aus außerordentlichen Mitteln, das sind die Überschüsse der Finanzverwaltung, als einmalige nicht unerhebliche Zuwendungen zur Verfügung gestellt werden. Wenn man diese Beihilfe außer Betracht läßt, so erscheinen die Ausgaben für die Volksschulen im Sondershäuser Etat mit 248 625 Mark jährlich im Rudolstädter mit 319 700 Mark. Im Sondershäuser Etat 1912/15 sind

noch eingestellt: Zeichenschulen in Großbreitenbach, Gehren und Langewiesen, zus. 2550 Mark, gewerbliche Fortbildungsschulen in Sondershausen, Greußen und Arnstadt zus. 1490 Mark, Schule in Greußen 4000 Mark und neuerdings auch in Großbreitenbach 1000 Mark. Im Rudolstädter Etat 1912/14 sind für Zeichen-, Handels- und Gewerbeschulen insgesamt 4575 Mark eingestellt. Für die höheren Staatsschulen stellt Sondershausen jährlich 189 260 Mark und Rudolstadt nur 49 054 Mark ein; Sondershausen unterhält in Sondershausen ein humanistisches Gymnasium verbunden mit einer lateinlosen Realschule, in Arnstadt ein Reformrealgymnasium verbunden mit einer lateinlosen Realschule. In Rudolstadt besteht nur in der Stadt Rudolstadt ein humanistisches staatliches Gymnasium und ein Realprogymnasium. Das Realprogymnasium in Frankenhausen ist eine städtische Anstalt, die eine staatliche Beihilfe erhält. Außerdem werden in Rudolstadt Zuschüsse zu nicht staatlichen höheren und gehobenen Schulen gegeben, etatisiert mit 16 000 Mark jährlich.

Die Schulaufsicht wird in Sondershausen vom Staate durch die Landesschulbehörde (Landesschulinspektor) und die Kreisschulämter (Kreisschulinspektoren) ausgeübt: Volksschulgesetz vom 31. Mai 1912. In Rudolstadt wird sie von den Geistlichen noch nebenamtlich besorgt: Gesetz vom 21. Februar 1873.

(Schluß folgt)

Ueber Heereszahlen alter und neuer Zeit

Von Dr. H. Mrose

Wenn von den Zahlenverhältniſſen des jetzigen Weltkrieges in der Tagesliteratur die Rede iſt, wird manchmal darauf hingewieſen, daß gegenüber den Maſſen, die gegenwärtig aufgeboten werden, alle Heere der Vergangenheit verſchwinden. Mitunter wird auch erwähnt, daß die Millionenheere des Altertums, die etwa zum Vergleich herangezogen werden könnten, als Phantaſiegebilde der Schriftſteller erwieſen und längſt auf ein rechtes Maß zurückgeführt ſeien. Man denkt dabei zunächſt an die perſiſchen Rieſenheere und vornehmlich an das, welches Xerxes 480 v. Chr. nach Griechenland geführt haben ſoll, ſelten aber wohl daran, daß die geſchichtliche Überlieferung aller Zeiten Heere kennt, die auch neben den heutigen keineswegs unbedeutend erſcheinen. An einige der überlieferten großen Zahlen ſoll im folgenden erinnert werden, zugleich mit Rückſicht auf die Frage, ob ſie richtig ſind.

Nicht lange nach der Blütezeit Israels erhob ſich der erſte Militärſtaat der alten Welt, das aſſyriſche Reich, unter den Sargoniden auf den Gipfel der äußeren Macht. Während Babylonien nicht ſehr kriegeriſch war und nur eine Miliz hatte, die zu Kriegszeiten aufgeboten wurde, ſchufen die Aſſyrer ein ſtehendes Heer von anſehnlicher Größe, das ſtets kriegsbereit über das ganze Land verteilt lag. Den Höchſtbeſtand dieſes Reichsheeres ohne Troß ſchätzt Friedrich Delitzſch (Aſurbanipal, S. 14) auf etwa 150 000 Mann. Damit vergleiche man nun einige Heereszahlen aus dem Alten Teſtament unter Berückſichtigung der Tatſache, daß Paläſtina etwa ſo groß wie Belgien war, aber trotz ſeiner dichten Bevölkerung auch während der beſten Zeit des israelitiſchen Staates nicht die gleiche Einwohnerzahl aufzuweiſen hatte.

Als der König David auf der Höhe ſeiner Macht ſtand, ließ er, um ſich an ihr zu weiden, ſein Volk zählen. Da ergaben ſich nach dem einen Bericht in Israel 800000 waffenfähige, ſchwertgerüſtete Männer und in Juda 500000; nach dem anderen Bericht waren es in Israel ſogar 1 100000 Mann, wogegen in Juda nur 470 000. Einem von Davids Nachkommen, der nur die beiden Stämme Juda und Benjamin beherrſchte, gibt der Chroniſt ein Heer von 1160000 Mann, ungerechnet die Feſtungsbeſatzungen. Dieſe Ziffern ſind natürlich zunächſt ohne Rückſicht auf die kriegeriſche Verwendung Machtſymbole.

Aber auch sonst werden hohe Heereszahlen genannt. Saul zieht mit 330000 Mann gegen die Ammoniter und mit 210000 Mann gegen die Amalekiter. Abia von Juda kämpft mit 400000 auserlesenen Leuten gegen Jerobeam, den König von Israel, der von seinen 800000 gleichfalls auserlesenen Leuten in der Schlacht 500000 verliert. Der Sohn des Siegers befehligt 580000 starke Männer, lauter tapfere Krieger, als die Beduinen unter Serach mit einem Heere von einer Million Krieger und 300 Wagen gegen ihn zu Felde ziehen, und unter Jahwes Arm und der Judäer Schwert fallen von den Feinden so viele, daß ihrer keiner am Leben bleibt. Es ist das derselbe Überschwang, der sich auch findet, wenn Zahlen fehlen; so lautet z. B. der Rat, den Davids aufrührerischem Sohne Absalom einer seiner Anhänger gibt, folgendermaßen: Es soll ganz Israel von Dan bis Berseba um dich versammelt werden, so massenhaft wie der Sand, der am Meeresufer liegt. Stoßen wir dann auf ihn, so lassen wir uns auf ihn nieder, wie der Tau aufs Erdreich fällt, und es soll von ihm und den Männern allen, die er bei sich hat, auch nicht einer übrig bleiben.

Zur Erklärung der israelitischen Massenheere wird geltend gemacht, daß es sich um Volksaufgebote gehandelt habe. Inwieweit das richtig ist, bleibe dahingestellt. Immerhin, wären die für die eigenen und die feindlichen Heere angegebenen Zahlen glaubwürdig, so wären die Heere des persischen Weltreiches nicht erstaunlich, weder die 700000 Mann, die Darius über den Bosporus und die Donau gesetzt haben soll, noch die Millionen seines Sohnes Xerxes, die für alle Zeiten das Sinnbild einer Riesenübermacht geworden sind.

Den Griechen schien es beim Nahen des Xerxes, als ob die ganze Welt gegen sie aufgeboten sei. Herodot rechnet für Landheer, Troß und Flotte mehr als 5000000 Menschen, darunter 1700000 Fußsoldaten und 80000 Reiter. Die Inschrift des in den Thermopylen errichteten Denkmals spricht von 3000000, denen 4000 Griechen unter Leonidas gegenübergestanden hätten. Daß diese maßlos übertriebenen Angaben ebenso wie die stark herabgesetzte Ziffer eines anderen griechischen Geschichtsschreibers, der die Perser immer noch auf 800000 schätzt, für die geschichtliche Erkenntnis wertlos sind, sollte im Ernst nicht mehr bestritten werden. Leider fehlt aber für jede anderweitige Schätzung ein zuverlässiger Anhalt. Die Fachgelehrten veranschlagen die Zahl der persischen Streiter auf 50—100000 Mann, und es ist klar, daß solche Heere auf große Entfernungen hin zu bewegen und zu verpflegen damals eine sehr bedeutende Leistung war, die nur ein Staat wie Persien mit seinem wohlausgebauten Straßennetz auf sich nehmen konnte. Indessen wird auch neuerdings hier und da immer wieder mit Bestimmtheit behauptet, daß man im Orient mit größeren Heeresmassen zu rechnen gewohnt war. Zuletzt ist um die Zeit des Ausbruchs des gegenwärtigen Weltkrieges ein amerikanischer Gelehrter für Herodots Bericht von der Größe des persischen Heeres eingetreten. Nach demselben habe auch zur Zeit des Zuges der ‚Zehntausend' (401 v. Chr.) die Heeresmacht der Perser wenigstens

$1^1/_2$ Millionen betragen, d. h. also noch $^1/_4$ Million mehr, als die Gesamtzahl der Streiter beträgt, die Xenophon, der Schilderer jenes Zuges und Führer der Griechen auf ihrem Rückmarsch, auf Grund der Aussagen von Überläufern und Gefangenen für die von Artaxerxes gegen seinen Bruder aufgebotenen Heere angibt. Richtig wird doch wohl nur sein, daß man zwar allenthalben mit Riesenzahlen rechnete, aber dementsprechende Heere auch im Orient nirgends und niemals hatte, natürlich erst recht nicht später beim Untergang der Perserherrschaft; gewiß hat Alexander mit 35—45 000 Mann ein Weltreich erobert, das fünfzigmal größer war als Mazedonien, aber nicht Heere von 600 000 oder gar 1 000 000 Mann besiegt.

Die größte Heereszahl, von der die geschichtliche Überlieferung überhaupt weiß, nämlich 5 100 000 Streiter, gibt die Lübecker Chronik der polnisch-litauischen Übermacht, der im Jahre 1410 bei Tannenberg der Deutsche Orden erlag. Gerade diese Schlacht ist ein lehrreiches Beispiel, wie wertlos unter Umständen Schlachtberichte im allgemeinen und die Angaben von Heereszahlen im besonderen sein können. Nach einer wichtigen französischen Quellenschrift der Zeit fiel der Hochmeister von Preußen mit 300 000 Streitern in Litauen ein. Ein Heer von 400 000 Litauern und Sarmaten trat ihm entgegen und wurde so geschlagen, daß 36 000 Mann fielen, wogegen die Christen außer vielen Verwundeten nur 200 Tote hatten. Acht Tage später kam es an derselben Stelle zu einem neuen Kampfe, nachdem inzwischen das geschlagene Heer durch die vom Polenkönig zu Hilfe herangeführten Scharen auf 600 000 angewachsen war. Das Ordensheer wurde besiegt, der Hochmeister fiel, und es blieben auf dem Platze wohl 60 000 Tote oder mehr. So der französische Bericht, der an Einfalt den Herodot ein gut Stück übertrifft. Wie groß die beiden Heere in Wirklichkeit gewesen sind, läßt sich auch hier nicht mit Sicherheit feststellen. Delbrück (Geschichte der Kriegskunst III, Seite 543) schätzt das Ordensheer auf 11 000, das polnisch-litauische auf 16 500. Mögen beide größer, mögen sie noch ein- oder zweimal so groß gewesen sein (was freilich nach mittelalterlichen Möglichkeiten ganz ungewöhnliche Heeresmassen ergeben würde), immer noch ständen sie weit zurück hinter der kleinsten überlieferten Zahlenangabe, die für die Deutschen 83 000, für die Polen und Litauer 183 000 beträgt.

Weitere Beispiele offenbarer Übertreibungen, wenn sie auch nicht gleich in die Millionen gehen, lassen sich mit Leichtigkeit beibringen. Selbst die scheinbar mäßigeren Ziffern dürften nicht alle, bloß auf den zehnten Teil verkleinert, die wirkliche Heeresgröße wiedergeben.

Seit Alexanders des Großen Zeit ergossen sich wiederholt keltische Scharen mit ungestümer Wucht über Südeuropa und weiter, um sich neue Wohnsitze zu erkämpfen. Nach sicherer Überlieferung zählte der Haufe, der nach Kleinasien übersetzte und dort das Reich der Galater gründete, 20 000 Menschen, wovon die Hälfte waffenfähige Männer waren. Möglicherweise war der Haufe, der

gleichzeitig (279. v. Chr.) nach Griechenland vordrang, größer, schwerlich aber doppelt so groß. Diesen Schwarm nun beziffert die spätere Überlieferung auf mehr als 170 000, wovon über 20 000 Mann beritten gewesen wären und je zwei mitkämpfende Sklaven bei sich gehabt hätten.

Ebenso oder noch stärker wird die Größe wandernder Volksheere sehr oft übertrieben. Nach Plutarch bestand der Zug der Cimbern und Teutonen aus 300 000 streitbaren Männern in Waffen, und die Masse der Weiber und Kinder soll noch viel größer gewesen sein. Die Zahl der Goten, die 267 n. Chr. weite Strecken Griechenlands verheerten und Athen eroberten, wurde auf 320 000 Bewaffnete angegeben. Auf 200 000 kriegsfähige Männer schätzte ein Schriftsteller der Zeit das Gotenheer Frithigerns, gegen welchen 378 bei Adrianopel der oströmische Kaiser Valens Schlacht und Leben verlor; nach einem anderen Bericht wären es mit Weibern und Kindern und dem Troß gegen eine Million Menschen gewesen, die zwei Jahre vorher über die Donau gekommen wären. Die bunt zusammengewürfelten Germanenscharen, die 404 nach Italien zogen und zum großen Teil im nächsten Jahre mit ihrem Führer Radageis dem Verweser des weströmischen Reiches, dem Vandalen Stilicho, auf den lieblichen Abhängen zwischen Fiesole und Florenz erlagen, waren nach einem Gewährsmann 200 000, nach dem anderen 400 000 Mann stark.

Indessen, die Germanenheere der Völkerwanderungszeit bilden keine Besonderheit. Attilas Heer, das im Jahre 451 in der Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern sieglos blieb, war nach einer Nachricht 500 000, nach einer anderen 700 000 Mann stark; auf beiden Seiten sollen 160 000 oder gar 300 000 Mann gefallen sein, und aus einem vom Blut der Gefallenen hochangeschwollenen Bach hätten die verwundeten und erschöpften Krieger ihren Durst gelöscht. Mit angeblich 200 000 Franken erschien Chlodwigs Enkel Theudebert 539 in Italien, um den erfolglosen Versuch zu machen, Justinians siegreichen Heerführer Belisar von Ravenna abzuwehren; nach der Behauptung fränkischer Gesandter wären es sogar 500 000 streitbare Männer gewesen. Als das erste Kreuzheer von Konstantinopel an die asiatische Küste übersetzte, wurden, wie berichtet wird, 300 000 auserlesene Streiter zu Fuß und 100 000 wohlgerüstete Reiter gezählt; mit Hinzurechnung der Weiber und Kinder, Mönche und Knechte habe die Gesamtzahl gegen 600 000 Menschen betragen; nach einer anderen Quelle belief sich allein die Zahl der streitbaren Männer auf 600 000. Die ruhmredige Überlieferung der Normannen beziffert das angelsächsische Heer, mit dessen Niederlage bei Hastings 1066 der ritterliche König Harald Thron und Leben einbüßte, auf 1 200 000 Streiter; es soll so zahlreich gewesen sein, daß es die Flüsse, die es überschritt, austrank, also ähnlich den Scharen der Ungarn, die bekanntlich geprahlt haben sollen, ihre Rosse würden die deutschen Seen und Flüsse austrinken und die Städte zerstampfen, und wenn nicht entweder die Erde sie verschlinge oder der einstürzende Himmel sie begrabe, so könne sie niemand besiegen. Die Menge der Mongolen war den Zeitgenossen

bloß mit Heuschreckenschwärmen vergleichbar; ihr gewaltigster Heerführer und Staatsbildner, der Völkervernichter Tschinghiz-chan, soll gleichzeitig Heere von insgesamt 600 000 Kriegern im Felde gehabt und sein Enkel Batu im Jahre 1241 $^1/_2$ Million über die Karpathen in die ungarische Tiefebene geführt haben; umstellt und geschlagen fielen die Ungarn nach den Worten eines gleichzeitigen Geschichtsschreibers wie Blätter beim Eintritt des Winters, ihre Leichen bedeckten den ganzen Weg, und ihr Blut floß gleich einem Bergstrom dahin. Der türkische Name wurde der Schrecken des christlichen Abendlandes, als 1396 bei Nikopolis an der Donau in Bulgarien ein großes Ritterheer unter der Führung des späteren deutschen Kaisers Sigismund eine vernichtende Niederlage durch Bajazid den „Blitz" erlitt, dessen übermächtige Massen auf 200 bis 400 000 Mann beziffert wurden. Wahrscheinlich waren aber beide Heere gleich groß und die beträchtliche Menge des sie begleitenden unbrauchbaren Gesindels abgerechnet noch nicht 20 000 Mann stark.

Im Verlauf der Geschichte der Neuzeit hören die groben Übertreibungen mehr und mehr auf. Allerdings die Türkenheere bleiben wie sie waren; „Barbarenheere" müssen eben immer riesenhaft sein. An dem Heereszug, mit dem Kara Mustafa 1683 Mitteleuropa ins Herz zu treffen gedachte, nahmen nach später angeblich gefundenen Listen 230 000 reguläre Truppen teil, ohne die zahlreichen Scharen der Hilfsvölker und den ungeheuren Troß. Vor Wien soll dies Heer nur 50 000 weniger gezählt, also noch immer eine ganz gewaltige Übermacht dargestellt haben gegenüber dem Entsatzheer unter dem Polenkönig Johann Sobiesky, das mit 84 000 Mann doch auch schon die gewöhnliche Heeresstärke weit übertraf. Diese letztere Zahl ist aber vielleicht ziemlich richtig. Im Vergleich zu ihr erwecken beispielsweise stärkeren Zweifel die 100 000 Mann, mit welchen Wallenstein nach einem volkstümlichen Worte Stralsund vom Himmel herabholen wollte, auch wenn es mit Ketten daran gebunden wäre, ebenso die 120 000 Russen, die 1709 bei Pultawa über kaum 20 000 Schweden gesiegt haben sollen, die 80—90 000 Österreicher bei Leuthen, und manche andere Heereszahl dieser Zeit.

Die Durchschnittsgröße normaler Heere bewegte sich in den ersten drei Jahrhunderten der Neuzeit wie vor länger als 2000 Jahren zwischen 30 000 und 50 000. Friedrich der Große verfügte zu Beginn des siebenjährigen Krieges über 150 000 Mann; beisammen hatte er diese Truppenzahl niemals, nur ganz wenige Male etwa 60 000 Mann, eine Zahl, die auch seine Gegner selten erreichten, noch seltener überschritten. Bei den Römern betrug die Heeresstärke unter gewöhnlichen Verhältnissen rund 40 000 Mann. Im zweiten punischen Kriege, der erhöhte Anforderungen stellte, hatten sie zeitweise zusammen mehr als 100 000 unter Waffen; die Höchstzahl, die sie in diesem Kriege einmal (bei Kannä 216 v. Chr.) zur Schlacht führten, betrug 60 bis 70 000 Streiter. Höher ist, abgesehen allerdings von dem riesig angewachsenen Troß, auch Cäsar nicht gekommen, zudem auch nur vorübergehend in Gallien.

Im Bürgerkriege hatte er weniger, bei Pharsalus z. B. etwa 32000 Mann. Wahrscheinlich die größten Heere, die das Altertum sah, und die bis an die Schwelle der neuesten Zeit wohl kaum übertroffen wurden, nämlich etwa 100000 Mann auf jeder Seite, kämpften 42 v. Chr. in der Doppelschlacht bei Philippi gegeneinander. Ebenso hoch wird, ohne den ungewöhnlich zahlreichen Troß, das Heer veranschlagt, das Antonius sechs Jahre später mit schmählichem Mißerfolg gegen die Parther führte. Das ganze stehende Heer Roms im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit darf man vielleicht auf ungefähr 350000 Mann schätzen; aber diese waren über die ganze damalige Kulturwelt verteilt. An der gefährdetsten Grenze, gegen die Germanen am Rhein und an der Donau, werden weniger als 100000 Mann gelegen haben.

Erst die neueste Zeit steigerte die Mittel und die organisatorischen Fähigkeiten der Völker und Heerführer soweit, daß man Hunderttausende und schließlich Millionen als einheitliche Heereskörper zu bewegen und zu verpflegen vermochte. Nach zweifellos sehr beachtlichen Anfängen auf dem vom antiken Kriegswesen erreichten Höhepunkt brachte eigentlich doch erst die Zeit nach der französischen Revolution, genauer die napoleonische Zeit der Welt die Massenheere. „Aus den Pöbelhaufen wurden unter dem Druck der äußeren Gefahren für das Vaterland die Bürgerheere mit höheren Aufgaben als Mord und Plünderung, und in jener aufgeregten Zeit wurde der Grund nicht nur zum modernen Frankreich, sondern auch zum modernen Militarismus gelegt. An die Stelle der Berufsheere, mit denen Ludwig der Vierzehnte und Friedrich der Große ihre Kriege geführt hatten, traten die Hunderttausende des Volksaufgebots, die sich anschickten, mit der Gewalt der Waffen die neue Losung des französischen Patriotismus, liberté, égalité et fraternité, allerdings zum verschiedenen Heil für die unterworfenen Völker, über Europa auszubreiten. Der Militarismus der allgemeinen Wehrpflicht, die das ganze Volk umfaßt, wurde im levée en masse des Jacobiners Carnot geboren und in den gewaltsamen Eroberungskriegen Napoleons großgezogen ... Die Unterdrückung durch Napoleon wurde durch die eignen Waffen der Revolution beseitigt: durch Volksheere, die die nationale Idee zusammenschweißte." (Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Übersetzt von Fr. Stieve, Leipzig, Teubner 1916, S. 98 f.)

Die Armeen Napoleons, die 1812 nach Rußland marschierten, die der Deutschen, die 1870 nach Frankreich zogen, die Hunderttausende, die bei Leipzig und Königgrätz, um Metz und Paris fochten, die Millionen, die jetzt in stahlharter Ausdauer ringen, sie alle bilden Stufen einer Entwicklung, die nicht viel älter als 100 Jahre ist. Gleichwohl ist es ein Weg ungeahnten Fortschritts in jeder Hinsicht, der von den Massenaufgeboten Carnots über die Heere Napoleons und der Freiheitskriege bis zu den wirklichen Volksheeren der Gegenwart, insbesondere zu der Wehrhaftigkeit Deutschlands führt.

Eine die Welt durchdröhnende Gewaltsprache reden in unseren Tagen Massen, deren Größe klar zu begreifen unser Vorstellungsvermögen nicht aus-

reicht. Selbst die Schlacht bei Mukden, die doch nur ein reichliches Jahrzehnt zurückliegt, nimmt sich mit ihren rund 400000 Streitern auf jeder Seite und einer Front, die ungefähr der Entfernung von Königsberg i. Pr. bis Gumbinnen entspricht, neben der Schlachtfront von Riga bis Czernowitz beinahe winzig aus. Über die Größe der einzelnen Heere und die Gesamtzahl der Kämpfer jetzt irgendwelche Vermutungen anzustellen, ist müßig. Desgleichen geht es über den Zweck des vorliegenden Aufsatzes hinaus, aus der einzigartigen kriegsgeschichtlichen Periode, an derem Ende vorläufig der gegenwärtige Krieg steht, eine leicht aufzustellende Übersicht von Heereszahlen zu geben. Kurz erwähnt sei bloß, daß auch unter ihnen gar manche schwanken, weil sie nicht sicher feststellbar sind. So wissen wir bekanntlich von der Gesamtstärke der Heere, die Napoleon der Dritte Anfang August 1870 den Deutschen entgegenführte, nur soviel gewiß, daß sie nicht viel mehr als 300000 betrug, kennen aber keine genaue Ziffer. Erst recht gehen die Berechnungen auseinander über die Größe der Heere, die die französische Republik im Winter 1870/71 auf die Beine brachte. Mag ferner die Angabe, daß die Truppenzahl der Verbündeten 1813 sich bis auf 860000 und die Napoleons auf 700000 belaufen habe, von vornherein als übertrieben abzulehnen sein, nicht unwesentlich ist doch schon die Frage, ob in der „großen Augustwoche" in den Heeren der Verbündeten 520000 oder 480000 und unter den Fahnen Napoleons 470000 oder 450000 auf deutschem Boden gefochten haben. Von dem russischen Feldzuge des Jahres 1812 wird einerseits behauptet, daß er Napoleon nachweislich 550000 Mann gekostet habe, während andererseits berechnet worden ist, daß nur 450000 über die russische Grenze gelangt sind. Nach Beendigung des russisch-japanischen Krieges wurde in deutschen Büchern und Zeitschriften für die Schlacht bei Mukden die Zahl der Streiter mit derselben Sicherheit zuerst auf 310000, dann auf etwa 400000 für jede Seite, und ein andermal auf 320000 Japaner und 380000 Russen angegeben.

Solche Unterschiede sind verblüffend, werden aber begreiflich, wenn man bedenkt, daß richtiges Zählen (nicht richtiges Zusammenzählen!) großer Mengen eine schwierigere Sache ist als es scheint. Müssen doch die mit peinlicher Sorgfalt vorbereiteten und durchgeführten Volkszählungen mit einer Fehlergrenze von Tausenden, wahrscheinlich von Zehntausenden rechnen. Kein Wunder also, wenn die Zählungen im Kriege ungenau ausfallen.

Noch mißlicher ist es, wenn die Heereszahlen auf Schätzung beruhen. Große Massen selbst bei unbehinderter Übersicht annähernd richtig schätzen zu können, setzt planmäßige Übung voraus; im Kriege ist es auch unter dieser Voraussetzung unmöglich, sich von der Stärke des Gegners allein durch den Augenschein eine richtige Vorstellung zu machen. Als 1829 die Russen 25000 Mann stark über den Balkan nach Adrianopel vordrangen, brachte ein zur Aufklärung abgeschickter Offizier dem türkischen Befehlshaber die Meldung, man könne eher die Blätter im Walde als die Köpfe im feindlichen Heer zählen.

Einem so gewissenhaften Manne wie Friedrich Wilhelm dem Dritten erschienen bei Auerstädt die in Wirklichkeit zahlenmäßig schwächeren Franzosen nicht bloß etwa um die Hälfte stärker als die eignen Truppen, sondern er hielt sie sogar für ziemlich dreimal so stark als sie wirklich waren.

Aber weder falsche Zählung noch falsche Schätzung erklären zur Genüge die ungeheuerlichen Übertreibungen leichtgläubiger Zeiten, die der Anlaß geworden sind, daß die historische Kritik gelegentlich die Heereszahlen geradezu für das Unglaubwürdigste in der Geschichte erklärt hat. Der entscheidende Grund liegt vielmehr in dem übergewaltigen Erregungszustand, in den durch den Krieg die Gegner und über sie hinaus auch andere Völker notwendigerweise versetzt werden. Leidenschaftslos können eben Kriege nicht geführt werden. Wir haben es ja sogar gesehen, wie auch kühle, an straffe geistige Zucht gewöhnte Gelehrte die klare Besinnung verloren, wie sie vom voraussetzungslosen Suchen nach Wahrheit auf die wilden Wege der Leidenschaftlichkeit gerieten. In Zeiten aber, denen sachliche Genauigkeit auch als erstrebenswertes Ziel fremd war, bot der von Furcht und Stolz, von Haß und Siegesfreude erregten Phantasie mit den freiesten Spielraum das Gebiet der Zahlen. Die allzeit und überall zu beobachtende natürliche Freude an großen Zahlen verband sich innig mit der den meisten Menschen an sich eigenen und durch den Krieg aufs höchste gesteigerten Neigung zu Überschwang und Übertreibung. Fehlten alsann der geschichtlichen Überlieferung für die Heereszahlen authentische Angaben, was viel öfter der Fall war als man denkt, so wurden auf Grund auch der wildesten und darum um so lieber geglaubten Gerüchte runde oder irgendwie typische Zahlen unbedenklich aufgenommen und weitergegeben.

Die Kriegslyrik der deutſchen Arbeiter

Von Alfred Mello

Als im Auguſt des Jahres 1914 die Kriegsdrommeten das deutſche Volk zu den Waffen riefen, entſtanden auch, gleich einer mächtigen Stromflut, Tauſende deutſcher Kriegsdichtungen. Berufene und Unberufene ſchrieben ihre vaterländiſche Begeiſterung, ſo wie es ihnen um Herz und Seele war, nieder und unſere gewiß recht zahlreich vorhandenen Zeitungen und Zeitſchriften konnten ſich der täglich in Maſſen einlaufenden Kriegsdichtungen kaum erwehren. Nur einige Dichter von Beruf haben es vermocht, uns darin bleibende Werte zu geben. Guſtav Falke, der leider zu früh Heimgegangene, dann Richard Dehmel, Liſſauer und Rudolf Herzog ſind hier zu nennen. Vieles andere dürfte in dem Maſſenſtrom der Kriegsdichtungen unbeachtet verſunken ſein; vielleicht wäre hier noch manches gute Saatkorn zu finden geweſen. Bezeichnend für die Kultur und den Bildungswert des deutſchen Volkes iſt die Tatſache, daß uns aus dem Volke ſelbſt, und zwar aus dem Arbeiterſtande, Dichter erſtanden ſind, die, veranlaßt durch die gewaltige Kriegszeit, mit tiefem ſittlichen Ernſt das eigene Erleben dieſes Krieges in Dichterworte formten. Die große Zeit hat dieſe Dichter geſchaffen. Männer, die ſonſt mit ſchwieliger Hand ihren Tagesberuf im Arbeitskittel ausübten und nun als Vaterlandsverteidiger und Mitkämpfer zum Sänger ihrer Kriegserlebniſſe wurden. Sämtlich eigene Perſönlichkeiten, die als Kriegsliederdichter zu ſchätzen und zu beachten ſind. Wer weiß, ob ihre Namen weiteren Kreiſen bekannt geworden wären, wenn nicht Eugen Diederichs Verlag in Jena dieſe Dichtungen geſammelt und herausgegeben hätte. (Kriegslyrik des deutſchen Arbeiters: Karl Bröger: „Kamerad, als wir marſchiert“, broſch. 1 M., Pappband 1,50 M.; Max Barthel: „Verſe aus den Argonnen“, broſch. 1 M., Pappband 1,50 M.; Alfons Petzold: „Volk, mein Volk!“, broſch. 1 M., Pappband 1,50 M.; Heinr. Lerſch: „Herz! aufglühe dein Blut“, broſch. 2 M., Pappband 2,50 M.) Ein Verdienſt um die deutſche Kriegsliederliteratur, die wir in Friedenszeiten erſt richtig zu würdigen wiſſen werden. Was ſonſt über Soldatenleben, Schlacht und Kampf in Kriegsgedichten zu leſen war, iſt meiſt daheim am Schreibtiſch geſchrieben worden. Dieſe Arbeiter-Kriegsgedichte ſind aber ſämtlich erlebt. Nur einer dieſer Dichter zählt zwar zu den Daheimgebliebenen, aber auch er gibt meiſt ſelbſt erlebte Kriegs-

stimmungen in seinen Dichtungen wieder. So wurden diese in der überwiegenden Mehrzahl an der Front entstandenen Dichtungen beredte Zeugen deutscher Kraft und deutschen Heldenmutes. Keinen Feindeshaß, nur deutsche Heldenkraft und Nächstenliebe, Menschengröße und Heimatsehnsucht verkündet die Kriegslyrik der deutschen Arbeiter. In jedem deutschen Heim sollten diese Gedichtsammlungen herzliche Aufnahme finden.

Karl Bröger ist der Sohn eines fränkischen Fabrikarbeiters. Er hat selbst von Jugend an körperlich hart arbeiten müssen. Vor zwei Jahren wurde er Redakteur bei der „Fränkischen Tagespost". Sein Gedicht „Bekenntnis" wurde mit Windeseile in ganz Deutschland bekannt. Es ist der Treueschwur des deutschen Volkes zu seinem stammverwandten Heimatland zu nennen:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland."

Dieses Gedicht sollte für bleibende Zeiten der deutschen Volksseele ein Vermächtnis aus den eisernen Tagen des Weltkrieges bedeuten.

Bröger hat seine Kriegsdichtungen seinen Kameraden in Ost und West gewidmet. Als Landwehrmann eines bayerischen Reserve-Regiments ist er mit in den Krieg gezogen. Gleich das erste Gedicht gilt seinem Regiment. Bei Lunéville und Arras haben sie blutige Lorbeeren erkämpft:

„So viele sind gegangen
Auf Nimmerwiederkehr —
So viele sind gegangen —
An Tausend und noch mehr!
Doch wo auch einer liege,
Sein totes Antlitz spricht:
Der Mann zählt seine Siege,
Doch seine Wunden nicht."

Aus den schweren Kämpfen erzählen die Gedichte „Der Granatensonntag", „Ein Nachtgefecht" und von einem abgeschlagenen afrikanischen Sturmangriff vor Arras die Dichtung „Samum", ein Schlachtenbild von packender Wirkung, mit wenig Worten die Gefahren dieser Stunden und ihre siegreiche Abwehr schildernd. Man sieht gleichsam die schwarzen Horden mit blutrünstigen Augen heranstürmen:

„Holo . . lo . . lo . Es heult die wilde Wut,
Die Trommel wirbelt dumpf, Trompeten schmettern,
Und immer Schuß und Schuß und Donnerwettern —
Die schwarze Wolke bricht und regnet Blut."

Ergreifend in seiner Schlichtheit ist das „Feldbegräbnis" mit dem Nachruf an die gefallenen Kameraden:

„Der Mond scheint hier und dorten,
Er zieht die gleiche Bahn,
Und gut schläft allerorten,
Wer seine Pflicht getan."

Dem Soldatenleben im Felde und der Kameradschaftlichkeit sind viele Gedichte zugedacht. Das Mitgefühl für alles, was des Menschen Herz beim Anblick verwundeter Kämpfer bewegt, der Ernst jeder Lebensstunde angesichts des Feindes, die unerschütterliche Pflichterfüllung, die jede Spanne Zeit im Kriegsleben draußen in Feindesland erfordert, sind in den meisten Brögerschen Gedichten veranschaulicht. Es ist ein besonnener, gereifter Charakter, der zu uns spricht. Nicht in tönenden Phrasen, die schwungvoll das Leben preisen. Ein gewisses schwermütiges Atmen geht durch seine Worte. Man fühlt die gewaltige Zeit, die jeden einzelnen vor dem Feinde mit dem Einsatz seines Lebens zum Mitkämpfer für den großen heiligen Kampf des deutschen Vaterlandes macht. So sind auch darum diese Gedichte zu werten, als die eines schlichten Mannes aus dem Volke, der für sein eigenes Dasein, für Heim und Herd kämpft. Die Sehnsucht nach Weib und Kind ringt ihm die Worte ab:

„Meine Sehnsucht fliegt von dem zu dem
Und allen ist sie unbequem.
Wüßt ich nicht, wo ein treues Herz,
Das Leben würf ich hinterwärts.
Ich bin euch fern, mein Weib, mein Kind;
Bin dort, wo Stunden Hölle sind.
Die Träne, die ich just verschluckt,
Sie hat mir lang im Aug gejuckt.
Jetzt will ich nichts, als in euch ruhn,
Nichts andres denken, andres tun.
Ihr Heimatträume, spinnt mich ein!
Mag dann die Hölle — Hölle sein."

Das letzte Gedicht in seiner Sammlung ist seinen Söhnen gewidmet. Heute noch Kinder, sollen sie einst die Früchte der blutigen Saaten ernten lernen; darum wünscht er ihnen: „Werdet mir zu den Vätern einer neuen Zeit". Ein Lied frohbewegten Soldatenlebens werden wir in Brögers Gedichten vergeblich suchen. Eindrucksvolle Schilderungen selbst erlebter Kampftage, Stimmungen vor und nach dem Kampfe, das wollen uns diese Dichtungen bedeuten. Sie lehren uns, wie gewaltig die Eindrücke sind, die jeder unserer Kämpfer täglich in Feindesland erlebt.

Max Barthel nimmt als Kriegslyriker eine Sonderstellung ein. In den Argonnen hat er als Musketier dem Feinde gewehrt; vor dem Kriege ein Arbeiter wie Tausend seinesgleichen, nur mit dem Unterschiede, daß ihn unabläßiges Streben nach schöngeistigem Leben einzig froh machen konnte. Bis nach Rom hat ihn sein Wandern geführt und in vollen Zügen hat er die Schönheit der Welt genossen. So hat er mehr als hundert andere, die am Born des Wissens sich von Jugend an laben konnten, ein Leben in Schönheit gelebt, immer bestrebt, sich geistige Freiheit zu schaffen und immer bemüht, ein Eigener zu werden, wenn auch seiner Hände Arbeit für den Lebensbedarf sorgen mußten. Sein starker Wille und seine geistige Schaffens- und Schauens-

kraft haben ihn zum Dichter reifen lassen. In den „Deutschen Werkstätten" in Dresden-Hellerau stand der Dreiundzwanzigjährige an der Maschine, als ihn der Krieg zur Fahne einberief. Barthels „Verse aus den Argonnen" sind kein Kriegsliederbuch im landläufigen Sinne. Aber was diese furchtbaren Argonnenkämpfe dem Soldaten an Eindrücken gegeben, ist hier zum stärksten persönlichen Erleben in seinem Dichterwort geworden. Die Art, wie er dies verkündet, wertet ihn zum Dichter. Selbst diese erlebten Kriegstage bereiten ihm einen Ansporn, seine Geisteskraft zu formen, das Leben als eine sich stets erneuernde Welt zu betrachten und deren Seele zu fühlen. Seinen Band „Goethe-Gedichte" führt er im Tornister mit. Er liest sogar darin während einer kurzen Ruhepause im Kampfgewühl. Das gibt ihm neue Kraft für Geist und Körper. Was ihm dieser Heros unter den deutschen Geistesfürsten bedeutet, sagt sein nach ihm benanntes Gedicht „Goethe". Edel, hilfreich und gut, so will er den neuen Menschen wissen. Sein Gedicht „Die neue Zeit" verkündet die gleichen Weltanschauungen; die der all umfassenden Menschenliebe, wenn keine Schlacht mehr tobt. Weich und mild regt's sich in seinem Herzen, gedenkt er der Liebsten in der Heimat: „Du bist so gut und sternenrein, durch dich kann ich begnadet sein". Auch die Natur gibt ihm Herzensschönheit und Lebensreinheit. Sei es der beginnende Tag, der Sonnenuntergang, der Zauber der Frühlingsnacht, die er innerlich erlebt als Wunder der Natur. Sein Gedicht „Der Regen" ist auch sprachlich ein Meisterwerk. Man höre die Schilderung des Tag und Nacht andauernden Regens:

. . . „wie es ruckt und schluckt
und quillt und gießt und wieder gießt
und klatscht und patscht und fließt und fließt.
Der Regen rauscht ohn Unterlaß
und patscht und klatscht und ruckt und zuckt
und tatzt und schmatzt und druckt und schluckt" . . .

Auch der weiblichen Schönheit gilt sein Lied und das höchste Ziel ist ihm, wie er es in seiner „Verkündigung" ersehnt, die Verbrüderung aller Menschen zu Werken des Friedens und des Segens. Wenn unser Dichter aus dem Arbeiterstande in jedem Lebensaugenblick ein neu geprägtes Dasein fühlt und sagt „ich will die höchste Form, bis mich der Tod zerschlägt", dann mögen uns unsere Feinde weiter ruhig als Barbaren schmähen. Wir sind uns unseres eigenen geistigen und sittlichen Wertes bewußt. Max Barthels Gedichtsammlung „Verse aus den Argonnen" ist für alle bestimmt, die Lebensreinheit und Lebenskraft fühlen.

Alfons Petzold ist der österreichische Arbeiterdichter des Weltkrieges. Ein Kriegsmann ist er nicht geworden, denn Krankheit zwang ihn daheim zu bleiben. Mit einem Schlage jedoch hat der Krieg sein früheres Leben geändert: „Fleißig standen wir vor Werkbank und sausendem Rad, jubelten über

des Wissens friedliche Tat". Aber qualvoll entringt sich seinem Herzen der Schrei: „die Welt speit Blut!" Wie schwer dünkt ihm jetzt das Dasein:

„Die Häuser sind leer von Mann und Roß,
Irgendwo sind sie des Todes Genoß.
Tränen quellen aus jeder Stube,
Fließen waldaus, strömen feldein,
Sickern suchend in Schacht und Grube.
Sehnsucht muß Spaten und Schaufel sein.
Alle Straßen sind voll von der heiligen Flut. —
Volk, mein Volk, wahre den Mut!"

Hat jemals einer der Daheimgebliebenen diesen Krieg gewaltiger empfunden, gleich einem Meer voll Sehnsucht, Qual und Leid, als dieser Dichter aus dem Arbeiterstande? Sein Epos „Krieg" gibt uns dieses Fühlen kund. Er zerwühlt sein Hirn, martert sein Herz und spricht in Angst und Pein:

„Alle Geräusche sind tot über ein allerletztes: das Lachen des Todes,
Der steht am Ende der Welt, und seine Sensenspitze sticht in das Gehirn der Sonne.
Feuer stürzt aus der gräßlichen Wunde.
Die Welt brennt.
Frauen und Kinder schlagen die Hände vor das Gesicht,
Gehen rückwärts und flüstern im namenlosen Schrecken:
Krieg, Krieg!"

Schmerzlich leid ist es ihm, nicht selbst Mitkämpfer sein zu können. Verzeihen soll es jedem die Heimat, dessen Blut krank ist und dem im Gebein die Hämmer des Schmerzes pochen. Von seinen Stimmungen in den Novembertagen des Jahres 1914 erzählt er uns, von jenen Tagen, die behutsamen Schrittes durch fiebernde Städte und blutige Felder gehen:

„Jeder gleicht einer Mutter, die ihr wundes Kind,
Ein leises Schlaflied singend, in den Armen hält."

Kraftvoll tönt aber sein Ruf an die Tiroler Bergbauern zum Kampfe gegen Italien. Kein Schlachtenruf, mehr ein Stimmungsbild der trutzigen und wehrhaften Bauerngestalten, gleich den Bauern- und Arbeitergestalten wie sie uns Hodler gezeichnet. Die Schwere seines gegenwärtig tatenlosen Daseins wuchtet auch auf seinen Gedanken, die in Dichterworten von seinem Proletarierleben erzählen. Das sind Worte, wie sie nur ein Arbeiter geben und fühlen kann. Selbst die stillstehende Fabrik wird ihm zu einem fühlenden Wesen:

„Die Fenster der verlassenen Fabrik
Starren im Scheinen
Der Abendsonne, rot, wie vom vielen Weinen,
In die Straße mit traurigem Blick."

Ein einziges seiner Kriegsgedichte ist ausgesprochene Lyrik. Dieses Gedicht von der „Soldatenbraut", einem Fabrikmädchen, deren Herz am Grabe ihres

Liebsten in Polen weint, wenn ihrem Denken am Feierabend Ruhe gegönnt ist, ist in seinem dichterischen Wert und Gedankengang gleich Gustav Falkes „In Polen steht eine Birke im Feld". Alle Kriegslieder dieses österreichischen Arbeiterdichters sind geschrieben, um sich vom eigenen Leid, wie es der allgewaltige Krieg in jedem hervorgerufen, zu befreien. Nichts von Zorn und Haß gegen den Feind ist darin zu spüren. Nur das Entsetzen über das Leid, das Tausende getroffen, das Mitempfinden dafür und die Sehnsucht nach dem Ende dieses Völkerringens.

„O käm der Tag, o käm er bald,
Wo wieder groß die Sonne scheint,
Der allerletzte Schuß verhallt
Und nicht mehr Blut die Erde weint."

Die Kriegsdichtungen von Alfons Petzold sind das Bekenntnis eines Mannes aus dem Arbeiterstande, die edles, menschliches Fühlen offenbaren. Nicht leerer Schall, sondern klingendes Erz, geläutert in heiligen, ernsten Stunden! Ein hartes Arbeiterleben hat in ihm den Dichter entstehen lassen. Aus einer Proletarierfamilie stammend, kannte er nur eine entbehrungsvolle Jugend. Als Laufbursche, Schneeschaufler, Hausknecht und Tagelöhner mußte er sein Leben fristen. Durch eiserne Kraft hat er sich zu geistiger Höhe emporgerungen. Ein Lebens- und Menschenkenner ist dieser ehemalige Arbeiter geworden, aber auch ein Dichter, wie uns dieser Krieg nur wenige gegeben.

Heinrich Lersch, von Beruf Kesselschmied, verdient es, „der volkstümlichste Sänger des Weltkrieges" genannt zu werden. Sein Dichterwort ist Gesang, seine Sprache von geistigem Wert, die Form seiner Gedichte die balladenartige Erzählung und die Lyrik. Seine Gedichte, die von Kampfestagen berichten, sind durchweht von Gottesglauben, der einen Grundzug seines Wesens bildet. Heinrich Lersch ist Rheinländer von Geburt. In der Werkstatt der Fabriken hat er meist sein Leben verbracht. Auch das Leben auf der Walze hat er kennen gelernt, er hat also ein echtes Arbeiterleben geführt. Mit Beginn des Krieges regt sich auch in ihm das Dichterblut. Gleich sein am ersten Mobilmachungstage entstandenes Gedicht „Soldatenabschied" mit dem Endreim „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen", hat in hunderten von Zeitungen Aufnahme gefunden. Die Wenigsten werden geahnt haben, daß dieser von echter vaterländischer Begeisterung getragene Sang von einem Arbeitsmann geschrieben wurde. „Herz, aufglühe dein Blut" hat Heinrich Lersch seine Kriegsdichtungen genannt, die uns den Krieg geistig durchleben lassen. Da ist sein ganz prächtiges Gedicht „Das Heer" zu nennen. Welcher poetischer Schwung in jeder Verszeile, allen deutschen Truppengattungen den Siegesweg kündend. Man fühlt in dieser Sprache förmlich den Trommelrhythmus zum Sturmangriff. Hierzu die erste Zeile einiger Strophenanfänge:

„Stürme vor! stürme vor! du deutscher Infanterist.
Brenne hinein! brenne hinein! du deutscher Kanonier.

Fliege voran! fliege voran! du deutsche Kavallerie.
Stehe fest! stehe fest! du deutscher Marinesoldat."

Der deutschen Treue gilt sein Gedicht „Der Fahneneid". „Ausmarsch" läßt uns den dröhnenden Schritt der Regimenter hören und gipfelt in dem Soldatenschwur:

„Keiner sei von uns als Mann geehrt,
Der nicht Kampf und Sieg und Tod begehrt."

Die Champagneschlacht, die Heinrich Lersch mit erlebte, ist von ihm zu einem Schlachtengemälde von eindringlichster Wirkung in seinen Dichtungen geformt worden. Auch sein Leben hat nur an einem Faden gehangen, denn „Granaten sprangen, wie der Herzschlag ging". Dem Feind ruft er entgegen: „Ihr kommt nicht durch! Wir stehn wie Stahl und Stein!" Die furchtbare Gewalt des französischen Ansturms schildert er in seinen Gedichten „Im Artilleriefeuer", „Kampfgesang" und „Morgenangriff". Jedes dieser Gedichte hat sozusagen geschichtlichen Wert. Als Sänger der Champagneschlacht ist Heinrich Lersch der Berufene geworden. Sein Arbeiterstand macht sich aber selbst in einigen seiner Kriegsdichtungen erkennbar. In „Des Granatendrehers Kriegslied" z. B.: „Ich schrubbe dich, ich bohre dich, werdende Granate!" oder: „Es knirscht der Stahl, der Riemen knirscht, Drehbank, du, surre, sause". Sieht man hierbei nicht den Eisendreher am Arbeitswerk? Dann läßt er den „Weber" im Schützengraben sein Lied singen. Die Arbeit des Leinenwebers gibt seiner Dichtung Form und Gehalt. Wie geistvoll ist die Webstuhlarbeit mit der Kriegszeit verglichen!

„Der Webstuhl ist der harte Krieg,
Und was er webt, das ist der Sieg.
Die Kette ist der Männer Zahl,
Der Schuß, das ist des Todes Qual,
Die Bindung ist der rasche Tod,
Der färbt die weißen Fäden rot."

Wie sich seine eigene Berufsarbeit mit dem Kriege vergleichen läßt, zeigt er in seiner Dichtung „Die große Schmiede". Eine Fülle von Gedanken gibt ihm dieser Vergleich:

„Heute ist die ganze Stellung eine große Kesselschmiede,
Alles sind die alten Töne aus dem großen Arbeitsliede."

Das Aufschlagen der Granaten klingt ihm, als wenn auf Eisen geschlagen wird. Der Krach der Wurfminen ist ihm wie das Stampfen einer großen Nietmaschine. Das Arbeiten in den Sappen mit Spaten und Schaufeln vergleicht er mit dem Geräusch kreischender Scheibenriemen im Fabrikräderwerk.

„Der Gewehre Schießen ist das schnelle Klopfen vieler kleiner Hämmer,
Der Maschinengewehre Knattern ist der Ton der Luftdruckstemmer."

Und so geht es weiter fort bis zu dem ganz wundervollen Schluß dieser Dichtung, auch den bisherigen Vergleich hierbei nicht außer Acht lassend:

„Unser Kaiser, unser Vater, bist der Schmiede Allgebieter,
Und wir sind des großen Werkes Helfer, Hämmerer, Schweißer, Nieter,
Lenkest Millionen Hände, lenkest Herzen, Hirne, Geister,
Du bist dieses starken Volkes Schirmherr, Führer, Lenker, Meister. —
Heute ist mir dieses Schlachtfeld eines großen Volkes Schmiede,
Und in Gut und Blut und Feuer schafft es Einheit, Kraft und Friede."

„Liebesopfer" nennt er die Gesamtheit seiner Dichtungen, die vom verwundeten Mitkämpfer und den gefallenen Kameraden erzählen. Es sind des Dichters lyrische Werke; sie offenbaren tiefes Mitgefühl für menschliches Leiden und verkünden seinen Glauben an die Allmacht des Höchsten. Wie innig empfindet er die Rückkehr des Kriegers nach der Heimat und welch beredten Ausdruck weiß er dem zu geben:

„Jeder, der heimkehrt vom Kriege, der ist im Meere
Der trauernden Menschheit eine leuchtende Insel vom Glück."

Heinrich Lersch ist in manchen seiner Kriegsgedichte noch ein Werdender; ein Berufener wie wenige ist er aber sicher. Im Verein Berliner Presse haben im Februar dieses Jahres seine Gedichte durch seinen eigenen Vortrag begeisterte Aufnahme gefunden. Es ist ihm gegeben, uns in seinen Dichterworten mit emporzuheben und für alles Schöne und Edle zu entflammen. Wie ein Mahnruf deutscher Heldengröße klingt sein „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen". Aber noch gewaltiger mahnt uns sein Kriegsruf, den jeder Deutsche als seinen Wahlspruch nimmermehr vergessen sollte:

„Wir Deutsche wollen nicht klein und bezwungen stehn,
Solang wir noch mit Stolz auf unsre Fahnen sehn,
Solang wir unsre Sprache, die deutsche, nicht verlernt,
Solang aus unsern Herzen nicht der alte Gott entfernt."

So klingt und singt es in Heinrich Lersch vom „Deutschland über Alles". Was er in seinen Geistesgaben gegeben, ist dem deutschen Volke bestimmt. Als deutscher Dichter ist er ausersehen, selbst ein Mann des Volkes, ein volkstümlicher Sänger des deutschen Liedes zu werden.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Künftige Welt-Blockpolitik

Von Dr. Georg Lomer

Wir leben im Zeitalter der Großbetriebe und Maſſenwirkungen. Immer ſeltener wurde die Vereinzelung, immer unerläßlicher, bewußter und umfaſſender der Zuſammenſchluß. Nun aber kam der Krieg und hat den Rieſenkriſtalliſationsprozeß der Nationen, weit entfernt ihn aufzuhalten, erſt recht in Gang gebracht. Nach ihm, das iſt ſicher, wird die Welt in eine Reihe von Wirtſchaftsgruppen, von organiſch in ſich zuſammenhängenden Völker-Großblocks gegliedert ſein, deren kriſtalliſche Umriſſe dem aufmerkſamen Auge ſchon jetzt ſichtbar werden. Sie ſind es, die künftig die Weltpolitik machen. Ihre wahrſcheinliche Stellung zueinander kurz darzulegen, iſt alſo ſicher von Intereſſe.

Für uns am wichtigſten iſt natürlich jenes rieſige Völkermaſſiv, das ſich vom baltiſchen bis zum indiſchen Meere erſtreckt und hauptſächlich Deutſchland, Öſterreich-Ungarn, Großbulgarien und die Türkei umfaßt. Dieſes zuſammenhängende Gebiet, an das ſich möglicherweiſe Skandinavien, Holland, Griechenland locker angliedern, iſt bei richtiger Förderung der Produktion und bei rüſtigem Ausbau der Transportwege durchaus imſtande ſich ſelbſt zu ernähren. Auch kann es der hochexpanſiven mitteleuropäiſchen Induſtrie ein ſicheres und nahes Abſatzfeld darbieten, zu deſſen voller Auswertung freilich mehr gehört, als die übliche kaufmänniſche, uns von Amerika anerzogene „Smartness“ oder einſeitige Ausbeuterpraktiken. Ein Abſatzgebiet, das ſich ſüdöſtlich bis zum Kaukaſus und Himalaya, ſüdweſtlich über die ganze innerafrikaniſche Ländermaſſe ausdehnen kann.

Dieſer kontinentale Zentralrieſe wird nun zunächſt zu den Nachbarn, dem Ruſſen und dem Angelſachſen, Stellung nehmen müſſen. Sodann zu den entfernteren Wirtſchaftsrieſen, d. h. dem nordamerikaniſchen, dem ſpaniſch-ſüdamerikaniſchen und dem oſtaſiatiſchen. Sein unvergleichlicher Vorteil iſt dabei die zentrale Lage inmitten der großen, europäiſch-afrikaniſch-aſiatiſchen Ländermaſſe, deren Herz, deren innere und natürliche Verbindung er darſtellt. Die „Strategie der inneren Linie“, die ihm bereits im Kriege ſo weſentlich geholfen

hat, wird er also aufs Wirtschaftliche übertragen und damit ganz von selbst ein Übergewicht über die Konkurrenzmächte gewinnen. Denn das versteht sich: der wirtschaftliche Wettstreit wird, entsprechend der Größe der beteiligten Gruppen, wahrhaft titanische Formen annehmen.

Da sind vor allem die Nachbarn. Noch am wenigsten zu fürchten ist der östliche. Rußland, das für seine Landwirtschaft die Ausfuhr braucht, wenn sie nicht im eigenen Fett ersticken soll, kann auf die bequeme Abnehmerschaft der Grenznachbarn nicht verzichten: je kürzer der Weg, um so billiger die Fracht, um so höher der Gewinn.

Seine Hauptindustrien im Westen aber verliert es jetzt, und aus dem Boden stampfen sich neue Industrien nicht. So wird das industriell höher entwickelte Ausland einspringen müssen, um das Zerstörte langsam zu ersetzen und neuzubauen. Ob dies vorzugsweise England sein wird, wie es möchte, oder Deutschland oder Amerika, ist die Frage. Die russischen Sympathien werden wohl der anderen Gruppe zuneigen. Die harte wirtschaftliche Notwendigkeit aber wird dafür sorgen, daß im unerschlossenen Neuland des Ostens die leistungsfähigste der europäischen Industrieen nicht leer ausgeht. Und das ist schon heute — nicht mehr England.

Gefährlicher ist der westliche Nachbarblock. Niemand ist größeren Hasses fähig als ein entthronter König. Und um die Vernichtung des britischen Welthandelsmonopols geht es ja in diesem Kriege. Schon jetzt ist in der Britenpresse die wirtschaftliche Kampfansage bis aufs Messer erfolgt. Ja, mehr noch: dieser Kampf kann durch die engere Zusammenschweißung Englands mit seinen Kolonien den allerschärfsten Nachdruck erhalten. Der allbritische Imperialismus, vordem kaum lebensfähig, wird durch diesen Krieg erst richtig zur Reife kommen. „Wir hoffen," sagte jüngst Bonar Law zum australischen Premierminister, „nach dem Kriege ein Reich zu schaffen, das für alle Zeiten einheitlich aufgebaut wird."

Der Britenblock möchte sich also künftig den deutschen Handelserzeugnissen grundsätzlich verschließen; Einfuhrverbote und Schutzzölle werden kommen, ja selbst deutsche Angestellte und Geschäftsinhaber will man nicht dulden. Und wenn auch hier nicht alles so heiß gegessen wie gekocht wird, so ist doch, je länger der Krieg dauert, je weniger er Englands Hoffnungen entspricht, um so mehr Aussicht, daß diese Pläne — wenigstens teilweise — verwirklicht werden.

Ähnlich wird sich unser Verhältnis zu dem jungen nordamerikanischen Riesen gestalten. Dieser Staatenblock, der augenblicklich, auch wo er scheinbar für England optiert, im Grunde lediglich seiner Geschäftskonjunktur nachgeht und sich dadurch für kommende Kriege die furchtbarste Goldrüstung schafft, welche die Erde sah, — dieser gewaltige Kontinentalblock wird auch nach dem Kriege, frei von jeglicher Gefühlsduselei, als politischer Sonderstern seine eigene, nur eine eigene Bahn laufen. Seine künftige Stellung zu uns wird demnach ausschließlich von Nützlichkeitsfaktoren bestimmt werden, mit anderen Worten: sie wird schwerlich freundschaftlich sein. Ahnt die geschäftskluge Union doch

schon heute in uns die schärfsten Mitbewerber um weite Marktgebiete, die ihrem wirtschaftlichen Herzen, d. h. ihrer Börse, sehr nahe liegen. Und damit berühren wir das künftige Verhältnis zu dem spanisch-südamerikanischen und ostasiatischen Wirtschaftsblock.

Spaniens Weltmacht empfing einst von England den Stoß, der England selbst heute von uns zugedacht ist. So ist es nur verständlich, wenn Spaniens Neigung heute überwiegend zu uns steht. Spaniens Urteil ist aber in vielem noch immer für seine südamerikanischen Tochterstaaten maßgebend. So spricht denn alles dafür, daß unsere schon vordem angenehmen geistig-materiellen Beziehungen zu diesem fünften Großblock künftig noch weiter erstarken werden. Die Gründung der „deutsch-spanischen Vereinigung", die Schaffung zuverlässiger Zeitungsorgane hüben wie drüben soll diesen fruchtbaren Güteraustausch vorbereiten; und selbst unsere Freundin, die „Times", stellte kürzlich mit Mißbehagen fest, daß im spanischen Mutterlande fünfzigtausend (?) Deutsche am Werke seien, deutschem Kaufmannsgeist und Schaffensdrange wirksam den Weg zu ebnen.

Der Britenblock wird also, will er sich hier mit uns messen, einen harten Stand haben. Und nicht minder die Union. Die spanische Welt hat den spanisch-amerikanischen Krieg, der Spanien ein paar wertvolle Kronjuwelen kostete, nicht vergessen und fürchtet seit Aufstellung der „Monroedoktrin", daß das Yankeeland eines Tages Appetit bekommen könnte, gleich Kuba und den Philippinen sich auch Südamerika einzuverleiben. So ist es denn bezeichnend, daß die Anstrengungen der Union, das kriegerische Interregnum durch Schaffung und Förderung neuer Schiffahrtslinien nach Südamerika auszunutzen, bisher im ganzen erfolglos geblieben sind. An dieser Gesamtstimmung dürfte auch das von England bezahlte portugiesische Intermezzo wenig oder nichts ändern.

Die zweite für unsere Zukunft besonders wichtige Mächtegruppe ist der letzte, der ostasiatische Blockriese. Denn daß das Blocksystem sich auch im fernen Osten durchsetzt, ist unzweifelhaft. Mögen Japans und Chinas Interessen im einzelnen noch so sehr auseinander gehen, beide Mächte sind schon durch ihre Lage derart aufeinander angewiesen, sie sind durch so viele gemeinsame Notwendigkeiten aneinander gekettet, daß sich auf dieser Basis früher oder später ein dauernder Ausgleich, ein endgültiges Gleichgewicht der Kräfte herstellen muß. Der neue Block, der Block der Gelben, wird dadurch eine ganz gewaltige Stoßkraft gegenüber den Rivalen erlangen. Diese Rivalen aber — mit Rußland scheint man sich soeben einigen zu wollen —, sind in erster Linie die Union und Großengland. Schon heute zeigt sich bei der vorläufig führenden Ostmacht Japan der tastende Wunsch, die östlichen Meere durch Schließung der Straße von Singapur für die britische Allgegenwart zu sperren, und wie groß und drohend die Spannung gegenüber Nordamerika ist, lehrt die krampfhafte Bemühung des Yankeestaates, durch Heeresvergrößerungen, durch Schaffung von Tauchbootstationen an der Westküste dem furchtbaren Feinde in letzter Stunde ein Paroli zu bieten.

Was man erreichen kann, ist freilich bestenfalls ein Aufschieben der Katastrophe. Der Zündstoff liegt zu hoch getürmt, — man denke nur an Mexikos japanfreundliche Bevölkerung! — um nicht endlich einmal zu explodieren. Wer weiß denn, ob nicht schon die Villa-Carranza-Burleske, die sich eben vor unseren Augen abspielte, der Auftakt ist zu großen, die östliche Welt umgestaltenden Kämpfen . . .

Von besonderer Bedeutung für unsere Stellung zum Ostblock ist noch ein anderer Punkt. Wieder einmal liegt China in schweren, von Japan angezettelten inneren Wirren. Wird es ihm gelingen, sein Hausrecht zu wahren und sich in dem kommenden großmongolischen Block genügend Sitz und Stimme zu retten, um über seine künftige Wirtschaftspolitik selbst bestimmen zu können? Wenn nicht, so geht der Schlüssel zum Hause Ostasien für absehbare Zeit in Japans Hände über, Japan aber, soviel ist sicher, schließt dem gesamten fremden Handel durch Schutzzölle Tor und Tür und setzt die eigene Industrie an die Stelle der eingewanderten. Damit fallen ganz bedeutende Interessen unseres Heimatblocks der Vernichtung anheim.

Der andere Ausgang wäre, daß das japanische Element lediglich zu einer Art organisatorischen Sauerteigs, etwa zum politischen Preußentum des Ostens wird, das mit Chinas älterer Kultur zu einem höheren Ganzen verschmilzt. Es wäre an eine militärisch-politische Union oder an einen Bundesstaat zu denken, in dem auch die Wucht der chinesischen Zahl zur Geltung kommt. Laufen die Dinge so, dann eröffnen sich uns wirtschaftlich-kulturell ganz ungeahnte Möglichkeiten. Wir werden dann nicht nur an der wirtschaftlichen Erschließung Chinas in weit höherem Maße teilnehmen als zuvor. Auch der bereits vor dem Kriege eingeleitete geistige Güteraustausch beider Kulturnationen wird reichste Früchte tragen. Dann werden deutsche Kaufleute, Aerzte, Ingenieure, Künstler neben den bevorzugten Japanern und den geschäftstüchtigen Yankees um die Palme ringen, und um den Ausgang dieses Wettstreites braucht uns nicht bange zu sein. Chinas Sympathieen gehören uns schon heute . . . Die jüngst begründete „Deutsch-chinesische Vereinigung" ist denn auch die erste Schwalbe, die dem kommenden west-östlichen Kultursommer voraufliegen will. Freilich: eine Schwalbe macht noch keinen Sommer! . . . .

Und so schließt sich denn der Ring der künftigen Weltwirtschaftsmächte. Sie werden die Politik der Einzelnationen, ins Grandiose übertragen, fortsetzen, eine Gruppe erzgepanzerter Riesen, die sich stützen und befehden, Krieg führen und Frieden schließen werden, wie vordem die Menschen und Völkerindividuen. Krieg führen, sei es mit blanker Waffe, sei es mit wirtschaftlichen Boykotts und Aushungerungsmaßnahmen. Der Erdrosselungsfeldzug, den die Englandgruppe heute gegen uns führt, kann sich zwischen anderen Gruppen sehr gut wiederholen. Jede einzelne wird also darauf angewiesen sein, ihre innere Organisation aufs beste auszubauen, um dem zu begegnen. Mehr als je heißt auch für uns nach dem Kriege die Parole: stark sein! —

Die Vereinigung der Fürstentümer Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt

Von Geheimen und Oberregierungsrat Dr. jur. A. Langbein

(Schluß)

III. Was die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Staaten im allgemeinen betrifft, so würden die beiden Fürstentümer Schwarzburg nach der Vereinigung an Einwohnerzahl noch mit 198 619 hinter Altenburg (216 128) zurückbleiben, wenn sie auch eine bedeutend größere Bodenfläche (180320 ha gegen 132351 ha) aufweisen würden. In Rudolstadt gibt es 162 Gemeinden mit 22525 Haushaltungen, in Sondershausen 93 Gemeinden mit 20 427 Haushaltungen.

Der Sondershäuser Staatshaushaltsetat von 1912 bis 1915, der jetzt während des Krieges verlängert ist, balanziert im ordentlichen Etat mit 3 417 748 Mark in Einnahme und Ausgabe, im außerordentlichen Etat mit 294 800 Mark. Der außerordentliche Etat stellt die Verwaltung der erzielten Verwaltungsüberschüsse dar. Der während des Krieges ebenfalls verlängerte Rudolstädter Staatshaushaltsetat von 1912 bis 1914 balanziert im ordentlichen Etat mit 3 377 718 Mark. Dies wird allerdings nur erreicht durch Einstellung eines Betrages von 12 420 Mark, der den Beständen entnommen werden sollte, was sich indessen bei den günstigen Rechnungsabschlüssen nicht nötig gemacht hat, da die Rechnungsjahre 1912 und 1913 einen erheblichen und das Rechnungsjahr 1914 noch einen geringen Überschuß erbracht haben. Aus der Einkommensteuer sind eingestellt als Einnahme in Sondershausen (11 000 Einwohner weniger) 680 000 Mark, in Rudolstadt 675 000 Mark, Sporteln der Gerichtsbehörden und Notare 234 500 Mark gegen 230 000 Mark (in Rudolstadt gibt es keine Notare), Sporteln der Verwaltungsbehörden und Eichgebühren: 29 000 Mark in Sondershausen (einschließlich der Einnahme aus der Katasterverwaltung) gegen 29 000 + 5000 = 34 000 Mark in Rudolstadt, wo noch besonders in Einnahme gestellt sind: Einkünfte aus der Katasterverwaltung 12 500 Mark und Sporteln der Finanzverwaltung 6000 Mark, Reichserbschaftssteueranteil ($^1/_4$): 11 000 Mark gegen 12 000 Mark, daneben in Sondershausen von der Landes-Erbschafts- und Schenkungssteuer (die in Rudolstadt nicht mehr erhoben wird) 4600 Mark. Es betragen die Einnahmen aus den Bergwerken: in Sondershausen einschließlich der Grubenfeldabgabe und der Rohertragssteuer 290 950 Mark (tatsächlich meist höher), in Rudolstadt nur 112 700 Mark. In Rudolstadt wird eine Gewerbe- und

Betriebssteuer (Einnahme im Etat 100 000 Mark) erhoben, die in Sondershausen nicht besteht. Auch wird noch Chausseegeld erhoben, das in Sondersseit 1. April 1912 aufgehoben ist. Die Einnahme aus dem Chausseegeld einschließlich des für Kraftfahrzeuge erhobenen ist in Rudolstadt mit 42 000 Mark jährlich eingestellt. In Rudolstadt wird endlich eine bedeutende Einnahme aus der Landeskreditkasse gezogen, die

im Jahre	1912	45 000	Mark
„ „	1913	50 000	„
„ „	1914	60 000	„

Reingewinn an die Staatskasse abführen konnte. Diese Einnahme ist in Rudolstadt mit 45 000 Mark etatisiert, während in Sondershausen nur 12 000 Mark hieraus eingestellt sind. Dafür sind im Sondershäuser Etat 1912/15 als Gewinnanteile noch eingestellt: von der Schwarzburgischen Landesbank 25000 Mark und von der Schwarzburgischen Hypothekenbank 13000 Mark. Wenn in Rudolstadt jetzt außer durch Steuerzuschläge durch die neu eingeführte Kapitalrentensteuer der Staatskasse Mehreinnahmen zugeführt werden sollen, so wird man in Sondershausen nur durch Steuerzuschläge zunächst für dieses Jahr den gleichen Zweck zu erreichen suchen. Die Kapitalrentensteuer ist vom Landtage abgelehnt, weil man sich zur Zeit nicht überzeugen konnte, daß dauernde Einnahmeausfälle nach dem Kriege bestehen würden und in welcher Höhe.

In Sondershausen hatten die für 1912 zuletzt fertiggestellten Rechnungsabschlüsse folgendes Ergebnis:

A. Kammergut.

Schuldenbestand Ende 1912 . . . . . 2 140 951,75 M.
Kapitalien und Bestände Ende 1912 . . . . 629 466,07 „

B. Staatsgut.

Schuldenbestand Ende 1912 . . . . . 3 964 511,82 M.,
davon 2 300 000 M. Eisenbahnanleihe vom 1. April 1900.
Kapitalien und Bestände Ende 1912 . . . . 6 634 106,42 „.
davon 709000 M. Ankaufswert von 10 Kuxen der Gewerkschaft Glückauf = 39 000 M., 670 Kuxen der Gewerkschaft Becka und Ost = 670 000 M. und 2 240 000 M. Darlehen zur Eisenbahn Greußen—Reula.

C. Zinsenlast.

Laut Etat 1912/15 betragen die Dotationen für Verzinsung und Tilgung jährlich:
a) der Kammerschuld . . . . . 106 000,— M.
b) der Staatsschuld . . . . . 60 800,— „
zu b) sind infolge Gesetzes vom 27. Dezember 1913 hinzugetreten 30 625 M.

In Rudolstadt betrugen nach der zuletzt fertiggestellten Vermögensübersicht vom 1. April 1915:

I. Staatsgut:

A. Aktiva.

1.	Aktienkapitalien	1 105 995,03 M.
2.	Besitz von Kuxen der Gewerkschaft Schwarzburg	600 000,— „
3.	Reste	582 542,35 „
4.	Barbestand	892 840,58 „
	Sa.	3 181 377,96 M.

B. Passiva.

1.	$3^1/_2$prozentige Rentenbriefe 1873/85 . .	2 288 100,— M.
2.	$3^1/_2$prozentige „ 1887/92 . .	808 500,— „
3.	4prozentige „ 1901 . . .	600 000,— „
4.	Darlehen der Landeskreditkasse	600 000,— „
5.	Seedorfer Anleihe ist zurückgezahlt . . .	—,— „
6.	Stiftungskapitalien	86 500,85 „
7.	Schuld an öffentliche Kassen	332 600,— „
8.	Unverzinsliche Kautionskapitalien	450,— „
9.	Schuld an die Darlehenskasse in Gera (Lieferungsverband für Kriegsfamilienunterstützungen)	180 000,— „
10.	Rückständige Zinsscheine für Rentenbriefe .	3 000,— „
	Sa.	4 899 150,85 M.

Der Überschuß der Passiva über die Aktiva betrug also am 1. April 1915: 1 717 772,89 Mark.

Zum besseren Vergleich mit Sondershausen wird hier noch die Vermögensübersicht vom 1. April 1913 für Rudolstadt angefügt:

Bilanz.

	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
A. Ordentlicher Etat.				
Einnahme	3 558 326	92		
Ausgabe	3 122 903	05		
Mehr-Einnahme			435 423	87
B. Außerordentlicher Etat.				
Einnahme	—	—		
Ausgabe	39 207	27		
Mehr-Ausgabe			39 207	27
Bleibt Mehr-Einnahme			396 216	60
C. Substanz des Grundbesitzes.				
Einnahme	11 109	75		
Ausgabe	115 268	79		
Mehr-Ausgabe			104 159	04
Bleibt Mehr-Einnahme			292 057	56
D. Etatsmäßige Schuldentilgung.				
			38 000	—
			1 848	—
Minderung der Schuld			331 905	56

Vermögens-Übersicht.

Aktiva.

	Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
a. Aktivkapitalien	1 821 623	51	1 821 623	51
b. Rechnungsbestand				
Reste	228 091	97		
Barbestand	623 712	51	851 804	48
Aktiva			2 673 427	99
Passiva.				
1. 3½ % Rentenbriefe von 1873/85 . . .	2 346 500	—		
2. 3½ % Rentenbriefe von 1887/92 . . .	886 800	—		
3. 4% Rentenbriefe von 1901	600 000	—		
4. Anleihe auf Seedorf	367 752	—		
5. Stiftungskapitalien	26 500	85		
6. Schuld an öffentliche Kassen	332 600	—		
7. Unverzinsliche Kautionskapitalien . . .	450	—		
	4 560 602	85		
Rückständige Zinsscheine von Rentenbriefen	3 000	—		
			4 563 602	85
Mehr-Passiva Ende 1912			1 890 174	86
Mehr-Passiva Ende 1911			2 222 080	42
Minderung der Schuld			331 905	56

II. Kammervermögen.

Die Güter Seedorf-Hornstorf in Holstein sind am 1. Oktober 1914 für 4 425 000 Mark verkauft worden. Davon wurde zunächst die Kammerschuld ganz zurückgezahlt, und es verblieb noch ein Kapital von 3 840 170,35 Mark, das als Kammervermögen auf den Gütern stehen blieb und weiter in 4prozentigen Preußischen Konsols und ausgeliehenen Hypothekendarlehen besteht. Über die weitere Verwendung der Kaufgelder und Zinserträge bestimmt die V. O. vom 14. Juli 1914 (Ges.-S. S. 201).

Nicht uninteressant für die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Staaten ist ein Vergleich über das Ergebnis des Wehrbeitrages, der in beiden Staaten auf gleicher Grundlage beruhte und in Sondershausen 132000 Mark mehr erbracht hat als in Rudolstadt.

IV. Was die Kammergutsfrage anlangt, so ist in Sondershausen als Teil des Landesgrundgesetzes ein besonderes Kammergutsgesetz vom 14. Juni 1881 ergangen, das im Anhang zur Gesetzsammlung von 1912 neu verfaßt ist. Das Kammergut ist fideikommissarisches Privateigentum des fürstlichen Hauses und nach den Normen der Regierungsnachfolge vererblich. Es umfaßt außer den Schlössern, sonstigen Gebäuden, Fischereien usw., 23 Domänen mit 7345,5 Hektar und 13 fürstliche Oberförsterreien mit 17235 Hektar. Die Verwaltung und Nutzung kann, wie dies jetzt der Fall ist, mit Ausschluß der dem Fürsten zur Verwaltung und Benutzung vorbehaltenen Bestandteile der Landes-

verwaltung vom Fürsten gegen den Bezug einer Domänenrente überlassen werden. Die Rente beträgt alsdann 500000 Mark jährlich, sobald aber die Linie des jetzt regierenden Fürsten im Mannesstamme ausstirbt, 400000 Mark. Von den Überschüssen des Kammergutes gebühren dem Fürsten drei Fünftel, der Staatskasse zwei Fünftel. Auf der Domänenrente und den Überschüssen ruht die Verpflichtung, sämtliche Bedürfnisse des Fürsten, des Fürstlichen Hauses und Hofes mit Einschluß der Kosten einer Regentschaft zu bestreiten und für die Fürstliche Hofkapelle in Sondershausen jährlich mindestens 36000 Mark aufzuwenden. Der Fürst kann aber das Kammergut jederzeit in eigene Verwaltung zurücknehmen. Bei getrennter Verwaltung ist vom Kammergut zu den Kosten der Karl Güntherstiftung eine Rente von 300000 Mark jährlich, oder sobald die Linie des jetzt regierenden Fürsten aussterben sollte, von 400000 Mark zu leisten. Diese Stiftung bezweckt, durch ihre Einkünfte zur Unterhaltung der höheren Schulen in Sondershausen und Arnstadt, sowie der Volksschulen beizutragen, kirchliche und andere öffentliche Zwecke im Gebiete des jetzigen Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen zu fördern. Durch Ges. vom 15. Juni 1883, geändert durch Ges. vom 15. Juli 1897, ist der Stiftung aus der Kriegskostenentschädigung von 1870/71 ein Kapital von 900000 Mark zugunsten der Gymnasien und Realschulen in Sondershausen und Arnstadt zugewiesen und bestimmt, daß die Jahresrente von 300000 Mark oder 400000 Mark in erster Reihe für den verbleibenden Unterhaltungsaufwand dieser Schulen und für das Landesseminar, in zweiter Reihe mit jährlich 30000 Mark zu Gehältern der Geistlichen und mit 60000 Mark zu Gehältern der Volksschullehrer des jetzigen Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen verwendet werden soll. Durch Höchsten Erlaß vom 23. April 1902 sind der Stiftung aus dem Fürstlichen Privatvermögen 50000 Mark und im Jahre 1909 noch 100000 Mark als Arbeiterwohnungs-Baufond überwiesen. Der Fond soll zur Beschaffung billiger Wohnungen wenig bemittelter Bewohner des Fürstentums, in erster Linie der in den Fürstlichen Forsten oder sonst in Staats- oder Kammergutsbetrieben Beschäftigten dienen. Außer der Karl-Günther-Stiftung ist noch die mit 134944,95 Mark dotierte Karl-Marien-Stiftung (Ges.-Saml. 1894 S. 109) zu nennen, die zur Ausgestaltung des Besserungshauses — Karl-Marien-Hauses — in Ebeleben, für die Kinderbewahranstalt in Arnstadt und für bedürftige Waisen und erziehungsbedürftige Kinder bestimmt ist. Beide Stiftungen werden den Sondershäuser Staatshaushalt erheblich entlasten.

Auch in Rudolstadt ist das Kammergut fideikommissarisches Eigentum des Fürstlichen Hauses und erbt nach den Grundsätzen der Staatserbfolge fort. Im § 11 des Grundgesetzes war vorgesehen, daß nähere Bestimmungen über die Höhe der Kammeralrente (der zur Deckung der Hofhaltung des Fürsten bestimmte Teil der Einkünfte aus dem Domanialvermögen) getroffen werden sollten. Sie sind aber noch nicht ergangen. Ein im Jahre 1914 dem Landtage vorgelegtes Kammergutsgesetz ist noch nicht verabschiedet worden. Seit

1856 ist die Kammeralrente für jede Finanzperiode in den Etat eingestellt. Im Etat 1912 bis 1914 sind eingestellt:

Kammeralrente des Fürsten	300 000 M.
Naturalleistungen aus dem Dominium	2 400 „
Hofbaukosten	30 000 „
Apanagen, Wittums- und Sustentationsgelder . .	33 667 „

Das Kammergut umfaßt in Rudolstadt: 13 Domänen und sonst verpachtete Grundstücke mit 3243 Hektar und 12 Oberförstereien mit 21415 Hektar.

V. Was die Kirchenverfassung betrifft, so ist in beiden Staaten die evangelisch-lutherische Kirche die Landeskirche. Über die Organisation bestimmt das Sondershäuser Gesetz vom 9. Dezember 1865, geändert durch Gesetz vom 3. Dezember 1893 und § 106 Abs. 3 des Volksschul-Ges. vom 31. Mai 1912 als Behörden: Ministerium, Abt. für Kirchen- und Schulsachen mit beigeordnetem Kirchenrat, 3 Kircheninspektionen, 3 Superintendanturen und Kirchenvorstände in den Gemeinden. In Rudolstadt: Ges. vom 17. März 1854, V.-O. vom 8. Juli 1881, Kirchenvisitationsordnung vom 20. April 1880: Ministerium, Abt. für Kirchen- und Schulsachen, Kirchenrat, Generalsuperintendent, 5 Kirchen- und Schulinspektionen, 5 Superintendenten einschließlich des Generalsuperintendenten, Kirchen- und Schulvorstände.

In beiden Fürstentümern wird eine selbständige Kirchenverfassung (Synode, Besteuerungsrecht, Dotationsrente des Staates, der seinerzeit die Kirchengüter eingezogen hat) angestrebt.

VI. Als nach dem Ableben des letzten Sonderhäuser Fürsten Karl Günther, geb. 7. August 1830, gest. 28. März 1909, Fürst Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 21. August 1852, mit Patent vom 29. März 1909 die Regierung auch im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen angetreten hatte, und nachdem seit Juli 1909 auch die Ministerstellen demselben Staatsminister übertragen worden waren, wurde eine allmähliche Verschmelzung der Fürstentümer angestrebt.

Als gemeinsame Behörden sind seitdem eingerichtet: Die Eichämter, die Gewerbeinspektion, das Erbschafts- und Zuwachssteueramt, das Oberversicherungsamt. Die Handwerkskammer umfaßte, wie oben ausgeführt, von Anfang an beide Fürstentümer. Die fürstliche Gendarmerie und die fürstlichen Forstbeamten sind einheitlich uniformiert. Dagegen sind z. B. zwei Gesetze, die für beide Staaten geplant waren, nicht gleichmäßig angenommen; das in Sondershausen angenommene Volksschulgesetz konnte in Rudolstadt dem Landtage noch nicht vorgelegt werden. Die Kapitalrentensteuer, die in Rudolstadt angenommen ist, wurde in Sondershausen abgelehnt.

VII. Der nunmehr zur Vorbereitung eingesetzte Ausschuß dürfte sich zunächst mit der Aufstellung eines neuen Landesgrundgesetzes (der Verfassung) und Landtagswahlgesetzes und Hand in Hand damit mit der Herbeiführung des finanziellen Ausgleichs zu beschäftigen haben. Denn wenn dieser nicht gefunden werden kann, wird zunächst keine Geneigtheit zu einer endgültigen Beschlußfassung über eine völlige Verschmelzung der

beiden Staaten vorhanden sein. Aus dieser Erwägung heraus wird der Ausschuß auch den Weg wählen müssen, daß er den finanziellen Ausgleich alsbald in einem den jetzt bestehenden Landtagen zur Beschlußfassung vorzulegenden Staatsvertrage aufnimmt, in welchem auch das neue Landesgrund- und Wahlgesetz mitangenommen wird. Dieser Weg dürfte sich mehr empfehlen, als die andere Möglichkeit, durch die jetzigen Landtage zunächst das neue Grund- und Wahlgesetz annehmen und einen Termin für die Wahlbeendigung und den Zusammentritt des neuen Landtags gesetzlich festlegen zu lassen und erst später durch den neuen Landtag den Ausgleich herbeizuführen. Im letzteren Falle dürfte der Abschluß eines besonderen Staatsvertrages wohl entbehrlich sein.

Die Kammergutsfrage wird für Rudolstadt vor dem Abschluß des Ausgleichs gesetzlich geregelt werden müssen, damit man in beiden Staaten eine gesetzliche Unterlage besitzt. Man könnte dabei allerdings auch an eine Teilung der Domänen und Forsten zwischen Staat und Kammergut und Einrichtung einer vom Staat unabhängigen fürstlichen Kammerverwaltung denken, nach dem Vorgang in Coburg und Gotha, Altenburg und Reuß.

Um den Ausschuß nicht zu sehr mit Arbeit zu belasten, würde die Neureglung der Beamten- und der Steuergesetzgebung der Gemeinde- und Kreisordnung, der Verwaltungsgerichtsbarkeit, des Volksschulwesens usw. dem neuen gemeinsamen Landtage vorbehalten bleiben müssen.

Was die im Vordergrund stehende Frage des finanziellen Ausgleichs der Staaten untereinander mit Rücksicht auf ihre finanzielle Stärke und eine Entschädigung der durch die Veränderungen geschädigten Städte betrifft, so wird die Lösung dieser Frage nicht nur eine schwierige, sondern auch eine zeitraubende sein, da sie gründliche Vorarbeiten bedingt, die Jahr und Tag dauern können. Denn, wenn zuverlässige Ergebnisse erzielt werden sollen, dann ist mit einer Gegenüberstellung des Etats und der Steuerergebnisse nicht gedient. Vielmehr müssen die Werte des unbeweglichen und beweglichen Kammer- und Staatsgutes durch Sachverständige des Forst-, Bau- und Bergfaches in beiden Staaten genau geschätzt und zusammengestellt werden. Bei einer Entschädigung der Städte wird man voraussichtlich an die Residenzen Sondershausen und Rudolstadt denken müssen, da Arnstadt bei seiner zentralen Lage sich als Sitz gemeinschaftlicher Behörden zunächst von selbst empfehlen dürfte, wie ja auch die bisherigen gemeinsamen Behörden, Gewerbeinspektion, Erbschafts- und Zuwachssteueramt und Oberversicherungsamt hier eingerichtet sind. Arnstadt kann deshalb bei der Neuregelung ohne Zweifel nur gewinnen. Sondershausen liegt fast am nördlichen Endpunkt der, abgesehen von der bedeutenden Kaliindustrie, überwiegend landwirtschaftlichen Unterherrschaft, die mit der Unterherrschaft von Rudolstadt (Landratsbezirk Frankenhausen) zusammen im Jahre 1910, 61324 Einwohner hatte gegen 129295 Einwohner der beiden mehr industriellen Oberherrschaften. Es ist hiernach ohne weiteres einleuchtend, daß Sondershausen nie der Sitz der gemeinsamen Regierung sein kann.

Durch die Verschmelzung würde eine bedeutende Arbeitsersparnis (Wegfall der doppelten Ausführung von Reichsgesetzen und Verordnungen, der doppelten Anweisungen an den Bundesratsbevollmächtigten usw. s. oben) und eine nicht unbedeutende Ersparnis an Verwaltungskosten erzielt werden. Zu sparen, wo es angeht, ist jetzt geradezu die höchste vaterländische Pflicht und wird nach dem Kriege zu einer Notwendigkeit. Und hier kann gespart werden. Allein durch den Wegfall eines Ministeriums kann im Laufe der Zeit — zunächst werden wohl die meisten bisherigen Beamten, um die sehr schwierigen und umfangreichen Arbeiten zur Anbahnung gleicher Gesetzgebung zu erledigen, mit übernommen werden müssen — jährlich gegen 100 000 Mark gespart werden. Man wird aber sicher auch weitergehen und die Landratsämter und Gerichte praktischer einteilen können. Die Verlegung des Sitzes der Regierung untersteht nur der Entschließung des Fürsten, da das Grundgesetz den Regierungssitz nicht festgelegt hat. Bei Beratung des Staatsgrundgesetzes im Ausschusse wird zu berücksichtigen sein, daß der allgemeine Wunsch der Bevölkerung dahin zu gehen scheint, ganze Arbeit zu leisten und nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und außer den beiden Sonderlandtagen einen durch ihre Zusammenlegung gebildeten gemeinschaftlichen Landtag für die alsdann staatsrechtlich selbständig bleibenden zwei Fürstentümer einzusetzen, wie es die Herzogtümer Coburg und Gotha mit dem Staatsgrundgesetz vom 3. Mai 1852 eingerichtet haben. Zu einer völligen Verschmelzung, die doch das allein Erstrebenswerte ist, würde es dann wohl nie kommen, und der Verwaltungs-Apparat von drei Landtagen ist kostspieliger als der jetzige und zudem ein äußerst schwerfälliger. Der Regierungsantrag auf Wahl des Ausschusses geht zwar dahin, daß gegebenenfalls nur eine teilweise Vereinigung der Ministerien vorerst beschlossen werden möchte (s. den Eingang). Die Rede des Staatsministers vom 2. März 1916 führte aber bereits aus, daß das bisherige gemeinsame Ausarbeiten der Gesetzesvorlagen durch die Ministerien einen Erfolg nicht zeitigen könnte, da die Landtage keine gemeinsame Arbeit geleistet haben. So würde es sicher weitergehen und man hätte durch Bildung einer neuen Verwaltungsbehörde nur die Kosten erhöht. Will man nur ein Ministerium und einen Landtag für das vereinigte Fürstentum Schwarzburg bilden, so wird man sich bei der Überlegung, wie der neue Landtag zusammengesetzt werden soll, zunächst entscheiden müssen, ob man lebenslängliche Abgeordnete, die der Fürst ernennt, mit im Landtage haben möchte, wie es in Sondershausen (s. oben) bisher der Fall ist. Da man in den kleinen Thüringischen Staaten ein Zweikammersystem wie in Preußen und den Mittelstaaten schon im Hinblick auf die hohen Kosten nicht gut wird durchführen können, so erschien bisher die Lösung, wie sie in Sondershausen gefunden worden war, als eine ideale, die sich auch unbestrittenermaßen über ein halbes Jahrhundert hindurch gut bewährt hat. Diese Einrichtung aufzugeben, liegt deshalb kein Grund vor, wenn nicht in der Notwendigkeit des gegenseitigen Nachgebens, durch welches die Mit-

glieder der bisherigen Landtage allein ein für alle Verhältnisse und Teile brauchbares Wahlgesetz werden zustande bringen können, etwa eine zwingende Veranlassung gefunden werden müßte. Im Wege des Kompromisses würde man in Sondershausen vielleicht die Wahlmännerwahlen aufgeben und eine größere Anzahl von Abgeordneten aus allgemeinen Wahlen zugestehen können, damit auch in Rudolstadt (bisher zwölf Abgeordnete aus allgemeinen Wahlen) der Besitzstand dieser Abgeordneten nicht wesentlich vermindert wird. Für die Frage nach der nun zu bestimmenden Anzahl der Abgeordneten wird ein Vergleich mit Meiningen und Altenburg interessieren, da das vereinigte Schwarzburg nur wenig hinter diesen Staaten an Größe zurückstehen würde (s. oben). Der Haushaltsvoranschlag in Meiningen für 1916 hat folgende Abschlußzahlen:

A) Domänenkasse:

Einnahme . . 3 797 200 Mark
Ausgabe . . . 2 521 200 „

B) Landeskasse:

Einnahme . . 6 798 247,50 Mark
Ausgabe . . . 6 798 247,50 „

Im Landtage sitzen 24 Abgeordnete, 16 aus allgemeinen Wahlen, 4 von den höchstbesteuerten Grundbesitzern, 4 von den höchstveranlagten Einkommensteuerpflichtigen.

In Altenburg ergibt der Etat für 1914 bis 1916 folgendes Bild:

Ordentlicher Etat:

5 587 648 Mark in Einnahme und Ausgabe.

Außerordentlicher Etat:

3 923 797,43 Mark in Einnahme und 2 396 585,88 Mark in Ausgabe.

Der Landtag besteht in Altenburg aus 32 Mitgliedern, 11 von den Städten, 9 von den höchstbesteuerten und 12 vom platten Lande. (Ges. vom 31. Mai 1870 und vom 29. März 1909.) Wenn man hier mit 24 Abgeordneten (4 etwa lebenslänglichen, 8 von den Höchstbesteuerten und 12 aus allgemeinen Wahlen, davon je die Hälfte aus dem jetzigen Fürstentum Sondershausen und aus dem jetzigen Fürstentum Rudolstadt) nicht auskommen könnte — im Interesse der Kostenersparnis würde die niedrige Zahl den Vorzug verdienen —, so sollte man jedenfalls nicht über 32 hinausgehen (etwa 4 lebenslängliche, 8 von den Höchstbesteuerten, 4 Kammervertreter — je 1 von der Landwirtschafts-, Handels-, Handwerks- und Arbeiterkammer, oder so lange die letztere noch nicht besteht, von den Krankenkassen — und 16 aus allgemeinen Wahlen, je die Hälfte aus dem jetzigen Fürstentum Sondershausen und dem Fürstentum Rudolstadt). Könnte man sich dabei entschließen, ein modernes, wenn auch nicht einfach zu handhabendes Mehrstimmrecht in fünf Klassen, abgestuft nach Bildung, Vermögen und Vertrauensstellung, einzuführen, so dürfte dies zu begrüßen sein.

Die Tragödie Georgiens

Ein Kapitel aus der Geschichte des russischen Imperialismus

Von C. Z. Klötzel

Die Geschichte des russischen Imperialismus zählt viele Kapitel; inhaltlich gleichen sie sich fast alle. Zu den wenigen Ausnahmen von dieser Regel gehört das finnländische und das georgische Kapitel. Während aber das Schicksal Finnlands weltbekannt ist, vollzog und vollzieht sich die georgische Tragödie bisher sozusagen unter Ausschluß der europäischen Öffentlichkeit. Es dürfte nicht wenig gebildete Mitteleuropäer geben, die im Zweifel darüber sind, wo auf der Landkarte der so fremd anmutende Name Georgien zu suchen sei.

Man kommt ihnen zu Hilfe, indem man Tiflis nennt. Im Kaukasusgebiet, um den tiefen Ostwinkel des Schwarzen Meeres herum breitete sich im Altertum und während langer Jahrhunderte im Mittelalter ein selbständiges politisches und kulturelles Gebilde unter eigenen Fürsten, später unter einem Gesamtherrscher. Zur Zeit seiner größten Ausdehnung — im sechsten vorchristlichen Jahrhundert — umfaßte dieses Georgien die ganze südliche Landenge zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, dazu den nordöstlichen Teil des heutigen Armeniens und kleinere Teile von Persien. Es ist auch heute noch kaukasisches und zum Teil armenisches Gebiet, auf dem die georgische Rasse wohnt und ihre eigene Kultur gegen den Zarismus auf der einen Seite, gegen das Armeniertum auf der anderen verteidigt. Die heutige russisch-türkische Grenze durchschneidet das georgische Sprach- und Kulturbereich. Auf russischer Seite sind die Gouvernements Tiflis, Kutais, Suchum, Batum, die Hälfte des Gouvernements Kars und Sakatala georgisch. Das sind etwa zwei Drittel des heute von den Georgiern bevölkerten Gebietes; das restliche Drittel gehört zu den armenisch-türkischen Wilajets.

Der Unterschied zwischen dem Schicksal der Georgier und dem der andern muß-russischen Völker besteht darin, daß sich die Georgier gleichsam selbst an Rußland ausgeliefert haben. Allerdings geschah das in der Erwartung, von zwei Übeln das kleinere gewählt zu haben, unter Formen, die geeignet erschienen, den Georgiern ihre nationale Selbständigkeit zu sichern und zu einer Zeit, in der das wahre Wesen des russischen Imperialismus noch nicht zu erkennen war.

Die Geschichte Georgiens ist uralt. Mögen auch die bis heute in allen Schulen gelehrten Weisheiten vom kaukasischen Ursprung der europäischen Rasse vor der neueren Wissenschaft nicht standhalten, so gibt es doch geschichtliche Belege dafür, daß in Georgien schon eine eigene Kultur vorhanden war zu Zeiten, in denen der größte Teil Europas noch unerforscht blieb. Seine Geschichte ist der Bericht eines ewigen Kampfes, und wenn wir daran erinnern, daß schon die Legionen des Pompejus gegen georgische Heere kämpfen mußten, so ist damit keineswegs das früheste Datum aus der Geschichte Georgiens genannt. Verhältnismäßig früh trat das georgische Volk zum Christentum über und vollzog dadurch gleichsam den geistigen Anschluß an Europa, dem es auch biologisch und ethnographisch eher zuzuzählen ist, als dem Orient.

Die mannigfachsten Kämpfe gegen Perser, Armenier und die wilden Bergvölker des Kaukasus führten schließlich zur völligen Unabhängigkeit Georgiens, das sich den Kaukasus und weite Teile Armeniens unterwarf. Diese äußere Macht wurde gestützt durch eine überragende kulturelle Überlegenheit, die ihre stärkste Stütze in der georgischen Kirche fand, die sich zu einem der prägnantesten Beispiele einer Nationalkirche entwickelte und die nach dem kanonischen Recht als „autokephal", d. h. gleichberechtigt im Rahmen des orthodoxen Kirchentums, anerkannt ist.

Eine Zusammenfassung aller georgischen Stämme zu einem geographischen und politischen Ganzen erfolgte im 11. Jahrhundert, nachdem es gelungen war, die Araber aus den Kaukasusländern zu vertreiben. Sie mußten 1122 Tiflis aufgeben. Von diesem Zeitpunkt an datiert der gewaltige Aufschwung, der Georgien im 12. Jahrhundert auf den Gipfel seiner Entwicklung führte. Es ist dieses Jahrhundert das „glückselige Zeitalter Georgiens", und der Name seiner Königin Thamar, in deren Regierungszeit diese Epoche in der Hauptsache fiel, ist ebenso unvergessen wie die Dichtung Rusthawelis, des georgischen Nationaldichters, der um jene Zeit lebte.

Im 13. Jahrhundert wendete sich das Schicksal Georgiens jäh. Der Mongolensturm brauste über es hinweg und nahm ihm die Kraft, später den Türken Widerstand zu leisten. Seine Unabhängigkeit wurde fast völlig vernichtet. Es kommt zur Teilung der georgischen Gebiete zwischen Türken und Persern. Hand in Hand mit der politischen Bedrückung ging eine gewaltsame Islamisierung des georgischen Volkes. In Persien steigerte sich die Bedrängung bis zum Ausrottungskampf gegen die georgische Kultur. Ein Rückfall in die Barbarei, wie ihn vielleicht kein anderes Volk erleben mußte, war die Folge. Zu den beiden Hauptfeinden kamen die vielen kleinen, die kaukasischen Bergvölker, die nicht reif waren für den Gedanken der Solidarität mit denjenigen, die unter den gleichen Bedrängern zu leiden hatten. Gegen die geistige Verwüstung hat sich Georgien mit einer Zähigkeit gewehrt, die vielleicht nur in der unverwüstlichen Lebenskraft des jüdischen Volkes ein Seitenstück findet. In der Tat gelangte es noch einmal für wenige Jahrzehnte zur Blüte, als

König Irakli der Zweite (1760/98), der als Soldat und Staatsmann gleich genial gewesen sein muß, noch einmal die Perser besiegte. Eine kurze Zeit äußerer Ruhe genügte, um die georgische Kultur wieder zum Leben zu bringen. Sein Name wurde in Europa genannt; in den Werken Friedrichs des Großen und Voltaires ist er zu finden. Fast gleichzeitig mit Irakli in Ostgeorgien hatte der Fürst Salomon der Große (1752/82) Westgeorgien vom türkischen Joch befreit. Für Georgien schien eine neue Blüte heranzunahen.

Mit dem Tode der beiden Fürsten schwand diese Hoffnung. Wieder wurden Türken und Perser wenn nicht Herren im Lande, so doch ständig drohende Feinde, deren Vorhandensein einen neuen Aufschwung Georgiens unmöglich machte. In dieser Zwangslage tat Georgien den verhängnisvollen Schritt, mit dem es sich selbst das Schicksal schuf, unter dem es noch heute blutet: es bewarb sich um die Schutzherrschaft Rußlands.

Schon im Jahre 1783 schloß Irakli mit der Kaiserin Katharina der Zweiten einen Vertrag, der sechs Monate später ratifiziert wurde. Dieser Vertrag enthält im Wesentlichen die folgenden Bestimmungen:

„Titel und Machtbefugnisse des Zaren von Georgien werden diesem und seinen Nachkommen bis an das Ende aller Zeiten von Rußland bestätigt. — Alle Länder, die früher einmal zu Georgien gehörten, sollen für den Fall ihrer Wiedereinnahme, als integrierende Teile Georgiens betrachtet werden. — Die Investitur steht Rußland zu, es darf sie jedoch dem ältesten Sohne des Zaren nicht verweigern. — Die Verfügung über sämtliche Steuern und Einkünfte des Landes steht beim Zaren, ohne das Rußland sich irgendwie in ihre Verwendung zu mischen hätte. Die Ernennung zu den hohen Staatsämtern geschieht durch den Zaren, Rußland hat von den Ernennungen ohne Einspruchsrecht Notiz zu nehmen. — Der Heilige Synod Rußlands soll sich niemals, unter welchem Vorwand auch immer, in die Angelegenheiten der autokephalen georgischen Kirche mischen."

Dieser Vertrag, der für die Kaiserin Katharina von Potemkin unterzeichnet wurde, wahrte den Georgiern eine sehr weitgehende politische und völlige kulturelle Freiheit. Vor allem ist der Paragraph wichtig, der ihnen die Unantastbarkeit ihrer Kirchenverfassung zusicherte, denn er allein schon garantierte ihnen den Fortbestand ihrer nationalen Kultur, — wenn er gehalten wurde.

Wenige Jahre später, 1799, schloß Georg der Zwölfte von Georgien einen Schutzvertrag mit Kaiser Paul dem Ersten. Dieser Vertrag ging mit seinen Folgen wesentlich weiter, als der zwischen Irakli und Katharina abgeschlossene. Durch ihn wäre Georgien zu einem direkten Vasallenstaat Rußlands geworden. Die entscheidendenden Bestimmungen dieses Vertrages lauteten:

„Der Kaiser aller Reußen nimmt für sich und seine Nachkommen den Titel des ‚Zaren von Georgien' an. — Die Regentenwürde verbleibt dem Sohne des letzten Königs von Georgien und seinen Nachkommen. — Georgien bleibt zwölf Jahre steuerfrei. — Die Gold-, Silber- und Kupferbergwerke sollen von den Russen ausgebeutet werden. — 6000 Mann russischer Infanterie werden in Georgien stationiert, Festungsanlagen werden nach Bedarf errichtet. — Die Münzen tragen auf der einen Seite das russische Wappen."

Dieser Vertrag, der die Bestimmungen der ursprünglichen Vereinbarung so sehr zu Ungunsten Georgiens änderte, wurde tatsächlich 1799 in Tiflis geschlossen. Da jedoch in den nächsten Monaten sowohl Georg der Zwölfte wie Paul starben, ist er niemals ratifiziert worden, daher rechtlich ungültig.

Trotzdem erklärte Alexander der Erste am 12. September 1801: „Bei unserer Thronbesteigung fanden wir das Königreich Georgien dem russischen Reiche einverleibt, gemäß der feierlichen Erklärung des Manifestes vom 18. Januar 1801." In diesem Manifest hatte Kaiser Paul die Annektierung Georgiens für vollzogen erklärt, unter der Zusicherung, daß „alle seine Rechte und Privilegien unangetastet bleiben würden." Dieser Zusicherung entsprach auch das Statut der georgischen Regierung, das am selben Tage unterzeichnet wurde, und das bestimmte: „Die Generalversammlung aller vier Abteilungen (Georgiens) bildet die höchste Regierung und entscheidet durch Stimmenmehrheit definitiv alle Angelegenheiten des Landes." Selbst wenn also dieser Vertrag zwischen Paul dem Ersten und Georg dem Zwölften rechtsgültig geworden wäre, wozu es erst der nie erfolgten Ratifizierung bedurft hätte, so wäre die nationale Selbständigkeit Georgiens, soweit es sich dabei um kulturelle und religiöse Dinge handelt, garantiert gewesen.

Die Georgier selbst haben freilich diesen nicht ratifizierten Vertrag niemals als rechtsverbindlich anerkannt. Von ihrem Standpunkt besteht lediglich die Abmachung zwischen Irakli und Katharina zu Recht. Sie erklären alle Maßnahmen, die Rußland in Georgien getroffen hat, als nicht gesetzmäßig und betrachten sich selbst als im politischen Aufstand gegen Rußland befindlich. Diese Auffassung ist ihnen als richtig im Jahre 1906 von dem bekannten Staatsrechtslehrer Professor Ernest Nys (Brüssel) bestätigt worden, der in seinem Gutachten folgendes sagte:

„Die Georgier befinden sich in einem Zustand der gesetzmäßigen Auflehnung; die gegenwärtige Lage ihres Landes ist revolutionär, die Gewaltsakte, die dort geübt werden, um der georgischen Sache zum Siege zu verhelfen, sind politische Akte, die, wenn sie das Strafgesetz berühren, politische Delikte und Vergehen darstellen.

Die Herrschaft der russischen Regierung in Georgien ist unberechtigt, sowohl in ihrem Prinzip wie nach ihrer geschichtlichen Entstehung. Sie gründet sich auf Täuschung, und während eines ganzen Jahrhunderts wird sie in grausamer und tyrannischer Weise ausgeübt."

Was die Georgier an substantiellen Klagen gegen das russische Regime vorzubringen haben, vereinigten sie 1907 in einer „Petition des georgischen Volkes an die bei der Friedenskonferenz im Haag vertretenen Staaten der zivilisierten Welt." In dieser Petition heißt es:

„Die auf Wahl beruhende oberste Regierung wurde allmählich abgeschafft und durch eine burokratische und russisch-militärische Verwaltung ersetzt. Während der letzten fünfzig Jahre wurde die georgische Sprache an den Gerichtshöfen unterdrückt, und die Rechtsprechung vollzieht sich heute in russischer Sprache, die weder von den Bauern noch von den Arbeitern gesprochen wird, sodaß diese des heiligsten Bürgerrechtes beraubt sind. — Die georgische Sprache ist aus allen Regierungsinstituten und aus der Justizverwaltung

verbannt und ebenso aus den Schulen und zum Teil auch aus der Kirche. — Unsere durch den Vertrag garantierte nationale Wehrpflicht wurde durch den obligatorischen russischen Heeresdienst ersetzt und unsere Jugend wird zum größten Teil nach dem Norden Rußlands und nach Sibirien verschickt. — Die Politik der zwangsweisen Russifizierung hat auch den wirtschaftlichen Niedergang unserer Nation zur Folge gehabt. — Unsere autokephale Kirche, eine der ältesten in der zivilisierten Welt, wurde ihrer Unabhängigkeit und ihrer Güter durch eine einfache Regierungsverfügung beraubt. Die Einkünfte unserer Kirchengüter sind von der Kaiserlich Russischen Regierung beschlagnahmt worden. — Alle georgischen Staatsländereien sind als russisches Staatseigentum erklärt worden. Aus diesen Ländereien wurden auf Anordnung der russischen Regierung zahlreiche Dörfer für die Kolonisten russischer Staatsangehörigkeit oder sonstiger Nationalitäten geschaffen. — Die Reformen, die im russischen Reiche während des neunzehnten Jahrhunderts eingeführt wurden, haben mit Ausnahme der Aufhebung der Leibeigenschaft in Georgien keine Anwendung gefunden. Bis zum heutigen Tage haben wir keine Geschworenen in der Kriminalgerichtsbarkeit, keine gewählten Friedensrichter, keine Semstwos, keine höheren Schulen und Universitäten .... Sogar die neuerdings eingeführte konstitutionelle Regierungsform ist eine traurige Ironie, denn die ganze georgische Nation, die zwei und eine halbe Million Seelen zählt, hat nur sieben (heute nur vier) Vertreter in der Duma. — Seit zwei Jahren ist über das Land der Belagerungszustand verhängt, der Georgien der Willkür der Soldaten und Kosaken ausliefert. — Selbst in Tiflis haben unter den Augen des Vizekönigs und der obersten Behörden und sogar mit ihrer Einwilligung organisierte Pogrome stattgefunden. — Hunderte, wenn nicht Tausende Georgier werden ohne Prozeß im Gefängnis gehalten, von wo aus sie die Verschickung nach Sibirien oder Nordrußland zu erwarten haben. —"

Man sieht, die barbarische „Einstampfmethode" des russischen Imperialismus ist in Georgien genau so angewendet worden wie in Polen und Finnland. Kein Wunder, daß die Unruhen im Kaukasus nicht aufhören. Georgien selbst betrachtet sich als im Aufstand befindlich, und durch einen Präzedenzfall ist die Anerkennung dieser völkerrechtlichen Stellung bestätigt worden. Als die russische Regierung einmal die Auslieferung dreier Georgier aus der Schweiz verlangte, wurden diese vom Tribunal fédéral in Lausanne freigesprochen und ihre Auslieferung verweigert. Es geschah dies hauptsächlich auf Grund des Gutachtens des Professors Nys, das wir oben zitierten.

* * *

Es braucht nach dem eben Gesagten nicht erst betont zu werden, welch große Hoffnungen Georgien auf den Ausgang dieses Krieges setzt. Nicht nur die Georgier, auch die übrigen Völker des Kaukasus würden mit den Türken und ihren Verbündeten marschieren, wenn ihnen der Verlauf des Krieges die Möglichkeit gibt, zu den Waffen zu greifen und das russische Joch abzuschütteln. Die Sehnsucht nach der früheren Selbständigkeit und Kulturhöhe, die trotz aller Leiden unvergessen blieb, bildet einen mächtigen Impuls, dem der Kaukasus folgen wird, sobald die äußere Möglichkeit dazu vorhanden ist. Die Tatsache, daß die militärische Lage in Kleinasien diese Gelegenheit vorläufig nicht erwarten läßt, braucht nicht zu entmutigen. Wir stehen an diesem Punkte erst im Beginn der Entwicklung, und die Möglichkeit für Deutschland und seine

Verbündeten, jederzeit auf dem kleinasiatischen Kriegsschauplatz zu erscheinen, bietet Gewähr genug dafür, daß der russische Vormarsch über eine gewisse Grenze hinaus nicht gedeihen wird. Im übrigen gilt auch für Georgien, was für all die kleinen Staaten und Völkerschaften gilt, die ihre Sache auf den Sieg der Zentralmächte gestellt haben: daß die Entscheidung in Europa fallen wird und daß diese Entscheidung unwiderruflich sein wird. Von dieser Entscheidung hängt es auch ab, ob das traurige Kapitel vom russischen Imperialismus in Georgien mit diesem Kriege abgeschlossen werden wird oder nicht.

Es sei hingewiesen auf die neugegründete Deutsch-georgische Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe macht, engere kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Georgien, sowie den Kaukasusgebieten herzustellen. (Berlin NW., Unter den Linden 56). Als erste der von ihr geplanten Veröffentlichungen erschien: „Rassen und Kulturprobleme des Kaukasus" von M. Tseretheli.

Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen

Von Marie von Bunsen

> Wir sind immer darin beide einander sehr ähnlich gewesen, daß wir uns nur ans Einfachste und Höchste im Leben gewandt haben, daß uns das rein Menschliche über alles gegangen ist, und daß uns davon nichts abgewandt hat... Mir ist es ein fester, unumstößlicher Satz: Nichts was ein Mensch Gutes und Großes wirklich war, geht jemals unter.
>
> W. von Humboldt

Ließe man weiter nichts von diesen beiden begnadeten Menschen, in ihren Briefen lernen wir sie kennen.*) In ihnen geben sie sich uns, wie sie sich keinem Zeitgenossen gaben, wir teilen ihre unerreicht innige Seelengemeinschaft, ihr fesselndes Leben und wir sehen zu ihrer errungenen und behaupteten Stufe empor.

Viel wurde ihnen mitgegeben, und doch haben sie sich das Wichtigste selber erzwungen. Beide hatten eine schwierige Jugend, beide haben sich innerlich befreit, frugen wenig nach dem Urteil der Menge, haben jedoch mit sicherem Takt den ererbten Lebensrahmen innegehalten. Beide waren hochbegabt, beide haben aber auch rastlos an sich weitergearbeitet, lebten, wie Wilhelm aussagt, „in Wissen und Forschen und Lernen". Nicht gleich hatten sie sich gefunden, Karoline liebte Carl von Laroche und glaubte Wilhelm in den Banden der

*) Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. VII Bände. Berlin 1907—1916. E. S. Mittler u. S.

hochbedeutenden Thereſe Förſter zu wiſſen; dann aber ſtellte nie getrübte, tiefe Neigung ſich ein. Wie manche glückliche Ehe es wohl gegeben hat, dieſen vollen Zuſammenklang hat keine übertroffen. „Ich glaube nicht," ſchreibt Humboldt, „daß je zwei Menſchen inniger untereinander vertraut, in immer ſteigender, gleich harmoniſcher, mit wachſender Innigkeit umgeſtalteter Liebe gelebt haben, als wir beide." Und wiederum: „daß jeder dem anderen ſich hingab, das machte erſt, was jedem eigen in ſich war vom Schattenbild zur Wahrheit. . . ." „Ich habe oft Deine Freiheit der Anſicht, Deine Schonung fremder Individualität, Deine unendliche Güte bewundert, daß Du mich immer verſtanden haſt, bewundert. . . . Ich habe nicht die Selbſtändigkeit wie Du, von Dir empfange ich mehr innere Haltung. . . . Wie unglaublich Vieles in Gefühl, in Kunſt und Wiſſenſchaft hat ſich mir erſt durch Dich erſchloſſen. Darum habe ich eine Art Widerwillen gegen Heiraten, wo die Frau jünger und unerfahrener iſt. . . . So weiß ich, wie das Beſte in mir untergegangen wäre, hätteſt Du es nicht auf ſo mannigfache Weiſe gehoben und genährt. . . . Du denkſt richtig und groß, und ich berate mich mit niemand auf Erden ſo gern als mit Dir." Nach zwanzigjähriger Ehe ſchreibt er der Mutter von acht Kindern noch mit gleicher Zärtlichkeit. Ihr Geburtstag und der Hochzeitstag ſind die eigentlich feſtlichen und andächtigen ſeines Lebens. Während des Wiener Kongreſſes ſchildert einer ſeiner Briefe ſeine alte Gewohnheit, täglich bei Tiſch ihre Geſundheit zu trinken. „Ich habe dazu eine Formel aus den Alten, wo man wünſcht, daß es dem anderen wohlergehen möge, und wenn ihm etwa Böſes zuſtoßen ſollte, das Schickſal es lieber auf einen ſelbſt wenden möchte." Er erwähnt ſeine ſtehende Gewohnheit, beim Verlaſſen ihres Zimmers ſie vorher zu küſſen und an der Tür ſich tief vor ihr zu verneigen.

So er, und ihrerſeits findet Karoline immer neue, ſchlichtſchöne Wendungen, um liebende, dankbare Verehrung auszudrücken. Er iſt ihr alles; „Deinem ſtillen, klaren, feſten, männlichen Entſchluß hat die Natur weibliche Milde und Zartheit beigemiſcht".

Doch wurde gerade dieſe Ehe überaus häufig verkannt!

Jeder, der, die Vergangenheit liebend, mündlichen Überlieferungen nachgeht, hat ſcharf abſprechende Urteile über dieſes eheliche Verhältnis hören können. Wer jedoch achtſam die jetzt vorliegenden Bände durchlieſt, wird dieſen unbeabſichtigten Zeugniſſen trauen, wird wenig auf unbewieſenes, innerlich unwahrſcheinliches Gerede geben. Die vorliegenden Briefe erklären auch, daß manches ſehr leicht mißverſtanden werden konnte. Bei ihrem beiderſeitigen Gefühl für die Perſönlichkeitswerte des anderen gewährte jeder dem anderen bereitwillig, ſelbſtverſtändlich vollkommene Freiheit, eine Freiheit, die nicht durch den leiſeſten Zweifel, durch den Schatten einer Eiferſucht getrübt werden konnte. Er nennt ſie „das Reine des Reinen"; während er in Rom und ſie in Deutſchland iſt, begünſtigt er in jeder Weiſe ihre Reiſe nach Paris. „Das Allerbeſte, was Du für mich und die Kinder, die jetzt groß genug werden, Dich zu ahnden, tun kannſt, iſt recht frei und recht fruchtbar in Ideen und Gefühlen in Dir zu

leben ... der Umgang mit Schlabrendorff und die ganze mannigfache Welt um Dich werden Dich aufs neue beleben ... und ich beschwöre Dich, genieße so recht nach Lust und ohne Dich einzuschränken." Karoline war damals eine noch junge Frau, Graf Schlabrendorff war ein Vierundfünfziger, war ihr naher Freund; aus ihrem Brief an den Gatten geht hervor, daß Schlabrendorff sie umarmte und duzte. Er war keineswegs ihr einziger Freund, und auch Humboldt schätzte sentimentalen Umgang mit Frauen. Kann man sich über das Urteil der Menge wundern?

Wahrscheinlich wußten sie, was man sagte, warum jedoch sollte jedermann ihr Innerstes begreifen? „Ein inneres, unerkanntes Leben," schreibt Wilhelm, „ist unendlich verführerisch ... in vielen Dingen bin ich durchaus anders als ich erscheine. Je unumschränkter diese Gefühle die Seele beherrschen, desto mehr scheuen sie sich zu zeigen ... sie sind mächtiger und zarter, wenn sie einsam sind. Ich habe mich nie darum bekümmert, selbst die falschesten Urteile über mich zu widerlegen." Er ging aber noch weiter; er ließ sich durch die nicht nur Alexander nachgesagte, sarkastische „Humboldtsche Ader" verleiten, Zynisches leicht hinzureden. Aus seinen berühmten Briefen an eine Freundin geht die Güte, die Treue seiner Teilnahme am Schicksal der Charlotte Diede doch gewiß klar hervor, dabei ließ er es nicht an Worten bewenden, gewährte ihr in der zartfühlendsten Form bis an sein Lebensende eine verhältnismäßig hohe Rente. Und doch hat er spöttelnd sich über ihre „ihn langweilenden" Briefe beschwert! Auf solche abwehrende, sein inneres Leben verhüllende, vermutlich von ihm überaus belanglos erachtete Äußerungen scheinen die noch heute umlaufenden Gerüchte zurückzugehen.

Die besondere Zartheit und Tiefe seiner Frauenwürdigung beruhte auf innerster Überzeugung: „Seit ich denken kann, hat mich dies gegenseitige Walten und Einwirken des Mannes und der Frau beschäftigt." Die Frau vermöge den Streit der Empfindungen und der Wirklichkeit nicht aufzuheben, aber doch mehr zu edeln, „die Frauen vertiefen sich viel schöner im einsamen Sein.... Ich bin überzeugt, daß die Macht, die Frauen ausüben, unendlich größer ist, als die, welche von Männern ausgeht. Ohne zu wollen, prägen Frauen in allen Verhältnissen die Gemüter nach sich um.... Das stille Dasein der Frauen webt Glück und Unglück um die Männer und Kinder.... Nur dem weiblichen Gemüt wurde der Genuß, sich als Teil der schaffenden, lebendig wirkenden Natur zu fühlen, auf eine dunkle, aber mächtig empfundene Weise zusammenzuschmelzen."

War Humboldt in ungewöhnlichem Maß befähigt, den Feinheiten der weiblichen Seele nachzugehen, wurde ihm auch eine einzigartige Frau zuteil. Nie vorher, nie nachher hat es in Deutschland einen ähnlichen Reichtum an bedeutenden Frauen gegeben, und in dieser Reihe wird von vielen Karoline von Humboldt die erste Stelle angewiesen. Da stört kein unruhiges, selbstbewußtes Geistesspielen, keine Mißachtung geschmackvoller Formen, kein Verzicht auf tief innerlich berechtigte Alltagspflichten. Karoline treibt Griechisch, sie hat eine

leidenschaftliche Liebe zur Kunst, ihre politische Einsicht ist überraschend: so weist sie zur Zeit des Wiener Kongresses auf die Notwendigkeit hin, Elsaß zurückzufordern, sagt damals, 1813, die unvermeidliche, einstmals kommende Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich voraus. Sie hat eine großzügige Verachtung des äußeren Glanzes. Diamanten soll der Gatte auch in der Gesandtenzeit ihr nicht anschaffen, aber in Rom kauft sie wertvolle antike Statuen, gibt Aufträge an Thorwaldsen und Schadow. Auf Reisen begeistert sie sich an neuem Weltenreiz, frägt nicht nach Behaglichkeit und fürchtet keine Übermüdung. Wie ihr Mann von ihr aussagt, war nie jemand menschlicher ohne irdisch zu sein, aber es ist auch keine Frau weiblicher gewesen. „Es gibt doch nichts Schöneres als Kinder, und nichts Süßeres als sie zu bekommen." Es kostet ihr bittere Tränen „da die schöne Zeit so mächtig zu Ende geht" ihr Knabe entwöhnt wurde, der Mutterbrust entwuchs — „er wird nicht mehr so mein sein". War sie den Kleinkindern die zärtlichste Mutter, so wurde sie den Erwachsenen die verständnisvollste Freundin. Der Gatte nennt sie die ordentlichste Frau der Welt, lobt ihren klaren Sinn für Geschäfte. Mit den anfangs kleinen Einkünften richtete sie sich so behaglich ein, wie später mit reichlichen Mitteln, sie wußte genau, daß nur vernünftiges Haushalten eine innere Freiheit und Seelenruhe gewährt. Gewiß war sie im seltenen Grade genial, aber immer blieb sie eine geschmackvolle Dame und immer blieb sie eine vernünftige Frau. Sie wurde oft verkannt, aber noch öfter bewundert. Goethe war „die Sicherheit und Feinheit ihres Taktes, und der reine und echte Sinn fürs Altertum aufgefallen", Schiller nannte sie „ein unvergleichliches Geschöpf". Ihre instinktmäßige Witterung erkannte Persönlichkeitswerte, mit bedeutenden Männern und Frauen pflegte sie dauernde Freundschaft, konnte diese als kostbares Erbteil ihren Kindern hinterlassen. „Das einzig Tiefbewegende im Herzen", schreibt sie, „sind doch Menschen, und es ist recht unmenschlich, wenn man sie nicht zu brauchen meint". Sie hatte eine zarte Gesundheit, hat viel gelitten, aber „ihre Heiterkeit sei in dem Maße gewachsen, wie ihre Gesundheit abgenommen".

Natürlich erklingen nicht nur Gefühlsregungen, sondern auf jeder Seite auch bewegte Lebensfluten aus den Briefen. Humboldt beschreibt Volkseindrücke im entlegensten Spanien oder Ministerkrisen in Berlin, den Tod des Louis Ferdinand bei Saalfeld und das Begräbnis der Königin Luise. Er schildert Karoline das Paris von 1814, den Wiener Kongreß, seine Wohnbesuche bei Goethe auf dem Frauenplan, bei dem Prinzregenten in dem Brightonschen Pavillon, beim Freiherrn von Stein auf Schloß Nassau an der Ems. Gewissenhaft glaubt er seine Pflicht als hoher Staatsbeamter zu erfüllen, wenn auch die feierliche Wichtigtuerei einiger Kollegen ihn komisch berührt. Trotz seines weltgewandten Idealismus scheint ihm als reifer Mann die Hingabe an die politischen Tagesfragen naturgemäß. Im Jahre 1818 blickt er überrascht auf die ehemalige unpolitische Zeit zurück, in älteren Briefen, die er eben durchgelesen hat, ist auch nicht ein Wort über öffentliche Begeben-

heiten. „Schreibt man jetzt einen einzigen Brief ohne dies? Ich will nicht behaupten, ob es besser ist, jetzt oder damals. Damals sah man alles, was daheim einschlug, als Geschäfte an, die vom wissenschaftlichen Leben getrennt waren und es nur gestört haben würden. Jetzt glaubt man, daß der Mensch nicht seine wahre Vollendung, seinen eigentlichen Wert haben kann, wenn er nicht, in welcher Lage er sei, lebhaften Anteil an allem nimmt, was im Staate vorgeht. Wissenschaft und Literatur, auch der denkende Geist in der Nation gewannen bei jenem ... Allerdings mag die Zeit etwas anderes fordern, und der Charakter der Nation jetzt gewonnen haben und für die Wissenschaft die Frucht nachkommen. Wenigstens kann man den Strom jetzt nicht aufhalten und man muß nur die gehörigen Mittel finden, ihn würdig zu leiten." Will man politische Betätigung „eine bloße Eitelkeit nennen, was es doch nicht einmal ganz ist, so ist es immer eine der edelsten, Einfluß auf den Nationalanteil an der Regierung zu haben." Aus England schreibt er anerkennend über die „zu einem Naturwerk gewordenen" Einrichtungen, glaubt daher, daß in Deutschland nur Bodenständiges sich halten würde. Seine politischen Grundsätze sprechen sich wohl in folgenden Worten aus: „Wenn man nur überhaupt recht festhält — das Gute, was noch vorhanden ist und was auch neu auftaucht, zu hegen, zu beschützen, nicht gleich die Dinge zu verachten und zu schelten, weil sie auch etwas Lächerliches, Schiefes, selbst ganz und gar Tadelnswürdiges an sich tragen, sondern sich zu bemühen, dies zu vertilgen, ohne sich darum des Mitverbundenen, Guten zu berauben — so muß es gehen." Und wiederum — „Glaube mir, teure Li, es gibt nur zwei gute und wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte ist, taugt reinweg nichts, und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volke nahestellen."

Zweifellos lagen ihm abgeklärte Höhen der Gedanken- und Schönheitswelt immerhin näher, als die Kampfebenen der Politik. „Man ist ein anderer Mensch, wenn man aus der Tragödie kommt ... geht doch das Große so lebendig an einem vorüber. Das Schauspiel, würdig und ruhig genossen, bleibt doch das edelste aller Vergnügen." Von einer der Elgin-Statuen ausgehend, entwickelt er, teilweise im Gegensatz zu Winckelmann, sehr fein die Idealität des strengen Stils. Selbst bei anscheinend „steifer, eckiger Zeichnung" wird das Höchste erreicht durch die „Eurythmen der Umrisse" in einer „ganz individuellen Figur." Am wohlsten hat er in der klassischen Vergangenheit geatmet. Im Wirrwarr des Pariser Lebens, von Königen und Kanzlern umgeben, bewahrt er sich alle Morgen eine halbe Stunde für seine Griechen, „habe ich für nichts Zeit, so sage ich mir einige Verse aus dem Homer". Von dem Grauen der Leipziger Schlacht erholt er sich an seiner Übersetzung des Agamemmnon. „Waren es auch nur ein paar Verse, es macht den Geist frei ... Es haben gewiß viele Menschen Freude am Altertum, und selbst leidenschaftlichste Neigung dazu. Aber mit allem Verlangen, Gedanken und Gesinnungen darin leben wie ich, tut schwerlich sonst jemand auf Erden ... Es

ist der Geist im ganzen, im allgemeinen, seine Einfachheit und seine Fülle, seine Stärke und seine Zartheit, seine Natürlichkeit und seine Größe ... Es ist unglaublich, was dem Menschen entgeht, wenn ihm die Alten nicht nahe und immer zugänglich sind ... Man hat eine ganz andere Kraft, dem Schicksal zu begegnen, und eine ganz andere Lust, ihm durch seine Höhen und Tiefen zu folgen. Wem es fehlt, dem mangelt bald Zartheit, bald Freiheit." Vielen sind diese Worte aus dem Herzen gesprochen, vielen aber auch der verständnisvoll großzügige Schluß dieses Briefes, in welchem er die Ausbildung seines jüngsten Sohnes mit der Gattin durchgesprochen hatte. „Man muß indes sehen. Der Geist im Menschen kommt doch eigentlich immer zum gleichen Ziel, und ist ein Weg versperrt, bildet er sich einen neuen."

Beide brauchten sich vor keiner öden Gegenwart in den Griechenhain zu flüchten, ungewöhnlich abwechselungsreich war ihr Leben, mit den interessantesten Menschen Europas haben sie verkehrt. Merkwürdig ist ihr Verhältnis zu Schiller und Goethe; fast will es scheinen, als hätte damals bei vielen die heiße Liebe zu Schiller, der Würdigung Goethes im Wege gestanden. Schiller stand ihnen näher, über einige harte Beurteilungen Goethes muß man hinweglesen, ehe in den letzten Bänden die endgültige Eroberung stattfindet, die wahre Bewunderung sich zeigt.

Die Eheleute erzählen sich von ihren Besuchen und Begegnungen, von den mannigfachen Vorkommnissen des Tages. Er, der Philologe und Politiker und Gesandte beschreibt mit leichter Grazie seine Haushaltsführung. Daß er in den Teuerungszeiten von 1809 sich nicht täglich den von ihm besonders geschätzten aber zu kostspieligen Kaffeegenuß erlaubt, berührt heute eigen, auch wenn er 1826 erwähnt, daß das Pfund Kalbfleisch einen Silbergroschen kostet. Stolz berichtet er, daß durch seine geschickte Anordnung der Musselin zu neuen Vorhängen fast garnicht verschnitten wurde. Langeweile kennt er nicht, diese ist ihm „im Grunde die einzige Empfindung, wofür ich keine Sympathie habe." „Es geht mir mit den Lagen des Lebens, wie mit den Städten, ich liebe immer die, in der ich bin." Gar manches mißfiel ihm am Hauptquartierleben, aber „es ist mir unmöglich länger als eine halbe Stunde in einem Gefühl der Unzufriedenheit mit einer äußeren Lage zu bleiben. Ich gewinne gleich mein Gleichgewicht wieder, siedle mich an und bin wie immer." Nach einer Reihenfolge ärgerlicher Zufälligkeiten setzt er sich müde und hungrig „hin zu arbeiten, und war nach einer Stunde Beschäftigung so heiter geworden, daß ich über alle meine Unglücksfälle für mich lachte.... Glück ist mit Freude und Genuß so wenig gleichbedeutend, daß es ja oft in Schmerz und Entbehrung gesucht und empfunden wird, es hängt lange nicht so von den Dingen ab, denen man es zuschreibt, als von der Kraft und der Neigung der Seele, sich aus seiner äußeren Lage seine innere Bestimmung zu machen."

Am allerwenigsten war, seiner Überzeugung nach, Glück mit der Jugend verknüpft. Erst in späteren Jahren lerne man im „höheren Grade menschlich

zu werden. . . . Je älter ich werde, desto mehr eigentliche Freiheit gewinne ich in meinem Denken und Empfinden, lasse der Phantasie viel mehr Rechte. . . . Das Leben ist doch immer ein Fortschreiten. . . . Duldsamkeit und Arbeitsamkeit wachsen mit zunehmender Reife. . . . Man kann nur gewinnen durch das Leben, und es ist eine falsche Ansicht, das Alter als ein Vergehen, ein Abnehmen zu betrachten, es ist nur eine andere Art zu sein."

Gewiß haben selten zwei Menschen mit so hochgesteigerter Verehrung sich an fremder Kultur, an fremder Schönheit erfreut als diese Beiden; aber sie sind aus Überzeugung deutsch, empfinden bewußt und liebend seinen Wert. Frau von Staël, welche von Wilhelm von Humboldt meinte, er sei, „la plus grande capacité de l'Europe", entbehrte, seiner Ansicht nach, das Verständnis für das „eigentlich Deutsche". Denn, „sie ist nicht innerlich, nicht natürlich, nicht idealisch genug dazu," den rechten Punkt erreiche sie nicht, der sei, „die Liebe an dem Gedanken und dem Gefühl um seiner selbst willen. . . . Wirklich edle Charaktere berühren sich im Deutschen." Er ist im weiten Sinne Deutscher; weshalb solle der König von Bayern nicht alle Talente nach München ziehen, „man muß auch mit der Kunst so ausschließend nicht sein, und es gehört immer Deutschland an." Die Liebe für Deutschland erscheint ihm höher und freier von Bedürfnis und Gewohnheit als die Vaterlandsliebe der anderen Völker. „Sie ist nicht sowohl Anhänglichkeit an die Erdscholle, sie ist mehr Sehnsucht nach deutschem Geist und Gefühl." Obwohl er mit den Körners befreundet war, empörte ihn das Gerede: Talente dürfen sich der Kriegsgefahr nicht aussetzen. „Man kann auf keine unwürdigere Art vom Talent, vorzüglich von einem Dichter reden. Das wahre Talent, der wahre Geist, den der Dichter und jeder wahre, große Schriftsteller braucht, stammen aus dem Charakter und werden durch ihn genährt." Er verweist auf Äschylus, dem niemand zumutete, Trimeter zu machen, statt bei Marathon zu kämpfen. Die stille Anerkennung des vollendeten und schönen Lebens des Sohnes genüge den Körnerschen Eltern. „Die besten und edelsten in unseren Truppen kämpfen auch nur um jene stille Anerkennung. Sie bilden eine Schar und Brüderschaft in sich, die sich durch gegenseitiges Bewußtsein billigt und belohnt, tröstet und stärkt." Er bedauert, selber nicht mehr mit hinausziehen zu können.

* * *

Es handelt sich in diesen Bänden nicht nur um den Briefwechsel zweier fesselnder Menschen, um den Vorzug, ihnen nahe zu treten, ja, mit ihnen zu leben, es handelt sich um ein Denkmal deutscher Kultur. In nur wenigen Büchern wird unsere höchstentwickelte Wesensart so rein und so edel wiedergegeben.

Eigentlich wäre dieses Werk ein ungewöhnlich passendes Hochzeitsgeschenk für feinfühlende junge Menschen. Oder vielleicht wäre es gerade das Richtige für die Alternden, für die, welche neuen Lebensmut schöpfen möchten? Nur der erste Band, jener der Brautzeitbriefe, hat es bisher zu einem buch-

händlerischen Erfolg gebracht, und gerade dieser erscheint vielen der weitaus schwächste. Es ist nicht jedermanns Sache, den veralteten Rousseauschen Empfindungsschwall über sich ergehen zu lassen. Stellen, wie „wenn Deines Wesens heilige Schönheit mich umwallt", schrecken nicht die schlechtesten Leser ab. Bereits im folgenden Band ist diese Modeansteckung überwunden, mit diesem zweiten Band ist es ratsam, anzufangen. Nur in den Brautzeitbriefen hat auch einmal die sonst so bewährte Herausgeberin versagt; an Karolinens „Weiblichkeit" anknüpfend, bedauert sie die „Frauen-Emanzipation, die Knechtschaft des öffentlichen Berufes". Einem Wilhelm von Humboldt würde die berufstätige Frau auch heute gern die Hand reichen — Karoline von Dachröden zog in der Lebenslotterie das große Los. Nie hat sich eine solche kleine Oberflächlichkeit wiederholt, auf das Gewissenhafteste und Taktvollste hat die Urenkelin diese wertvolle Liebesarbeit vollführt. Man kann ihr Glück dazu wünschen.

Zur Reichsbuchwoche 1916

(28. Mai bis 3. Juni)

Von Dr. Hans Friedrich

Es gab bereits im verflossenen Jahre eine Reichsbuchwoche. Aber die Erinnerung an sie ist fast ausgelöscht. Und das ist in gewissem Sinne kein Schade. Denn sie war ein betrübender Mißerfolg.

Einmal in quantitativer Hinsicht.

Man hatte eine viel größere Anzahl von gestifteten Werken erwartet und man war mit Recht enttäuscht. Die Organisation erwies sich als zu schwach. Die Schulen als alleinige ausführende Werkzeuge genügten nicht. Und das Publikum war durch die Presse nicht hinreichend vorbereitet. Man nahm die Reichsbuchwoche 1915 als eine wohltätige Veranstaltung unter vielen. Sie lief mit. Aber über ihre Bedeutung war man sich keineswegs klar.

So auch nur läßt sich das Versagen dieser Veranstaltung in qualitativer Hinsicht erklären. Dieses Versagen berührt jedoch schmerzlich. Es war wie ein Menetekel, war ein jeden geistig Bewegten erschreckendes Symptom.

Leute, die mit der Ordnung der Einläufe betraut waren, haben festgestellt, daß ungefähr 70 Prozent entweder vollkommen untauglich oder doch so waren, daß sie ihren Zweck mäßig erfüllten und leicht durch Besseres hätten ersetzt werden können. Die Bücherschrankhüter spielten eine Hauptrolle. Was für den Hausgebrauch veraltet oder uninteressant erschien, wurde hervorgeholt. Vergilbte Schwarten tauchten auf, verschiedentlich aus mangelnder Sachkenntnis sogar solche von Liebhaberwert. Jahrgänge von Familienblättern und sogar Fachzeitschriften aus den siebziger und achtziger Jahren waren keine Seltenheit. Schulbücher hielt man für sehr geeignet, ferner Kursbücher und Broschüren über Handelskorrespondenz und weibliche Schönheitspflege.

Die Folge dieser zweifelhaften Freigebigkeit war, daß derartige Stiftungen in den Bibliotheken oder auch Kellern der Soldatenheime ein ebenso geruhiges und unberührtes Dasein weiterführen wie in den Bücherschränken ihrer einstigen Besitzer. Aber einen Zweck haben sie nicht erfüllt und Liebe haben sie nicht geerntet, da sie trotz der schönen Bezeichnung „Liebesgabe“ keine Liebe gesät haben.

Es wäre Zeitverschwendung, uns diese beiden Seiten des Mißerfolges der vorjährigen Reichsbuchwoche so ausführlich ins Gedächtnis zurückzurufen, wenn wir nicht für dieses Jahr daraus lernen wollten, was und wieviel wir anders machen müssen.

Diese Reichsbuchwoche wird und soll eine Kraftprobe werden zwischen Materialismus und Idealismus. Darin liegt ihre schwerwiegende und weit über Tag und Monat hinausweisende Bedeutung.

Vor dem Kriege war unser Volk nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich stark in die Abhängigkeit einer materialistischen Lebensanschauung geraten. Und die Daheimgebliebenen, das muß leider festgestellt werden, verharren trotz eines nun bald zweijährigen Krieges teilweise noch heute darin. Wir sehen das an dem Klage- und Wehegeschrei über zu geringe Butter- und Fleischmengen und in unliebsamster und schärfster Ausprägung an der verderblichen Energie der Nahrungsmittelhamster.

Die Schwierigkeiten, die vielen eine Vereinfachung der Lebenshaltung verursacht, sind ein charakteristisches Zeichen. Wessen Gott der Bauch solange gewesen ist, dem wird es schwer, ihm nur noch soviel zu gewähren, wie ihm für seine Tätigkeit als Organ von rechtswegen gebührt.

Diese Überschätzung des Materiellen ist auch in dem Inhalt der Liebesgabenpakete scharf zutage getreten. Man hat unseren Feldgrauen reichlich Nahrungsmittel gesandt, die gewiß nicht unterschätzt werden sollen, jetzt aber teilweise infolge Verbots der Fleischausfuhr nicht mehr in Betracht kommen. Man hat ihnen Pulswärmer, Handschuhe und andere Wollsachen geschickt. Die haben uns den Sieg über das nebelfeuchte flandrische Seeklima, den Gebirgsschnee der Vogesen und den russischen Frost mit gewinnen helfen. Man hat aber mehr geschickt als nötig war und dadurch anderen Zwecken Mittel entzogen.

Viele meinten und meinen heute noch: Wurst, Schokolade, Zigarren, Limonadenpulver, Seifen, Wollsachen — dann wären unsere Soldaten mit allem versehen, was sie brauchen. Und sie würden mit dieser Ansicht auch recht haben, wenn unsere Feldgrauen nur Maschinen, nur Körper wären.

Aber Körper gewinnen keine Schlachten. Das haben wir an den russischen Massenheeren gesehen. Der Geist muß in ihnen sein. Was aber hat man in den Liebesgabensendungen bisher für ihn getan? Für ihn, der doch erst das Durchhalten ermöglicht, der Initiative, Mut, schnelle Entschlußfähigkeit in verzweifelten Momenten schafft, Eigenschaften, die der einfache Mann ebenso gut wie der Führer haben muß, wenn ein Erfolg errungen werden soll!

Erschreckend wenig, so muß die Antwort auf diese Frage lauten, ist bisher dafür getan worden. Und warum? Weil die Daheimgebliebenen noch allzu tief im Materialismus steckten. Weil sie kein Verständnis dafür hatten, daß in vielen ihrer Volksgenossen draußen im Felde eine Umwandlung erfolgt ist.

Vor dem Feinde ist nicht der Ort, seinen lieben Leib zu pflegen. Er muß sich unterordnen unter höhere Ziele. Die Idee gewann Macht über die grobe Materie. Sie nahm seit dem 1. August 1914 wieder Besitz von ihrem Führerplatz in der Weltgeschichte.

Unter dieser Erkenntnis muß die Reichsbuchwoche 1916 stehen, wenn wir Daheimgebliebenen uns nicht als rückständig erweisen wollen. Es ist erstaun-

lich, wie lange es überhaupt gedauert hat, bis eine solche Erkenntnis hinter der Front Wurzel schlagen konnte. Die in ihrem Sinne sprachen, wurden lange als halbe Narren schroff abgewiesen. Noch etliche Monate vor Weihnachten 1915 war es nötig, daß der Börsenverein der Deutschen Buchhändler in Leipzig an seine im Felde stehenden Mitglieder, sowohl Verleger wie Sortimenter, ein Rundschreiben erließ, um Material zu sammeln und einwandfrei auf diese Weise zu erfahren, ob draußen überhaupt Bücher erwünscht seien und wie die Versorgung sich bisher gestellt habe.

Die erste Frage wurde durchweg bejaht. Was aber auf die zweite an negativen Antworten zu Tage kam, ist im höchsten Grade betrübend.

Seitdem ist vieles auf dem Wege der Besserung. Feldbuchhandlungen, Bataillonsbibliotheken, fahrbare Feldbüchereien sind errichtet worden. Aber gerade die Feldbuchhandlungen, deren Aufgabe eine so außerordentlich bedeutsame ist, sind zum Teil in die Hände etlicher großer Verleger geraten, die nun durch sie allzu einseitig ihre Kollektionen vertreiben.

Auf diese Weise wird das Lesebedürfnis im Felde zu einem Unterhaltungsbedürfnis degradiert. Und nichts ist falscher. Niemals noch ist der dem Deutschen innewohnende Drang nach Belehrung, nach Aufklärung so stark zu Tage getreten wie jetzt. Und gerade die innerlichsten Momente haben Geltung bekommen. So nur war es möglich, daß so stille Dichter wie Raabe, Storm und Keller wahre Triumphe feierten. So nur konnte, was uns mit tiefster Freude erfüllen sollte, Goethes „Faust" das meist gelesene Buch in unserer Feldarmee werden.

Den Vertrieb der nur auf gangbarste Absatzartikel eingerichteten Feldbuchhandlungen mit zu korrigieren, ist auch eine der Aufgaben der Reichsbuchwoche 1916.

Was unsere Soldaten brauchen, ist nach der Art und Weise verschieden, wie sie dem Vaterlande gerade dienen. Der Schützengraben stellt auch in Hinsicht der Versorgung mit Lektüre andere Anforderungen als die Etappe und das Lazarett.

Wer Verwandte oder Bekannte in vorderster Linie hat, der schicke ihnen Bücher kleineren Umfangs, aber gute Bücher, wenn auch Schriften mit sehr vielen Betrachtungen nicht willkommen sind. Besonders der einfache Mann braucht dort etwas, das stark und farbig das Leben wiederspiegelt. Keinesfalls aber schicke man Kriegsliteratur! Die will an der Front niemand haben. Man kennt dort den Kampf aus eigener Anschauung und sucht in der Lektüre Ausspannung, Rückkehr in das frühere Leben, da man noch Zivilist war, eine Brücke zwischen der Vergangenheit über diese blutige Gegenwart hinaus in eine ruhigere Zukunft.

In den Etappen und Lazaretten zieht man dickere Bände meist den dünneren vor. Man darf ja nicht vergessen, wie eintönig dort die Langeweile ist, wie langsam oft die dienstfreien Stunden vergehen. Sie werden aus-

gefüllt mit Spiel und Trinken. Aber viele würden ihre paar Mark gern sparen, wenn sie sonst eine Anregung hätten. Und mancher, der im Frieden nie ein Buch anrührte, könnte jetzt dauernd als Leser gewonnen werden. Denn stärker als sonst prägen sich auch die innerlichen Erlebnisse dieser Kriegsmonate ein.

Es hätte schon so viel getan werden können und es ist im Grunde so wenig getan worden. Zwei Kriegswinter sind vorbei, die vielen wie ein schwerer Traum verstrichen sind, weil die Heimat, das müssen wir ohne Beschönigung eingestehen, ihre Pflicht ihren Verteidigern gegenüber nicht in jeder Hinsicht erfüllt hat.

Diese Reichsbuchwoche bietet Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. Sie soll zeigen, ob wir aus der großen Zeit gelernt haben, ebenfalls etwas Großes, weil Innerliches zu machen.

Wie in politischer, so wird auch jetzt in geistiger Beziehung über die Zukunft der Völker Europas entschieden. Noch heute hört man oft genug die Befürchtung aussprechen, eine der Folgen des Weltkrieges werde eine wachsende Verrohung sein. Diese wird nicht eintreten, wenn wir die innerlichen Möglichkeiten ausnutzen, die sich jetzt bemerkbar machen. Dann wird er uns im Gegenteil aus dem äußeren Firlefanz, der sich bei uns immer noch breit macht, über unsere bisherige Zivilisation hinüber zu einer wirklichen, innerlichen Kultur führen.

Die Reichsbuchwoche ist keine wohltätige Veranstaltung wie irgendeine andere. Sie ist die Willensäußerung unseres Volkes zum Emporsteigen oder Stehenbleiben.

Unsere Männer im Felde haben dieses Emporsteigen bejaht. Die Zurückgebliebenen haben bisher zum großen Teil in Gleichgültigkeit verharrt. Auch für sie ist die Stunde, sich aufzuraffen, jetzt da.

Und das wollen wir uns als Ausblick vergegenwärtigen, nicht nur für eine kurze Woche dieses Jahres kommen diese Erwägungen in Betracht. Die Bücher draußen nutzen sich weit schneller ab als daheim. Sie gehen durch zu viele ungewandte, oft schmutzige Hände und sie sind allerlei Zufällen ausgesetzt. Darum müssen sie häufiger ersetzt und ergänzt werden als in unseren Bibliotheken.

Die Angehörigen der im Felde stehenden Offiziere und Mannschaften müssen auch in Zukunft handeln. Sie sollten kein Paket ins Feld schicken, ohne ein Buch beizufügen. Und sie sollten keine Gelegenheit vorübergehen lassen, in Bekanntenkreisen für die Notwendigkeit der Büchergaben Propaganda zu machen.

Doch das ist nur ein Ausblick. Die nächste Aufgabe gilt es in der Reichsbuchwoche zu lösen. Und es muß erwartet werden, daß diesmal jeder seine Pflicht tut. Eine Pflicht, die nicht nur die erfolgreiche Durchführung des Krieges, sondern das sieghafte, innerliche Aufsteigen unseres Volkes im späteren Frieden von uns verlangt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erziehungsfragen

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Der Streit um die höhere Schule, der vor kurzer Zeit wie ein helles, durch Gaszufuhr aus dem Schützengraben genährtes Feuer emporgelodert war, hat sich einstweilen wieder etwas beruhigt. Einstweilen —, denn einmal, vor oder nach dem Frieden, wird es gewiß noch zu einem scharfen Gefechte kommen. Ob das dann schon die für die Zukunft unseres höheren Schulwesens maßgebende Entscheidungsschlacht sein kann, muß man leider bezweifeln. Dazu ist die Lage doch noch lange nicht genug geklärt, trotz des redlichen Willens, der immer wieder von oben und unten, von rechts und links daran gesetzt wird.

Es wäre zu wünschen, daß die Aufklärungsarbeit öfter und auch weiterhin in so einsichtiger, ebenso für Laien wie für Fachmänner nützlicher Weise geschähe wie in dem Buche, das uns zur Besprechung vorliegt: Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens, gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat, Leipzig und Berlin, Teubner 1916. In 27 umfänglichen Aufsätzen nehmen hier 24 Gelehrte, Theoretiker und Praktiker, zu den Fragen Stellung, die gegenwärtig in allen so oder so am höheren Schulwesen beteiligten Kreisen verhandelt werden.

Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes macht es leider unmöglich, auf jede Abhandlung besonders einzugehen. Wird doch in manchen Aufsätzen der Stoff so gründlich und mit solcher Gelehrsamkeit behandelt, daß man, um sich mit dem Verfasser auseinanderzusetzen, schon selbst wieder eine Abhandlung schreiben müßte. Darum begnügen wir uns damit, auf das wertvolle Werk zu verweisen und einige Hauptergebnisse zusammenzustellen, aus denen zugleich wieder auf den reichen Inhalt des Buches geschlossen werden mag.

Nicht um einen Neubau kann es sich bei der künftigen Gestaltung unseres höheren Schulwesens handeln, sondern höchstens um einen Ausbau. Was zu bessern ist, liegt in der Veredlung und Vertiefung des eigenen Wesens unserer höheren Schule, nicht in einer Umkehr oder in der Aufpfropfung einer ihr fremden Art.

Daher muß die Verbindung mit der Welt des Altertums ebenso aufrecht erhalten werden wie die Beziehung zu den Sprachen und der Kultur der modernen Völker. Es könnte für die deutsche Bildung kein größerer Fehler gemacht werden, als wenn man versuchen wollte, sie, um sie auf sich selbst zu stellen, nach rückwärts oder nach außen abzuschließen.

Für den Ausbau ist ferner von der größten Bedeutung das Verhältnis der höheren Schule zur Universität und die Ausbildung ihrer Lehrer. Die höhere Schule darf nicht, wie es bisher vielfach geschehen zu sein scheint, der Hochschule mit wissenschaftlichem Fachbetriebe vorgreifen wollen; die Hochschule dagegen muß bei der Ausbildung der künftigen Oberlehrer darauf bedacht sein, nicht Fachlehrer, sondern nationale Erzieher heranzubilden. Diese Erzieher sollen nicht Theoretiker sein, wohl aber wirklich praktische Führer, Männer mit weitem Blick, die sich an mehreren Hochschulen umgesehen und sich durch psychologische, pädagogische und hygienische Studien hinlänglich vertieft haben, um Persönlichkeiten, durch Erfahrung und Wissen gefestigte Berater und Freunde der Jugend sein zu können. Solche Lehrer werden dann jede Arbeit, die sie mit ihren Schülern treiben,

für diese zu einem inneren Erlebnis machen, und die Schüler werden fühlen, daß sie wachsen an ihrem inneren Menschen unter den treibenden Strahlen der Wärme, die von ihren Lehrern ausgehen.

Zu warnen ist vor dem bisher hochgehaltenen „Trugbild der Allgemeinbildung". Den „allgemeinen Menschen" hat es nie gegeben und wird es nie geben. Zur wahren Größe gehört eine gewisse Einseitigkeit. Darum: Einschränkung hinsichtlich des Stoffes, Vertiefung hinsichtlich des Gehaltes; Heranbildung zu wissenschaftlichem Verständnis der Lebensaufgaben eines deutschen Mannes; weniger künstliches Mosaik, mehr lebendigen Organismus!

Mit allen Mitteln muß versucht werden, das Mißtrauen der Eltern gegen die höheren Schulen, das weder der Volksschule noch der Hochschule in gleichem Maße entgegengebracht wird, wieder zu beseitigen. Dazu könnte vielleicht auch durch weiteren Ausbau der Alumnatserziehung, Abschaffung einiger Prüfungen und Loslösung des Berechtigungswesens etwas beigetragen werden.

Im einzelnen sind für den Ausbau der höheren Schule stärker als bisher zu betonen deutsches Schrifttum und deutsche Kultur im weitesten Sinne, aber ohne nationale Beschränktheit. Ebenso möchte der Unterricht in Geschichte und Erdkunde erweitert, die Fähigkeit im Zeichnen zum gemeinsamen Besitz aller Schüler gemacht werden. Mathematik und Naturwissenschaften könnten durch weise Beschränkung für die Meisterschaft im Denken, durch tägliches praktisches Handeln für die Bildung von Charakteren in ganz anderer Weise als bisher nutzbar gemacht werden. Aber auch für Philosophie, Biologie und Hygiene, wenn möglich auch für Handfertigkeitsübungen möchte der neue Lehrplan an allen höheren Schulen den nötigen Raum schaffen! Hier will einem das alte „Leicht beieinander wohnen die Gedanken" doch manchmal einige Beklemmung verursachen.

Mit dem Ausbau der wissenschaftlichen Aufgaben muß natürlich eine Vervollkommnung der körperlichen Ausbildung Hand in Hand gehen. Drei wöchentliche Turnstunden, ein regelmäßiger Spiel- oder Wandernachmittag ist das Mindeste, was verlangt werden muß, dazu turnerische und Spielwettkämpfe, womöglich auch für jede Schule ein Landheim. Militärische Fachvorbildung ist nicht zu erstreben, wohl aber ein Zustand, wo jeder Oberlehrer ein Turner, jeder Turnlehrer ein akademisch gebildeter wissenschaftlicher Lehrer wäre.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch den höheren Mädchenschulen mit einigen kräftigen Strichen neue Wege und Ziele vorgezeichnet werden. Sie müssen sich darauf einrichten, daß unsere weibliche Jugend sich für jede künftige Lage des deutschen Volkes ihrer Pflichten und Aufgaben gegen das Vaterland bewußt ist. Deshalb ist in allen Fächern auf Deutschgesinnung hinzuarbeiten, Unterweisung in haus- und volkswirtschaftlichen, sozialen und beruflichen Fragen planmäßig zu bieten und in den Studienanstalten zur Erhaltung des in den Knabenschulen vielleicht gefährdeten Erbes der Vergangenheit anstelle der Oberrealschulbildung lieber die der humanistischen Gymnasien zu pflegen.

So ist das ganze Buch überreich an wertvollen Anregungen, und wenn auch für manches von dem, was darin empfohlen wird, zuguterletzt weder die genügende Zeit noch die ausreichenden Kräfte und Mittel vorhanden sein werden, so kann man doch dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern nicht dankbar genug sein, daß sie für die eingehende Erörterung unserer wichtigsten Erziehungs- und Unterrichtsfragen durch ihre Beiträge eine so wertvolle Grundlage geschaffen haben. O. St.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Kempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Ein Sonderausſchuß für die Finanzreform

Von Juſtizrat Bamberger

Es iſt eine bekannte, aber wohl kaum genügend gewürdigte Tatſache, daß die Reichsämter einen guten Teil geſetzgeberiſcher Tätigkeit nutzlos aufwenden. Wieviel Geſetzentwürfe mit Begründungen, zahlenmäßigen Nachweiſungen, Ausführungsbeſtimmungen werden ausgearbeitet, um nach kürzerer oder längerer Zeit, nach vielfachen Erörterungen im Reichstage, in den Ausſchüſſen und in der Preſſe ſchließlich im Papierkorb zu verſchwinden. Eine ſtatiſtiſche Erhebung über den Umfang dieſer vergeblichen Arbeit, über ſo viel verlorene Zeit und Koſten, wäre recht lehrreich. So findet jahraus, jahrein ein nutzloſer Aufwand an Kraft und Geld ſtatt, der zu Laſten der Geſamtheit, d. h. der Steuerzahler, geht. Darin ſoll kein Vorwurf liegen. Der Übelſtand iſt die natürliche Folge des Umſtandes, daß zur Beſchlußfaſſung über Reichsgeſetze verfaſſungsmäßig zwei Faktoren, Bundesrat und Reichstag, berufen ſind. Der eine Faktor kann nicht mit Beſtimmtheit vorausſehen, wie ſich der andere zu ſeinen Vorſchlägen ſtellen wird. Gelangt ein Geſetzesvorſchlag nicht zur Annahme, ſo iſt die ganze Vorarbeit zurzeit oder endgültig nutzlos. Es iſt ſehr begreiflich, wenn dieſer Stand der Dinge zu Klagen Anlaß gibt, wenn die Arbeitsluſt und die Arbeitsfähigkeit der Beamten, aber auch der Leiter der Ämter ſelbſt dadurch beeinträchtigt wird. Nicht ſelten wirken dieſe Unzuträglichkeiten ſo ſtark ein, daß ſie Perſonalveränderungen, den Verluſt von bewährten Beamten und damit eine weitere Belaſtung der Reichskaſſe zur Folge haben. Es liegt nahe, nach einem Mittel der Abhilfe zu ſuchen. Die Frage tritt jetzt beſonders in den Vordergrund, wenn man das gewaltige Geſetzgebungswerk ins Auge faßt, das der Wiederaufbau der erſchütterten Reichsfinanzen in Kürze notwendig macht. Zwar läßt ſich noch nicht ermeſſen, wie hoch ſich der Betrag der Reichsſchuld bei Beendigung des Krieges belaufen und inwieweit er ſich durch die Folgen des Krieges erhöhen wird. Da indeſſen

40 Milliarden Kriegskosten bereits bewilligt sind, und nach amtlicher Mitteilung jeder Monat 2 Milliarden Kosten verursacht, da die zur Versorgung der Invaliden, der Witwen und Waisen erforderliche Summe auf annähernd 30 Milliarden zu veranschlagen ist, so wird man bei Berücksichtigung der weiteren Ausgaben für die Marine, für Ostpreußen und das Elsaß mit einem Gesamtbetrage von 80 Milliarden rechnen müssen. Diese Schuld erfordert, wenn man von ihrer Tilgung vorläufig absieht, ungefähr 4 Milliarden jährlich an Zinsen. Die Deckung der Zinsen ist die Aufgabe, die vor uns liegt, vor deren Notwendigkeit und Dringlichkeit man die Augen nicht verschließen darf. Angesichts der Schwierigkeit der Aufgabe, ein Gesetzgebungswerk von so unerhörtem Umfange ohne Verzug auszuführen, erscheint es doppelt wünschenswert, die Arbeit nach Möglichkeit zu vereinfachen und jede Verschwendung von Kraft und Zeit zu vermeiden. Vielleicht empfiehlt es sich, wenn zu dem Zweck Regierung und Reichstag nicht erst dann miteinander in Verbindung treten, nachdem ein ganzes Bündel Gesetzentwürfe fertiggestellt sind, sondern bevor sie fertiggestellt werden. Die Verbindung ließe sich durch die Einsetzung eines ständigen Ausschusses bewerkstelligen, wie er gegenwärtig für Finanzfragen besteht, sei es in der bisherigen oder in einer erhöhten Zahl von Mitgliedern. Die Vorberatungen in dem Ausschuß würden Gelegenheit geben, mit der Finanzverwaltung des Reiches im voraus eine Verständigung über eine Anzahl grundsätzlicher Fragen anzubahnen, so daß die nachfolgende Ausarbeitung im einzelnen von vornherein gegründete Aussicht auf Annahme hätte. Pläne andererseits, über die durchaus keine Einigung zu erzielen ist, könnten vorläufig auf sich beruhen. Der so in die Wege geleitete Gedankenaustausch über alle in Betracht kommenden Fragen würde voraussichtlich auch nach der Richtung fruchtbar werden, daß die Notwendigkeit der Geldbeschaffung neue Vorschläge auch von seiten des Ausschusses hervorrufen würde. Nach den Erfahrungen des Lebens läßt sich von gemeinsamer Arbeit für gemeinsame Zwecke in engerem Kreise ein Ausgleich der Ansichten und eine Annäherung zwischen Regierung und Volksvertretung erwarten, die den vaterländischen Zwecken nur förderlich sein kann. Mißtrauen und Feindseligkeit pflegt am ehesten bei gemeinsamer Arbeit zu schwinden und der Achtung gegnerischer Ansichten Platz zu machen, wie auch Parteigegensätze zurücktreten, wenn die Notwendigkeit vorliegt, praktische Arbeit zu leisten. Man sollte meinen, die zu bewältigende gesetzgeberische Arbeit müsse abgekürzt, vereinfacht und gefördert werden, wenn auf diese oder ähnliche Weise die beiden Mächte in beständiger Fühlung miteinander bleiben, denen es obliegt, gemeinschaftlich ein so großes Werk von so einschneidenden Folgen zustande zu bringen.

Der englische Handelskrieg

Von Dr. Kurt Peschke

Einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges wird einst die englische Kriegsgesetzgebung bilden. In ihr spiegelt sich die Absicht der englischen Regierung, vor allem den Handel Deutschlands vernichtend zu treffen, am klarsten wieder. Bereits am 5. August 1914 erfolgte das erste Handelsverbot, Trading with the enemy act, das bisher durch eine ganze Reihe von abändernden und ergänzenden Gesetzen immer mehr erweitert worden ist. Bei dem ersten Gesetz konnten die englischen Staatsmänner sich noch darauf berufen, daß von je nach der Auffassung ihres Rechtes der geschäftliche Verkehr mit dem Feinde verboten sei. Freilich mußten sie sich dabei über die Bestimmungen der Haager Konvention von 1907 hinwegsetzen, die den Vertragsmächten im Kriegsfalle ausdrücklich zur Pflicht macht, Privatrechte feindlicher Staatsangehöriger nicht außer Kraft zu setzen. Die englische Regierung erklärte jedoch nachträglich (1911), die Konvention beziehe sich nur auf besetztes Gebiet und verpflichte den Befehlshaber der Okkupationsarmee, die Privatrechte der Landeseinwohner zu achten, habe dagegen das Landesrecht der vertragschließenden Staaten nicht ändern wollen. Die englischen Gerichte haben sich in einer Entscheidung aus dem Jahre 1915 ebenfalls zu dieser Auffassung bekannt.

Die folgende Kriegsgesetzgebung Englands hat aber immer unverhüllter den ursprünglichen Grundsatz des Handelsverbotes verlassen und strebt danach, ebenso wie Frankreich, das deutsche Vermögen in England völlig in die Hand zu bekommen, um es bei den Friedensverhandlungen als Pfand, mit dem französischen Schlagwort: otage économique, verwerten zu können. Einen gewissen Abschluß dieser Maßnahmen stellt das Gesetz vom 27. Januar 1916, Trading with the enemy amendment act 1916, dar, dessen wesentliche Grundzüge im folgenden besprochen werden sollen.

Der erste Abschnitt des Gesetzes enthält neue Bestimmungen über die Liquidation feindlicher Firmen. Bisher konnte das Handelsministerium (Board of Trade) nur durch einen Antrag beim Obersten Reichsgericht (High Court) die Einsetzung eines Kontrolleurs über ein feindliches oder verdächtiges Unternehmen erlangen. Die Denkschrift der Regierung vom 19. April 1915 betont, daß diese Art der Zwangsverwaltung für die betroffenen Firmen eher zum

Vorteil gereiche. Jetzt erläßt das Handelsministerium selbständig die Verfügung, durch welche einem Unternehmen auf englischem Boden der Geschäftsbetrieb nur unter Bedingungen gestattet, ganz untersagt oder dasselbe aufgelöst werden kann. Voraussetzung ist, daß die Inhaber oder Teilhaber der Firma feindliche Staatsangehörige sind oder in Verbindung mit Feinden stehen oder daß der Betrieb hauptsächlich zu Gunsten oder unter Kontrolle feindlicher Staatsangehöriger geführt wird. Die Verfügung soll offenbar die Regel bilden und nur unterlassen werden, wenn es „aus besonderem Grunde unangebracht erscheint". Zur Durchführung der Verfügung ernennt das Handelsministerium einen Kontrolleur, der etwa die Stellung unseres Zwangsverwalters hat, dem aber unter Umständen auch nur eine einfache Überwachung obliegt. Erstreckt sich seine Vollmacht bis zur Liquidation des Unternehmens, oder werden sonst bei der Verwaltung Gelder frei, dann sind diese zu verteilen. Hierbei werden zunächst die Kosten der Verwaltung gedeckt, dann die bevorrechtigten Forderungen, es folgen die Ansprüche nicht feindlicher Gläubiger, in letzter Reihe diejenigen feindlicher Gläubiger. Liegt Geschäftsmasse des Unternehmens in Feindesland, dann soll dieses abgeschätzt und bei der Liquidation in der Weise berücksichtigt werden, daß die Forderungen der im feindlichen Auslande wohnhaften Gläubiger dadurch als befriedigt gelten. Mit der Verfügung des Handelsministeriums ist das Vermögen der betroffenen Firma der Beschlagnahme privater Gläubiger entzogen.

Der zweite Abschnitt bringt eine für englische Verhältnisse ganz ungewöhnliche Erweiterung der Zuständigkeit des Handelsministeriums. Es kann nämlich private Verträge, die vor oder während des Krieges mit feindlichen Ausländern oder Staatsangehörigen oder einer nach Abschnitt I kontrollierten Firma geschlossen sind, aufheben oder auf die ihm angebracht erscheinenden Bedingungen beschränken. Die einzige Voraussetzung ist, daß der Vertrag is injurious to the public interest, dem öffentlichen Interesse zuwiderläuft. Auch damit ist die richterliche Zuständigkeit des High Court, der nach einem Gesetz vom 16. März 1915 immerhin noch in einem geordneten Verfahren und nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen über die Wirksamkeit vor dem Kriege abgeschlossener Verträge zu urteilen berufen ist, stark eingeschränkt worden.

Aus den folgenden Bestimmungen ist hervorzuheben, daß jetzt auch das private Eigentum der in England wohnhaften feindlichen Staatsangehörigen angegriffen wird. Bisher richtete sich die staatliche Beschlagnahme in der Hauptsache nur gegen das Vermögen der im feindlichen Auslande wohnhaften Personen. Jetzt ist jeder feindliche Staatsangehörige in England verpflichtet, sein Vermögen über 50 Pfund anzumelden. Das Handelsministerium kann das Vermögen derselben oder überhaupt feindlicher Ausländer je nach Ermessen dem Verwahrer feindlichen Eigentums überweisen. An diese schon durch frühere Gesetze geschaffene Behörde waren bisher nur gewisse für feindliche Ausländer bestimmte Vermögenswerte abzuführen. Jetzt erhält sie grundsätzlich die Ver-

wahrung alles feindlichen Vermögens. An diesem können englische Gläubiger durch Anordnung des Gerichtes ein Recht auf Befriedigung erlangen. Doch geht die Tendenz offenbar dahin, das feindliche Vermögen möglichst in seinem Werte für die politischen Zwecke der Regierung zu erhalten.

Der Apostel des deutschen Idealismus

Von Dr. Karl Buchheim

Zu Beginn des Jahres 1914 durfte sich die nicht allzu große Gemeinde derer, die im Alltag der damaligen Friedenszeit an der deutschen idealistischen Philosophie sich erbaute, zur Hundertjahrfeier des Todestages Johann Gottlieb Fichtes rüsten. Man feierte den Philosophen schlecht und recht, offiziell oder mit dem Herzen, je nach Stimmung und Wissen, wie eben das historisch-gewissenhafte Deutschland seine großen Männer feiert. Aber noch in demselben Jahre kam der Krieg und hat dem Redner an die deutsche Nation noch eine viel gewaltigere weltgeschichtliche Säkularfeier verschafft. Unsere Feinde, denen jedes Mittel im Kampfe gegen uns zum Besten dienen muß, haben die Philosophie Nietzsches gegen uns ausgespielt, haben aus ihr ein Zerrbild gemacht und dies als das Bild des deutschen Geistes hingestellt. Von unserer Seite hat man sich dagegen gerade auf Fichte berufen und seine Lehre als unseren Waffensegen in Anspruch genommen. Gleichviel ob Nietzsche oder Fichte — jedenfalls beweist das beiderseitige Bemühen, daß auch die Philosophie mit in die Arena hinabgestiegen ist. Die Theoretiker behalten wieder einmal nicht recht; Philosophie erweist sich als Volkssache und als Charaktersache, wie sie von ihren führenden Geistern denn auch stets gemeint gewesen ist. Kern aller Philosophie ist eben doch nicht Erkenntniskritik und Methodenlehre, sondern Anlauf zur Weltanschauung und Lebensgestaltung, ist Volksgeist und Zeitgeist. Darum bleibt ja auch der Versuch, feste Grenzen zwischen Philosophie und Religion aufzurichten, immer wieder erfolglos, und man predigt vergebens ewigen Frieden zwischen beiden. Trotz Schleiermacher und trotz der modernen religiösen Ästheten oder Sozialethiker wird die Religion immer wieder Bedürfnis nach einer philosophischen Unterbauung, also einem „Dogma" haben, und wird die Philosophie immer wieder nach dem Sinn des Lebens und dem Wesen Gottes fragen. Bei Nietzsche findet sich die Einsicht ausgesprochen, daß die Philosophie der Neuzeit ihrem Erfolg nach ein Konkurrenzunternehmen zu der Lehre der christlichen Kirche sei, und daß der Gelehrtenstand zu leisten unternommen habe,

was früher alleinige Aufgabe des Klerus war. Mag solche Tendenz nicht überall gleich stark hervortreten, so hat doch ganz gewiß gerade der Kantianismus, sofern er mit der Lehre vom Primat der praktischen Vernunft wirklich Ernst machen will, das Ziel, Lebensgesetz und Weltanschauung zu werden. Indem Fichte dies erfaßte und sich als Apostel eines von Kant ausgehenden Evangeliums fühlte, hatte er Recht, wenn er Kant besser zu verstehen und zu erfüllen glaubte, als die reinen Kantianer seiner Zeit, ja als der Meister selbst.

Man muß Fichtes Persönlichkeit und Lebensgang als Schlüssel zu seinem Werke betrachten. Als studierter Theologe ist er unter religiösen Gesichtspunkten zu Kant vorgedrungen. Er hat selber diese Bekehrung (1790) keineswegs als theoretische Erleuchtung empfunden, sondern als Annahme einer „edleren Moral". In Wirklichkeit war es die Annahme einer neuen Religion. Diesen Weg: von der religiös-ethischen Persönlichkeit Fichtes sein Werk zu verstehen, führt uns ein im vorigen Jahre erschienenes Buch des Leipziger Privatdozenten Bergmann, das Fichtes pädagogische Leistung behandelt (Ernst Bergmann, Fichte der Erzieher zum Deutschtum, Leipzig, Felix Meiner, 1915; Preis br. 5 M., geb. 6 M.). Der Verfasser läßt die Bedeutung des Philosophen als religiösen Lehrers hervortreten. Ich möchte an dieser Stelle noch weiter gehen: nicht bloß wie ein Lehrer und Prediger der Religion mutet Fichte an, sondern geradezu wie ein Apostel und Kirchengründer.

Bevor Fichte Kants Lehre kennen lernte, huldigte er einem pantheistischen Determinismus, den Bergmann von dem Leipziger Philosophen Platner und von Hume ableitet. Das Individuum schien ihm ganz eingebettet in den endlosen Verlauf der Naturkausalität und widerspruchslos geleitet von der Vorsehung. Da erfuhr Fichte die Freiheitslehre Kants. Die Erkenntnistheorie des Königsbergers ließ ihm sein Ich außerhalb des Naturzwanges erscheinen, infolgedessen mit der Fähigkeit begabt, sich selbst Gesetze zu geben und mit seinem Willen in den Zusammenhang der Dinge einzugreifen. Das war für Fichte nicht eine bloße Erkenntnis, sondern eine Offenbarung, und wie eine Offenbarung hat er Kants Lehre auf sich wirken und sein Handeln von ihr bestimmen lassen, — bis den Selbstgerechten die böse Erfahrung des Atheismusstreites (1799) wie ein Blitzstrahl traf und ihn vom Jenenser Katheder austrieb. Diese Erfahrung wurde ihm zu einem zweiten Offenbarungserlebnis und verwandelte, ohne daß aber das Bewußtsein der Freiheit von der Natur verloren ging, den autonomen Trotz in die Demut des Mystikers und in den sehnsuchtsvollen Glauben an das Eine, das göttliche Sein, das immer siegreich bleibt, auch wenn wir unterliegen, das ewig lebendig ist, auch wenn wir sterben müssen. Das Ich gilt jetzt als bloßes „Dasein" des Seins und verliert alle eigene Realität. In dieser Einkehr unter die Fittige des Absoluten ist Fichte ein echter Romantiker. Hatten doch die Stimmführer der Romantik auch schon seine „Wissenschaftslehre" mit gutem Grunde zu ihrer philosophischen Programmschrift ausgerufen.

Schon diese Wissenschaftslehre ist, wie Bergmann sagt, „in ihrem metaphysischen Kern mehr Theologie als Philosophie, sie ist Theosophie, Gotteswissenschaftslehre. Und dies nicht erst nach 1800." Die neue Erkenntnistheorie, auf der sie aufgebaut war, war eben für Fichte eine Offenbarung, eine Erlösung vom Determinismus, ein Evangelium der Freiheit vom Kausalzwang. Das Erlösungsbedürfnis der Menschen ist verschieden. Fichte gehörte zu denen, die aus der Not ihres logischen Gewissens zu Gott kommen. Dieses hatte ihn gegen die innerste Stimme seiner Persönlichkeit unter einen lastenden Determinismus gebeugt, da er die Freiheit dieser Persönlichkeit theoretisch nicht zu rechtfertigen vermochte, bis er bei Kant die Lösung fand. Mit religiöser Leidenschaft aber hat Fichte die Transzendentalphilosophie Kants erfaßt und sich mit der Kraft des befreit aufjauchzenden logischen Gewissens einen Weg zu Gott gebahnt. Auf dieser Grundlage konnte die Fichtesche Religion nur den einen Charakter gewinnen: den des idealistischen Rationalismus. Erkenntnis muß hier der Weg zum wahren Leben sein, aber nur eine Erkenntnis, die von dem Fundamente der Freiheit des Ichs ausgeht. Damit stehen wir im Kernpunkte der Fichteschen Religionslehre: Erlösung durch Erkenntnis in der Freiheit vom empirischen Naturzusammenhange. Fichte fand damit einen Zugang zu Gott, der nicht weit ab von denen lag, die vor ihm Platon und Spinoza gefunden hatten. Er war von keinem der beiden ausgegangen, aber in den Resultaten kam er in ihre Nähe. Hingegen entfernt blieb er stets von den Wegen seines Zeitgenossen Schleiermacher, weil dieser der Religion eine ausgesprochen irrationale Grundlage gab. Deswegen ging er auch mit Jacobi und Schelling nicht zusammen. Auf die alte Frage: Was muß ich tun, daß ich selig werde? antwortet Fichte nicht mit einem Hinweis auf die verborgenen Schätze des Gefühls in den Tiefen der Seele, sondern mit einem hellenisch-klaren: Lerne erkennen! Die meisten Beurteiler der deutschen Romantik betonen ihre Gefühlsseite und übersehen ihre logische Leistung. Mögen sie Fichte studieren: in ihm ist der romantische Intellektualismus verkörpert! Lerne erkennen, daß der Mensch von der Natur frei und darum fähig ist, sich selbst einen Weg zur Seligkeit zu bahnen! Wie ein Sokratiker in einem platonischen Dialog bezeichnete Fichte abermals das Philosophieren gewissermaßen als die notwendigste Lebensaufgabe des Menschen. Freilich ist Transzendentalphilosophie noch keine Lebensweisheit, aber sie allein ist die notwendige Grundlage dafür, in ihr allein können wir die Werte finden, die als Sterne über unserm Leben leuchten sollen.

Von diesem Standpunkt aus ist Fichte niemals zu einer gerechten Würdigung der empirischen Erkenntnisse gelangt. Sie hatten ja mit dem wahren Wesen des Seins nichts zu tun, sie dienten nicht dem Einen, das allein not tut. Wem die Erkenntnis zur Gnosis wird, d. h. zum Zugang zu Gott, der ist immer leicht in Gefahr, sie als Zugang zur Welt nicht mehr recht gebrauchen zu können. Fichte, dem seine Philosophie eine Heilsbotschaft war,

kam es nicht darauf an, ob sie, ganz wie einst den Juden und den Griechen das Evangelium, den Empirikern als ein Ärgernis oder eine Torheit erscheinen mußte. Mochte die empirische Weltgeschichte verlaufen sein, wie sie wollte, der spekulative Philosoph stellte apriori ihre einzig wahren fünf Zeitalter fest: das der Unschuld und des Vernunftinstinkts, das der Autorität, das mit Zwangsmitteln den schwindenden Vernunftinstinkt aufrecht erhielt, das der Aufklärung, des Skeptizismus und der vollendeten Sündhaftigkeit. In diesem Stadium sah Fichte seine eigene Zeit. Aber er verkündete zugleich eine bessere Zukunft: die Vernunftwissenschaft wird durch die Kantsche Freiheitslehre die Herrschaft der Vernunft wieder anbahnen und die Rechtfertigung beginnen. Und endlich wird die bloße Wissenschaft zu einem Können, zu einer Virtuosität des Handelns werden, und im Zeitalter der Vernunftkunst wird sich die Rechtfertigung vollenden.

Ohne Fichte Unrecht zu tun, können wir diese aprioriſchen Spekulationen über die Menschheitsentwicklung als ziemlich unfruchtbar bezeichnen. Es gibt für uns nur eine empirische Geschichte, denn über die höheren Wege und Ziele Gottes wissen wir nichts. Fichte glaubt allerdings mit seinen Spekulationen den Weg der Vorsehung in der Geschichte zu ergründen, also religiöse Erkenntnis zu bieten. Rationalismus, aber idealistischer, ist die zeitgemäße und für ihn allein richtige Form der Religion. Das ist die Hauptsache, daß dieser Rationalismus leidenschaftlich religiös gemeint ist und mit dem Pathos eines Evangeliums vorgetragen wird. Denn es unterscheidet ihn von denen, die Kants Lehre nur als zwar richtige, aber kühle Theorie auffaßten. Ihnen gegenüber hatte Fichte doppelt recht: in Anbetracht der Leistungsfähigkeit der Kantschen Philosophie, die auch heute noch an vielen eine mehr als theoretische Kraft bewährt, und im Sinne des Meisters Kant selber, der im Grunde immer der Inbrunst seines pietistischen Jugendglaubens treu blieb und seine „Kritiken" schrieb, nicht um Gott zu entthronen, sondern um ihn zu finden. Fichtes Verhältnis zu Kant kann man dem des Paulus zu Jesus vergleichen. Auch er ist ein Bekehrter, der mit dem brennenden Eifer des besonders Berufenen in die Propaganda der Wahrheit eintritt. Kant erscheint in der ruhigen Abgeklärtheit des Stifters, Fichte mit aller Leidenschaft des begeisterten Apostels, der souverän die Worte des Meisters nach eigenem Geiste gestaltet und in Taten umsetzt, wie es Paulus mit der Lehre Jesu ja auch getan hat. In der Tat erscheint Kant bei Fichte durchaus in der Reihe der Religionsstifter: da wo Platon, Jesus und Luther stehen. Mit Luther hat er ihn eng in Beziehung gesetzt. Er erwartete in Anknüpfung an Kants Philosophie einen neuen Protestantismus, der ins Volk bringen und eine Wiedergeburt deutschen Geistes zuwege bringen sollte. Denn das damalige Geistesleben der Aufklärung, wie es Nicolai und die Wolffianer verstanden, erschien ihm als eine wahrhafte Verderbnis. Er teilte zwar mit diesen Gegnern das rationale Prinzip, aber ihr Denken ging nicht von der autonomen Freiheit des Geistes aus, sondern von

der Natur, von einem Sein außer dem Ich. Ein solches Sein aber erschien Fichte „tot", die Philosophie der Aufklärung darum wie von Grabeshauch umweht, von Lüge und Sündhaftigkeit erstickt. Denn mit dieser Lehre hatte er einst Freiheit und Persönlichkeit vor seinem logischen Gewissen verleugnen müssen, bis er durch Kant Erlösung fand. Darum bekämpfte er nun den aufgeklärten Rationalismus, weil er Vernunft und Freiheit in seinen Augen zur Lüge machte. Und kein Wunder, wenn er religiösen Eifer an diesen Kampf setzte! Es galt einer Anschauung, die ihm als Sünde wider den heiligen Geist und darum als wahrhaft vollendete Sündhaftigkeit erschienen war. Solchem Eifer war aller Skeptizismus verhaßt. Fichte wollte nicht eine Meinung neben anderen Meinungen bieten, sondern die eine Wahrheit, die keine andere neben sich duldet. Er war grundsätzlich intolerant. In Jena war er wie ein Despot und Gewaltmensch aufgetreten und hatte seine Gegner mit den schärfsten Worten getroffen. Aber auch nach seiner Niederlage im Atheismusstreit blieb er immer geneigt, der Minderwertigkeit der Menschen die Schuld zu geben, wenn seine Lehre nicht genügend Anerkennung fand. Fichte wollte Proselyten machen; nicht wie einem Professor um seine Lehre war es ihm zu tun, sondern wie einem Kirchengründer um eine Gemeinde, die nach dieser Lehre zu leben sich entschließen sollte.

Dazu hat er es nun freilich nicht gebracht. Es fehlte seinem idealistischen Rationalismus keineswegs an echter religiöser Kraft. Aber Fichte irrte sich über die propagandistische Brauchbarkeit einer derart begründeten Religion. Metaphysische Erkenntnis ist keine genügende religiöse Kost für ein Volk. Fichte hat geglaubt, man müßte ihn verstehen, er hat den Titel „Sonnenklarer Bericht" für eine seiner Schriften nicht gescheut, und man hat ihn doch nicht verstanden, sondern den religiösen Eiferer als „Atheisten" verfolgt. Später hat er seine Religion in Vorträgen gepredigt, die er für populär hielt. Die „Reden an die deutsche Nation" und die „Anweisung zum seligen Leben" sind solche Vorträge. Aber niemand wird sagen können, daß sie so leicht verständlich wären, wie es ihrem Zwecke entspricht. Fichte hatte kein Verhältnis zum breiten Volke, obwohl er ihm selber entstammte; er war ganz zum Aristokraten des Geistes geworden und brachte eine Religion, die auf das theoretische Gewissen der philosophisch Gebildeten zugeschnitten war. Die logischen Köpfe haben aber noch niemals die Mehrheit eines Volkes ausgemacht, und die meisten Menschen wollen von ganz anderem Gewissensdruck erlöst sein als von einem theoretischen!

So hat es Fichte nicht zu einer Gemeinde, sondern nur zu einem Programm gebracht. Es stellt sich dar als das Programm einer Nationalerziehung, geht aber über das Ziel bloßer Staatsgesinnung weit hinaus und fordert vielmehr die Schaffung eines religiös-ethischen Gemeinschaftsgeistes, also eines Kirchenideals. Das pflegt man gewöhnlich bei Fichte zu übersehen, es wird aber ganz deutlich an dem Ideal des Gelehrten, das unserem Philosophen vorschwebt.

Das ist kein bloßer Gelehrter mehr, sondern ein idealer Priester, und der ganze Stand erscheint mehr und mehr in der Rolle eines Klerus. Wie die alte Kirche ihr eigentliches Lebensideal als das des Klerikers aus dem gewöhnlichen des christlichen Laien weit hinaushob, so fühlt auch Fichte, daß der Weg zur vollendeten Seligkeit, wenn man seiner Weisung folgen will, eigentlich nur für Auserwählte gangbar ist, während das breite Volk einen Weg geführt werden muß, auf dem die letzte Klarheit über Gott und die Dinge der Welt unerreichbar bleibt. In der „Anweisung zum seligen Leben" hat Fichte das unmißverständlich angedeutet, wenn er es auch vermeidet, breitere Ausführungen darüber zu machen. Fichtes „Gelehrter" ist nicht Forscher, sondern Seher des Zieles der Menschheitsentwicklung, Erzieher und Menschheitsführer. Er erkennt eine gewisse Bestimmung, einen von Gott ihm erwählten Beruf als den seinigen und lebt nun für weiter nichts als diese Bestimmung und diesen Beruf. Das macht seine „Rechtschaffenheit" und seine „Heiligkeit" aus. Mit diesen Worten umschreibt Fichte die spezifische Tugend seines Gelehrtenstandes. Gemeint ist im Grunde weiter nichts als Treue gegen Gott und Gottes Sache: die echteste Tugend des Klerikers! Die Arbeit des Gelehrten erstreckt sich auf Erhaltung der Ideenerkenntnis und ihre Erhebung zu immer größerer Klarheit, dann aber auf Ordnung der gesellschaftlichen und aller weltlichen Verhältnisse nach der göttlichen Idee; also mit anderen Worten: einmal auf Theologie und zweitens auf Seelsorge, Kirchenzucht und Kirchenregierung. In einer seiner letzten Schriften erscheint der Gelehrte gar „den Engeln und Dämonen vergleichbar als ein übermenschliches Wesen in der Mittelwelt der Geister . . . grenzend an die Sinnlichkeit, grenzend an Gott-Wissen" (Bergmann S. 175). Höher stellt die katholische Kirche ihren Priester auch nicht! Und wenn es schon in den Vorlesungen „Über das Wesen des Gelehrten" von 1805 heißt, der Gelehrte sei von der göttlichen Idee durchdrungen, sie sei ein Bestandteil seiner Persönlichkeit, ja sie habe seine Person verzehrt, so daß diese nur noch die sinnliche Erscheinung des Daseins der Idee sei — so denkt man unwillkürlich an die Konsequenz des Zölibats, die Fichte allerdings nicht gezogen hat. Endlich wenn 1811 die Gelehrten unter sich zusammentreten sollen zur „eng verbundenen und miteinander verwachsenen Gelehrtengemeinde", so gelangt man zu der Konsequenz einer Hierarchie. Fichtes „Gelehrter" ist kein anderer Typus als der philosophische Staatslenker in Platons Politeia oder der Priester in Augustins Civitas Dei. Hätten sich Fichtes Erziehungsideale irgendwo verwirklicht, wir hätten eine philosophische Kirche vor uns, mit einem Klerus an der Spitze, der im Sinne seines Gründers das beste Recht hätte, alle Züge, die zu einem Wesen gehören, mit größtmöglicher Schroffheit auszubilden. Nietzsche hat scharf gesehen, wenn er sagte, daß im modernen Philosophen mehr oder weniger ein stiller Konkurrent des Priesters großgewachsen sei!

Zum Christentum als solchem hat Fichte nicht in Gegensatz treten wollen. Er glaubte vielmehr, daß seine Lehre völlig mit dem Urchristentum übereins-

stimme, eigentlich nur sozusagen eine zeitgemäße Neuauflage von ihm sei. Luther hat ja vor ihm sein Werk ähnlich aufgefaßt. Fichte hat sich denn auch bemüht, im einzelnen seine Übereinstimmung mit dem Johannesevangelium nachzuweisen, wo er Jesu Lehre am reinsten überliefert zu finden glaubte. Hingegen lehnte er den Paulus als einen Verderber der reinen Idee ab. In der Tat geht ja, was am Christentum kirchlich ist, speziell auf Paulus zurück, so daß es kein Wunder ist, wenn Fichte, der selbst das Zeug zum Kirchengründer in sich fühlte, den Stifter der bestehenden Kirche minder freundlich betrachtete. Mit dem philosophisch gebildeten Johannes dagegen konnte er sich gut vertragen. Es ist ein Versuch, die einmal vorhandene historische Macht des Christentums in den Dienst seiner Sache zu stellen. Aber das johanneische Christentum ist unter den im Neuen Testament vorliegenden Auffassungen unserer Religion die esoterischste, die am wenigsten volkstümliche. Deswegen lag es Fichte nahe, der mehr für die philosophisch Gebildeten als für die Volksgesamtheit eine frohe Botschaft brachte.

Von größerer Bedeutung, als dieser Versuch an das Christentum anzuknüpfen, ist zumal für unsere Zeit des Weltkrieges die religiöse Verklärung des Deutschtums, die uns Fichte beschert hat. Denn nur auf religiöser Grundlage konnte der Philosoph, der die Menschheit aufwärts führen wollte, den Weg dazu über die Nationalerziehung des deutschen Volkes einschlagen. Dazu mußte dieses Volk ein auserwähltes sein, mußte von Gott selber einen Beruf bekommen haben, Bahnbrecher für den Aufstieg der Menschheit zu sein. Fichte steht an der großen Wende der geistesgeschichtlichen Entwicklung, wo der Menschheitsgedanke der Neuzeit bei den Denkern unseres Volkes aus sich selbst heraus eine neue Nationalgesinnung gebiert (vergl. meinen Aufsatz „Der internationale Gedanke", Grenzboten 1916 Nr. 10). Diesen Fichteschen Glauben, daß uns für das künftige Heil der Menschheit ein Beruf gewiesen ist, möchte man jetzt mehr denn je unseren Volksgenossen wünschen. Fichtes rationale Religion ist nichts für die Mehrheit unseres Volkes und sein philosophisch-klerikales Erziehungsprogramm ist eine große Utopie. Aber der Glaube an den gottgewollten Menschheitsberuf der deutschen Nation, das wäre etwas! Aus ihm können wir Kräfte ziehen, diesen Krieg zu ertragen und nach ihm als ein Welterziehervolk gestützt auf das Vertrauen der Verbündeten zwischen den älteren Weltvölkern groß zu werden, denen ein günstiges Schicksal vor uns Macht in den Schoß geworfen hat. Es gehört viel Glaube dazu, in solchem Sinne die deutsche Zukunft zu erhoffen. Dafür aber wäre es auch eine Zukunft von einer menschlichen Bedeutung, wie sie seit den Griechen kein Volk wieder gehabt hat. Lassen wir also den Redner an die deutsche Nation in der Tat den Philosophen dieses Krieges sein! Lernen wir den einen Glauben von ihm, daß Deutschsein heißt, einen Beruf für den Aufstieg der Menschheit haben!

Bausteine zur Geschichte des Baltenlandes

Von Erwin Hercke

Baltische Geschichte — ein in Deutschland fast unbekanntes Gebiet! Und doch ist die Geschichte dieser einzigen Kolonie des alten Deutschen Reiches nicht nur handelspolitisch — wegen des durchgehenden Handelsverkehrs nach Rußland und Litauen: Nowgorod, Witebsk, Smolensk, Polozk — sondern vor allem wegen ihres Zusammenhanges mit der deutschen Gesamtgeschichte dauernd wichtig. Livland ist das letzte Glied der mittelalterlichen Siedelungen im Osten, jenes vielleicht wichtigsten Ereignisses mittelalterlicher deutscher Geschichte, durch das uns das Gebiet von der Elbe bis Ostpreußen gewonnen, wir von einem Volke mittleren Umfanges wieder zu einem solchen ersten Ranges erhoben wurden. Als Vorposten ist Livland für das alte Deutsche Reich besonders wichtig und zugleich durch intensives politisches Leben ausgezeichnet: Im Widerstreit mit Dänemark, Schweden, Litauen, Polen und Rußland, weit überlegenen Machtfaktoren, mit dem räumlich entfernten preußischen Orden politisch verbunden, steht das baltische Land fast immer vor schwierigsten Aufgaben. An einen so gefährdeten Platz gebaut, behauptet diese Vormauer des Deutschen Reiches durch 360 Jahre ihre Selbständigkeit. Nur von diesen Zeiten der Selbständigkeit, die allein eigentliche deutsche Geschichte sind, ist in folgendem die Rede.

Die erste deutsche Gestalt auf baltischem Boden ist der Mönch Meinhardt, eine warmherzige, von der Kraft des Glaubens getragene Persönlichkeit. Er widmet sich „lediglich um Christi willen" der Mission am Dünastrande. 1184 baut er das erste Kirchlein bei Üxküll. Er versucht, die Liven in größerem Umfange durch die Versprechung, ihnen im Falle des Übertritts Burgen nach deutschem Muster zu bauen, dem Christentum zu gewinnen. Vergebens; nach Erbauung der Burgen werden die scheinbar Bekehrten wieder abtrünnig. Bald bedrohen sie sogar das Leben Meinhardts. Nach sorgenvollen Jahren beschließt er sein Leben 1196. Sein Verdienst ist es, den Gedanken der livländischen Mission gefaßt und einem Größeren die Wege gewiesen zu haben: Bischof Albert. Groß als Staatsmann und Organisator, legt er den Grund zu dem eigentümlichen Bau baltischen Lebens: 1200 segelt er von Lübeck mit stattlicher Flotte zur Düna, erobert und bezwingt die anwohnenden Liven, gründet Riga als Marktplatz deutscher Kaufleute mit deutschem Rechte und errichtet 1202 zur Eroberung des Landes den Ritterorden der Schwertbrüder. Auf vierzehn Reisen

führt er Kolonisten und Kreuzfahrer ins Land. Er unterwirft die Dünaliven und die Gebiete von Treiden und Terweten und setzt der russischen Macht Grenzen, indem er sich die dem Großfürsten von Polozk unterstehenden Teilfürsten von Kukenois und Gercike (Zargrad und Kokenhusen) unterordnet. Endlich wendet er sich gegen die Esten, die ihm jedoch, durch die Russen von Pleskau und Nowgorod unterstützt, so starken Widerstand leisten, daß er, die eigene Kraft unterschätzend, sich um Hilfe an Waldemar den Zweiten von Dänemark wendet, der bei Reval landet und das anliegende Gebiet der dänischen Herrschaft unterwirft. 1207 wird Albert von dem Hohenstaufenkönig Philipp mit Livland belehnt und deutscher Reichsfürst. Damit ist auch der rechtliche Zusammenhang mit dem Mutterlande hergestellt, aus dem der Kolonie allerdings nie eine Unterstützung erwachsen sollte.

Nicht das ganze von den Deutschen eroberte Gebiet unterstand Alberts Herrschaft: er hatte dem Orden bald nach seiner Gründung ein Drittel allen eroberten Gebietes einräumen müssen, und schon 1210 erlangt dieser vom Papste eine Bulle, die der weltlichen Oberherrschaft des Bischofs ein Ende macht und dem Orden alles Gebiet, das er noch erobern würde, verspricht. Der Papst hoffte, indem er die Kräfte des Landes so verteilte, daß sie sich die Wage hielten, zu erreichen, daß sein Einfluß dort entscheidend werde und daß ihm dort im Nordosten der Christenheit ein neuer Kirchenstaat entstehen würde. Es war dies eine für die Entwicklung des Landes verhängnisvolle, seine einheitliche Kraft auflösende Entscheidung: treten doch neben den Bischof von Riga, dessen Gebiet an der Düna und hinauf zur livländischen Aa lag, und den Orden, dessen Hauptgebiet in Kurland und Südestland lag, noch Bischöfe von Dorpat, Ösel und Kurland mit erheblichem Landbesitz, ferner der Bischof von Reval und die Städte Riga und Reval. Der Orden erleidet bald eine wesentliche Änderung. In der Schlacht an der Saule 1236 durch die Litauer fast ganz vernichtet, wird er 1237 vom deutschen Orden, der seit kurzem in Preußen tätig war, aufgenommen und als dessen livländischer Zweig einem ziemlich selbständigen Landmeister unterstellt.

Der deutsche Orden führt sich mit einer Reihe weitaussehender Taten in Livland ein. Er versucht, die deutsche Macht über den Peipus-See auszudehnen. Der See wird umgangen, Isborsk erobert und Koporje am Finnischen Meerbusen befestigt. Gleichzeitig faßt Schweden unter Jarl Birger an der Newamündung Fuß. Aber gar zu bald erfolgt ein jäher Rückschlag: Alexander Newski besiegt die Schweden 1240 an der Newa, vertreibt 1242 die Deutschen aus Pleskau und schlägt sie auf dem Eise des Peipus-Sees. Ebensowenig haben die Unternehmungen des Ordens gegen Litauen, dessen Großfürst Mindaugas sich 1253 taufen ließ und der den Orden mit Schenkungen und Freibriefen überschüttete, dauernden Erfolg. Bei einem Teile des litauischen Volkes, den Schamaiten, entsteht starker Widerstand gegen den Orden; sie bringen ihm bei Durben eine schwere Niederlage bei. Schließlich fällt auch Mindagas ab

und sucht, wenngleich ohne Erfolg, Verbindung mit Alexander Newski. Immerhin war verhindert, daß der Orden in Litauen Fuß faßte. Mochte der Orden 1267 die Kuren, 1290 nach langjährigen erbitterten Kämpfen die Semgaller (zwischen Semgaller Aa und Düna) endgültig unterwerfen — Litauen, das Mittelstück zwischen beiden Provinzen des Ordens, dessen Gewinnung ihn zu einer Großmacht erhoben hätte, blieb unerobert. Damit fehlte es Livland, das nach wie vor auf den Seeverkehr mit der Heimat angewiesen blieb, an einem Wege, auf dem deutsche Bauern einwandern, die unentbehrliche, sichere Grundlage deutschen Lebens in das Land kommen konnte.

Auch das zweite Ziel von höchster Wichtigkeit für die Geschicke des Landes: die Vereinigung unter einer Regierung, wird nicht erreicht. Unter den Gewalten des Landes war der Orden die bedeutendste, sowohl der Größe seines Territoriums als auch seiner kriegerischen Leistungen und seiner planvollen Politik wegen. Für seinen Tatendrang ist es bezeichnend, daß Livland in dreiundsechzig Jahren bis 1300 nicht weniger als neunzehn Meister, von denen fünf im Schlachtgetümmel fielen, gesehen hat. Die Entwicklung ist dem Orden nicht ungünstig. 1330 unterwirft sich die Stadt Riga nach langen Streitigkeiten durch den „nackten Brief" dem Landmeister Eberhard von Munheim. Auch in Estland wird ihm ein größerer Machtzuwachs. Der große, mit einem ungeheuren Blutbade unter den Deutschen beginnende Estenaufstand gibt dem Orden Gelegenheit, in den dänischen Teil Estlands einzurücken, die Esten entscheidend zu schlagen und auf Verlangen der Vasallen Reval zu besetzen. Ein von schwedischer Seite durch die Vögte von Abo und Wiborg unternommener Versuch, sich an die Stelle der Dänen zu setzen, kommt zu spät. 1343 verkauft Dänemark seine estländischen Besitzungen an den Hochmeister Heinrich Dusemer, der Estland seinerseits dem livländischen Ordensmeister gegen die Verpflichtung, die für den Ankauf des Landes gezahlte Summe zu erstatten, abtritt. Schließlich gelingt es dem Orden, auch seine Stellung gegenüber dem Erzbischof zu verstärken: durch päpstliche Bullen von 1394 und 1397 wurde bestimmt, daß in dem Erzstifte Riga niemand ein Amt erlangen solle, der nicht vorher das Ordensgelübde geleistet habe, und daß in Zukunft nur noch ein Ordensbruder Erzbischof werden dürfe. Allerdings hat diese Maßnahme nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Nur zu oft haben die Erzbischöfe die in sie vom Orden gesetzten Hoffnungen getäuscht und zahlreiche innere Kämpfe, am bekanntesten die durch Sylvester Stodewescher entfachten, sind zwischen Erzbischof und Orden zum Schaden des Landes ausgefochten worden. Ein weiterer Machtzuwachs war dem Orden nicht beschieden: die Oberhoheit über das gesamte Land blieb ihm versagt. Er hat sich sogar im Kirchholmer Vertrage 1452 mit dem Erzbischof in die Herrschaft über die Stadt Riga geteilt. Wohl treten seit dem fünfzehnten Jahrhundert allgemeine livländische Landtage mit ständischer Gliederung zur Beratung innerer Angelegenheiten zusammen; aber sie können natürlich einen Ersatz für eine einheitliche Regierung des Landes nicht bilden.

Von wesentlichem, ungünstigem Einfluß auf die Geschicke des Landes ist die Entwicklung in Preußen und Polen-Litauen. Durch die Christianisierung werden weitere Kreuzzüge nach Litauen unmöglich und der vereinigte polnisch-litauische Staat wird zu einer starken Gefahr für beide Teile des Ordens. Der livländische Orden hat in den Kämpfen zwischen Preußen und Polen-Litauen eine erhebliche Rolle gespielt. Zwar kommen seine Kräfte zur Schlacht von Tannenberg zu spät, aber seine von dem Landmarschall Hevelmann geführten Truppen treiben zusammen mit den Getreuen des Landes die polnischen Truppen aus Ostpreußen heraus. Infolgedessen erstarkt die polenfeindliche Stimmung des Landes weiter und nach der erfolglosen Belagerung von Marienburg räumt Jagiello am 1. Oktober 1410 das Ordensgebiet. Auch im Jahre 1422 unterstützt Livland den Meister von Rußdorf, wenngleich vergeblich, bei seinen Unternehmungen gegen Jagiello und Witold. Nach dem Tode Witolds treibt der livländische Orden im Gegensatz zum preußischen eine weitsichtige Politik, indem er Switrigailo, der Litauen wieder von Polen abhängig zu machen sucht und dabei vom preußischen Orden im Stich gelassen wird, unterstützt. Allerdings wird das livländisch-litauische Heer bei Wilkomir an der Swienta 1435 geschlagen. Der livländische Orden läßt Switrigailo im Frieden von Brest fallen und verpflichtet sich, als Großfürsten von Litauen den anzuerkennen, der vom König von Polen bestätigt ist. Die Gelegenheit, beide Reiche zu trennen, ist damit verpaßt. Auch in dem 1454 ausbrechenden preußisch-polnischen Kriege unterstützt der livländische Orden tatkräftig den preußischen, indem er Memel besetzt und eine Kriegssteuer, aus der Geldbeihilfen geleistet werden, ausschreibt. Dieser Krieg lockert für die Folge die Beziehungen zwischen beiden Ordensprovinzen: einerseits verzichtet der Hochmeister 1459 auf die estländischen Gebiete, deren Rückkauf er sich 1347 vorbehalten hatte, andererseits tritt er 1466 durch den Thorner Frieden mit dem preußischen Gebiete unter polnische Lehnshoheit; Livland dagegen bleibt selbständig.

Livland sollte nicht gegen Polen-Litauen, sondern gegen Rußland, das in Iwan dem Dritten (1462—1505) einen bedeutenden Herrscher hatte, seine Waffen wenden. Iwan unterwirft 1479 Nowgorod endgültig und schließt 1494 das Kontor des deutschen Kaufmanns daselbst, ein schwerer Schlag nicht nur für den Handel der deutschen Städte insbesondere Lübecks, sondern auch für die livländischen, vor allem für Reval und Dorpat. Es war natürlich, daß der Orden diese Einbuße nötigenfalls durch Kampf wieder rückgängig zu machen suchte. Die Führung hat der neugewählte Meister Walter von Plettenberg, einer der Großen baltischer Geschichte, der tapfer, uneigennützig und von langmütiger Friedensliebe dem Lande durch seine erfolgreichen Russenkämpfe eine Reihe von Jahren selbständigen Lebens geschenkt und dennoch durch treues Festhalten am Überkommenen die Stunde versäumt hat, in der allein das baltische politische Leben in neue Form gegossen werden konnte. Er verbündet sich mit Litauen, daß sich allerdings als ein unzuverlässiger Mitstreiter erweist, fällt

1501 in das russische Gebiet ein und bringt den Russen 1502 an der Smolina eine schwere Niederlage bei. Trotz dieses Sieges erweist sich die Uebermacht der Russen als so groß, daß nicht diese, sondern Plettenberg, von Litauen und Polen preisgegeben, genötigt ist, um Frieden zu bitten und zunächst einen sechsjährigen, dann einen für weitere vierzehn Jahre verlängerten Waffenstillstand erhält. Es zeigt sich dann bald, daß die Schließung des Kontors in Nowgorod auf die Dauer keinen Schaden, sondern einen Vorteil für die livländischen Städte bedeutet: der freie Durchgangshandel der deutschen Städte, zumal Lübecks, nach Rußland hört auf, und insbesondere Reval und Dorpat blühen als Stapelplätze für den Handel mit Rußland auf. Aber gleichzeitig erwacht eine starke Eifersucht gegen diese Plätze in den deutschen Handelsstädten. Auf ihre Hilfe in den Stunden der Not ist nicht mehr zu rechnen.

Eine grundlegende Erschütterung aller Verhältnisse baltischen Lebens mußte die Reformation mit sich bringen, gab es doch mit Ausnahme der Städte in ganz Livland kein weltliches Gebiet. Die Reformation hat sich früh ausgebreitet. Der Ruhm, in der Glaubensbewegung tatkräftig an erster Stelle gestanden zu haben, gebührt den Städten. In Riga erscheint 1521 Knopken. Seine und des feurigen Sylvester Tegetmeyer Beredsamkeit gewinnt den größten Teil der Bürgerschaft von Riga rasch dem neuen Glauben. Bereits Ende 1522 kann die Stadt im wesentlichen als protestantisch gelten. Man tritt mit Luther direkt in Verbindung. Auf einen an ihn gerichteten Brief antwortet er im August 1523 mit einem Schreiben; er ist auch weiterhin mehrfach im Verkehr mit baltischen Lutheranern geblieben. Auch Reval ist bereits Ende 1523 in seinen einflußreichen Kreisen evangelisch. Auf einer Tagung der Ritterschaften eines großen Teiles von Livland und Estland sowie der Städte bekennen sich auch die Ritterschaften zur Lehre Luthers. Die drei Prediger der Stadt Reval: Lange, Marsow und Hasse entwerfen eine Kirchenordnung, die dadurch bedeutsam ist, daß hier früher als im Heimatlande das Amt eines obersten Pastors — Superintendenten — und eine strenge Trennung zwischen den Spiritualien und Temporalien eingeführt wird, indem das Kirchengut und der „gemeine Kasten der Armen" von dem Rat und den Gilden verwaltet werden. Bald wird auch Dorpat dem Luthertum gewonnen, das sich zuletzt in Kurland und im Bistum Ösel ausbreitet.

Im Jahre 1525 vertauscht Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister, den Ordensmantel mit der Herzogskrone. Damit hatte die letzte Verbindung zwischen Preußen und Livland aufgehört. Sollte in Livland nicht ein ähnlicher Schritt wie in Preußen möglich sein? War er in Anbetracht dessen, daß die Mehrheit des Landes protestantisch war, nicht notwendig? Fast scheinen die Verhältnisse sich dahin zu entwickeln. Die Stadt Riga hat insgeheim mit Albrecht von Preußen angeknüpft in der Hoffnung, bei diesem gegen ihren Todfeind, den streng katholischen Erzbischof von Riga, Blankenfeld, Unterstützung zu finden. Mit Rücksicht auf das Vorgehen Rigas entschließt sich Plettenberg, dem Wunsche der Stadt zu folgen, und die alleinige Ober-

herrschaft über sie zu übernehmen. Er gewährleistet die Übung des evangelischen Bekenntnisses. Der erbitterte Blankenfeld sucht außerhalb des Landes Hilfe, aber der wachsame Meister überwältigt den Verräter, der auf seiner Residenz kapitulieren muß. Der Landtag in Wolmar 1526 sollte für die Zukunft des Landes von größter Bedeutung sein. Die Stände waren über das Verhalten Blankenfelds so erbittert, daß es für Plettenberg bei richtiger Ausnutzung der Stimmung leicht gewesen wäre, sich zum alleinigen Herrn des Landes zu machen. Aber Plettenberg schreckt vor diesem Entschlusse zurück. Er will dem Orden, dem alten Glauben nicht untreu werden. Vielleicht scheut er auch die im Falle der Säkularisation kaum zu vermeidende Unterwerfung unter die Lehnshoheit Polens. Daß er den Weg nicht fand, ist tief zu bedauern. Die Zusammenfassung des Landes unter einem Herrn würde seine innere Kraft und die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Feinde erhöht haben; nur eine Dynastie konnte die auseinander strebenden Kräfte des Landes fest zusammenhalten. Es ist nur ein scheinbarer Erfolg Plettenbergs, wenn noch im Jahre 1526 auf einem neuen Landtage in Wolmar der Erzbischof samt seinen Suffraganen von Ösel, Reval und Kurland verspricht, dem Orden treu und gehorsam zu sein und Heeresfolge zu leisten. Nur zu bald vergißt Blankenfeld seine Versprechungen, und sein Nachfolger Thomas Schöning, der sich in Markgraf Wilhelm von Brandenburg, dem jüngsten Bruder Herzog Albrechts in der Hoffnung, durch dessen Verbindungen den Orden aus der Gewalt zu drängen, einen egoistischen, nur auf Landgewinn bedachten Koadjutor gewonnen hatte, sucht Verbindung mit Polen und Preußen und bringt das ganze Land mit Ausnahme Rigas zum Abfall vom Meister. Auf einem Landtage von 1530 muß sich Plettenberg dem Schiedsspruch der Bischöfe von Ösel und Dorpat unterwerfen, durch den der Rezeß von 1526 aufgehoben wird und Thomas Schöning die geteilte Oberhoheit über Riga wieder erhält. In den letzten Jahren Plettenbergs und noch mehr unter seinem Nachfolger zeigen sich überall im Lande traurige Zeichen des Verfalls. Über Genußsucht, Vetternwirtschaft, Fehlen des Gemeinsinns wird allgemein geklagt.

Eine besondere Gefahr für das Land werden die selbstsüchtigen Pläne Wilhelms von Brandenburg. Dieser nimmt sich Christoph von Mecklenburg zum Koadjutor, um dadurch auswärtigen Beistand zu erhalten, und gewinnt durch Geld den zweiten Mann des Ordens, den Landmarschall Jasper von Münster. Man plant, nach dem Tode des Meisters Heinrich von Galen, Münster zum Meister, Christoph von Mecklenburg zum Koadjutor zu machen, dann das Land zu teilen und in erblichen Besitz zu nehmen. Obwohl 1556 Wilhelm von Fürstenberg, ein tapferer und warmherziger Deutscher, zum Koadjutor gewählt war, läßt sich Wilhelm von Brandenburg nicht entmutigen, sondern wendet sich an seinen Bruder in Preußen um Hilfe. Dieser sollte nach Kurland rücken und auf Riga ziehen. Als der Landesverrat des Erzbischofs bekannt wird, wendet der Orden sich gegen ihn und nimmt ihn und

Christoph von Mecklenburg gefangen. Jetzt mischt sich König Sigismund August von Polen ein und verlangt Freilassung der Gefangenen. Fürstenberg, der inzwischen Ordensmeister geworden ist, läßt sich nicht einschüchtern und rüstet sich zum Kampf gegen Polen. Aber er hat die innere Kraft des Landes überschätzt: nur ein geringer Teil der Vasallen erscheint, und im Orden bildet sich eine mächtige polnische Partei. So kann Fürstenberg nur 7000 Deutsche und eine Anzahl Landsknechte und undeutsche Bauern aufbringen, während der Polenkönig mit 80 000 Mann heranzieht. Bei dieser Ungleichheit der Kräfte bleibt dem von allen Seiten bestürmten Meister nur der schwerste und verhängnisvollste Schritt übrig: er beugt sich in Poswol 1557 vor den Polen, läßt die Gefangenen frei und schließt entgegen dem russisch-livländischen Frieden von 1554 ein Bündnis mit Polen gegen Moskau.

Dies mußte auf die Beziehungen zu Rußland sehr ungünstig einwirken. Schon die zum Frieden von 1554 führenden Verhandlungen waren schwierig genug gewesen. Man hatte den Russen nicht nur freien Handel in Livland und freien Durchzug für Rußlandreisende zugestehen, sondern sich auch zu einem Zins für Dorpat, dessen Rückstände binnen drei Jahren zu zahlen waren, verpflichten müssen; gegen diese Zahlung war ein Friede von fünfzehn Jahren gewährt worden. 1557 kommt es zu neuen Verhandlungen über die Höhe des Zinses. Als die Parteien über die Summe einig sind, stellt es sich heraus, daß die Deutschen kein Geld mitgebracht haben. Die Russen geraten in größten Zorn und ihre Heereshaufen überschreiten Anfang 1558 die Grenze Livlands in einer Stärke von 30000 Mann, um überall unerhörte Greuel anzurichten. Vergebens sucht Fürstenberg die Kräfte des Landes zu einem starken Heer zu sammeln. Der Erzbischof verweigert Unterstützung, Bischöfe und Ritterschaften lassen den Meister im Stich, die Ständeversammlung gewährt keinerlei Hilfe. Schließlich sammelt Fürstenberg im Lager von Kirrempäh 1500 Reiter, 1500 Bauernschützen und einiges Feldgeschütz, eine winzige Zahl gegenüber 60000 bis 70000 Russen; dazu die Furcht vor dem Verrat des Bischofs von Dorpat. Ein energisches Vorgehen ist so unmöglich. Durch Fahrlässigkeit fällt Narwa; die Feste Neuhausen kann nicht entsetzt werden und fällt ebenso wie Dorpat in die Hand des Feindes. Endlich innere Schwierigkeiten im Orden: der überaus selbstsüchtige und ehrgeizige Komtur von Fellin — Gotthard Kettler — der sich mit polnischer Hilfe einen Teil des Landes anzueignen hofft, wird zum Koadjutor gewählt. Bald überträgt Fürstenberg ihm auch die Leitung des stattlichen, 7000 Knechte, 10000 Bauern, 2000 Reiter zählenden Heeres. Nicht zum Heile des Landes! Zwar gelingt es Kettler, Ringen zurückzuerobern und bei Terrafer ein russisches Lager von 12000 Mann zu zersprengen und bis nahe vor Dorpat zu verfolgen, aber anstatt diese Stadt zurückzugewinnen, eilt er nach Reval, wo politische Gründe: der wachsende, seinen Interessen ungünstige dänische Einfluß, seine Anwesenheit wünschenswert machen. Damit ist ein aussichtsreiches, weiteres Vordringen gegen die Russen, insbesondere die

Zurückeroberung von Dorpat aufgegeben, das Land weiterem feindlichen Einbruche preisgegeben. Dieser erfolgt mit großer Macht im Jahre 1559. Die Russen belagern, wenngleich erfolglos, Riga und dringen in Kurland ein. Nach einem Waffenstillstand im Laufe des Jahres 1559 wiederholt sich der russische Einfall. Der tapfere Landmarschall des Ordens, Phillipp Schall von Bell, der sich mit dem von Kettler herbeigerufenen polnischen Feldherrn Hieronymus Chodkiewicz vereinigen soll, läßt sich bei Ermes 1560 mit nur 500 Reitern und gleicher Anzahl Fußvolk auf eine Schlacht ein. Zunächst scheint das Häuflein zu siegen, wird aber trotz größter Tapferkeit so völlig überwältigt, daß kaum 5 Mann entkommen sein sollen. Es war die letzte, nicht unrühmliche Entfaltung der Ordensfahne. Bald darauf kapituliert Fellin, der stärkste, von Fürstenberg befehligte Platz Nord-Livlands; die Kriegsknechte, für deren Löhnung Kettler nicht gesorgt hat, übergeben die Stadt dem Feinde. Nur gegen Reval sind die feindlichen Angriffe ohne Erfolg.

Es war längst deutlich, daß das Land sich nicht aus eigener Macht verteidigen, sondern sich nach auswärtigem Schutz umsehen mußte. Von der zunächst verpflichteten Stelle, dem Deutschen Reiche, war er nicht zu erwarten; nicht einmal die versprochene Geldunterstützung von 100000 Gulden ist aufgebracht worden. Es bleiben nur Dänemark, Schweden und Polen als Retter möglich. Von diesen Staaten erscheint Fürstenberg Dänemark am geeignetsten, weil diese Macht bei ihrer Entfernung und geringen Bevölkerung kaum eine Gefahr für das Land werden konnte. Kettler dagegen war Anhänger eines Anschlusses an Polen. Die Pläne Kettlers gelangen zur Durchführung, da dieser 1559 endgültig über Fürstenberg gesiegt hatte und Meister geworden war. Man einigt sich dahin, daß Kettler Polen für tatkräftige Hilfe gegen Moskau die Unterwerfung des Landes in derselben Weise wie Preußen anbieten solle. Es kommt in Wilna zwischen Kettler und König Sigismund August ein Vertrag zustande, durch den der Orden unter gleichzeitiger Verpfändung einer Anzahl Schlösser sich dem Könige, wenn er ihn gegen Moskau verteidigt, zu Schutz und Schirm gibt. Einen ähnlichen Vertrag schließt der Erzbischof. Polen zögert mit der Hilfe zu beginnen. Es erweckt den Anschein, daß Kettler und der König, um das Land, mit dessen Widerstand man rechnen mußte, mürbe zu machen, übereingekommen waren, zunächst keine Hilfe zu leisten, die Not zu steigern und das Land zum Anschluß an Polen um jeden Preis zu bringen. Inzwischen unterwerfen sich andere Teile des Landes Dänemark und Schweden: die Bistümer Ösel und Kurland gehen durch Vereinbarung mit dem Bischof auf den dänischen Prinzen Magnus, eine unfähige Persönlichkeit mit weitgehenden Ansprüchen, über. In Reval erscheint im März 1561 der Schwede Klas Horn. Ohne Truppen und mit geringen Mitteln gelingt es ihm, fremde Truppen zu sich herüberzuziehen und die Stände eines großen Teiles von Estland und die Stadt Reval zur Huldigung für Schweden zu bringen. Nunmehr entschießt sich auch Polen-Litauen zu einem rascheren Vorgehen. Ein polnisch-

litauisches Heer rückt gegen die Schweden vor. Die diplomatische Arbeit wird von dem Großmarschall und Kanzler von Litauen, Nikolaus Radziwill, geleitet. Er stößt vor allem bei Riga, das sich nicht unterwerfen will, auf Widerstand. Schwierigkeiten macht bei den Verhandlungen die Frage, ob der Anschluß an Polen oder an Litauen, das zu einem wirksamen Schutz nicht im Stande ist, erfolgen solle, ferner die Entlassung vom Deutschen Reiche. Es wird vereinbart, daß die Unterwerfung, wenn sie von Polen nicht angenommen werden sollte, für Litauen gelten solle. Am 28. November 1561 huldigen die livländischen unterworfenen Teile des Landes dem König Sigismund August, nur Riga schließt sich aus. In dem Privilegium Sigismundi Augusti, der für den Adel bestimmten Bestätigungsurkunde, ist das zugesichert, was die Grundlage des deutsch-baltischen Lebens unter fremder Herrschaft sein sollte: Gewissensfreiheit, deutsche Verwaltung und Obrigkeit, deutsches Recht. Kettler wurde zum Herzog von Kurland und Semgallen ohne das Stift Kurland erhoben und sollte bei Lebzeiten königlicher Administrator von Livland sein. Riga unterwirft sich nur bedingungsweise — nämlich für den Fall der Vereinigung mit Polen — dem Könige. Als diese nicht erfolgte, erklärte die Stadt den Eid für nichtig und blieb noch zwanzig Jahre selbständig.

So endet das deutsche Livland, zwar im Widerstreit mit mächtigen Gegnern, aber doch uneinig und ruhmlos. Der Abschluß darf uns aber nicht über die Bedeutung der Gesamtleistung täuschen. Die Eroberung und noch mehr die Behauptung dieses räumlich vom Mutterlande getrennten, inmitten großer Nachbarreiche, die sich teilweise in voller Machtentfaltung befanden, gelegenen Landes ist eine außerordentliche Leistung, die erst der voll überblickt, der sich die geringe Zahl der Deutschen und die innere Zersplitterung vergegenwärtigt. Die Kraft des Landes spricht auch daraus, daß es sich fast hundert Jahre länger als Preußen von fremder Oberherrschaft freihielt. Nicht gering ist die geschichtliche Bedeutung dieses Staatsgebildes. Verhinderte es doch, daß auf baltischem Boden ein anderes festgegründetes Staatswesen entstand: Letten und Esten blieb die Bildung eines Staates versagt und die nach 1560 sich abwechselnde Herrschaft Polens, Schwedens, Rußlands hatte den Charakter des Episodenhaften. Keine dieser Mächte konnte den Charakter des Landes ändern, es war Fremdherrschaft, die, ohne eine Spur zu hinterlassen, vorüberging. Das öffentliche Leben des Landes: Verfassung, Recht, Bildung blieben deutsch, erst die letzten Jahrzehnte stellten dies infolge des Erstarkens der Letten und Esten in Frage. So stark war die Nachwirkung der Zeit deutscher Herrschaft in Verbindung mit zähem Festhalten an eigner Art. Noch heute macht das Land deutlich den Eindruck politischer Unfertigkeit, wartet auf eine Macht, die ihm dauernde Gestalt gibt. Aus der soweit zurückliegenden, vergessenen, anscheinend wirkungslosen Geschichte der Jahre 1200—1560 ergibt sich für Deutschland ein starkes Recht, eine starke Pflicht, dieser Bildner zu sein.

Der Weltkrieg und die Streikbewegung in Europa

Von Heinrich Göhting

Eine der ersten Folgen des Kriegsausbruches in Deutschland war die Verkündung des allgemeinen Burgfriedens. Nicht nur die Fehde zwischen den politischen Parteien und zwischen den verschiedenen gewerkschaftlichen Richtungen wurde eingestellt, sondern auch die wirtschaftlichen Kämpfe zwischen Arbeitern und Unternehmern wurden glatt abgebrochen. Nach den Berichten des Kaiserl. Statistischen Amtes, Abteilung für Arbeiterstatistik, im „Reichsarbeitsblatt" (Jahrgang 13, S. 414 und 415, S. 748 und 749, S. 936 und 937 und Jahrgang 14, S. 244) fanden in der Zeit vom Anfang August 1914 bis zu Ende des Jahres 1915 — also in fast anderthalb Jahren — nur 164 Arbeitskämpfe statt und zwar 160 Streiks und 4 Aussperrungen. Betroffen wurden von diesen Bewegungen 209 Betriebe (202 durch Streiks und 7 durch Aussperrungen) und beteiligt waren 14639 Personen (13412 durch Streiks und 1227 durch Aussperrungen). Die Arbeitskämpfe des Jahres 1915 zeigt die auf Seite 278 stehende Aufstellung.

Überaus beachtenswert ist, daß die Arbeitskämpfe im Kriege sich aber besonders noch durch ihre verhältnismäßig kurze Dauer von denen im Frieden unterscheiden. Die meisten der Bewegungen dauerten nur einen Tag oder noch weniger. Dementsprechend war die Zahl der verloren gegangenen Arbeitstage (Zahl der Streikenden bezw. Ausgesperrten vervielfacht mit der Dauer der Arbeitsstreitigkeit) eine überaus geringe; im ersten Kriegsjahr (1. August 1914 bis 31. Juli 1915) wird sie mit 36576 (32932 durch Streiks und 3644 durch Aussperrungen) angegeben. Bei der Mehrheit der Streikfälle handelt es sich um die Regelung von Arbeitslohn und Arbeitszeit. Aber auch andere Ursachen waren zu verzeichnen. Verschiedentlich wurde die Arbeit niedergelegt, um dadurch die Wiedereinstellung entlassener Mitarbeiter zu erzwingen, so beispielsweise in Berlin (Automobilfabrik), im Reg.-Bez. Potsdam (Granatzünderbau und Baugeschäft), in Hamburg (Seifenfabrik), im Reg.-Bez. Cöln (Militäreffekten-Industrie), im Reg.-Bez. Mittelfranken (Briefumschlagfabrik), in der Kreishauptmannschaft Dresden (Bierbrauerei) u. v. a. m. Wegen der Entlassung mißliebiger und dem Trunke ergebener Personen kam es zur Ausstandsbewegung

in zwei Fällen in Berlin (Zünderfabrik und Restaurationsbetrieb). Typisch sind die beiden im Baugewerbe im Reg.-Bez. Cöln und im Reg.-Bez. Düsseldorf. Im ersteren Falle erfolgte die Arbeitsniederlegung wegen der Einstellung von unorganisierten Arbeitern und im anderen Falle sollte mit der Streikbewegung die Anerkennung der Organisation der Arbeiter durchgesetzt werden. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß verschiedentlich Ausstände ausbrachen, wo die Arbeiterschaft teilweise noch unorganisiert war, so beispielsweise in Kattowitz.

Die Arbeitskämpfe in Deutschland 1915.

a) Streiks.

	Industrie- und Gewerbegruppe	Anzahl der Arbeitskämpfe	Betriebe	Streikende	Erfolge der Arbeiter		
					voller	teilweiser	ohne
1	Bergbau und Hüttenwesen . . .	22	23	5 327	3	10	9
2	Steine und Erden	3	3	260	2	—	1
3	Metallverarbeitung	7	7	192	3	—	4
4	Maschinenbau	22	23	1 975	3	2	17
5	Forstwirtschaftliche Nebenprodukte .	3	3	37	—	1	2
6	Textilindustrie	3	3	331	—	—	3
7	Papierindustrie	1	1	8	—	—	1
8	Lederindustrie	3	4	51	—	—	3
9	Holzindustrie	4	5	216	—	3	1
10	Nahrungsmittelgewerbe	11	11	660	4	3	4
11	Bekleidungsgewerbe	2	2	35	1	1	—
12	Baugewerbe	29	35	1 506	5	9	15
13	Handelsgewerbe	12	35	491	3	1	8
14	Transportgewerbe	7	12	173	—	4	3
15	Gastwirtsgewerbe	3	6	43	—	—	3
16	Theater	1	1	16	—	1	—
17	Sonstige Industrie- u. Gewerbezweige	4	4	318	—	2	2
	Sa.	137	178	11 639	24	37	76

b) Aussperrungen.

	Industrie- und Gewerbegruppe	Zahl der Arbeitskämpfe	Betriebe	Ausgesperrte	Erfolge der Unternehmer		
					voller	teilweiser	ohne
4	Maschinenbau	3	3	1 165	2	1	—
11	Bekleidungsgewerbe	1	4	62	—	1	—
	Sa.	4	7	1 227	2	2	—

im Neuroder Steinkohlenrevier, im Waldenburger Kohlenrevier u. v. a. m. Überhaupt hat man es bei der Mehrheit der Streikfälle mit sogenannten wilden Streiks, d. h. Streikbewegungen, die ohne Erlaubnis der in Frage kommenden Gewerksschaftsorganisationen in Szene gesetzt wurden, zu tun. Erfreulich ist, daß die überaus große Mehrheit der streitigen Fragen auf dem Gebiet des Arbeitsverhältnisses durch friedliche Vereinbarungen erledigt werden konnten.

Gerade wie in Deutschland, so wurde auch in Frankreich gleich bei Kriegsbeginn die Parole des allgemeinen Burgfriedens herausgegeben. Selbst die schärfsten Syndikalisten, wie Vaillant, Guesde, Sembat usw., die noch wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges stürmisch verlangten, die Internationale der organisierten Arbeiterschaft müsse jeden Krieg mit Insurrektion und Massenstreik beantworten, riefen in großen Volksversammlungen die Arbeiter zum Kampf für die Verteidigung des Vaterlandes auf. Diese Vorgänge spiegeln sich natürlich in der Arbeiterbewegung Frankreichs wieder. Aber auch der allgemeine Stillstand von Handel und Industrie und die Mobilmachung, die die Organisationen der Arbeiter sozusagen blutleer gemacht hat, haben die Streikbewegung in Frankreich nicht unbeträchtlich beeinflußt. Nach Mitteilungen des „Bulletin de l'Office du Travail" vom August 1915 fanden in den ersten neun Kriegsmonaten (1. August 1914 bis zum 30. April 1915) in Frankreich nur 32 Streiks und 4 Aussperrungen statt. Die meisten Bewegungen verzeichnet die Textilindustrie, nämlich 12, dann folgen die Lederindustrie mit 7, das Transportgewerbe mit 6 und die Nahrungs- und Genußmittelindustrien mit 5 Bewegungen. In der Holz-Bauindustrie und im Handelsgewerbe fanden keine Bewegungen statt. Über die Zahl der beteiligten Arbeiter liegen nur über die 18 Konflikte vom Januar bis zum April 1915 Angaben vor; sie betrug 842. Das Resultat dieser Arbeiterbewegungen war folgendes: 10 waren erfolgreich, 9 teilweise erfolgreich und 16 erfolglos für die Arbeiter. In der Mehrheit der Streikfälle handelt es sich um Bewegungen im Umfange von einen bis zu sechs Tagen.

Ganz anders als in den beiden vorgeschilderten Ländern haben sich die Verhältnisse der Arbeiterbewegung in England gestaltet. Der auch hier bei Kriegsausbruch proklamierte Burgfrieden ist gar bald den heftigsten Arbeitskämpfen gewichen. Selbst das Munitionsgesetz vom 2. Juli 1915 hat hier keine Hemmung in der Streikbewegung herbeiführen können. Nach Mitteilungen der amtlichen „Labour Gazette" vom Februar 1916 fanden im Jahre 1914 999 und im Jahre 1915 674 Arbeitsstreitigkeiten statt. In Wirklichkeit ist aber die Zahl der Arbeitskämpfe in England noch viel beträchtlicher. Während in der deutschen Statistik alle Bewegungen, und somit auch die kleinsten, ergriffen worden sind, erfaßt die englische Streikstatistik nur die Bewegungen von größerer Bedeutung. Die Arbeitskämpfe des letzten Jahres (1915) zeigt folgende Aufstellung:

Die Arbeitskämpfe in England 1915.

(Streiks und Aussperrungen zusammen).

	Industriegruppe	Zahl der Kämpfe	Zahl der beteiligten Arbeiter	Verloren gegangene Arbeitstage
1	Baugewerbe	61	15 388	129 600
2	Kohlenbergbau	77	296 064	1 643 760
3	Sonstiger Bergbau und Fuhrwesen	5	785	10 200
4	Maschinenbau	97	24 930	222 500
5	Schiffsbau	46	6 856	49 000
6	Sonstige Metalle	44	12 478	67 900
7	Textilindustrie	67	33 472	382 200
8	Bekleidungsgewerbe	37	5 150	24 300
9	Transportgewerbe	78	25 111	158 900
10	Sonstige Gewerbe und öffentliche Betriebe	162	25 702	281 400
	Sa.	674	445 936	2 969 700

Nach Berichten von „Daily Citizen" stellt der Streik der Bergarbeiter des Süd-Waliser Kohlendistriktes vom Juli 1915 die größte Arbeiterbewegung des Jahres 1915 dar. In der Mehrheit der Streikfälle handelt es sich um die Regelung des Arbeitslohnes; eine nennenswerte Zahl hatte aber auch noch andere Ursachen. So führte beispielsweise in Liverpool und Birkenhead die Praxis verschiedener Arbeiterkategorien, die Arbeit am Freitag nachmittag um 5 Uhr niederzulegen und erst am Montag Morgen wiederaufzunehmen, zu Arbeitsausständen. In Springhead stellt der Streik der Mechaniker, Schmiede und Kesselschmiede der Lokomotivwerke einen Protest gegen die Einstellung ungelernter Arbeiter an den Drehbänken dar. Typisch ist der Fall einer Arbeitseinstellung im Schiffbaugewerbe zu Cowes. Hier wollte man mit der Streikbewegung die Entlassung unorganisierter Arbeiter erzwingen. Nach Mitteilungen von „Daily News" streikten im Mai 1915 die Seeleute von South Shields, weil sie nicht mit chinesischen Heizern zusammen arbeiten wollten. Interessant sind auch die Arbeitskonflikte, die wegen der Beschäftigung von belgischen Flüchtlingen zu verzeichnen waren. Nach verschiedenen Bewegungen einigte man sich zum Beispiel im Formergewerbe in der Weise, daß, solange noch einzelne der englischen Former arbeitslos sind, belgische Former keine Erlaubnis erhalten, in englischen Werkstätten zu arbeiten. Ähnliche Arbeitskämpfe fanden aber auch wegen der Einstellung der von Kanada hinzugezogenen Munitionsarbeiter statt. Bei der Bekämpfung der Streikbewegung in England konnte man manchmal ganz eigenartige Praktiken beobachten. So hat man nach Londoner Meldungen vom Mai 1915 in den verschiedenen Häfen, die

unter den fortwährenden Arbeitskämpfen besonders schwer leiden, versucht, sich auf eine recht seltsame Art zu helfen, und zwar dadurch, daß man uniformierte Hafenarbeiterbataillone einrichtete. Die Mannschaften dieser Bataillone erhalten einen Zivillohn von mindestens 35 Schilling pro Woche, der von den Unternehmern den Behörden zurückerstattet wird, sowie ferner von den letzteren 7 Schilling Soldatengeld und freie Uniform. Aber auch dieses Abhilfemittelchen, welches einer gewissen Anziehung auf kleinere Teile der Arbeiterschaft nicht entbehrte, hat natürlich nicht vermocht, die unter den Hafenarbeitern herrschende Unzufriedenheit zu beseitigen. Auch Fälle von Sabotage, d. h. die mutwillige Zerstörung öffentlichen und privaten Eigentums seitens der Streikenden, wurden berichtet. Nach Mitteilungen von „Daily Graphic" vom Juni 1915 herrschte in den Zentren der Baumwollindustrie von Oldham und Lancashire eine außerordentliche Erbitterung in den Arbeiterkreisen; die in diesen Textilbezirken ausgebrochenen zahlreichen Brände, denen eine ganze Anzahl von Spinnereien und Webereien sowie mehrere Baumwollager zum Opfer gefallen sind, sollen von den streikenden Arbeitern angelegt worden sein. Auch im Jahre 1916 hat nun die Streikbewegung in England nicht nachgelassen. Nach einer Erklärung von Lloyd George ist die englische Munitionserzeugung im März 1916 infolge der Arbeiterausstände um 28 Prozent geringer als im Januar 1916.

Auch unsere anderen Gegner haben betreffs der Arbeiterbewegung ihre Sorgen. So wird beispielsweise in Rußland eine Streikbewegung durch die andere abgelöst. Überhaupt stand das Zarenreich in den letzten Jahren im Zeichen der Arbeiterausstände. Nach einer Veröffentlichung des russischen Handels- und Gewerbeministeriums gab es beispielsweise im Jahre 1913 2404 Streiks politischer und ökonomischer Natur mit 880 096 Streikenden. In den ersten sieben Monaten des Jahres 1914 stieg die Zahl der Streiks bereits auf 4098, an denen 1 494 284 Personen beteiligt waren. In der Kriegszeit ist nun die Ausstandsbewegung nicht zum Stillstand gekommen und zwar trotz aller Maßnahmen der russischen Regierung. Nach Mitteilungen der schwedischen Zeitung „Stormklokkan" fanden im April 1915 Proteststreiks größeren Stils zur Erinnerung an die Lenavorgänge in verschiedenen Teilen Rußlands statt. Mit dem Feldruf: „Der Bürgerkrieg ist die Parole der revolutionären Sozialdemokratie in diesem historischen Augenblick!" wurden diese Massenbewegungen eingeleitet. Am 1. Mai 1915 streikten in Petersburg 35 000 Arbeiter mit der Parole: „Nieder mit dem Kriege!" Im Juni 1915 brach wiederum in Petersburg und zwar unter den Metallarbeitern ein Streik aus, der 15 000 Mann umfaßte und wobei die Sabotage in weitestem Umfange angewendet wurde. In demselben Monat brachen mehrere Streiks im Innern Rußlands aus. In Moskau kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Streikenden und den Organen der öffentlichen Sicherheit, denen zwanzig Personen zum Opfer fielen, und in Kostroma, dem Zentrum der russischen Textil

industrie, erforderte der Streik nicht weniger als sechzig Opfer an Menschenleben. Ende Juli 1915 brach in Iwano-Wosnesensk ein Streik aus, der abermals den Verlust einer ganzen Anzahl von Menschenleben — ungefähr hundert — zur Folge hatte. Als Protest gegen das Eingreifen der öffentlichen Sicherheitsorgane wurde darauf ein Streik in Petersburg proklamiert, an welchem 50 000 Arbeiter teilnahmen. Die Folge hiervon war, daß die Polizei in den Monaten August und September unter der Arbeiterschaft von Petersburg und Moskau Massenuntersuchungen vornahm, welche mit der Verhaftung von etwa hundert Personen endeten. Diese Ereignisse und verschiedene andere Umstände, wie zum Beispiel die Weigerung der russischen Regierung, die Interpellation über das Vorgehen gegen streikende Arbeiter zu beantworten, gaben den Anlaß zu einem großen politischen Demonstrationsstreik. In Petersburg streikten 150 000 Arbeiter. Auf den Putilow-Werken, bekanntlich eine der größten Munitionswerkstätten Rußlands, zogen die Arbeiter mit roten Fahnen auf und sangen revolutionäre Lieder. Als die Nachricht von dieser großen Kampfbewegung nach Moskau gelangte, beschlossen die dortigen Arbeiter mit ihren Petersburger Kollegen gemeinsame Sache zu machen. Drei Tage lang fuhr in Moskau keine Straßenbahn und erschienen keine Zeitungen. Von Moskau sprang die Streikbewegung nach Nischni-Nowgorod über, wo 25 000 Arbeiter einen Tag lang streikten, und dann nach Charkow.

Zum größten Teile politischer Natur war auch die Ausstandsbewegung in Italien. Aber auch die stetige Verteuerung der Lebensmittel spielte hier eine nicht unbeträchtliche Rolle. So wurde im Februar 1915 von einem Generalstreik von über 100 000 Arbeitern in Neapel infolge der rapiden Steigerung der Brot- und Fleischpreise berichtet. Nach Mitteilungen des Mailänder „Avanti" kam es Mitte April 1915 in Mailand wegen der Tötung eines Arbeiters bei den Kundgebungen gegen den Krieg auf dem Domplatz zu einem vierundzwanzigstündigen Generalstreik. Typisch für die Arbeiterbewegung Italiens während der Kriegszeit sind die vielen partiellen Streikbewegungen in den Munitions- und Heeresausrüstungsindustrien.

Aber auch die neutralen Länder sind von der Streikbewegung nicht verschont worden. Nicht zuletzt gilt dies von den drei skandinavischen Königreichen. Hier fanden verschiedentlich partielle Streikbewegungen in den mit Heeresaufträgen für die kriegführenden Staaten beschäftigten Industrien und Gewerbe statt, so zum Beispiel im Kopenhagener Sattlergewerbe. Größere Arbeitskämpfe des Jahres 1915 waren der Tabakarbeiterstreik in Christiania zu Beginn des Jahres, ferner der 5000 Personen umfassende Kampf im norwegischen Baugewerbe, der Hafenarbeiterstreik in Bergen u. v. a. m. Heftiger setzte aber die Streikbewegung in den drei nordischen Reichen im Jahre 1916 ein, wo die meisten Tarifvereinbarungen abliefen. Die bedeutendsten Bewegungen sind hier der am 19. Januar 1916 begonnene Streik von 1800 Maurern in Kopenhagen, ferner der Streik der 4000 norwegischen Grubenarbeiter, der im Februar

1916 begann, der Streik der 4000 dänischen Eisenarbeiter, der ebenfalls im Februar 1916 einsetzte, der Streik der 6000 Bau- und Möbeltischler in Dänemark vom Anfang April u. v. a. m. Von Interesse ist ein Streik von 250 Reservebremsern in Schweden. Dieser Arbeitskampf ist der erste im Bereiche der schwedischen Staatsbahnen. Geringere Bedeutung hatte die Streikbewegung in Holland während der Kriegszeit. Arbeitsniederlegungen fanden hier nur in der Schiffahrt und den verwandten Hafenbetrieben statt. In der Regel handelte es sich hier und zwar speziell bei den Seeleuten um Kriegsheuern und Sonderbezahlung wegen der Kriegsgefahr. In der Schweiz wurde bei Kriegsbeginn der allgemeine Burgfrieden proklamiert und die bestehenden Kampfbewegungen — bis auf eine in der Tabakindustrie zu Vevey — abgebrochen. Von den wenigen Streikbewegungen, die hier während der Kriegszeit zu beobachten waren, sind die nennenswertesten der Streik der Bäckergehilfen zu Genf, der partielle Streik der Tischler zu Zürich und neuerdings der Streik der Metallarbeiter zu Winterthur, an welchem 1200 Personen beteiligt waren, und wodurch die Wiedereinstellung zweier entlassener Vertrauensleute der Arbeiterorganisation erzwungen werden sollte. Lebhafter war die Streikbewegung in Spanien. Hier wurde im Juni 1915 ein größerer Ausstand der Bergarbeiter, der sich über die ganze Provinz Asturien erstreckte, mit Erfolg der Streikenden beendet. Weniger Erfolg hatten im November 1915 die Mechaniker und Heizer der Eisenbahngesellschaft Südspaniens. Der Zugverkehr wurde hier von den Ingenieuren der Gesellschaft aufrecht erhalten. Eine Bewegung von größerer Bedeutung war ferner der Generalausstand der Metallarbeiter von Barcelona vom Januar 1916, der nach Mitteilungen von „Temps" aus Madrid nach ein paar Tagen infolge des Entgegenkommens der Unternehmer beigelegt werden konnte. Wie überall bei den Arbeitsstreitigkeiten in den südlichen Ländern, so kam es auch in Spanien verschiedentlich zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Streikenden und den Wächtern der öffentlichen Sicherheit. So nahm nach Madrider Meldungen vom Anfang März 1916 der Streik in La Union bei Cartagena eine recht tragische Wendung. Eine Gießerei wurde von den Streikenden gestürmt und es kam zu einem regelrechten Kampfe der Ausständigen mit den Gendarmen und Wachtsoldaten. Hierbei wurden auf beiden Seiten 51 Personen getötet und 73 mehr oder weniger schwer verwundet.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

Riesen und Zwerge. Märchen und Sage sind Spiele der freischaffenden Phantasie, doch auch die Phantasie bedarf des Anstoßes, wenn sie in bestimmter Richtung arbeiten soll, und erst wer diese Anstöße kennt, kann sagen, er habe die beiden Dichtungsarten ursächlich erklärt. Die Aufgabe ist bei den Sagen verhältnismäßig einfach: sie wurzeln in historischer Zeit und geschichtlichen Realitäten; ein Ort oder ein Vorgang irgendwelcher Art ist stets ihre Keimzelle. Eine solche Ursache kann sich unserer Kenntnis zufällig entziehen durch den Mangel einer Überlieferung oder durch die Unmöglichkeit, Sage und geschichtlichen Vorgang in glaubhafte Beziehung zueinander zu setzen — grundsätzlich ist bei der Sage die Aufgabe lösbar und in der Masse der Fälle auch einwandfrei gelöst.

Dagegen ist das Märchen eine Dichtform, deren Ursprünge weit vor aller Geschichte liegen. Wie es in kindlichen Gemütern am tiefsten haftet und in der Kinderstube seine liebste und eigenste Heimat hat, so stammt das Märchen als Gattung aus den Kindheitstagen der Menschheit. Daß auch bei ihm Realitäten irgendwelcher Art der Phantasietätigkeit ursprünglich die Richtung gegeben haben, braucht nicht bezweifelt zu werden — den Zusammenhang aufzuspüren und zweifelsfrei nachzuweisen, kann jedoch hier nur in glücklichen Ausnahmefällen gelingen. Der Versuch dazu muß dennoch gewagt werden.

Gerade weil das Märchen eine uralte Form menschlichen Dichtens ist, wird man gut tun, bei diesem Versuch in der Zeit soweit zurückzugreifen, wie nur immer möglich. Das erste, was wir von unseren germanischen Vorvätern wissen, ist, daß sie in die meisten der jetzt von ihnen bewohnten Gebiete in geschichtlicher Zeit eingewandert sind und daß sie dort fast überall eine ältere Bevölkerung verdrängt haben. Slawen, Römer, Kelten sind solche Vorbewohner, die wir mit Namen kennen; in vielen Ortsnamen und einer vielerorts deutlich erkennbaren Rassenmischung haben sie Spuren ihres einst sehr ausgebreiteten Daseins auf deutschem Boden hinterlassen. Die Bodenfunde aber, die weiter zurückreichen, lehren, daß auch diese Slawen, Römer und Kelten nicht die ältesten Bewohner Deutschlands waren, sondern daß wieder vor ihnen an vielen Stellen ältere Einwohner gesessen haben, Ureuropäer verschiedener Rassen, von denen nur ein paar Geländenamen, ein paar Hundert Gräber, Funde von Metallspangen und Tongefäßen geblieben sind. Soweit wir zurückzublicken vermögen, ist auf unserem uralten Boden ein Auf und Ab verschiedener Rassen und Stämme zu beobachten, ein Hin- und Herwogen der Völker, Besitznahme und Verdrängung und neue Anfüllung des Landes.

In kurzen Kampfzeiten haben sich Eroberer und Besiegte Aug in Auge geschaut, in viel längeren Zwischenpausen haben sie nur durch dunkle Überlieferung voneinander gehört, und das sind die märchenbildenden Zeiträume geworden. Der häufigste Weg, auf dem das deutsche Eroberervolk von den verdrängten Vorbewohnern Kunde erhielt, sind sicherlich Gräberfunde gewesen. Noch heutzutage werden z. B. am deutschen Oberrhein jährlich neue Gräberreihen aufgedeckt — wieviel häufiger mußten solche Funde sein in den Jahrhunderten kurz nach Verdrängung der Urbewohner, als diese Gräber noch viel zahlreicher waren und noch nicht so tief unter dem Schutt der Jahrtausende lagen wie heute,

noch nicht geschützt waren durch Besitzrechte und Denkmalpflege, wie in unserer alles polizierenden und regulierenden Kulturwelt!

Deckt man nun heute ein solches Grab auf, in dem der Urbewohner ausgestreckt am Grunde liegt, dann macht man immer aufs neue die Erfahrung, daß die Erdarbeiter, die mit Spaten und Hacke ihr Bestes an der Sache getan haben, beim ersten Anblick des Skeletts erstaunt ausrufen: „Das ist aber ein langer Mann gewesen!" Hält man dann etwa den Oberschenkelknochen des Skeletts neben den des Arbeiters, so zeigt sich regelmäßig, daß der Tote keineswegs von langer Gestalt gewesen sein kann, meist ist er kürzer als die an der Grabung Beteiligten. Die Täuschung entsteht dadurch, daß sich der Tote beim Schwinden der Muskelbänder gleichsam gestreckt hat: der Schädel ist hintenüber gefallen, die Fußknochen vornüber, so daß der Mann im Grab einen längeren Raum einnimmt, als einst im Leben. Stießen in grauer Vorzeit naive Kinder unseres Volkes, die nicht gewohnt waren, eine Sinnestäuschung sogleich durch den Versuch zu berichtigen, auf einen solchen Toten, so blieb der Eindruck unkorrigiert bestehen und er wurde formuliert, wie ihn unsere Kinder heute noch formulieren: „Hier liegt ein Riese begraben". Die Riesenformen der Steinsetzungen, die Ungeschlachtheit der bei den Toten gefundenen Waffen und Geräte waren geeignet, diesen Eindruck zu verstärken, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir hier einen der Anstöße erkennen, der die Märchenphantasie zum Glauben an die Riesen der Vorzeit anregte.

Tatsächlich ist jedes Eroberervolk den Vorbewohnern überlegen gewesen, sonst hätte es sie ja nicht besiegt, und da die Vorzeit ihre Kämpfe durch rohe Körperkraft entschied, ist im allgemeinen anzunehmen, daß die Sieger auch an Körperlänge den Besiegten „über" waren. Nun sind die besiegten Vorbewohner in den seltensten Fällen völlig vernichtet oder ganz aus dem Lande verdrängt worden. Das Herrenvolk hatte Raum genug in den fruchtbaren Talebenen, auf dem besten Boden des Landes, und kümmerte sich wenig darum, wer und was in den Wäldern, auf den Bergen und in abgelegenen Talwinkeln sein Wesen trieb. Hier mochten zurückgedrängte Reste der Vorbevölkerung noch lange ein Schattenleben fristen, hier mochten Germanenkinder beim Spiel und Beerensuchen, in Stimmungen, die der Phantasietätigkeit günstig waren, Gruppen der Urbewohner antreffen, die ihnen im Vergleich mit den eigenen hochgewachsenen Eltern zwerghaft klein erschienen — eine Quelle des Glaubens an Zwerge scheint damit aufgedeckt.

Die Vermutung läßt sich weiter stützen. Nur eine Bevölkerung, die lange im gleichen Lande sitzt, kann sich eine gute Kenntnis der Bodenschätze erwerben. Das Eroberervolk bleibt lange Zeit, namentlich was Metallfunde angeht, auf die Angaben angewiesen, die die Vorbevölkerung ihm macht. Ein stammesfremder Mann ist darum typisch in jedem Eroberervorf der Welt: der Schmied. Deutsche Dichtung nun stellt den Schmied als Zwerg dar, so sehr das der Erfahrung unserer Gegenwart widerspricht: Mime als Zwerg in Richard Wagners Siegfried ist das bekannteste von vielen Beispielen hierfür. Ihre Kenntnis der Bodenschätze konnten die Vorbewohner auch noch verwerten, wenn sie vom Eroberervolk in die Wälder und Berge zurückgedrängt waren, und wie leicht konnte es dann geschehen, daß einmal Germanen die Vorbewohner am Schmelzfeuer überraschten. Das Feuer wurde beim eiligen Rückzug flüchtig überdeckt und die nachstöbernden Störenfriede fanden unter Holzkohlenresten und Schlacken staunend das blinkende Metall — ganz wie es das Märchen beim Zwerg findet.

Lange können Eroberer und Besiegte im gleichen Land zusammenwohnen, ohne sich jemals zu sehen. So ist es heute auf Ceylon: das indische Eroberervolk rings an den Küsten hat die Weddas ins gebirgige Innere der Insel zurückgedrängt und jedes Volk meidet die Berührung mit dem andern aufs strengste. Aber wirtschaftlich sind beide aufeinander angewiesen und so stellt der Wedda nachts seinen Honig, seine Web- und Flechtwaren vor die Türen des Inders, und nimmt dafür Salz, Getreide und Reis mit, die ihm der Inder am Abend vorher als Tauschware bereitgestellt hat. Solches Zu-

sammenleben ohne eigentliche Kenntnis von einander hat gewiß auch einst in Teilen Deutschlands stattgefunden, und lauschende Germanenkinder können von dem huschenden Schleichvolk der Wälder Anregung für die Gestalten ihrer Märchen geschöpft haben. Wollten sie neugierig wenigstens eine Spur der nächtlichen Besucher erhaschen, so streuten sie wohl, wie das Märchen nicht müde wird zu erzählen, den „Wichtelmännern" Sand oder Asche auf den Weg vorm Haus in den Wald hinein, und wenn sie dann am Morgen nachzusehen kamen, hatten schon die gefiederten Hausgenossen, die gemeinhin am frühesten auf zu sein pflegen, ihre Spuren in den Sand gedrückt: daher die Märchen von den Zwergen mit Hühner- oder Entenfüßen.

Gewiß soll man die Versuche rationalistischer Erklärung nicht überspannen — ein Stück weiter helfen sie doch in ein Gebiet hineinschauen, das sich geschichtlicher Erhellung entzieht. A. G.

Kunst

Heinrich Wölfflin: Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst. F. Bruckmann A.-G. München 1915. 10 M. geh., 12 M. geb.

Ein neuer Wölfflin ist ein Ereignis. Der bedeutende Kunstforscher kargt mit seinen Gaben, und es sind allemal reife Werke, die er in gemessenem Abstand der deutschen Öffentlichkeit vorlegt. Auch diese „Systematik" wurde seit Jahren nach einer Andeutung und wenigen zerstreut erschienenen Vorarbeiten erwartet. Nun liegt das Werk vor, aber mancher wird erstaunt sein, wenn er es aufschlägt. Es zeigt nicht die übergreifende abstrakte Allgemeinheit, die sein Titel vermuten läßt. Fast möchte man sagen, der Untertitel träfe eigentlich das Wesentliche besser. In der Tat kommt der Kern dieser Untersuchungen mit dem Thema der ersten Arbeit Wölfflins überein: es handelt sich um den Übergang und wesenhaften Unterschied zwischen Renaissance und Barock, nun aber nicht mehr so, daß die Analyse jeweils die entscheidende Drehung am einzelnen Stilmotiv aufwiese, sondern unter ganz allgemeinen begrifflichen Gegensätzlichkeiten wird die wesenhafte Verschiedenheit dieser beiden großen neuzeitlichen Stile zur Anschauung erhoben. Und so sehr ist die antithetische Logik dieser Begriffspaare in den Vordergrund geschoben, daß der konkrete Beleg, so sehr er die Hauptsache ist, doch etwas zufällig Beispielhaftes nicht los wird. Andererseits springt das Belegmaterial nicht in der Geschichte herum. Wenn auch gelegentlich Beispiele aus anderen Epochen hinzugezogen werden, so steht doch gerade der Gegensatz von Renaissance und Barock fest im Mittelpunkte der Betrachtung. Und so bekommt die Darstellung ihre eigene logische Pikanterie dadurch, daß, wie durch vorbestimmte Fügung, ein dialektisch einleuchtendes System von Gegensätzlichkeiten, die sich beinahe auseinander deduzieren lassen, auf einen ganz bestimmten Fall der sonst aller Logik gegenüber so spröden Wirklichkeit tatsächlich zu passen scheint.

Die Erörterung geht vom Gegensatz des Linearen und Malerischen aus. Im Barock verschwimmt der Kontur. Der zeichnerische Stil der Klassik sah in Linien, der malerische des Barock in Massen. Das Tastbild wird ersetzt durch das Sehbild. Erst damit wird eine Schönheit des Körperlosen möglich. Der zweite Gesichtspunkt, unter dem sich der Gegensatz beider Stile betrachten läßt, ist der von Fläche und Tiefe. Die Renaissance komponiert in parallel geschichteten Flächen, das Barock geht auf eigentliche Tiefenkomposition. Ferner gliedert sich das klassische Kunstwerk in der geschlossenen, in sich selbst begrenzten Form, während die offene Form des Barock überall über sich selbst hinausweist und unabgegrenzt erscheinen will. Die Klassik betont ausdrücklich die Horizontalen und Vertikalen, das Barock verschleiert diese Gliederung. Die Symmetrie behält es bloß in der Baukunst bei. Das Verhältnis zwischen Raum und Füllung wird erst bei ihm ein scheinbar zufälliges, das Bild verleugnet den Rahmen, dessen Abschluß doch insgeheim wohlbeabsichtigt ist. Die Figur verliert die Konsonanz mit den begleitenden architektonischen Formen. Ja, das Verhältnis steigert sich überhaupt zum Gegensatz zwischen betontem Gesetz und zur Schau gestellter Freiheit. Den Werten

des Seins in der Renaissance stehen im Barock die Werte der Veränderung gegenüber. Trotzdem ist gerade die klassische die Komposition, die innerhalb der Einheit eine Vielheit der Elemente in relativer Selbständigkeit beläßt, während im Barock die Elemente in die einheitliche Dynamik des Ganzen hineingerissen sind. Dem gegliederten Formensystem der Klassik steht der unendliche Fluß des Barock gegenüber. Dort sind die Akzente koordiniert, hier dem einheitlichen Gesamtmotiv untergeordnet. Unmittelbar einleuchtend ist, daß sich alle behandelten Gegensatzpaare schließlich auf das eine hin wenden lassen, das Klarheit und Unklarheit oder betonte und verschleierte Klarheit einander gegenüberstellt. Hier gewinnt namentlich die Lichtbehandlung des Barock, etwa bei Rembrandt, eine besondere Bedeutsamkeit.

Alle diese Antithesen, die sich unter fünf hauptsächliche Gegensatzpaare ordnen, werden in der lichtvollen Weise, die wir an Wölfflin bewundern, an einem reichen Schatz von Einzelbeispielen belegt, die als Illustrationen dem Buche beigegeben sind. Dabei geht meist der Weg von der Malerei über die Plastik zur Architektur. Die Einheit des Stiles übergreift also sehr wohl den Unterschied in den künstlerischen Bedingungen der besonderen Kunstzweige. Schon innerhalb dieses Kernes der Erörterung greift der Verfasser aber über die Immanenz der kunstgeschichtlichen Gegebenheiten hinweg, indem er unter der Spitzmarke: Historisches und Nationales allemal die klassische Formgebung zur romanischen, die barocke zur germanischen Naturanlage in besonders nahe Beziehung bringt. Ferner kompliziert sich die Problemlage, indem Wölfflin innerhalb des Stiles jeweils eine doppelte Motivation, einmal vom Ausdruck einer nationalen oder historischen Individualität her und dann einer solchen Unterschieden gegenüber indifferenten Besonderung des sozusagen rein optischen Kunstsehens unterscheidet. Und innerhalb dieser zweiten rein auf die Grundbedingungen der Darstellung, das Schema der Seh- und Gestaltungsmöglichkeiten gehenden Betrachtung ist wiederum die imitative von der dekorativen Funktion dieser Begriffe zu trennen.

Es ist zumal die Einleitung und der Abschluß, wo diese wirklich systematischen Erwägungen, freilich in einer sehr zusammengedrängten und wenig erschöpfenden Darstellung ihren Platz gefunden haben. Hier zeigt sich nun doch, wie sich die historische Wirklichkeit für die gewaltsame Festlegung auf eine antithetische Logik rächt. Das wird vor allem an der unbefriedigenden Behandlung der gelegentlich zugezogenen sogenannten Frührenaissance offenbar. Unter der Bezeichnung der „Primitiven" wird sie trotz gelegentlicher Einschränkungen und Vorbehalte doch im Grunde dem Schema zuliebe ihres Eigenwertes beraubt und lediglich als Vorstufe auf die Klassik bezogen. Aber überhaupt muß sich, zumal die Einsinnigkeit der Bewegung von der Klassik zum Barock eine Umkehrung auch logisch ausschließen soll, sehr laut die Frage vernehmbar machen, wie sich denn dieser kunsthistorische Einzelfall, dem die Untersuchung gilt, in die übergreifende Entwicklung hineinfügt, wenn das Tertium non datur des kontradiktorischen Gegensatzes tatsächlich den angezogenen empirischen Sachverhalt beherrscht. Diese Schwierigkeit führt denn auch mit zwingender Notwendigkeit den Verfasser auf eine Theorie einer kunstgeschichtlichen Periodik, die diesen Wechsel als typisch hinstellt. Auch das Altertum und nachmals die Gotik sollen diesen Schritt vom Klassischen zum Barock vollzogen haben. Da aber ist denn doch auf das Anfechtbare solcher Konstruktion aufmerksam zu machen, die sich der Geschichtsphilosophie Lamprechts mit ihren typischen Abfolgen und ihrer Liebhaberei für historische Gesetze immerhin nähert. Und vor allem wird fraglich, ob nun nicht die aufgezeigten Gegensätze doch allzu sehr auf den hier im Beispiel zugrunde liegenden Einzelfall einer solchen Abwandlung, eben der vom 16. zum 17. Jahrhundert, zugespitzt und festgelegt sind, um nun auch in der Tat der behaupteten Typik solcher Abfolgen zu genügen. Die verwunderliche prästabilierte Harmonie zwischen dem begrifflich einleuchtenden Gegensatz und der tatsächlich hier erfolgten historischen Veränderung würde durch solche Typisierung der hier analysierten Stilwendung an Glaubwürdigkeit gewinnen:

erwiesen und belegt ist sie jedenfalls vom Verfasser nur an dem immerhin sehr konkreten Einzelfall.

So weist gerade in seinen systematischen Grundlagen das bedeutende Werk über sich selbst hinaus. Es rührt an viele Fragen, die gegenwärtig die Geister bewegen, ohne sie doch bei der Kürze dieser rein systematischen Zusätze irgend erschöpfen zu können. Im Vorwort deutet Wölfflin an, daß das Buch ursprünglich anders beabsichtigt war. Darnach wäre es noch historischer geplant gewesen. In der Tat liegt in dieser Richtung eine der möglichen Fortbildungen seiner Kernausführungen, die historischer und nicht systematischer Art sind. Gewiß wäre es zu hoffen, daß uns der Verfasser diese umfassende Geschichte der Entwicklung des modernen Sehens noch einmal schenkt. Aber schon die wenigen Bemerkungen machen uns doch auch auf eine wirkliche Systematik aus seiner Feder begierig, in der er in anderer Richtung das hier nur Angedeutete an kunsthistorischer Prinzipienerörterung breiter auseinanderlegte.

Dr. M. H. Boehm

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum III. Quartal 1916 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Die türkiſchen Eiſenbahnen

Der armeniſche Kriegsſchauplatz hat gezeigt, welche Schwierigkeiten die heutige Kriegführung ohne leiſtungsfähige Bahnlinien hinter der Front zu überwinden hat, beſonders wenn der Gegner über dieſes wichtigſte Hilfsmittel der Führung verfügt.

Rußland beſitzt in Transkaukaſien ein für ruſſiſche Verkehrsverhältniſſe gutes Eiſenbahnnetz. Die Hauptverkehrslinie iſt die Strecke Baku-Tiflis-Batum, durch die eine Verbindung zwiſchen dem Schwarzen Meer und dem Kaſpiſchen geſchaffen iſt. Dieſe Linie iſt zum Teil zweigleiſig und kommt mit der einen Endſtation — Batum — auf etwa 30 Kilometer an die armeniſche Grenze heran. Von dieſer Hauptſtrecke zweigt bei Tiflis eine Linie in ſüdweſtlicher Richtung ab, die ſich bei Alexandropol nach Kars und nach Dſchulfa über Ulukanlu gabelt. Zwiſchen den beiden letztgenannten Orten läuft die Bahn in unmittelbarer Nähe der ruſſiſch-perſiſchen Grenze. Von der türkiſchen Grenze iſt Ulukanlu nur 20 Kilometer entfernt. Außerdem waren vor Beginn des Krieges noch die kurzen Grenzſtrecken Ulukanlu-Kulp und Kars-Sarikanniſch und die lange Verbindungsbahn zwiſchen Kars und Michailowo (an der Linie Batum-Baku) im Bau. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieſe Linien inzwiſchen betriebsfähig geworden ſind. Rußland beſitzt dadurch an der etwa 350 Kilometer langen türkiſchen Grenze drei leiſtungsfähige Bahnlinien, deren Endſtationen in unmittelbarer Nähe der Landesgrenze liegen. Ob die ſeit langem beabſichtigte Verbindungslinie zwiſchen Batum und Kars bereits im Bau iſt, iſt nicht bekannt geworden. Aber auch ohne dieſe kann das ruſſiſche Bahnnetz in Transkaukaſien allen Anſprüchen genügen, die die Bedürfniſſe des armeniſchen Feldzuges ſtellen.

Die Türkei führt den Krieg in Armenien ohne den Rückhalt an Eiſenbahnen. Von Erzerum liegt die nächſte Bahnſtation Angora 700 Kilometer entfernt. Jedes Gramm Mehl, jedes Pfund Hafer und der ganze Bedarf für

Gewehr und Geschütz muß deswegen auf mühseliger Karawanenstraße herangeführt werden, wozu drei bis vier Wochen erforderlich sind. Armenien selbst, ein Gebirgsland von etwa 1800 Meter Höhe, ist außerstande, eine Armee zu ernähren. Die Schwierigkeiten, die die türkische Führung auf diesem Kriegsschauplatze, besonders auch bei der Verteidigung von Erzerum zu überwinden hatte, sind daher riesengroß gewesen.

Im Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 lagen die Verhältnisse umgekehrt. Damals beherrschte die türkische Flotte das Schwarze Meer. Die Versorgung der Armee war daher nicht auf den Landweg angewiesen, sondern erfolgte von der See her über Trapezunt. Rußland dagegen besaß noch keine Bahnen, die über den Kaukasus führten. Man muß es unserem Gegner zugestehen, daß er aus den Erfahrungen jenes Krieges gelernt hat und die Lehren in die Tat umgesetzt hat. Der Beweis dafür sind die Bahnlinien in Transkaukasien, die nicht ungeschickt an das Hauptbahnnetz Rußlands angeschlossen sind. Auch hier, wie im fernen Osten, hat die Verkehrspolitik unseres östlichen Gegners ohne Zweifel viel geleistet.

Die Pforte hat die Gefahren wohl erkannt, die für die Verteidigung der armenischen Grenze durch die Entwicklung des russischen Bahnnetzes entstanden. Sie war aber in den letzten Jahrzehnten, als Rußland durch den französischen Goldsegen erstarkte, außerstande, aus eigenen Mitteln kostspielige Bahnlinien nach den unwirtlichen und unwirtschaftlichen Grenzgebieten zu führen. Wie wenig militärische Zwecke bei den Bahnbauten mitgesprochen haben, zeigt die Tatsache, daß erst im Jahre 1909 das Arbeitsministerium bei der Hohen Pforte den Auftrag erhielt, vor der Vergebung von Eisenbahnbauten grundsätzlich mit dem Kriegsministerium in Verbindung zu treten. Bis dahin waren lediglich die Forderungen des Handels und Verkehrs maßgebend gewesen. Hier aber waren die vielfachen Beziehungen und Vorrechte fremder Staaten und Gesellschaften ausschlaggebend.

Schon in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts entstand in England der Plan, in der Türkei eine Bahnlinie zu bauen. Naturgemäß sollte sie lediglich englischen Interessen dienen, d. h. sie sollte einen Verbindungsweg nach Indien schaffen. Deswegen nahm nach diesem Bauplan die Bagdadbahn ihren Anfang nicht in Konstantinopel, sondern an der syrischen Küste, wo ohnehin der englische Handel schon Beziehungen hatte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß zu jener Zeit der Suezkanal noch nicht bestand, daß also der ganze Verkehr nach Indien den langen Weg über das Kap lief. Eine Verbindung von der syrischen Küste nach dem Persischen Golf durch eine leistungsfähige Bahn hätte daher den Weg wesentlich gekürzt und beschleunigt. Deswegen erhielt der Irländer Kolonel Chesney den Auftrag, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren. Als Inselbewohner suchte er die Lösung des Verkehrsproblems vornehmlich in der Ausnutzung der Wasserstraßen. Von der Küste sollte eine Bahn oder ein Kanal bis an den Euphrat geführt werden, dann aber sollte

der Flußlauf selbst die Weiterbeförderung übernehmen. Für seine Studienreisen hatte er zwei zerlegbare Dampfboote „Euphrat" und „Tigris" gefertigt, die auf dem Landwege an den Flußlauf geschafft wurden. Das Unternehmen hat seiner Zeit viel Aufsehen gemacht, zeitigte aber keine Erfolge. Die englische Regierung verfolgte die Frage in erster Linie vom militärisch-politischen Gesichtspunkte, der die Schnelligkeit des Verkehrs obenan stellen muß. Sie entschied sich daher für den Schienenstrang von Syrien bis zum Persischen Golf und bis nach Indien. Zu jener Zeit nahm aber die Dampfschiffahrt eine ungeahnte Entwicklung. Sie verkürzte den langen Seeweg so wesentlich, daß das Interesse Englands an der kostspieligen Bagdadbahn, eben weil sie fast ausschließlich militärischen Zwecken dienen sollte, mehr und mehr abnahm.

Mit einem Schlage änderte sich die Lage, als der Gedanke des Suezkanals greifbare Gestalt gewann. Die Folge davon war die Gründung der „Euphrates Valley Railway Company", die sich den beschleunigten Bau der Bagdadbahn zur Aufgabe machte. Das für jene Zeiten unerhört großartige Unternehmen kam aber wegen Schwierigkeiten in der Geldbeschaffung nicht zustande. Deswegen verschaffte sich England durch den Erwerb von Suezkanal-Aktien in nicht ungeschickter Weise einen maßgebenden Einfluß auf das Unternehmen, das in fremder Hand ohne Zweifel eine Gefahrquelle für Indien bedeutete. Als natürliche Folge dieser geschickten Operation wurde nunmehr der Gedanke des Bahnbaues aufgegeben. Die spätere Erwerbung der Insel Zypern deutet vielleicht darauf hin, daß die englische Politik diesen Gedanken noch immer nicht begraben hatte.

Unabhängig hiervon, ja geradezu im Gegensatz zu den englischen Plänen, standen die Bestrebungen der Türkei. Für sie stand obenan der Gesichtspunkt, die wirtschaftlich leistungsfähigste Provinz Anatolien dem Verkehr zu erschließen und mit der Hauptstadt des Landes zu verbinden. Der deutsche Ingenieur Pressel, der im Jahre 1872 nach der Türkei berufen und als Generaldirektor der ottomanischen Eisenbahnen in Asien angestellt wurde, erhielt den Auftrag zur Durchführung dieser Pläne. Der Hauptstrang sollte, den alten historischen Straßen und der damals bereits bestehenden Telephonlinie Konstantinopel-Bagdad folgend, über Sivas-Diabekr die Tigrisländer erreichen. An diese Hauptlinie sollten Zubringerbahnen herangeführt werden. So waren Geleise von Eskischehr und Konia, von Sivas nach dem Schwarzen Meer und nach Erzerum und von Diabekr nach dem Mittelländischen Meer vorgesehen. Leider kam dieser großzügige Bauplan damals nicht zur Ausführung. Pressel dachte an schmalspurigen Ausbau. Er kannte die Schwierigkeiten, die die Geldfrage in der Türkei verursachte und glaubte deshalb schneller und leichter zum Ziele zu kommen, wenn er zunächst auf die Normalspur verzichtete. Ohne Zweifel hätte in diesem Falle die schmalspurige Bahn manche Vorteile gehabt. Außer der billigeren Herstellung fiel zugunsten des Presselschen Planes die kürzere Bauzeit ins Gewicht. Dazu kommt, daß die Schmalspur scharfe Kurven und starke

Steigungen leichter überwindet und deswegen die Linienführung durch die gebirgigen Provinzen d. h. über Sivas und Diabekr ermöglicht hätte. Unter ähnlichen Verhältnissen hat man sich seiner Zeit auch in Bosnien und in der Schweiz für den schmalspurigen Bahnbau entschieden, obwohl man auch hier sehr wohl wußte, daß nur die Vollbahn die wünschenswerte Höchstleistung sichert. Die türkische Regierung vertrat den Standpunkt: entweder alles oder nichts. So wurde das Bessere der Feind des Guten. Pressel wurde entlassen. Die türkische Regierung schritt nun selbst an die schwierige Aufgabe heran, saß aber nur zu bald bei der Geldbeschaffung fest. Als dann der finanzielle Zusammenbruch, innere Unruhen und die Folgen des russisch-türkischen Krieges das unglückliche Land heimsuchten, war natürlich von dem gewaltigen Unternehmen dieses Bahnbaues keine Rede mehr.

Erst in den achtziger Jahren begann die Erholung des Staatskörpers und damit auch wieder das Interesse an der Frage, die in erster Linie geeignet war, dem ermatteten Körper neue Kräfte zuzuführen. Es entstand zunächst die Orientbahn, durch die Konstantinopel an das europäische Bahnnetz angeschlossen wurde. Im Jahre 1888 war dieser Bau vollendet. Inzwischen waren auch die Verhandlungen wegen der Bahnen in der asiatischen Türkei wieder aufgenommen worden. Die Pforte hatte diesmal aber sofort die Heranziehung ausländischen Kapitals vorgesehen. Aus dem Wettkampf, der sich zwischen den Gesellschaften der verschiedenen europäischen Großstaaten um den Bahnbau entwickelte, ging bekanntlich die Deutsche Bank unter Führung des genialen Siemens siegreich hervor. Im Jahre 1891 schon hatten deutscher Fleiß und deutsches Können die Strecke Konstantinopel (Haidar-Pascha)—Eskischehir in der Länge von 313 Kilometer fertiggestellt. Im Jahre 1892 war die Strecke Eskischehir—Angora, im Jahre 1895 die von Eskischehir nach Konia vollendet. Die deutsche Bank hat das von der Pforte in sie gesetzte Vertrauen also in vollstem Maße gerechtfertigt. Daß die Ausführung in technischer Beziehung auf der Höhe steht, weiß jeder, der jemals von dem herrlichen Bahnhof in Haidar-Pascha eine Reise nach der asiatischen Türkei angetreten hat. Seit dem Jahre 1895 war hierdurch die wichtigste Provinz der asiatischen Türkei, Anatolien, dem Verkehr erschlossen; die Bahn ist daher auch unter dem Namen „Anatolische Bahn" allgemein bekannt geworden. Leider kam im Jahre 1893 die Strecke Angora—Erzerum, deren Bau damals auch schon von der türkischen Regierung genehmigt war, nicht zur Ausführung. Rußland fürchtete, durch den Anschluß Armeniens an das türkische Bahnnetz in seiner militärischen und wirtschaftlich-politischen Stellung in Transkaukasien, auch gegenüber Persien, geschwächt zu werden.

Aus demselben Grunde vereitelte die russische Regierung die nördliche Linienführung der Bagdadbahn über Sivas—Diabekr, als der Plan zum Bau dieser Bahn nach der glücklichen Beendigung des Griechisch-Türkischen Krieges wieder aufgenommen wurde. Wieder begann ein heißer Kampf zwischen den europäischen Großstaaten um die Erlangung der Bauerlaubnis. Welche Mittel

angewandt wurden, um die Hohe Pforte günstig zu beeinflussen, zeigt die Überreichung einer silbernen Karte an den Sultan durch eine Gesellschaft, in der die Eisenbahnlinie durch Edelsteine zur Darstellung gebracht war. Auch dieses Mal ging die Deutsche Bank siegreich aus dem Wettlauf hervor. Die Ausführung ging aber keineswegs so schnell vonstatten wie der Bau der Anatolischen Bahn.

Jetzt war es England, das immer wieder hemmend in den Weg trat. Die Gründe des Widerstandes sind bekannt. Englands Politik zielte darauf hin, wegen seines indischen Besitzes keiner anderen Macht den schnellsten Weg nach dem Persischen Golf zu überlassen, sich vielmehr zur Stärkung dieses Besitzes am Persischen Golf festzusetzen. Die Gegensätze, die zum Teil den Weltkrieg erklären, kamen hier bei dem Bau der Bagdadbahn frühzeitig zutage und haben oft zu höchster politischer Spannung geführt.

Der Widerstand Frankreichs und Rußlands war erheblich geringer und konnte bald beseitigt werden. Frankreich besaß schon seit langem in Kleinasien und in Syrien Bahnstrecken: die „Smyrne-Cassaba et prolongements" und die „Damas-Hamah et prolongements", deren weiterer Ausbau den französischen Gesellschaften überlassen blieb. An der Bagdadbahn wurde französisches Kapital beteiligt, wodurch das Unternehmen einen internationalen Charakter erhielt. Es führte seitdem den Titel: „Société du chemin de fer de Bagdad". Die Befriedigung des nationalen Ehrgeizes beseitigte die Schwierigkeiten, die Frankreich gemacht hatte.

Rußland widersetzte sich dem Baubeginn nur solange, wie die nördliche Linienführung über Sivas—Diabekr in Frage stand. Als man auf diese verzichtete, wozu neben der Rücksichtnahme auf die russischen Interessen wohl in erster Linie technische Schwierigkeiten der Linienführung durch das gebirgige Armenien nötigten, schwand der russische Widerstand. Ja es scheint sogar Zeiten gegeben zu haben, in denen Rußland den Bau der Bagdadbahn auf dem südlichen Wege zu fördern beabsichtigte. Ihm konnte es nur erwünscht sein, wenn die Machtstellung Englands an der persischen Grenze geschwächt wurde.

England verstand aber immer wieder neue Mittel ausfindig zu machen, um den Beginn des Baues zu verhindern. Immerhin konnten die ersten 200 Kilometer Konia—Eregli im Jahre 1902 eröffnet werden. Aber je weiter nach Süden die Schienenstränge vordrangen, um so nachhaltiger wurde der englische Widerstand, so daß erst 1904 der Weiterbau auf Adana zu beginnen konnte. Im Jahre 1912 war es nach vielfachen Verhandlungen gelungen, die Fortsetzung des Baues durchzusetzen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Deutsche Bank im Jahre 1899 die Verpflichtung übernommen hatte, die ganze Bahnstrecke von Konia über Adana—Aleppo—Mosul bis Bagdad innerhalb von acht Jahren fertigzustellen, war in den dreizehn Jahren bis 1912 wirklich wenig erreicht worden. Die Angaben über die bei Beginn des Krieges fertiggestellten Strecken sind recht verschieden. Immerhin scheint festzustehen, daß das Gerippe ausgebaut ist, daß vor

allem eine Verbindung bis zum Euphrat besteht, die in der Hauptsache durch Schienengeleise und Eisenbahnbetrieb hergestellt ist. Nach dem letzten Bauplan sollte die ganze Strecke im Jahre 1916 betriebsfähig sein. Es entzieht sich naturgemäß der allgemeinen Kenntnis, wieviel hiervon erreicht ist. Auf alle Fälle dürfte der Bau, wenn er überhaupt während des Krieges fortgesetzt werden konnte, an vielen Stellen Verzögerungen erlitten haben.

Welche militärische Machtquelle die Bagdadbahn, wenn schon vor Beginn des Krieges vollendet gewesen, bedeutet hätte, das beweisen die Bahnen in Syrien und Kleinasien, die oft zu Truppenverschiebungen benutzt worden sind, sobald durch feindliche Landungsversuche einzelne Küstengebiete bedroht waren. Dadurch konnte bisher stets verhindert werden, daß der Gegner hier festen Fuß faßte. Diese Bahnlinien sind im Besitz von englischen oder französischen Gesellschaften, mit Ausnahme der türkischen Hedschas-Bahn—Damaskus—Deraa—Medina und Haifa—Deraa. Die türkischen Bahnen sind schmalspurig. Für sie hat der Sultan Abdul Hamid die Anregung gegeben. Er faßte im Jahre 1900 den großen Plan, für die Pilgerkarawanen zur Vermeidung der vierzigtägigen beschwerlichen Landreise von Damaskus nach Mekka eine Bahn durch das Hedschas, den Landstrich zwischen Syrien und Mekka, zu bauen und durch sie die heiligen Städte Mekka und Medina fester an das Osmanische Reich zu ketten. Im Jahre 1908 war die Strecke bis Medina in über 1300 Kilometer Länge betriebsfähig. Nach der Abdankung Abdul Hamids im Jahre 1908 wurde der Weiterbau eingestellt und ist erst im Jahre 1912 wieder aufgenommen worden. Die Mittel wurden durch freiwillige Gaben aus der ganzen mohammedanischen Welt und durch besondere Steuern aufgebracht. Die Ausführung erfolgte zur Ersparung von Kosten durch zwei für diesen Zweck gebildete Eisenbahn-Bataillone. Die technische Leitung lag in der Hand des deutschen Oberingenieurs Meißner-Pascha. Diese zunächst rein religiösen Zwecken bestimmte Bahn dient jetzt naturgemäß in erster Linie den profanen Zwecken des rauhen Kriegshandwerks.

Aber die Zeit wird kommen, wo auch diese Bahn ihrem ursprünglichen Zweck zurückgegeben wird. Dasselbe gilt für das große Bahnnetz der Türkei, das im Frieden bald eine weitere Verzweigung erfahren wird und dann mit dazu beitragen wird, die im osmanischen Volke schlafenden verborgenen Kräfte einer ungeahnten Entwicklung entgegenzuführen. L. S.

Die böhmiſche Frage

Von Dr. Richard Boſchan

Vieles iſt im Werke, das Verhältnis Deutſchlands und Öſterreich-Ungarns, die auf eine nicht abzuſehende Zeit auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden ſind, nach dem Kriege inniger zu geſtalten. Bei dieſen Erörterungen wird ſcheinbar gefliſſentlich das Nationalitätenproblem umgangen. Daß die Neuordnung der inneren Verhältniſſe der Doppelmonarchie ſich notwendigerweiſe hauptſächlich auf die beiden führenden Nationalitäten, die Deutſchen und die Ungarn, ſtützen muß, ſteht außer Frage; fraglich iſt nur, wie weit Öſterreich im Rahmen der Geſamtſtaatsidee auf alle Forderungen der ſlawiſchen Nationen eingehen wird. Bismarck hat gemeint, daß die deutſche Reichsverfaſſung den Weg anzeige, auf dem Öſterreich eine Verſöhnung der politiſchen und materiellen Intereſſen erreichen könne, die zwiſchen der Oſtgrenze des rumäniſchen Volksſtammes und der Bucht von Cattaro vorhanden ſind. Bei anderer Gelegenheit hat er den Rat gegeben, mit dem ſlawiſchen Rivalen auch im heftigſten Zorn und in der ſchwierigſten Lage immer mit dem Gefühl, mit dem innerlichen, tief innerlichen, nicht ausgeſprochenen Gefühl zu verfahren, der überlegene zu ſein und auf die Dauer zu bleiben. Jetzt iſt die günſtige Stunde, manche Fehler der Vergangenheit wieder gutzumachen. Es kann nach den Ereigniſſen des Krieges für keinen mehr fraglich ſein, daß die Stärke Öſterreichs auf der Stärke ſeines Deutſchtums beruht.

Noch vor dem Kriege hat ein Führer der Deutſchböhmen geſagt, an dem Schickſal Böhmens hinge das Deutſchtum Öſterreichs überhaupt. Erfüllt von nationaler Begeiſterung nehmen die Tſchechen unter allen ſlawiſchen Völkern die erſte Stelle ein, freilich auf der Grundlage einer mehr weſteuropäiſchen als ſlawiſchen Kultur. Schritt für Schritt haben ſie mit großem Geſchick ihre politiſchen Rechte zu erweitern verſtanden und ihre ausſchweifenden nationalen Forderungen haben oft ſo bedenkliche Formen angenommen, daß es dem Außenſtehenden ſchwer fiel die Langmut zu verſtehen, mit der die Regierung unter dem ſchadenfrohen Beifall des Auslandes dem Treiben der Volksverführer zuſah. Die Tſchechen wieſen den anderen Nationalitäten des Kaiſerſtaates die Wege. Was man den Tſchechen zugeſtand, beanſpruchten auch die weniger entwickelten Nationalitäten als ihr gutes Recht. Nur mit ſchwerer Sorge

konnte man verfolgen, wie diese durch die Wahnidee des Panslawismus geeinigten ungleichen Brüder die Einheit des Staates zu sprengen drohten.

In der richtigen Erkenntnis, daß die böhmische Frage eine gesamtdeutsche Frage ist, hat man bisher in Frankreich und Rußland die Vorgänge in Böhmen fast mit größerer Aufmerksamkeit verfolgt als bei uns. Die Erwartungen unserer Feinde sind betrogen worden — das „österreichische Wunder" begab sich, einmütig erhob sich der Völkerschaftsstaat im Angesicht der drohenden Gefahr. Ohne uns leichtgläubig zu dünken, sollte uns dies Wunder auch mutiger machen, die Lösung des alten Rätsels aufs neue zu versuchen. Alle Großstaaten haben ja Nationalitätenfragen, kein Staat ist im vollen Sinne Nationalstaat.

Nationalität liegt wie das Staatsempfinden im Bewußtsein. Jellinek deutet den Begriff der Nation als eine Vielheit von Menschen, die durch eine Vielheit gemeinsamer, eigentümlicher Kulturelemente und eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit sich geeinigt und dadurch von anderen geschieden weiß. Wenn wir die Geschichte befragen, so finden wir, daß die Kultur der Tschechen und die der Deutschen auf dem Boden Böhmens sich durchaus nicht so wesensfremd gegenüberstehen und es gibt genug der gemeinsamen Erlebnisse bis in den jetzigen Krieg hinein, daß eine Verständigung leichter möglich erscheint als wohl viele Schwarzseher glauben.

Wir haben im Deutschen die Redensart: „Das sind mir böhmische Dörfer", und wir wollen damit sagen, etwas sei uns unverständlich. Das Wort, das seinen Ursprung in dem für deutsche Ohren und deutsche Zungen schwer zu fassenden Klange der böhmischen Ortsnamen hat, ist charakteristisch für unsere Stellung zu Böhmen überhaupt. Wir kennen die Böhmen, will sagen die Tschechen, im allgemeinen nur aus Karrikaturen der Witzblätter, wir hören von ihnen nur bei Gelegenheit von Pöbelausschreitungen und Kammerreden nationaler Heißsporne. Nicht viel besser steht es mit unserer Kenntnis der Deutschböhmen.

Man hat von einer Tragik der böhmischen Geschichte gesprochen. Sie liegt in dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit des Landes. Den Verlust konnten die Deutschen leicht verschmerzen, weil mit ihm auch eine Germanisierung und die Befreiung von einem unerträglichen Druck verbunden war. Den Tschechen aber steht der selbständige Staat der Luxemburger leuchtend vor Augen und noch alljährlich am 8. November pilgert die Jugend Prags über den Hradschin zum weißen Berg, um sich in der Erinnerung an die mit romantischem Schimmer umgossene Herrlichkeit zu begeistern. Wohl ist es mehr Legende als Geschichte, woran man sich da erbaut, aber gerade diese Legende vereint immer aufs neue das demokratische Tschechentum mit dem tschechischen Adel.

Auch unsere Auffassung der geschichtlichen Hergänge leidet oft an Irrtümern. Gewöhnlich beurteilen wir alle slawischen Fragen unter dem Gesichtswinkel des Panslawismus. So tief ist uns diese Idee, die sich, wie wir sehen werden,

erst im neunzehnten Jahrhundert entwickelt hat, eingegangen. Um zu einem richtigen Verständnis der böhmischen Dinge zu gelangen, müssen wir aber davon ausgehen, daß von Anfang an die böhmische Geschichte ein Teil der deutschen Reichsgeschichte, und zwar ein integrierender Teil gewesen ist.

Böhmen bietet scheinbar alle Voraussetzungen zur Entwicklung einer eigenartigen, in sich abgeschlossenen nationalen Kultur. Auf drei Seiten ist das Land von hohen Gebirgszügen umschlossen, auch nach Südosten gegen Mähren durch eine wasserscheidende Bodenschwelle abgegrenzt. Und doch hat es selbst in einer Zeit primitiver Volkswirtschaft niemals einen selbständigen, in sich ruhenden Organismus bilden können. Schon durch einen physischen Grund ist Böhmen in den Bereich der westlichen Kultur einbezogen worden. Es fehlte dem mit den mannigfaltigsten Bodenschätzen gesegneten Lande völlig das Salz. Die Salzlager Galiziens sind erst verhältnismäßig spät aufgefunden und noch viel später, nur durch Zuziehung deutscher Bergleute ertragreich ausgebeutet worden.

Ausschlaggebend war natürlich nicht dieses physische und wirtschaftliche Verhältnis, sondern der dynastische Anschluß an das Reich. Als die Tschechen nach vielen Wirren zur Einheit unter einer herzoglichen Gewalt gelangt waren, befanden sie sich bereits in der Machtsphäre des von Karl dem Großen geschaffenen deutschen Kaiserreichs. Die Anlehung an das Reich legte keine schweren Verpflichtungen auf und gab andererseits Sicherheit gegen Widerwärtigkeiten im Inneren und Bedrohungen von außen, von Ungarn, Mähren und Polen. Die Zugehörigkeit zu Polen unter Boleslaw dem Kühnen im zehnten Jahrhundert blieb eine kurze Episode. Die kirchliche Entwicklung besiegelte die Einbeziehung Böhmens in den germano-romanischen Kulturkreis. Der Versuch, dem slawischen Osten eine eigene Liturgie zu schaffen, scheiterte. Das Bistum Prag war dem Erzbischof von Mainz unterstellt, lag also im Bereich der deutschen Kirchenpolitik, während die Gründung des Erzbistums Gnesen die innere Festigung des Polenreichs förderte. Schon die Christianisierung Böhmens war eine Tat des Gesamtdeutschtums: vom Niederrhein, vom Bodensee und von der Donau kamen die Mönche, die hier ihre Klöster gründeten. Und sie wußten nicht nur im Brevier, sondern auch in der Landwirtschaft Bescheid. Doch die Kulturarbeit der mittelalterlichen Kirche ist im Grunde universal, nicht national. Die Herzöge aber trieben Reichspolitik. Schon 1024 ist Böhmen an der deutschen Königswahl beteiligt und so bleibt es in der Folge. Im dreizehnten Jahrhundert ist der Przemyslidenkönig — der Tscheche — nahe daran, selbst König des deutschen Reiches zu werden.

Von früher Zeit her war nationales Selbstbewußtsein bei den tschechischen Böhmen vorhanden, aber sie fand ihre Nahrung nicht in dem Widerspruch gegen die deutsche Reichspolitik.

Die Tschechen haben das Land nie in seiner ganzen Ausdehnung besiedelt. Nur die Ebenen waren von ihnen besetzt worden, als sie im 5. und 6. Jahr-

hundert nach dem Abzuge der germanischen Markomannen eingewandert waren. Hier konnten sie mit ihren einfachen Ackergeräten bequem den Boden brechen und Frucht gewinnen, die Urwälder und Randgebirge lockten sie nicht. Erst die Deutschen drangen in die Schrecknisse der Waldeinsamkeit ein, rodeten sie aus grüner Wurzel und schufen sie um zu weitgedehnten Dörfern, Äckern und Wiesengebreiten. Schon durch dieses Kulturwerk hat sich der Deutsche ein ebenso gutes Anrecht auf den Boden erworben wie sein tschechischer Landsmann. Er kann sich aber noch auf einen anderen Rechtsgrund berufen. Der deutsche Bauer kam nicht als unbefugter Eindringling, wie es so gern von Tschechen und Polen immer und immer wieder betont wird, sondern er wurde gerufen und eingeladen unter vielen Zusicherungen von Freiheiten. Im elften Jahrhundert schon beginnend, hat dies Einströmen deutscher Siedler bis ins vierzehnte Jahrhundert angehalten. Die Klöster, die adligen Herren und das Herzogshaus der Przemysliden selbst sind an diesem großen Siedlungswerk beteiligt.

Mit dem deutschen Bauern kam der deutsche Bergmann. Böhmen wurde im Mittelalter überschwenglich gepriesen wegen seines Reichtums an edlen Metallen; ergiebiger erwiesen sich die Kupfer- und Zinnlager, — das böhmische Zinn tat bald nach seiner Erschließung dem englischen großen Abbruch. Erst den deutschen Werkleuten und Knappen, die von den weitblickenden Przemysliden ins Land gerufen wurden, war eine ertragreiche Förderung zu danken.

Die Krönung des deutschen Kulturwerkes aber bildet das Städtewesen. Vor dem Beginn der Kolonisation hatten eigentlich städtische Siedlungen überhaupt nicht bestanden. Die Gründung Prags als Stadt durch Libussa gehört ins Bereich der Sage. Auch Prag ist aus einer deutschen Kaufmannssiedlung entstanden. Von den Städten aus hat dann der deutsche Geist das politische und soziale Leben der Tschechen von Grund aus umgestaltet. Eine so tiefgehende Wirkung aber war nur möglich durch den korporativen Zusammenschluß der Deutschen, den exklusiven Geist, der im Mittelalter auf allen Gebieten die Betätigung der Menschen charakterisiert. Darüber hinaus fand die deutsche Kultur ein Bollwerk in der stark stammgleichen Bauernschaft, die in innigem Zusammenhang mit dem Boden und im Zusammenschluß mit Stammesgenossen die heimische Art wahrte und vererbte. Dieser gegenseitigen Befruchtung von Stadt und Land hat es die Bevölkerung der Randgebiete Böhmens mehr als irgendeinem Freibrief, mehr als Geld oder Gewalt zu danken, daß sie sich durch alle Stürme hindurch körperlich und geistig ihre tüchtige Art erhalten hat.

Im elften Jahrhundert hat Herzog Wratislaw bereits den Grundsatz anerkannt, daß die Deutschen und Tschechen nach Gesetz und Gewohnheitsrecht voneinander getrennt sein sollten. Der Deutsche, den man gerufen, verlangte in stolzem Selbstgefühl nach eigenem Rechte zu leben, nicht in den Banden der Halb- und Unfreiheit, die das Leben der Tschechen einengten. Deutsch

waren die Weistümer der Dörfer, aus deutscher Wurzel sproß das böhmische Bergrecht, deutsch, meist dem Recht Magdeburgs, dann dem deutschen Rechte Prags oder Nürnbergs nachgebildet, war das Recht der Städte. Die Könige waren eifrige Förderer und Schützer der Kolonisation. Es ist ein Irrtum der landläufigen Geschichtsdarstellung Ottokar den Zweiten wegen seiner Gegnerschaft zu Rudolf von Habsburg, als Feind der Deutschen hinzustellen: unter diesem glänzendsten Herrscher aus dem Hause der Przemysliden wurde auch der Hof in Sprache und Art deutsch. Karl der Vierte, Böhmens Vater hat im nächsten Jahrhundert, 1348 Prag zum Sitz der ersten Universität im Reiche gemacht; Böhmen schien berufen, geistig und politisch die Führung im Reiche und damit gewissermaßen in Mitteleuropa zu übernehmen. Daß es dazu nicht kam, lag an der vollständigen Unfähigkeit der Nachfolger. Sie waren nicht nur außerstande, Karls europäische Machtstellung zu behaupten, sondern sie waren auch den schweren inneren Erschütterungen des Reichs gegenüber ratlos.

Schon Karl der Vierte hatte schwere Widerstände bei den Tschechen zu überwinden. Man kann geradezu den verwunderlichen Satz aufstellen: mit dem Niedergang des nationalen Tschechen-Königtums der Przemysliden begann sich die Lage der Deutschen schwieriger zu gestalten. Der Grund dieser Schwierigkeiten kann also nicht allein in der nationalen Frage zu suchen sein. Der nationale Gegensatz war, wie wir schon sahen, zugleich ein rechtlicher und wirtschaftlicher. Wenn die böhmischen Könige und besonders Ottokar einen Strom deutscher Siedler ins Land leiteten, so taten sie es aus einem doppelten Grunde. Die Deutschen waren Kulturbringer, sie schufen Städte, sie erschlossen erst den natürlichen Reichtum des Landes. Daneben aber bildeten sie eine politische Macht, die der König in seine Rechnung einstellen konnte. Wir dürfen die Begriffe städtischen Rechts und städtischer Freiheit nicht ohne weiteres auf Böhmen übertragen. Die böhmischen Städte sind nicht in derselben Weise, wie so oft im Reich, Staaten im Staate gewesen, sie besaßen nicht die ganze Summe der Selbstverwaltungsrechte. In der Verwaltung wie in der Rechtspflege war der Einspruch des Königs oder seines Unterkämmerers von Bedeutung. So gewann der Herrscher ein Gegengewicht gegen die mächtigen Adelsgeschlechter des Landes. Aber endlich blieb der Herrenstand doch in dem Kampfe Sieger. Er widersetzte sich schon mit Erfolg dem Versuche Ottokars, die sächsischen und fränkischen Stadtrechte Böhmens einheitlich zu codifizieren, er brachte dann im Verlaufe des vierzehnten Jahrhunderts viele Städte ganz in seinen Besitz, sodaß das Ausmaß ihrer Rechte nun von seinem guten Willen abhing. Der Versuch Karls des Vierten, die königliche Macht durch die Umbildung Böhmens zu einem Beamtenstaat und die Einführung römischer Rechtsnormen zu stärken, mißlang vollkommen.

Diese große politisch-wirtschaftliche Auseinandersetzung zwischen den Ständen, welche die Geschichte aller mitteleuropäischen Staaten vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert durchzieht, erhielt hier in Böhmen ihre besondere

Färbung durch den nationalen Gegensatz. Es war nur natürlich, daß der Kampf des Adels gegen die Vorrechte der Städte bei diesem merkwürdig früh nationalbewußten Stamm leicht zu einem Kampf des Tschechentums gegen das Deutschtum gestempelt werden konnte. Dem Hochadel war es mehr um die politische Führung zu tun, dem Kleinadel, dessen Nahrungsspielraum mit der zum Siege gelangenden Geldwirtschaft schon bedenklich geschmälert war, handelte es sich häufig um einen Daseinskampf.

Daß aber das Tschechentum zunächst so vollständig triumphieren und auf lange Zeit das Deutschtum tyrannisieren konnte, ist eine unmittelbare Folge des Auftretens von Johannes Hus. Palacky, der amtlich bestellte tschechische Historiker, hat mit gutem Grunde gesagt: Ohne den Hussitismus wäre Böhmen ein deutsches Land geworden wie Österreich und Schlesien. Wir bewundern den heroischen Bekennermut Husens, der gerade vor einem halben Jahrtausend auch in den Flammen des Scheiterhaufens sich bewährte. Aber als Deutsche können und sollen wir auch nicht vergessen, daß Hus sich nicht nur als kirchlicher Reformator, sondern als Tscheche gefühlt hat, daß sein Reformwerk unlöslich mit der Volksbewegung verknüpft war, und daß er seine nationalen Ziele mit Fanatismus verfolgte. Die Hussitenkriege erst haben das Tschechentum national geeint und gefestet. Ströme deutschen Blutes sind geflossen, unter den anarchischen Zuständen und dem folgenden zügellosen Adelsregiment wurden dann die Reste des Deutschtums planmäßig verfolgt und entrechtet. Die Kodifizierung des sogenannten böhmischen Rechts unter König Wladislaw im Jahre 1500 schien die deutsche Demütigung zu besiegeln.

An diesem Zustande änderte auch nichts der Übergang Böhmens an das Haus Habsburg im Jahre 1526. Die Tschechen widersetzten sich erfolgreich allen, mehr oder weniger konsequent gemachten Versuchen, ihr Land mit dem Gesamtstaat zu vereinigen. Erst der dreißigjährige Krieg brachte einen Umschwung.

Wir stehen gewöhnlich und begreiflicherweise vom norddeutsch-protestantischen Standpunkt aus mit unseren Sympathien ganz auf Seite der Böhmen, auch wenn wir die Energie anerkennen, mit der die Kaiser die ihnen bedeutend überlegene Macht der Wenzelskrone zu überwältigen verstanden. In der landläufigen Geschichtsdarstellung kommt dabei wenig zur Geltung, daß die Niederwerfung Böhmens zugleich die Niederwerfung der tschechischen Adelsoligarchie bedeutete, und die erneuerten Landesordnungen für Böhmen und Mähren die zwischen den einzelnen Habsburgischen Ländergruppen bestehenden Rechtsverschiedenheiten auszugleichen begannen. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Schrecken der Gegenreformation das Land vieler seiner fähigsten Männer beraubte und daß die grauenvollen Verheerungen der dreißig Kriegsjahre Böhmen an den Rand des Verderbens brachten; die Bevölkerung ging auf ein Viertel zurück.

Politisch aber bleibt für die Folgezeit die Hauptsache, daß der Sieg der Gegenreformation die Niederlage der ständischen Libertät bedeutete, und sich

auf dem also zubereiteten Boden der landesfürstliche Absolutismus im Sinne einer österreichischen Gesamtstaatsidee etablieren und entfalten konnte. Die Durchsetzung eines landesfürstlichen Absolutismus mit straffer Zentralisation und Zurückdrängung landschaftlicher Besonderheiten und landständischer Vorrechte ist in Österreich nicht in dem Umfange möglich gewesen, wie in den anderen europäischen Staaten, in Preußen, — um an das uns geläufigste zu erinnern — haben dies die Hohenzollern vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen geleistet. Die Gründe hierfür sind mannigfach, sie aufzuführen würde den Rahmen dieses Überblicks überschreiten, nur sei gesagt, daß sie zum großen Teil in dem wirren Gange der äußeren Politik, durchaus aber nicht in starken nationalen Widerständen zu suchen sind. Gemacht worden sind Verschmelzungsversuche oft, es ist aber das Verhängnis Österreichs, daß in der Zeit, als sie energisch und mit zielbewußter Konsequenz betrieben wurden, unter der großen Maria Theresia und besonders ihrem Sohne Josef, der historische Augenblick bereits endgültig verpaßt war. Man nennt diese Periode der inneren Geschichte Österreichs mit einer gewissen Ironie den Josefinismus, man belächelt die atemlose Hast der kaiserlichen Verordnungen. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Das Ziel Josefs, wie er es in einem Brief an seinen Bruder Leopold aufstellt, war: „Die ganze Monarchie wird nur eine, auf die gleiche Weise gelenkte Masse bilden." Dieses Ziel, wie es im Frankreich Ludwigs des Vierzehnten und in Preußen verwirklicht war, hätte sich vielleicht von einem härteren Charakter damals auch in Österreich noch verwirklichen lassen. Der Intellektualismus und Rationalismus, in dem auch die Gedankengänge des aufgeklärten Absolutismus wurzeln und verlaufen, beherrschte Österreich noch weit länger als den Westen und Norden. Und gerade in Böhmen stießen Josefs Verwaltungsneuerungen auf wenig Widerstand, da für die höheren Stellen eine tschechische Intelligenz fehlte und der Adel nicht mehr tschechisch sprach und mehr eigennützig als tschechisch fühlte. Aber der humane Geist des Aufklärungszeitalters, „die Konservierung der Eingeborenen", wie man sich wohl ausdrückte, die Pflege der Volkssprache, die Toleranz in Religionssachen, weckte gerade in Böhmen die Kräfte, die sich gegen die Zentralisierung aufbäumen sollten. Der alte Hussitengeist wurde in Böhmen wach und unterstützte die privilegiengierige Opposition des Adels. Dazu kam der frühe Tod des tüchtigen Kaisers Leopold. Der Schwächling Franz der Erste, unter dem Österreich die schweren Erschütterungen der napoleonischen Zeit durchzumachen hatte, hielt an den Verwaltungsgrundsätzen der josefinisch-leopoldinischen Zeit zwar fest, war aber ganz unfähig zu freiem Denken und damit zu der gewiß schweren weiteren Ausbildung der Verfassung in konstitutionellem Sinne. Es ist unberechtigt, die Schuld an der damaligen Versumpfung Metternich zuzuschreiben, der kluge Staatskanzler, dessen Virtuosität nur die äußeren Angelegenheiten oblagen, hat vergeblich gewarnt, die Schuld liegt ganz auf Franz, den das österreichische Nationallied „unsern guten Kaiser Franz" nennt.

Auf dem Wiener Kongreß feierte die alte rationalistische Staatskunst ihre letzten Triumphe, aber man war schon mitten drin im Zeitalter der Romantik, dessen starker Voluntarismus die Massen in Bewegung setzte und dessen nationale Forderungen die politischen Gebilde Mitteleuropas so eigenartig zersetzen und umgestalten sollten.

Auch das tschechische Volkstum erlebte im Zeitalter der Romantik seine Wiedergeburt. Es liegt eine gewisse Ironie darin, daß diese Renaissance aus deutschem Geiste stammt, zum mindesten auf das nachhaltigste von ihm beeinflußt wurde. Es ist der Geist Herders. Ein durch die Erfahrungen des napoleonischen Zeitalters bereichertes, energischer gestimmtes Geschlecht begrüßte den mannhaften Propheten als den seinen. Die Tschechen wurden zu dem großen Apostel des Humanitätsideals in ihrem gleichgestimmten frommen Eifer böhmisch-protestantischen Gemeinschaftsgeistes geführt und sie fanden bei ihm mit freudigem Stolze warme Sympathien für die Slawen. In den Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit werden die Slawen den Deutschen gegenübergestellt: friedliche Arkadier, die ein fröhliches musikalisches Leben führten, mildtätig und gastfrei — hart haben sich an ihnen „die Nationen vom deutschen Stamme versündigt". Ist dieses Bild mehr auf den damaligen Standpunkt der Wissenschaft oder philosophische Geschichtskonstruktion zurückzuführen? Die Slawen haben keinen Cäsar und keinen Tacitus gehabt, so hat uns die Dichtung und späterhin eine durch geschickte Fälschungen unterstützte Pseudowissenschaft eine Idylle vorgezaubert. Natürlich waren die Slawen genau so kriegerisch, genau so fähig zum Bösen wie zum Guten wie die Germanen. Was insbesondere Böhmen anlangt, so wissen wir, daß es Ströme Blutes gekostet hat, ehe die slawischen Stämme dort unter einheitlicher Gewalt zusammengeschweißt wurden. Herder aber prophezeit den Slawen noch eine glückliche Zukunft, in der sie ihre schönen Gegenden vom Adriatischen Meer bis zum Karpathengebirge, vom Don bis zur Mulda als Eigentum nutzen und ihre alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feiern würden. Der fast kindlich harmlose Kosmopolitismus Herders dachte bei diesem Zukunftsgemälde nicht an plötzliche politische Umwälzungen. Auch wenn in den Humanitätsbriefen schon der Gedanke des Panslawismus und die Vorstellung von der Jugendlichkeit der slawischen Völker im Vergleich zu der angeblichen Überalterung der germanischen Kultur auftaucht, liegen ihm politische Folgerungen ganz fern. Uns politischer Denkenden erscheint das seltsam, noch seltsamer aber muß es uns bei Grillparzer berühren, daß Libussa den Tschechen die Herrschaft prophezeit als den letzten Aufschwung einer matten Welt. Derselbe Grillparzer hat seiner Zeit die warnenden Worte zugerufen: Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität.

Zweierlei erschwert uns Deutschen ein Verständnis der Nationalitätenfrage: das Gefühl unserer geistigen und moralischen Überlegenheit oder anders gewandt, die Vorstellung einer relativen oder absoluten Minderwertigkeit der anderen und

im Zusammenhang damit die Erinnerung an so viele maßlose Ausschreitungen, die vor keiner beleidigenden Herausforderung, ja vor Mord und Brand nicht zurückschreckten.

Es wäre aber das Verkehrteste, Forderungen und Herausforderungen gegenüber sich auf das Altenteil zurückzuziehen und allein von der Pflicht der Dankbarkeit zu deklamieren. Gewiß haben die Tschechen von den Deutschen, wie ja im Vorhergehenden ausgeführt wurde, viel gelernt, aber sie haben auch in dem letzten Jahrhundert Leistungen gezeitigt, auf die sie mit Recht stolz sein können. Dafür sei, als auf das Faßbarste auf ihre Leistungen in der Literatur hingewiesen.

Wir übergehen die Zeiten des Mittelalters und das von den Tschechen besonders gepriesene rudolfinische Zeitalter, — es ist zwar bei weitem übertrieben, wenn man in deutschen polemischen Schriften liest, daß die ersten achtzehn Jahrhunderte für die tschechische Literatur tot sind, aber die Bahnen, in denen sie sich in den Zeiten der böhmischen Selbständigkeit bewegte, vor allem kirchliche und humanistische Bahnen, sind immerhin wenig charakteristisch und individuell. Das auch politisch wichtige ist eben, daß die tschechische Literatur eine Schöpfung, und zwar eine bewußte Schöpfung der letzten hundert Jahre ist.

Wenn bei uns die Romantik eine Nationalisierung unserer Literatur hervorrief, hat bei den Tschechen die Versenkung in die Geschichte eine neue Literatur überhaupt erst wieder erweckt. Das Tschechische wurde damals von Gebildeten kaum gesprochen, es war fast zur Sprache der Gasse in der allgemeinen Achtung herabgesunken. Gepflegt wurde es nur bei den Stillen im Lande, die es als die Sprache der alten hussitischen Andachtsbücher verehrten und die nun berufen waren, bei der Neugeburt des Tschechentums eine führende Rolle zu spielen. Einige wenige Männer waren es zuerst, die unter der freudigen Anteilnahme der Deutschen im Lande und draußen, nicht zuletzt Goethes, die Vergangenheit studierten, die Sprache reinigten, eine Grammatik zusammenstellten und damit erst die Vorbedingungen schufen für eine anerkannte, höheren Bedürfnissen genügende Umgangs- und Schriftsprache. Glänzende und staunenswert vielseitige Talente hat die tschechische Literatur hervorgebracht. Im Epos und in der Lyrik zeigen sie einen Formenreichtum, der bei dem Fehlen der Tradition besonders erstaunlich wirkt und sich wohl mit der Entwicklung des deutschen Schrifttums im achtzehnten Jahrhundert vergleichen läßt. Zu den Klassikern der Weltliteratur ist Jaroslaw Vrchlicky zu rechnen. Er sei auch deswegen genannt, weil den Deutschen seine Lyrik in einer überaus formvollendeten Übersetzung zugänglich ist. Übersetzer ist der deutschböhmische Dichter Friedrich Adler. Es erübrigt sich fast zu bemerken, daß alle Dichter mit glühender Liebe an ihrem Volkstum hingen. Damit ist aber durchaus nicht von vornherein der Drang zur Selbständigkeit im Sinne der Loslösung von dem österreichischen Staatengebilde gleichbedeutend. Selbst die Idee des Panslawismus ist ursprünglich unpolitisch. Sie ist von einem Tschechen, von dem Dichter Johann Kollar,

verkündet worden, wesentlich im Anschluß an verwandte Strömungen im damaligen Deutschland. Kollar hat seine Idee auch sofort in einem großen Dichtwerk „Die Tochter der Slava" verherrlicht und es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, daß das Urbild seiner Slawengöttin ein deutsches Pfarrertöchterlein, eine Studentenliebe aus Lobeda bei Jena, gewesen ist. Noch Franz Palacky, der sich seines Tschechentums gewiß voll bewußt war, hat ja, als er von Frankfurt aus eingeladen wurde, an den Vorarbeiten für das deutsche Parlament teilzunehmen, sein Österreichertum in den berühmt gewordenen Worten betont: „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, müßte man im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen." Als Palacky dies schrieb, war die Politisierung der panslawistischen Idee bereits sehr vorgeschritten.

Aus dem Zickzackkurs der österreichischen Regierung in der böhmischen Frage und dem wenig erquicklichen Streit der Parlamente seien nur einige Markſteine hervorgehoben. Die erste Periode reicht von 1848 bis 1867, bis zum Erlaß der Dezemberverfassung. Charakteristischer Weise stehen am Anfang und Ende zwei panslawistische Kundgebungen. 1848 tagte auf der Sophieninsel bei Prag der erste Slawenkongreß, der in seiner babylonischen Sprachenverwirrung ein burleskes Schauspiel bot und mit seinen phantastisch radikalen Forderungen die Slawen auf einer politisch noch tieferen Stufe zeigte, als sie selbst in der damaligen Zeit üblich war. Im April 1867 gab es eine viel ernsthaftere, wirklich bedenkliche Demonstration: ein Pilgerzug der österreichischen Slawen mit Ausnahme der Polen nach Moskau. Der Tscheche Rieger huldigt den Russen: Es beginnt für euch die Offensive, euch kommt es zu, die Südslawen zu befreien. Prag bereitet die slawische Zukunftsidee vor, und wir, seine hier versammelten Kinder, bringen diese Idee aus Prag nach der Mutterstadt Moskau. Die Dezemberverfassung von 1867 kam den nationalen Strömungen sehr entgegen. Art. 19 des Grundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger besagt: „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat sein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt."

Wie man dies Entgegenkommen in Böhmen auffaßte, mußte Kaiser Franz Josef gleich 1868 erfahren, als er nach Prag zur Einweihung der Elisabethbrücke kam und Plakate jeden Tschechen als Verräter brandmarkten, der sich an dem Empfange beteiligen würde. Es bleibt doch wohl zu bezweifeln, ob die Täuschung des Kaisers so weit ging, daß seine infolgedessen ja berechtigten Worte: „Die Stadt machte einen völlig deutschen Eindruck", aufrichtig und ernst gemeint waren.

Vorderhand blieb den Deutschen noch die Vorherrschaft im Staat. Es ist die zweite Periode des konstitutionell regierten Österreich, die dadurch genau zu begrenzen ist, die Zeit von 1867 bis 1879. Die Tschechen hielten sich dem

Reichsrat fern, sie trieben, wie man sich ausdrückte, Abstinenz, und demonstrierten dadurch gegen den durch die Dezemberverfassung durchgeführten Dualismus des Reiches, die Loslösung Ungarns aus dem engeren Staatenverband. Die Deutschen aber glaubten, daß ihnen nun gerade in dem also neugestalteten Reich die Leitung unbestritten gehören würde. Sie glaubten darauf Anspruch zu haben „vermöge ihrer Kultur, vermöge ihrer tausendjährigen Geschichte und insbesondere deshalb, weil sie das Reich geschaffen und zusammengehalten hätten". In diesem Vertrauen waren sie sogar ohne Bedenken für ein Nationalitätengesetz und eine Regelung der Sprachenfrage in sehr entgegenkommendem Sinne zu haben.

Es war auch für die Deutschen Österreichs eine große Zeit, als im Kriege mit Frankreich ein neues Deutsches Reich erstand. Robert Hamerling sandte damals einen begeisterten Gruß über die Grenze:

Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten,
Deutsch-Österreich war mitten unter euch.

Die tschechischen Politiker aber hatten aus ihrer antideutschen, besser antipreußischen Gesinnung keinen Hehl gemacht und waren selbst in enge Beziehungen zu dem französischen Botschafter in Wien, dem Herzog von Gramont, getreten. Sie hofften, daß eine Niederlage der deutschen Waffen ihre Stellung verbessern würde.

Trotz ihrer Abstinenz zogen gerade die Tschechen in dieser Periode aus dem Einleben in den Verfassungsstaat die größten Vorteile. Je weniger sie sich um die staatliche, besonders um die Zentralverwaltung bekümmerten, desto mehr pflegten sie die Selbstverwaltung, die in Österreich in der freisinnigsten Weise ausgestaltet ist. In dieser mit nationalem Geiste erfüllten Selbstverwaltung, der sich die Tschechen mit ihrem ganzen Können, mit Fleiß und Begeisterung widmeten, hatten sie dann auch die Vorschule für ihre Betätigung in den Parlamenten.

1879 sind die Tschechen aus ihrer Abstinenz herausgetreten. Es war die große Wende Österreichs. 1876 hatten die Wirren auf dem Balkan begonnen, die zu dem russisch-türkischen Kriege führten. Man bejubelte in Prag den Serbenführer Tschernajew, man bejubelte die Russen, man agitierte für den orthodoxen Glauben und verbrannte das Bild des Papstes. Durch den Berliner Kongreß erhielt Österreich dann das europäische Mandat zur Besetzung von Bosnien und der Herzegowina. Aber nur mit Mühe hat die Regierung hierzu und zu den damit verknüpften Mehraufwendungen die Zustimmung des Reichsrats erhalten können. Da sprangen die Tschechen ein. Als sich jetzt durch ihren Eintritt ins Parlament die Regierung nicht mehr auf die Deutschen in ihren verschiedenen Parteischattierungen allein angewiesen sah, als alle Völker der Monarchie sich auf den Boden der Verfassung stellten und zur Mitarbeit

bereit erklärten, ergab sich sofort eine ganz neue Konstellation. Die Deutschen aber verloren dabei die Führung im Parlament und die Herrschaft im Reiche.

Man kann in diesem Versagen der Deutschen in Fragen der Machtpolitik und in ihrem Verkennen der Orientpolitik im besonderen eine historische Schuld sehen, aber wir werden diese Schuld minder hart beurteilen, wenn wir an uns selbst, unsere eigenen Irrtümer denken. Man kann weiter eine Schuld darin sehen, daß sie auch in der Folge ihren Parteihader fortsetzten, anstatt sich einheitlich zusammenzuschließen, aber auch diese Fehler sind den parlamentarischen Flegeljahren Deutschlands und Österreichs gemeinsam. Die nationale Leidenschaft hat sich stärker erwiesen als alle wirtschaftlichen Entwicklungen und Theorien. Selbst die Sozialdemokratie, die zuerst den Nationalitätenstreit als kapitalistische Mache bezeichnete, hat sich nach kürzester Zeit in nationale Gruppen geschieden. Nur die Deutschen begeisterten sich weiter für das Phantom der Internationale.

Andererseits erwuchsen den Slawen wertvolle Mitläufer in den Feudalen, Großgrundbesitzern und Klerikalen. Die Deutschen, aus ihrer Stellung als Regierungspartei verdrängt, mehr und mehr in eine Verteidigungsstellung hineingedrängt, sind doch bald aus ihrer gedankenlosen Gleichgültigkeit erwacht und haben in nationalen Schutzverbänden, vor allen dem Deutschen Schulverein und dem Böhmerwaldbund die Volksgenossen zu gemeinsamer Arbeit geschart. Man kann es zu ihrem Ruhm sagen, daß die Deutschböhmen in dieser Aufklärungsarbeit sich selbst durch Gleichgültigkeit ebenso wie durch Radikalismus zu einem Standpunkt klarer Erkenntnis ihrer Kräfte und Schwächen durchgerungen haben.

Im Verlaufe des Krieges hat ein Zusammenschluß der deutschen Parteien stattgefunden, fast gleichzeitig mit der Schaffung eines gesamttschechischen Ausschusses. Solche Bildungen können nur begrüßt werden, da sie die Auseinandersetzungen erleichtern.

Manche bedauerliche Vorgänge, die zum Teil trotz strenger Handhabung der Zensur in die große Öffentlichkeit gedrungen sind, stimmen viele Reichsdeutsche wenig zuversichtlich. Dabei spricht die Furcht mit, die Tschechen ersehnten ein Aufgehen in Rußland. Das Geschlecht solcher weltfremden Romantiker, die die russische Knute deutscher Freiheit vorziehen, dürfte durch den Krieg bald aussterben, trotz aller Bemühungen Rußlands bei den Kriegsgefangenen. Selbst ein Russenfreund wie Masaryk gesteht ein, wie wesensfremd ihm das russische Fühlen ist. Woher leitet sich denn aber die oft beobachtete Unzuverlässigkeit der Tschechen her? Einmal natürlich aus der Demagogie, die eine planmäßige Wühlarbeit verrichtete, um das Staatsgefüge zu lockern. Dann aber aus dem starken Einströmen ostslawischer Elemente, das schon eine geraume Zahl von Jahren währt. Verschiebungen im böhmischen Wirtschaftsleben, im besonderen die Bildung tschechischer Industrien, haben einen neuen städtischen und ländlichen Arbeiterstand geschaffen, der sich mehr und mehr aus volksfremden Kreisen ergänzte. Das ostslawische Proletariat ist genau ebenso in

Österreich wie in Reichsdeutschland der größte Feind des bestehenden Staates. Diese ungebildeten, kulturlosen Massen ohne staatlichen Sinn sind die Hilfstruppen einer skrupellosen Demagogie. Es wird eine ebenso dringende wie schwierige Aufgabe nach dem Kriege sein, sie fernzuhalten und durch eine Förderung der Binnenwanderung zu ersetzen.

Das Problem der Binnenwanderung in dem vielstämmigen Kaiserstaat hat den Gedanken gezeitigt, die Nationalitätenfrage durch die Einführung eines das ganze Reich umfassenden und durchsetzenden Nationalitätenkatasters zu lösen, sodaß jeder, gleichgültig wo er sich gerade aufhält, Pflichten und Rechte des Staatsbürgers im Sinne seiner Nationalität üben könnte. Ohne auf die Schwierigkeiten einzugehen, die der Ausführung des gewiß geistreichen Gedankens im Wege stehen, muß gesagt werden, daß dadurch die eigentümlichen Schwierigkeiten der böhmischen Frage genau so bestehen bleiben wie vorher. Es handelt sich darum, die nationalen Forderungen zweier verschieden starker Stimmen zu befriedigen, der Tschechen, die etwa 63 Prozent, der Deutschen, die etwa 37 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Schon jetzt fällt auf die Deutschen weniger von den Landesausgaben, als ihnen im Verhältnis zukäme, während ihr Anteil an den direkten Staatssteuern die Hälfte der Gesamtsumme merklich überschreitet. Sie bilden also schon jetzt eine majorisierte Minorität. Was in der Gesamtlandesverwaltung im Großen geschieht, vollzieht sich in den einzelnen Bezirken, die eine gemischte Bevölkerung aufweisen, in entsprechender Weise, am rücksichtslosesten vielleicht in der Hauptstadt Prag und ihren Vororten. Noch sind aber die einzelnen Bezirke, abgesehen von Prag und einigen Industriebezirken, national ziemlich einheitlich, nur eine geringe Zahl von den 7400 Gemeinden — noch nicht 300 — weist erhebliche nationale Minderheiten auf. In diesen Gemeinden zunächst muß es nach dem Vorbild des verwandten Mähren zu einem friedlichen Nebeneinander kommen und ihre nationale Vertretung muß gesichert sein. Die völlige administrative Zweiteilung Böhmens, wie sie durch die Schaffung eines national gemischten Landesschul- und Landeskulturats angebahnt wurde, ist schon Jahre hindurch das Ziel weiter Kreise Deutschböhmens gewesen. Der Sinn einer solchen Zweiteilung ist, die Bevorzugung des tschechischen Landesteils bei der Verwendung der staatlichen Einkünfte, zu dem die Deutschen in so hervorragendem Maße beitragen, in Zukunft zu hindern. Äußerlich prägt sich das schon in der Bevorzugung der Tschechen bei der Besetzung aller Beamtenstellen aus. Auch hier kann nach dem Kriege eine gründliche Änderung erwartet werden. Daß für jeden Deutschen die Kenntnis beider Landessprachen unbedingt erforderlich ist, für sein wirtschaftliches Fortkommen und den ganzen Verkehr, ist allgemein anerkannt; die Kenntnis oder wenigstens der Gebrauch des Deutschen wurde aber von tschechischer Seite in oft lächerlicher Weise abgelehnt. Auch hier hat der Krieg den Deutschen recht gegeben und ihre Forderungen der deutschen Amtssprache im Verkehr der Behörden, bei der Eisenbahn u. a. dürften jetzt ohne weiteres

durchgehen. Ist es dem Schreiber dieser Zeilen doch selbst geschehen, daß man auf einem Moldaudampfer einen amtlich vermerkten deutschen Ortsnamen (Königsaal) nicht kennen wollte, daß im Landesmuseum, auf dem Archiv und in einer öffentlichen Bank kein Beamter Deutsch verstehen wollte. Der Krieg wird auch den tschechischen Bauernsohn und Handwerker gelehrt haben, wie groß die Welt und wie töricht eine solche Ablehnung deutschen Wesens ist. Fassen wir zusammen, so sind folgende unschwer zu erfüllende Forderungen der Deutschen zu verzeichnen: Deutsche Amtssprache der landesfürstlichen Behörden, Schaffung nationaler Kreise mit nationalen Kreisvertretungen, Reform der Landtagswahlordnung mit Zugrundelegung nationaler Wahlkreise, Berücksichtigung der Deutschen bei der Besetzung staatlicher Beamtenstellen.

Gewiß ist die Kraft, die in nationaler Arbeit angelegt ist, nicht verloren, sie dient zu einer Vertiefung des Wesens, aber die Kraft, die in nationaler Hetzarbeit vergeudet wird, muß für edle Zwecke künftig frei gemacht werden. So grüßt Reichsdeutschland die Deutschböhmen mit herzlichem Heilruf.

Mütter

Von Katharina von Sanden

illa Bernecker ſchnallte mit einem leiſen Seufzer ihr Malgepäck zuſammen und ſchob den Faltſtuhl in den Tragriemen.

Sie ſtrich die Haare aus der Stirn und ſah mit ſcharfen Augen hinüber zu dem dicken alten Schloßturm, deſſen Uhr ſie erkennen konnte. Es war wirklich keine Zeit zu verlieren. Mit langen Schritten lief ſie den Wieſenhügel hinunter in das Tal, in dem die kleine Stadt behaglich eingefaltet lag.

Sie mußte ins Schloß, der Frau Herzogin Malſtunde geben.

Ihren ſchönen Studienmorgen unterbrach ſie nicht gern und ſie hätte es für niemand ſonſt getan. Für Geld nun einmal ganz gewiß nicht. Doch dies war anders. Es ging ein weicher Schein über Tillas Geſicht, als ſie daran dachte, wie anders dies war.

An ihr vorüber trieb das beſchauliche Vormittagsleben der kleinen Stadt, in der niemand Eile zu haben ſchien, außer ihr. Man wich ihren ſchnellen Schritten und ihrem Malgepäck rechtzeitig aus. Sie wurde viel gegrüßt. Man erinnerte ſich, daß ihr Vater gerade ſo ins Schloß geſtürmt war, zu dem jungen Herzog, den er unterrichtete, und von da in ſein Kolleg, mit freundlichen, kurzſichtigen Augen, immer als ob es brennte und immer zu ſpät.

Tilla Bernecker hatte die Tradition für ſich.

Sie bog über den alten Flachsmarkt mit ſeinem zierlichen Brunnen und in die leiſe anſteigende Schloßſtraße. Das Schloß lag vor ihr, einen Goldton in den alten Quadern, der ſie immer von neuem freute.

Sie nickte dem dicken Schloßportier zu und lief die Stufen der Mitteltreppe hinauf, mit Malgepäck und Klappſtuhl. Oben ſtand Breitenbach, der behäbige Kammerlakei in ſeiner ſchwarzen Livree mit ſilbernen Treſſen. Er wollte ihr das Gepäck abnehmen, aber ſie wehrte ſich und ſo ließ er ſie denn, wenn auch mit deutlichem Proteſt in den Augen, in das Vorzimmer eintreten, in dem Fräulein von Raven mit einem gewaltigen Strickzeug an einem der Fenſter ſaß.

Sie ließ ein paar Maſchen fallen, als Tilla in ihrer brüsken Art eintrat und nahm ſchnell die Brille von der Naſe, die ſie nur trug, wenn von den Hoheiten niemand zugegen war. Als ſie Tilla erkannte, ſetzte ſie ſie ſchleunigſt wieder auf.

„O, Sie ſind es, meine Liebe," ſagte ſie und trat ihr einen Schritt entgegen. „Ich glaubte faſt, ſeine Hoheit — Hoheit kommen manchmal etwas plötzlich. Setzen Sie ſich, bitte. Sie müſſen ſich noch gedulden. Ihre Hoheit muſtzieren noch."

Tilla ſchüttelte ihr die Hand und ſetzte ſich dem kleinen, farbloſen Fräulein gegenüber auf einen Seſſel. Leiſe Geigentöne kamen aus einem fernen Zimmer.

Fräulein von Raven hob wieder ihr Strickzeug und betrachtete ängstlich das Unheil, das Tillas Eintritt angerichtet hatte. Sie stocherte mit einer langen Nadel hilflos darin herum.

„Ist was passiert?“ fragte Tilla freundlich.

„O nein, gar nicht,“ sagte Fräulein von Raven mit starren Augen.

„Maschen runtergefallen, was?“ sagte Tilla. „Sie stricken auch viel zu lose. Geben Sie doch mal her, das mach ich.“

Sie nahm ihr das Strickzeug aus der Hand und begann mit flinken Fingern die Maschen wieder aufzunehmen.

„So, da klettern sie wieder hoch, Rettung aus Seenot,“ sagte sie dabei behaglich. „Himmel, was für ein Strumpf — die reine Hülle für ein 42 Zentimeter-Geschütz.“

„Ja, können Sie denn stricken —?“ fragte Fräulen von Raven in maßloser Überraschung.

„Na und warum nicht —?“ fragte Tilla.

„O — ich dachte — Künstlerinnen — und so — —“

„Ach so!“ sagte Tilla und setzte sich aufrecht. „Künstlerinnen und so tragen löcherige Strümpfe und zerrissene Hemden und —“

„Um Gotteswillen —“ hauchte Fräulein von Raven und warf einen verzweifelten Blick nach der Tür. Tilla konstatierte, daß sie ganz rot geworden war. „Wahrscheinlich wegen der Hemden,“ sagte sich Tilla und betrachtete sie wie eine Naturmerkwürdigkeit.

„Denken Sie, Fräulein von Raven, ich flicke mir meine Hemden selber und nicht mal schlecht — und Löcher in den Strümpfen — na ja, wenn einer so viel läuft wie ich und solch einen großen Fuß hat, dann hat er natürlich mal 'n Loch. Aber es bleibt nicht. Und darauf kommt es an. Jetzt in dieser Zeit stricke ich sogar Strümpfe, wenn ich mal Zeit habe. Soviel wie Sie habe ich natürlich ja nicht.“

„Mein liebes Fräulein Bernecker,“ sagte Fräulein von Raven schwach. „Ich habe nie im entferntesten sagen wollen, daß Sie —“

„Nicht —?“ sagte Tilla in solch kaltem Erstaunen, daß Fräulein von Raven von neuem errötete und nach dem Strumpf griff.

„Ich habe nämlich eine kolossal ordentliche Mutter gehabt, das war mein Glück,“ sagte Tilla und lehnte sich in ihren Sessel zurück, ein Bein über dem anderen. „Und Flickstunde bei Muttern — jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag, egal bei was für Wetter — na, ich sage Ihnen, es war ernst. Heut kommt mir's zu gut. Heut habe ich Ihnen sogar beistehen können. Sie können wohl nicht sehr stricken, was?“

Fräulein von Ravens Antwort ging verloren, denn die Tür offnete sich und die Herzogin steckte ihren dunklen Kopf hindurch.

„Ist Tilla da?“ fragte sie, „schnell, Tilla, kommen Sie, dies müssen Sie hören.“

Sie nickte Fräulein von Raven mit einem gütigen Lächeln zu und war schon wieder fort. Tilla verstaute ihr Gepäck und folgte.

Fräulein von Raven blieb allein, die Brille in der einen Hand, in der anderen den Strumpf, aus dem bei ihrem hastigen Aufspringen eine Nadel geglitten war, so daß eine ganze Reihe haltloser Maschen sie höhnend anstarrte. Das war fast zuviel, aber es gab ihr ihre Fassung wieder und sie setzte sich mit zusammengekniffenen Lippen sehr aufrecht an ihren Platz.

Dieses unglaubliche Mädchen sollte nicht wieder über sie lachen. Daß sie stricken konnte, war doch sonderbar. Sie war so — so durchaus unweiblich, sagte sich Emilie von Raven und wurde dabei von neuem rot.

Tilla ging durch die Reihe der Zimmer, die der Herzogin Persönlichstes und Allerheiligstes bildeten, mit immer wachen Augen. Sie genoß es stets von neuem, wie diese Zimmer sich verändert hatten. Die gute Herzogin-Mutter hatte hier lange gewohnt und Tilla war viel bei ihr gewesen. Die Herzogin-Mutter hatte eine große Vorliebe für den verehrten Lehrer ihres Sohnes, für seine fröhliche, rotbäckige Frau und für Tilla vielleicht am meisten.

Tilla dachte mit Liebe an die prachtvolle alte Fürstin und ihre fröhliche Toleranz für Leute, die ein bißchen „anders" waren, wie eben Tilla, aber damals waren die Zimmer voll „Greuel" gewesen. Und das war anders geworden, ganz anders. Nicht etwa neu. Gerade das war so bezeichnend.

Sie trat in das Musikzimmer und setzte sich still in einen der tiefen Sessel, in denen man herrlich zuhören konnte, weil man sich ganz darin vergaß. Sie war hier oft. Die junge Herzogin kannte ihren Musikhunger. Es war auch Dankbarkeit dabei. Denn Tilla hatte dieses Musizieren ermöglicht. In der kleinen Residenz hatte die Herzogin nach einem Geigenlehrer gesucht, wie sie ihn wollte und das war eine schwierige Geschichte gewesen. Es gab deren wohl, aber, wie die Herzogin meinte, starben sie sämtlich vor Ehrfurcht und zu lernen war bei ihnen nichts, weil sie nie tadelten. Da erbarmte sich Tilla. Daß Herzogin Luise-Marie Tadel vertrug, wußte sie aus den Malstunden, in denen Tilla Gelegenheit hatte auf gut Tillasche Art grob zu werden (was ihr nicht weiter schwer fiel). So brachte sie ihr Harm von Groot. Es war ein Experiment und es glückte. Die Herzogin vergaß es ihr nicht.

In der Stadt galt Harm von Groot als Sonderling. Sein Vater war Offizier gewesen, Flügeladjutant bei dem seligen Herzog, ein Haudegen und Draufgänger, voll unerlöster Kraft, allbekannt, von allen verstanden, unendlich beliebt. Die Tradition galt viel. Man erwartete unwillkürlich von dem Sohn das Gleiche. Und Harm von Groot lebte ein Stubenhockerleben an seinem Schreibtisch und an seinem Flügel. Er war der Lieblingsschüler von Tillas Vater gewesen. Er war nicht Offizier, studierte Philologie und wurde nicht Doktor, studierte Musik und war nicht Musiker — er ließ sich nicht klassieren und das nehmen die Leute übel.

Ein herrlicher Lehrer war er und Herzogin Luise-Marie dankte es ihm. Sie hatte ein unbeirrbares Gefühl für Menschenwert.

Als Tilla eintrat, stand er am Flügel und die Herzogin stimmte ihre Geige. Groot sah nicht auf und Tilla sah die kleine scharfe Falte zwischen den Augenbrauen, über der eigensinnigen Nase. Sie mußte unwillkürlich lächeln. Er setzte sich. „Was spielen wir?" fragte er.

„Noch einmal das Andante, daß himmlische — Tilla — Mozart!"

Harm von Groot saß einen Augenblick, den Kopf gesenkt, dann begann er zu spielen. Und die Geige fiel ein.

Es war eine süße, tottraurige Weise. Sie stieg und fiel, sank zusammen und raffte sich auf, klagte leise, eindringlich und schwer, suchte und fand nicht heraus — kein Ausweg — kein Ausweg — weinte nicht, schluchzte nicht auf, sang vor sich hin, mit trockenen, weiten Augen. Und fiel zusammen wie ein Häuflein Asche, ging aus wie ein Licht.

Mozart, Violinsonate Nr. 12.

Die Herzogin legte die Geige auf den Flügel. Sie war blaß und ihre feinen Nasenflügel bebten.

„Und draußen ist Krieg —" sagte sie ganz tonlos.

Es war still in dem Zimmer, in dem die Luft noch zitterte von der Geigenweise. Harm von Groot saß zusammengesunken und reglos. Die Herzogin schloß den Deckel ihres Geigenkastens. Das Schloß schnappte ein mit hartem Klick.

„Ich danke Ihnen, Herr von Groot!" sagte sie, nun wieder ganz ruhig.

Er erhob sich und stand vor ihr, lang und schmal.

„Darf ich danken?" sagte er.

Die Herzogin errötete. „War es nicht schlecht?" fragte sie.

„Es war wunderschön!" sagte er einfach und drückte ihre Hand. Fräulein von Raven wäre entgeistert gewesen, denn er küßte sie nicht. Und die Herzogin freute sich.

Dann wandte er sich fort und zu Tilla, die ganz still saß und ihn von unten herauf ansah. Sie streckte ihm die Hand mit einer spontanen Plötzlichkeit entgegen, die er empfand und die ihm das Blut in die Schläfen trieb.

„Wie geht es Ihnen?" fragte er scheu.

„Noch immer gut!" sagte sie. „Es muß sehr beruhigend für Sie sein, das alle halbe Jahr einmal zu erfahren!"

In ihren Augen sah er den Spotteufel, den er kannte und vor dem er sich zu Tode fürchtete.

Er wandte sich um und suchte mit den Augen seinen Hut, der indessen friedlich in der Vorhalle auf ihn wartete. Als ob ihn Breitenbach mit dem Hut in das Musikzimmer gelassen hätte —! Das fiel ihm rechtzeitig ein. Er wartete nicht darauf, daß die Herzogin ihn entließ — o, Fräulein von Raven —! Er verbeugte sich und ging.

Die Herzogin kam um den Flügel herum zu Tilla und setzte sich in einen der tiefen Sessel.

„Sind Sie sehr böse, wenn ich heute nicht malen mag?" fragte sie. „Ich habe Ihnen einen Arbeitsmorgen zerstört. Ich hätte absagen sollen. Aber ich wollte so gern mit Ihnen reden, Tilla." Sie schwieg einen Augenblick und strich mit der Hand über die Augen. „Der Herzog geht diese Woche ins Feld!" setzte sie hinzu.

Tilla schwieg noch immer.

„Darüber sollte ich kein Wort der Klage haben — nicht wahr, Tilla? Wenn ich an die Millionen Frauen denke — und so arme, junge Frauen darunter — so hilflos, ach gewiß — wie ich sein werde — aber nicht sein will, Tilla — und die kleinen Kinder! — An die kleinen, kleinen Kinder, die geboren werden sollen, während draußen ihre Väter in den Tod gehen — an die denke ich jetzt immer. Weil auch meins solch ein Kindel sein wird".

Tilla streichelte in Gedanken verloren die schmale Hand, die auf der Sessellehne lag. Luise-Marie umschloß Tillas Finger mit einem hilfesuchenden Griff.

„Ich habe da einen Plan, Tilla", sagte sie. „Von dem habe ich noch gar niemand etwas gesagt — selbst dem Herzog nicht, trotzdem der mich herrlich verstehen wird. Sie kennen das Luisenpalais hier im Park. Sie wissen, der Herzog ist da geboren und es war dann das Wittumspalais seiner Mutter. Das liegt jetzt ganz leer und tot und es ist so wunderschön mit den vielen sonnigen Zimmern und den Wiesenflächen mit den alten Bäumen ringsum. Das möchte

ich den kleinen Kindern schenken. Vielen, vielen. Da sollen sie geboren werden und mit ihren Müttern bleiben, bis die Väter wiederkommen — ach Tilla —!! Und so sehr gesund und kräftig sollen sie werden. Arme Kinder, Tilla, aus schlimmen Straßen, nicht wahr? Und wir alle wollen helfen und sorgen — ich vor allem. Ich werde so gräßlich viel Zeit haben — bis —"

Sie stockte und sah Tilla an.

„Ja — nicht wahr — ja?!"

Tilla hatte ein ungewohntes Gefühl im Halse, sie konstatierte an sich eine regelrechte Rührung. „Ja, kleine Landesmutter", sagte sie.

Und Luise-Marie faßte sie um und küßte sie.

Tilla richtete sich gerade.

„Aber eine Wirtschaft gibt das!" sagte sie mit Überzeugung. „Bloß nicht einbilden, daß das von A bis Z eine rührende Sache wird. Na — ich freue mich schon darauf, wenn Breitenbach die Zwillinge Müller im Park spazieren fährt —"

„Ja", sagte die Herzogin, „alle sollen sie helfen. Wie gut ihnen das tun wird".

„Zum Beispiel Fräulein von Raven", sagte Tilla. „Es wird überhaupt die Zeit ihres Lebens werden, obgleich ich ihr zu Anfang nicht gleich ein Kind zum Halten anvertrauen würde, Hoheit! Sie muß erst mal fühlen, daß sie eine Frau ist und kein Neutrum. Und die Gräfin Runkel —"

Ein ganz kleiner Schatten flog über ihrer Hoheit Gesicht.

„Sie sind alle so gut im Grunde", sagte sie dann einfach. „Sie werden schon fühlen, daß es etwas Herrliches ist, was wir tun. O Tilla, wir wollen nicht nur an Lazarette denken — auch an die, die es jetzt doch am schwersten haben — an die Mütter —".

„Wenn Hoheit mich auch brauchen können, so gehöre ich dem Luisenpalais mit Haut und Haar", sagte Tilla.

„Ich brauche Sie ganz besonders, Tilla. Sie imponieren so".

„Gut. Imponieren wird nötig sein".

„Nur sehr, sehr schade, daß Sie nicht verheiratet sind!" klagte die Herzogin. „Das wäre viel besser — beinahe nötig!"

Sie trat zu dem Flügel, dessen Deckel sie schloß und blickte einen Augenblick sinnend auf die Geige.

„Musik wirds nun auch nicht viel mehr geben", fügte sie hinzu, „da nun auch Groot ins Feld geht".

„Groot?"

Tilla saß plötzlich aufrecht mit großen Augen.

„Ja. Er sagte mir's heut. Er geht freiwillig, sie hatten ihn ja nicht genommen. Er ist nicht sehr gesund, zu lang und schmal. Aber er war sehr stolz, daß er es durchgesetzt hat".

„Was fällt ihm ein!" sagte Tilla langsam und wurde über und über rot. „Und mir sagt er kein Wort!"

„Ja", sagte die Herzogin. „Er hat eine unvernünftige Angst vor Ihnen, Tilla — für einen Helden —".

Tilla stand auf und sah nach der Uhr. Genau wie Groot vergaß sie, daß es an der Herzogin war, sie zu entlassen.

„Ich muß gehen", sagte sie.

Und diesmal lief sie über den Flachsmarkt und durch die Straßen wie gejagt, so daß man ihr doch nachsah. —

— Harm von Groot fand es weniger leicht, als er gedacht hatte, seine Habseligkeiten zu ordnen. Übermorgen schlug das Kasernentor hinter ihm zu, bis dahin mußte die kleine Welt, in der er gelebt hatte, für ihn versunken sein.

Er packte Bücher in Kisten, ordnete Papiere und stand ratlos vor seinem geliebten Flügel, einem guten, alten Bechstein, ganz bepackt mit Noten.

Es tat ein wenig weh, dieses einreißen und Chaos schaffen. Es war ein Hauch von Ruhe und Weite in dem großen Arbeitszimmer gewesen, das hoch unter dem Dach lag und sein Licht von einem reinen Himmel empfing. Jetzt verschlangen die Kisten die Ruhe und das Behagen Stück für Stück. Er ließ das Gefühl nicht aufkommen. Leichter wahrhaftig als für tausend andere war es für ihn, sich loszumachen. Er war ganz allein — „Gott sei Dank!" setzte er fast etwas ostentativ hinzu. Sein Hab und Gut bewahrte der Speicher und — wenn es sein sollte — packte er eines Tages seine Heimat wieder aus den Kisten aus. Bis dahin legte er sie ad acta, ganz und völlig. Bis dahin war er des Kaisers Soldat. Der Hammer hämmerte auf den Kisten: „Schluß! Schluß!"

Aber auf der zugenagelten Bücherkiste saß er dann doch lange. Seine Augen waren an einem Bilde haften geblieben, das im runden Rahmen über dem Flügel hing. Ein schmaler Frauenkopf mit weichem Haar und derselben hohen, klaren Stirn, die er auch hatte. Seine Mutter. Es war eine kleine Pastellskizze, von Tilla gemalt. Eine rasche Arbeit — und eine ihrer besten. Sie hatte seine Mutter sehr lieb gehabt.

Das Bild mußte eingepackt werden, Harm von Groot sagte sich das. Aber er rührte sich nicht.

Das Bild von der Wand nehmen, das hieß das letzte Licht, die letzte Wärme verlieren, die noch in dem kahlen Zimmer lag, das hieß ganz einsam werden.

Er mußte es in eine der Kisten tun und den Deckel zunageln. Und er konnte es nicht. Die Hammerschläge würden sein wie damals, als der Sargdeckel das geliebte Gesicht verbarg — als er das Dunkel, das sie nun umgab, fast körperlich schmerzhaft fühlte — sie, die sich im Dunkeln fürchtete und das Licht so lieb hatte.

Seine Augen hingen an ihrem Gesicht. Er fühlte, wie die Sehnsucht nach ihr, die von der Zeit gestillt und gesänftigt war, in ihm wieder aufquoll. Jetzt sollte man eine Mutter haben, fühlte er dumpf, wer ins Feld zog, sollte eine Mutter haben.

Er stand auf und holte einen weichen, seidenen Schal, der seiner Mutter gehört hatte. Mit vorsichtigen Händen hob er das Bild von der Wand und wickelte den Schal darum. Dann nahm er seinen Hut.

Tilla Bernecker wohnte nicht weit von ihm. Es waren nur ein paar Schritte. Wie selten war er den Weg gegangen in der letzten Zeit. Wie hatte das doch sein können. Langsam stieg er die hohen, ein wenig steilen Treppen. Tilla wohnte wie er unter dem Dach.

Auf dem obersten Treppenabsatz stand die Tür halb offen. Ein kleines Laufmädel rutschte auf den Knien und wischte den Boden auf. Sie lachte Harm an, denn sie kannte ihn und stieß mit dem Absatz die halboffene Tür zum Vorplatz weiter auf, eine freundliche Aufforderung, näher zu treten.

Er kannte den Weg. Er kannte jedes Stück auf dem winzigen Vorplatz und er fühlte fast mit einem leisen Staunen, daß hier noch ein Stück Heimat war, das nicht versank, das nicht zuzunageln und ad acta zu legen war — vielleicht —

An der Tür zum Atelier klopfte er leise und drückte die Klinke auf. Tilla arbeitete. Sie stand vor ihrer Staffelei, Pinsel und Palette in der Hand und drehte sich nicht um, als die Tür ging. Sie sah schlank und schmal aus in dem Leinenkittel, den sie bei der Arbeit trug. Aus dem Umlegekragen wuchs der Hals in herber Linie empor und trug den feinen Kopf sehr aufrecht.

Sie machte eine Bewegung mit der linken Schulter, die Harm sehr gut kannte.

„Du sollst doch nicht reinkommen, Linele", sagte sie, immer mit dem Rücken nach der Tür, „und wenn Du zehnmal fertig bist. Du sollst doch draußen warten und Daumen drehen, bis ich rufe. Marsch ab."

Sie trat ein paar Schritte rückwärts und legte den Kopf schief, um ihre Arbeit zu betrachten.

„Du Balg," sagte sie dabei, „steh da nicht und starr mein Bild an. Ich glaube, du kritisierst."

Und mit schneller Bewegung fuhr der lange Pinsel, den sie in der Hand hielt, nach rückwärts in einem energischen Querstrich.

Er sollte über Lineles Stumpfnase gleiten, er fuhr jedoch, nicht allzu sanft, quer über Harms sprachloses Gesicht und seine Spur war bläulich. Jetzt drehte sich Tilla herum. Ihre Augen wurden groß und sie errötete jäh bis unter die Haare.

„Harm!!" — sagte sie. Dann wurde sie ärgerlich.

„Stehen Sie nicht da wie eine Salzsäule. Ich habe Sie nicht gemeint."

Sie legte Pinsel und Palette aus der Hand, flog an ein Schränkchen, brachte ein Stück weiße Leinwand und etwas Terpentin und schickte sich an, wie Harm zu seinem Entsetzen erfaßte, sein Gesicht zu waschen.

„Erlauben Sie," sagte er und prallte zurück.

„Aber Sie wissen doch nicht, wo!" sagte Tilla zornig.

„Ich fühle es!" erwiderte Harm und das vernichtete Tilla.

Sie sah mit betretenem Gesicht zu, wie er sich mit dem Läppchen langsam und methodisch die Farbe abrieb.

„Es wäre beinah in die Augen gegangen —" sagte sie reuig.

„Ja!" meinte Harm. „Nette Geschichte. Dabei sind meine Augen mein Bestes, sagt der Stabsarzt. Sozusagen einzig daraufhin haben sie mich genommen."

Tillas Augen waren in sich gekehrt. Sie räumte die Terpentinflasche fort. Auf dem Tischchen neben der Tür sah sie das von dem Schal umwickelte Bild, das Harm dort hingelegt hatte.

„Für mich?" fragte sie.

Er nickte und gab es ihr.

„Darf sie bei Ihnen wohnen, während ich fort bin?" fragte er, während Tilla den Schal abwickelte und das Bild nachdenklich betrachtete.

Sie sah ihn an und unter ihrem warmen Blick gab sein Herz einen Ruck.

„Kommen Sie, schlagen Sie hier einen Haken ein," befahl sie dann, „einen X-Haken — dort im Kästchen — so, da soll sie bleiben. Da ist es hell."

Sie besah das Bild mit streichelnden Augen. Dann wandte sie sich um.

„Danke, Harm", sagte sie und streckte ihm die Hand hin.

Er ließ sie nicht wieder los. Er hielt sie plötzlich in den Armen und drückte sein Gesicht auf ihre Schulter, auf den kühlen, leinenen Arbeitskittel. Und sie schloß die Augen und legte ihr Gesicht an das seine.

„Lieber —" sagte sie ganz leise.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herzogin Luise-Marie fuhr vom Bahnhof zum Schloß zurück. Der Herzog war abgereist.

Sie saß sehr aufrecht und blaß im Wagen und grüßte die vielen Menschen, die stehen blieben, die Hüte abnahmen und ihr nachsahen. Recht fühlbar wurde es heute, wie lieb man sie hatte. Es war viel Leid in der Stadt und das Volk nahm das Leid der Herzogin mit zu dem seinen und trug es mit und blickte mit guten Augen auf das schmale Gesicht, das zu lächeln versuchte. Es flutete wie eine große Welle der Liebe und des Verstehens zu ihr empor. „Unsʼ Herzog" zog nicht zum Spaß ins Feld. Das wußte jeder.

Tilla war von der Herzogin gerufen worden und wartete in dem Arbeitszimmer, dessen hohe Fenster in den Park schauten.

Luise-Marie war müde eingetreten, doch ein Blick auf Tillas Hand elektrisierte sie plötzlich. Denn auf Tillas sonst gänzlich ringlosen Händen glänzte ein schmaler, goldener Reif.

Die Augen der Herzogin waren eine einzige große Frage.

„Kriegstrauung, Hoheit," sagte Tilla. „Übermorgen, Sonntag. Da bekommt er Urlaub. Wenn er bis dahin nichts ausfrißt, heißt das."

„Wer?!" fragte die Herzogin und griff nach Tillas Händen.

„Hoheit haben überhaupt die ganze Schuld", sagte Tilla. „Es ist alles für das Luisenpalais und die Zwillinge Müller. Das habe ich ihm auch gesagt."

„Wem?" fragte die Herzogin und ihre Augen lachten.

„Harm von Groot", sagte Tilla und wurde rot.

Luise-Marie schloß sie in die Arme.

„Gott, Tilla!" sagte sie. „Hat das gedauert!! Das hätte doch längst sein können."

„Keine Spur!" sagte Tilla, „längst früh genug. Außerdem hat Harm erst jetzt eine gesicherte Stellung."

„Gesicherte?" fragte die Herzogin verständnislos.

„Natürlich. Als Gemeiner. Er hat jetzt seiner Frau etwas zu bieten. Sogar Witwenpension bekomme ich. Das war alles vorher nicht. Da traute er sich nicht."

Die Herzogin schüttelte den Kopf.

„Wahrhaftig, Hoheit", sagte Tilla. „Wir hatten eine scheußliche Angst, uns gegenseitig miteinander zu belasten. Wir gingen umeinander herum und fürchteten uns zu Tode. Ein geteiltes Stück Brot ist ein halbes Stück Brot und kein doppeltes. Und Harms Stück Brot ist schon eigentlich für ihn zu klein. Um mein Stück Brot muß ich arbeiten und tuʼs rasend gern, auch als seine Frau — aber Harm war eben altmodisch und dumm in diesen Dingen. Ein ganz, ganz dummer Mensch — bis jetzt —"

„Und jetzt?" fragte die Herzogin.

„Jetzt — wo er die gesicherte Stellung hat —" lachte Tilla und hatte nasse Augen.

„Kindskopf", sagte die Herzogin. „Daß Ihr nur gescheit geworden seid!"

„Ja", sagte Tilla aus tiefster Seele, „Gott sei Dank!"

Von der Straße her klang abgerissen und gedämpft Musik und das Rauschen von schweren Tritten. „Muß i denn — —", Pfeifen und Trommeln.

Die Herzogin erblaßte. Sie preßte Tillas Hand.

„Aber nun geht er doch fort ins Feld", sagte sie leise. „O Tilla, sind wir nicht arm —"

„Nein", sagte Tilla mit einer Stimme, ganz tief vor Glück, „wir sind nicht arm."

Sie standen am Fenster. Durch den Park schwankte ein Möbelwagen, schwer bepackt. Das Luisenpalais schimmerte in der Sonne herüber, alle Fenster geöffnet. Tilla erkannte eine kleine, dunkle Gestalt auf der Rampe, die mit einer Schwester dem Wagen entgegensah. Das war Fräulein von Raven. Der Wagen bog ein und hielt. Zwei Diener öffneten die großen Flügeltüren. Es war, als breite das Luisenpalais weit, weit die Arme aus. Und Stück für Stück, in einer langen Reihe zogen die kleinen, schneeweißen Gitterbettchen ein, viele, viele —

Tilla streifte plötzlich die Ärmel hoch.

„Ich kann nicht mehr, Hoheit, ich muß helfen", sagte sie.

Dann lachten sie beide und gingen hinüber zu dem alten Haus, das wieder jung geworden war.

Kriegsgeographische Neuerscheinungen

Von Albrecht Dühr

Wenn es auch nicht Aufgabe der „Grenzboten" sein kann, stetig über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Kriegskarten und der kriegsgeographischen Litteratur zu berichten, so erscheint es doch angebracht, hin und wieder auf Neuigkeiten besonderer Art hinzuweisen, die es verdienen, aus der Hochflut von Kriegsliteratur herausgehoben zu werden.*)

Es handelt sich hier zunächst um einige Kriegskarten, die mir noch zugegangen sind:

Wie der Dominaverlag in München im Maßstab 1 : 125000, so hatte auch L. Ravenstein in Frankfurt die französische Generalstabskarte 1 : 80000, auf 1 : 100000 verkleinert in besonderen Zusammendrucken als „Kampfgebiete" erscheinen lassen, die bedeutend geeigneter sind als die Einzelblätter mit ihrer unvermeidlichen Zerschneidung der Kampfplätze. Während die Karten des erstgenannten Verlages noch käuflich sind, wurden die Ravensteinschen zurückgezogen. Der Grund ist mir unbekannt. — Flemmings Karte des Generalgouvernements Belgien 1 : 320000 kann als politisch-historisches Hilfsmittel empfohlen werden. — Für die Beobachtung der Ereignisse in den Einzelgebieten, also jetzt etwa bei Verdun, können die Karten gar nicht plastisch genug sein: Eine mit einfachen Mitteln hergestellte Reliefkarte leistet zur Veranschaulichung

*) Vergl. die Hefte 18 und 86 des Jahrgangs 1915.

des Geschehens für des Kartenlesens nicht Kundige oft mehr als die sauberste Generalstabskarte. Die Karte des Kampfgebietes zwischen Maas und Mosel (1 : 100000) des Verlages Hubert Köhler-München ist in dieser Hinsicht den anderen vorzuziehen, da sie sie durch Vielfarbigkeit und Plastik, also durch Deutlichkeit übertrifft.

Für den Osten sind mir Karten großen Maßstabes neben den deutschen „Generalstabskarten" 1 : 300000 nicht weiter zu Gesicht gekommen. — Flemmings Kriegskarten Nr. 25 und 26 stellen Westkurland, Litauen und Ostpreußen (1 : 675 000) und Westrußland östlich von Polen und Kurland (1 : 900 000) dar (je 1 Mark). Erstere kann bei ihrer engen Begrenzung (Meridian von Friedrichstadt/Düna) fast nur mehr „historischen" Zwecken dienen, ist aber wegen ihrer sauberen Ausführung sehr zu empfehlen (mit Gelände in kräftigen Schraffen); die zweitgenannte Karte ist nicht so hübsch, aber sehr reichhaltig und abgesehen von der fehlenden Höhendarstellung recht brauchbar.

Außerordentlich rührig, höchst glücklich in Plan, Entwurf und Ausführung seiner meisten Karten ist nach wie vor der Verlag L. Ravenstein. Er hat für Galizien und das Karpathengebiet eine Karte (Nr. 26, 1 : 600 000) gebracht, die jedem Käufer durch ihre Sauberkeit (Gewässer blau), ihre Plastik (braune Schummerung), ihre Reichhaltigkeit (farbiger Eindruck der Schlachten, Kampforte und Fronten) Beifall abnötigen wird. Es steckt eine erstaunliche Arbeit darin. Derartige Karten für die übrigen Schauplätze (statt der üblichen in kleinem Maßstabe!) wären ein Verdienst. — Für Ägypten hat Ravenstein auch als Nr. 27 eine stattliche, sehr brauchbare Karte 1 : 500000 erscheinen lassen (mit Gelände), die sich auch durch zeitgemäße Eintragungen auszeichnet (1 Mark). Seine Kriegskarte (Nr. 28) der orientalischen Kriegsschauplätze (1 : 1750000 und 1 : 400000 nebst Spezialkarten) enthält zwar sehr vielerlei, ist sauber, vielfarbig und im einzelnen reichhaltig, entbehrt aber jede Geländedarstellung.

Es erscheint schließlich als Pflicht, auf die zeitentsprechenden Änderungen und Ergänzungen der Velhagen und Klasingschen Kriegskarten hinzuweisen. die die Kartenhefte stets höchst brauchbar erhalten. Seit dem letzten Sammelbericht in Heft 36 des vorigen Jahres ist neu hinzugekommen das Heft „Karten zum Kriege auf der Balkanhalbinsel" 1 : 2 Millionen mit zwei Sonderkarten 1 : 1 Million, das ebenso empfohlen werden kann wie die früheren.

Es bleibt noch übrig, auf ein sehr verdienstliches Unternehmen hinzuweisen, das geeignet ist, die kriegsgeographische Einsicht beträchtlich zu fördern. Eduard Rotherts „Karten und Skizzen zum Weltkrieg 1914/15" (bis jetzt 2 Bände, je 4 Mark), die Band 7 und 8 seines bekannten „Historischen Kartenwerkes" darstellen, dient ja, wenn es sich auch bereits historisch gibt, doch auch der Gegenwart. Rotherts außerordentliche Gabe, das Wesentliche eindrucksvoll mit schlichten Mitteln anschaulich zu machen, hat hier trotz mangelhafter Grundlagen sehr Brauchbares geschaffen. Erscheinen uns sonst die verfrühten Darstellungen des Weltkrieges in bändereichen Werken als verfehlt und anmaßlich, so entgeht

Rothert durch seine großzügige Darstellungsart jenen Gefahren meist. Doch lehrte mich schon ein Vergleich mit der bis jetzt wohl zuverlässigsten kurzen Gesamtdarstellung des Weltkrieges, mit Oberst Fr. Immanuels „20 Monate Weltkrieg" (Mittler u. Sohn, 3 M.), daß für Rothert noch mancherlei zu bessern bleibt: Daten, Marschlinien, Stellungen u. a. Vor allem möchte ich dem schon oft geäußerten Grundsatz auch hier Ausdruck geben, daß auch historische Karten Geländedarstellungen besitzen sollen. Auch die großen Bewegungen in der Kriegführung sind oft so ausschlaggebend von der Natur bedingt, daß eine wenigstens andeutende Geländedarstellung kaum entbehrt werden kann. Wenn auch Rotherts neueste Bände entschieden Fortschritte in der Richtung aufweisen, zum Teil sogar sehr erfreuliche, so fehlt doch noch viel zur grundsätzlichen Durchführung des Grundsatzes. Und ich möchte meinen, die ausgezeichnete Idee könnte mit geringen Mitteln noch viel besser ausgeführt werden. Auch in der Hinsicht gibt Immanuels treffliches Buch einige Winke, wie mir auch sein oft fast nüchterner, objektiver Stil dem Ernst und der Wucht der Sache mehr zu entsprechen scheint als die oft allzu breite, allzu sehr von epischem Humor und politisierender Ironie durchtränkte Darstellungsweise Rotherts, der dabei wohl vornehmlich an seine Jungens in der Schule dachte. —

Mit einer bloßen Empfehlung all dieser Karten als guter Begleiter beim Zeitungslesen, zum schnellen Bestimmen der Kampforte wohl geeignet, möchte der Berichterstatter seine Pflicht nicht getan sehen. Man kann so unendlich viel mehr an guten Karten haben: Sie können und sollen dazu dienen, das Beste an der Geographie und Kriegsgeographie zu erkennen, das Wesen der Landschaft in all ihrer Eigenart, in Ursache und Wirkung. Deshalb sei hier noch auf einige Führer zu solchem Kartenlesen hingewiesen, die mir der Zufall auf dem Schreibtisch versammelt hat. Das Beste, was ich an eigentlich kriegsgeographischer Literatur bisher gelesen habe, war die Abhandlungsfolge von Professor J. Partsch, dem Meister der geographischen Darstellung, in der „Geographischen Zeitschrift" über den östlichen Kriegsschauplatz, jetzt als drittes Heft in der Sammlung: „Die Kriegsschauplätze", die Professor Hettner bei Teubner herausgibt. (2 Mark.) Das Problem der organischen und lebensvollen Verknüpfung der geographischen Wissenschaft mit dem Geschehnissen und den Aufgaben der Kriegführnng scheint mir hier restlos gelöst. Wer dieses Werkchen wirklich studiert an der Hand guter Karten, der hat einen vielfachen, dauernden Gewinn. Diese organische, schöne Einheit habe ich zwar in gleichem Maße in A. Philippsons Darstellung des französisch-belgischen Kriegsschauplatzes (Heft 2 jener Sammlung) nicht gefunden, auch sie fesselt aber von Anfang bis zu Ende durch lebendige und geschickte Verknüpfung des Reingeographischen und der Kriegsereignisse. — Eine andere Aufgabe als jene stellt sich von vornherein Prof. Max Friedrichsens vortreffliche Schrift: „Die Grenzmarken des europäischen Rußlands" (Hamburg, J. Friedrichsen, 3 Mark), indem er „die geographischen Grundlagen zur objektiven

Beurteilung der russischen Grenzmarkenprobleme bieten will". Er geht zu diesem Zwecke ganz systematisch vor, behandelt aber auch stets in Sonderabschnitten das Militärgeographische. Friedrichsens Name bürgt im übrigen für Kennerschaft, Literaturkenntnis und Güte der Darstellung.

In diesem Zusammenhange möchte ich auch nachdrücklich auf ein ganz vortreffliches Buch hinweisen, das 1915 in dritter vermehrter Auflage erschienen ist und mir immer wieder eine Quelle reichster Belehrung gewesen ist: E. Hauptmanns „Nationale Erdkunde" (Fr. Bull, Straßburg, 4.50 Mark). Wie die erste Auflage des Buches eine Tat war — niemand hat das besser gewürdigt als der Altmeister der geographischen Methodik Professor Felix Lampe — so erschien mir das Erscheinen der dritten Auflage während des Weltkrieges wiederum als Ereignis und Symbol: ein Ereignis angesichts der wissenschaftlich eindringlichen Darstellung deutscher Weltgeltung und darüber hinaus der Zielstrebigkeit unentwegten deutschen Weltwillens und der Erkenntnis der Gefahren, die uns umlauerten; ein Symbol im Hinblick auf das Bewußtsein der Welt- und Zeitenwende, in die wir gestellt waren und sind, und auf das felsenfeste Vertrauen auf die deutsche Weltzukunft. Dies Werk erscheint mir mehr als irgend ein anderes geeignet, den Sinn für Weltpolitik und Weltgeographie im deutschen Volk zu wecken und zu stärken.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6519.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum III. Quartal 1916 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Rußlands Nachbarn

Mit ſeinen drei größten Nachbarn liegt Rußland im Krieg, mit einem — Japan — iſt es in einem Zufallsbündnis begriffen, einen anderen — Perſien — läßt es alle Schrecken der ruſſiſchen Nachbarſchaft ſchon ſeit Jahrzehnten, beſonders aber in dieſem Kriege durchkoſten, den ſechſten, Schweden, vergewaltigt es durch die Befeſtigung der Alandinſeln, und mit dem ſiebenten — Rumänien —, wo der ruſſiſche Rubel gerollt hat und immer noch rollt, iſt ſein Verhältnis während des Krieges eher ſchlechter geworden als beſſer. Norwegen ſchließlich bedroht es mit ſeinem Drange ans offene Meer, wie es die Türkei ein ganzes Jahrhundert hindurch bedroht hat.

Es iſt in der Tat kein angenehmes Gefühl, Rußlands Nachbar zu ſein. Ein Staat fühlt das mehr, ein anderer — wie z. B. Norwegen — weniger. Dort macht man im glücklichen Gefühle ſeiner Kriegsgewinne und des durch den Krieg bedeutend gewachſenen Seehandels beide Augen zu und wendet ſein Antlitz nur der Gegenwart zu — wünſcht ſogar nicht, daß Schweden, wo in vielen Kreiſen die ruſſiſche Gefahr klarer erkannt wird, ſeine Rechte durch aktive Schritte geltend mache. Ein Teil der norwegiſchen Preſſe geht ſoweit, im Unverſtändnis der wirklichen Intereſſen des Landes eine halb drohende Haltung dem ſchwediſchen Nachbar gegenüber einzunehmen.

Schweden ſelbſt kann ſich offenbar vorläufig nicht entſchließen, aus ſeiner Lage Rußland gegenüber Folgerungen zu ziehen, die es wirklich ſichern. Rußland hat unter der Einwirkung der Steffenſchen Interpellation im ſchwediſchen Reichstag Verhandlungen angeboten, wohl auf engliſchen Rat, um auf dem Papiere die Rechte Schwedens nach dem Kriege zu garantieren. Manche Kreiſe in Schweden, die nur die Kriegsgefahr ſehen und die Dringlichkeit der Frage leugnen, geben ſich unklaren Ideen und Erwartungen hin. Man

hofft, daß irgend ein äußeres Ereignis auf dem Kriegstheater eintreten wird, das Schweden gewissermaßen die reife Frucht von selbst wird in den Schoß fallen lassen — oder daß Rußland sich vielleicht sogar freiwillig zu einem Verkaufe der Alandinseln verstehen wird. Aber das sind unklare Träume von Politikern, die keine Realpolitiker sind.

Fest steht bei dem gegenwärtigen Verhältnis Rußlands zu Schweden lediglich Folgendes:

Rußland hat seine internationalen Versprechungen, die es zur Nichtbefestigung der Alandinseln verpflichteten, verletzt. Dabei macht es für die Wirkung auf Schweden wenig aus, daß Schweden kein aktiver Partner an den Vereinbarungen von 1856 gewesen ist.

Denn die Befestigung der Alandinseln, die einige Meilen von Stockholm, Schwedens Hauptstadt, entfernt liegen, ist für Schweden eine außerordentlich wichtige Angelegenheit. Rußland hat sich damit zur Beherrscherin des Schlüssels des schwedischen Meeres — des Bottnischen Busens — gemacht. Die Befestigung ist um so bedenklicher, als die Festungsanlagen der schwedischen Küste ihr Gesicht zuwenden. Rußland und England müssen, wie General Axel Rappe in seiner bemerkenswerten Schrift ausgeführt hat, sich für eine kommende Zeit die Brücke offen halten, die später den Verbindungsweg von England nach Rußland über Schweden zu bilden berufen ist. Die dauernde Befestigung von Aland kann nach Rappe nur den Sinn haben, „als Stützpunkt für Offensivunternehmungen" gegen Schweden für den Fall zu dienen, daß Schweden sich einmal den Forderungen der Entente, die eines Tages unfehlbar werden präsentiert werden, nicht willig fügen wird. Wird die Norrlandbahn durch einen englisch-russischen Vorstoß von den Alandinseln her abgeschnitten, „so können", wie Rappe feststellt, „russische Landungstruppen nördlich der Unterbrechungsstelle den in einem norwegischen Hafen gelandeten englischen Streitkräften die Hand reichen. Das ist es eben, was England und Rußland wollen. Und „es handelt sich nicht nur um das mittlere und obere Norrland, sondern auch um das südliche und damit um das Herz des schwedischen Reiches".

So ist wohl die Sorge schwedischer Patrioten begreiflich. Denn Rußland hat seinen festen Willen kundgegeben, während der Dauer des Krieges auf Schwedens Wünsche keinerlei Rücksicht zu nehmen. Alles bleibt also wie es ist.

Das einzige, was somit durch Verhandlungen wird erreicht werden können, ist ein Versprechen Rußlands, den vertragsmäßigen Zustand nach dem Kriege wieder herzustellen. Wird es, selbst wenn Rußland geschlagen ist — ohne daß Schweden aus eigener Kraft die Vertragsverletzung wieder rückgängig gemacht hat, wird es nach einem Frieden, an dem Schweden kein Partner sein wird, für Schweden allein möglich sein, dem großen Rußland gegenüber seine Wünsche mit Nachdruck zur Geltung zu bringen? Man wird diese Frage ohne weiteres mit einem kategorischen Nein beantworten müssen.

Es gilt hier die Formel, die die Königin der Niederlande ihrem auswärtigen Minister unter ihr Bildnis geschrieben hat: nunc aut nunquam. Diejenigen, die in Schweden die Wahrheit dieses Satzes nicht verstehen, müssen sich später mit Mark Twain trösten, der einmal als Regel für ein gutes Leben die Formel aufgestellt hat: „verschiebe nie auf morgen, was du auf übermorgen verschieben kannst". In der Tat, man kann auch bequem nach diesem Rezept leben, aber Schweden wird niemals wieder ein solches Heute vorfinden, wie es jetzt da ist. Die Hoffnung auf ein Morgen und ein Übermorgen ist nur eine Chimäre. Und das ist keine deutsche Meinung, sondern eine schwedische. General Rappe läßt sich über diesen Punkt folgendermaßen aus:

„Diplomatische Versprechungen bezüglich der Schleifung der Befestigungen bei einem künftigen Friedensschluß sind keine genügende Garantie. Unter der für uns kritischsten Periode des Krieges sind die Befestigungen vorhanden und werden zweifellos zu dem beabsichtigten Zweck angewandt werden. Nur durch die unmittelbare Neutralisierung der Inselgruppen erhalten wir die militärische Bewegungsfreiheit wieder, die die Grundbedingung für die Aufrechterhaltung einer wirklichen Neutralität Schwedens sowohl, als für den Weiterbestand des Reiches ausmachen.

Die Mittel, unsere Lebenskraft geltend zu machen, besitzen wir noch, solange Rußland und England — die Ursachen mögen sein, welcher Art sie wollen, — noch nicht ganz bereit zu sein scheinen, ihre wahrscheinlichen Absichten auszuführen. Es handelt sich darum, diese Mittel zur rechten Zeit und auf die rechte Weise anzuwenden. Aber die Zeit, die uns noch zur Verfügung steht, ist recht kurz bemessen."

Und an einer anderen Stelle bezeichnet es Rappe als unbestreitbare Wahrheit, „daß das schwedische Volk in diesem Augenblicke sein Schicksal selbst bestimmen muß, wenn es überhaupt von der Zukunft noch etwas erwartet".

Die nahe Zukunft wird uns zeigen, ob die Stimmen schwedischer Patrioten wie die von Rappe und Steffen Gehör finden werden, oder ob die Wahrnehmung augenblicklicher günstiger Handelskonjunkturen oder die Hoffnung auf Eintauschung künftiger problematischer Handelsmöglichkeiten nach Rußland hin, die von manchem sachkundigen Schweden geleugnet werden, die großen politischen Lebensfragen des Schwedischen Staates, wie ein großes wucherndes Schlinggewächs einen aufstrebenden Baum, zu Boden ziehen und im Sumpfe ersticken lassen werden.

Ähnlich liegt es mit dem anderen Lande, das Rußland im Süden flankiert, mit Rumänien. Dort haben die politischen Vorstellungen lange an Unklarheiten gelitten. Ein Teil des Landes schaute nach Siebenbürgen, und das Hinblicken einer anderen Gruppe auf Bessarabien konnte das laute Treiben der ungarnfeindlichen Politiker kaum zur Ruhe bringen. Die offizielle Politik des Staates hat sich von den Schreiern auf der Gasse nie ganz beirren lassen.

In den schlimmsten Momenten der Karpathenkämpfe hat der rumänische König und sein Ministerium nie verkannt, welch ungeheure Bedeutung für die Zukunft Rumäniens in der niemals zu brechenden Macht der Zentralmächte liegt. Man kalkulierte damals mit Recht, daß alle Erfolge der Russen in Galizien nur Augenblickserfolge sein konnten — und dann, was schwerer wiegt, daß selbst dauernde Erfolge der Russen doch nicht zum Heile Rumäniens sein könnten. Die Zentralmächte haben ihren Einfluß auf der Balkanhalbinsel niemals im agressiven Sinne geltend gemacht. Wenn Österreich-Ungarn sein Schwert gegen Serbien zog, so tat es das, gezwungen in offenbarster Selbstverteidigung einem Staate gegenüber, dessen Ziel auf Unterwühlung der österreichisch-ungarischen Länder offen hinzielte. Rußland hat sich dagegen den Balkanvölkern gegenüber ganz anders verhalten. Es hatte nur solange ein Interesse an ihrem Gedeihen, als sie seine auf Schwächung der Türkei und Österreich-Ungarns gerichteten Bestrebungen förderten — und damit sie das taten, wünschte es diese Völker so klein und so schwach, daß sie stets auf Rußland angewiesen waren und eigene politische Ziele nicht verfolgen konnten. Menschikow hat es einmal ganz offen ausgesprochen: Rußland wünscht kleine unbedeutende Pufferstaaten an seiner südlichen Grenze, jede Erstarkung dieser Länder, die immer das Gefühl der russischen Gnade haben sollen, müsse ihm unwillkommen sein. Offen hat es auch Miljukow in seinem neulichen Interview mit einem Vertreter des Manchester Guardian ausgesprochen: „ist Konstantinopel einmal unser, so werden die Balkanvölker für uns kein Problem mehr sein". Nun, auch Rußlands Absichten und Rußlands Politik werden durch so offene Bekenntnisse für Rumänien und seine leitenden Männer weniger problematisch geworden sein. Rußland kann seine Ziele, die auf die Meerengen gehen, nur verwirklichen, wenn es die Balkanvölker zu Boden drückt. Rumänien würde also alles zu verlieren und nichts zu gewinnen haben, wenn Rußland seine Kriegsziele im Süden verwirklichen könnte.

So wenig alle Redereien der Ssasonow und Miljukow der wirklichen Lage der Dinge gegenüber Bedeutung haben — so sehr dienen sie zur Aufklärung der wahren Ziele russischer Politik. Uns und unseren Verbündeten kann es ganz gleichgültig sein, ob England mit Rußland, wie es nach Asquiths Worten den Anschein hat, einen Vertrag über die Meerengen geschlossen hat, oder nicht (der Konflikt zwischen Rußland und England, der historisch und geographisch doch gegeben ist, wird dadurch nur vertagt, nicht beseitigt), aber was aus solchem Vertrage für Konsequenzen auch mit bezug auf die neutralen Länder — auf Rumänien, auf das vergewaltigte Griechenland — gezogen werden, das ist nicht nur für uns, sondern gerade für die neutralen Balkanvölker von allerhöchstem Interesse. Sie sehen daraus, wo ihr Platz in diesem Völkerringen sein sollte.

Von Persien nur wenige Worte. Das Land, das im russisch-englischen Vertrage ohne seine Befragung zum Tauschobjekt für britischen und russischen

Landhunger gemacht wurde, verdankt das bißchen Selbständigkeit, das es bis zum Kriege gehabt hat, den Mittelmächten. Allein das Vorhandensein der deutschen Weltmacht genügte, um die beiden über Persien vorläufig einigen Mächte von weiteren Schritten abzuhalten. Diejenigen Kreise, die für ihr Vaterland sorgten, erkannten, das nur der Anschluß an die Mittelmächte die Selbständigkeit Persiens für später verbürgen könne. Es fehlte aber an Organisation und an wirklicher Macht. So konnte General Baratow tief bis nach Ispahan hinunterdringen, und das Land, das sich mit Rußland nicht im Kriegszustande befand, vergewaltigen. Vorher hatten die englischen Heerhaufen, die ohne weiteres im Süden des neutralen Landes eingerückt waren, alles getan, um die Perser auch über ihre britischen Freunde aufzuklären. Persiens Zukunft hängt also ebenfalls vom Siege der Mittelmächte ab, ebenso wie schließlich die von Afghanistan. Denn auch dieses Land läuft, wenn es nicht stark bleibt und seine Interessen jetzt wahrt, wo der günstige Moment gegeben ist, an demjenigen Tage Gefahr, von Großbritannien oder von Rußland verschlungen zu werden, wo diese Staaten an dem Weiterbestehen dieses Pufferstaates das Interesse verloren haben.

Bleibt für unsere Betrachtung der große Nachbar Rußlands im Osten, Japan übrig. Zunächst einen Blick in die Vergangenheit. Für Japan war der russische Drang nach dem warmen Wasser in dem Momente gefährlich geworden, als Rußland hartnäckig abgelehnt hatte, wegen Korea die gewünschten Vereinbarungen zu treffen, vielmehr Anstalten machte, dort im fernen Osten in unmittelbarer Nähe Japans ein Gibraltar zu gründen, das für die ganze Zukunft Japans, vor allen für seine Beziehungen zu China, von vernichtender Bedeutung sein konnte. Ito hatte noch im Jahre 1901 durch seinen Besuch in Petersburg den vergeblichen Versuch gemacht, eine Verständigung mit Rußland auf der Basis der absoluten Aktionsfreiheit Japans in Korea und Rußlands in der Mandschurei zustande zu bringen. Die Schlußfolgerung aus dem Mißlingen des Itoschen Planes war das englisch-japanische Abkommen, das Japan für den Fall eines Krieges mit Rußland die gewünschte Rückendeckung gab. Es gelang Rußland nicht, Frankreich zu mehr als deklaratorischen Schritten in bezug auf die russisch-ostasiatische Politik zu bekommen. Bewußt lehnten die französischen Staatsmänner ab, das russisch-französische Bündnis auf den fernen Osten auszudehnen. So stand Rußland in der Stunde der Entscheidung einem von England gestützten Japan allein gegenüber. Rußland verlor den Krieg. Die Engländer operierten sowohl beim Zustandekommen des Friedensschlusses wie später äußerst geschickt. Es konnte nicht im englischen Interesse liegen, daß Japan zu stark und Rußland zu schwach würde. Von diesem Gesichtspunkte aus war die englische Politik diktiert, die im gegebenen Moment auf den Frieden zwischen den beiden Gegnern hinarbeitete und nach dem Frieden einer vorläufigen Verständigung nicht unfreundlich gegenüberstand. Dem Frieden von Portsmouth (5. September 1905) folgte die Verständigung

von 1910, die durch die ungeschickten Schritte des amerikanischen Staatssekretärs Knox herbeigeführt oder wenigstens beschleunigt worden war. Sie bedeutete eine Verständigung der beiden Mächte in bezug auf ihre Interessensphären im fernen Osten und betonte auch nach außen hin ihre Solidarität zwecks Aufrechterhaltung des status quo in der Mandschurei auf Grund der früheren Abkommen. Die dem Abkommen folgende Annexion von Korea war das Ergebnis für Japan nach außen hin, die Inangriffnahme des lebhafteren Eindringens Rußlands in die äußere Mongolei, von dem Rußland während dieses Krieges die ersten Früchte geerntet hat, das Ergebnis für Rußland. Im übrigen hatte Rußland eine dauernde Rückendeckung im Osten auch für den Fall von Komplikationen im Westen erzielt — insofern hatte das Abkommen auch eine unleugbare Rückwirkung auf die europäische Politik. Was Japan anlangt, so hatte es allen Mächten gegenüber, die seinen Besitzstand auf dem asiatischen Festlande irgendwie bedrohten, die Hände frei. Das Abkommen hatte zweifellos eine offene Spitze gegen die Vereinigten Staaten, konnte aber eines Tages auch für England von Bedeutung werden. Wenn es sich auch seinem Wortlaute nach nur auf die Mandschurei bezog, so war es sicherlich entwicklungsfähig in dem Sinne, daß, wenn es einmal gelang, zwischen Japan und Rußland eine Vereinbarung über das Schicksal Chinas zu treffen, die auf irgendeine Weise mit den politischen Interessen Englands kollidierte, es die Keime für ein generelles Bündnis zwischen Rußland und Japan in sich barg. Doch das war nur eine unterbewußte Möglichkeit.

So war die politische Lage zu Beginn des Weltkrieges. Das russisch-japanische Einvernehmen störte vorläufig in keiner Weise das japanisch-englische Bündnis — im Gegenteil: es erleichterte Rußland im Osten, beruhigte Japan vollkommen über die Absichten Rußlands, und ließ dabei beiden Staaten in der von England gewünschten Weise die Hände frei, gegen Deutschland zu marschieren.

Durch den Krieg wurden zunächst die Beziehungen zwischen Japan und Rußland in keiner Weise berührt. Beide Staaten hatten zu tun. Japan zog gegen Kiautschou, Rußland gegen Westen. Als der Krieg länger dauerte, als man annehmen konnte, wandte Japan zunächst seine Hauptaufmerksamkeit nicht den Beziehungen zu Rußland, sondern den chinesischen Dingen zu. England und alle übrigen europäischen Mächte, die ein Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo in China haben, waren beschäftigt, Amerika hielt es nicht für zweckmäßig einzugreifen, wandte vielmehr sein ganzes Augenmerk auf seinen Notenwechsel mit Deutschland. Diesen Augenblick benutzte die japanische Politik. Die einzelnen Phasen seiner Aktion gegen China sind bekannt. Japan verhinderte die Wiedereinrichtung der Monarchie durch Yuan, wobei es wahrscheinlich durch geschickt ausgeübten Druck die Mächte der Entente mit vor seinen Wagen spannte. Immerhin gelang es ihm nicht, das weite politische Programm, das es China zunächst präsentierte — und das auf eine Koreanisierung des Reiches der Mitte ausging — zu verwirklichen. Wir dürfen annehmen, daß hier die Politik

Japans in einem ganz bewußten Gegensatz zu der Englands gestanden hat, dessen Interessen in China denen Japans diametral entgegengesetzt sind. Die Schritte, die England zur Beseitigung der Kaiserwürde Yuan-schi-kais mit getan hat, waren der Kompromiß, auf dem sich die beiden widerstrebenden Alliierten wohl schließlich geeinigt haben. Inzwischen arbeitet Japan — da es offen nicht arbeiten kann, — mit Erfolg hinter den Kulissen. Die chinesische Revolution ist, man darf es wohl sagen, zu erheblichem Teile ein japanisches Werk. Die Entwicklung der japanischen Interessen in China ist also in diejenigen planmäßigen und zäh festgehaltenen Bahnen gelenkt, die Japan braucht.

Es hatte jetzt seine Hände frei, um sich ganz dem russischen Nachbar zu widmen. Hier hat nun Japan außerordentlich geschickt operiert. Es hat die Abhängigkeit, in die Rußland durch die enormen japanischen Munitionslieferungen, durch die von Japan gewährte kurzfristige Anleihe und durch die Förderung des über den fernen Osten hin dirigierten amerikanischen Munitionsbezuges gekommen ist, benutzt, um sich durch weitausschauende Verhandlungen nicht etwa nur wirtschaftliche, sondern vor allem auch politische Vorteile zu sichern, die für die Zukunft von großem Werte für Japan sein können.

Die japanischen Forderungen scheinen zunächst recht weit gegangen zu sein. Man hat von einer Anfrage gehört, die sich auf die Schleifung der Festungswerke von Wladiwostok bezogen hat, und andererseits ist von der Gewährung vollkommen freier Hand für Japan in China die Rede gewesen. Beide Forderungen sind anscheinend fallen gelassen — die erste spontan, da sie russischerseits keine Aussicht auf Erfüllung hatte, die zweite ist offenbar England auf die Nerven gefallen, und es scheint, als ob hier Verhandlungen zu dreien eingesetzt haben.

Immerhin ist das, was sich vorläufig als Ergebnis der Besprechungen für Japan an Vorteilen herauskristallisiert, noch immer von hervorragender Bedeutung. Vor allem scheint man einig über die Abtretung des „Schienenstranges der chinesischen Ostbahn nördlich von Tschangtschun bis zu einem Punkte etwas südlich von Charbin". Rußland gewährt in der Enteignungszone der mandschurischen Bahn, ferner in Nordsachalin und Ostsibirien den Japanern die Genehmigung der Niederlassung und Bearbeitung des Landes. Die Forderungen Japans auf Einrichtung direkter Tarife von Japan nach Sibirien scheinen bei der russischen Kaufmannschaft vorläufig noch auf Bedenken zu stoßen.

Ob das Abkommen schon fertig ist, welche Dauer es trägt, welche politischen Geheimklauseln ihm etwa noch beigefügt sind, wissen wir nicht.

Wenn wir es so auffassen, wie es jetzt aussieht, so birgt es, wie schon gesagt, jedenfalls große politische Vorteile für Japan in sich. Der Hauptstützpunkt Rußlands im fernen Osten, Charbin, wird durch die vollkommene Abtretung der südchinesischen Eisenbahn geschwächt, und strategisch verbessert sich die Lage der Japaner in der Mandschurei, in die sich im übrigen ungehindert der Strom der japanischen Einwanderer wird ergießen können, ganz bedeutend. Die

russische Bahnkonzession Aigun—Tsitsikar mit einer Abschwenkung Mergen—Charbin schafft zwar ein gewisses Gegengewicht, aber die Bahn existiert noch nicht und Japan wird demgegenüber unbedingt sein eigenes Bahnnetz in der Südmandschurei zu strategischen Zwecken weiter entwickeln. Ist aber einmal Rußland in der Mandschurei geschwächt, so hat dadurch auch seine Priamurbesitzung den großen Rückhalt verloren, den sie bisher hatte, denn das russische Seegebiet würde sich allein mit der Amurbahn als Verbindungslinie von Sibirien nach Wladiwostok kaum halten können. Es gewinnt daher den Anschein, als ob Rußland unter dem Zwange der Verhältnisse dieses Weltkrieges daran geht, vorläufig in Ostasien eine Politik der Entsagung durchzuführen.

Insofern hat die Abmachung zunächst nur nachbarliche Bedeutung: Japan hätte einen Schritt der Sicherung seinem Nachbar gegenüber vorgenommen, der für spätere Fälle, wenn einmal Rußland gezwungen sein sollte oder die Absicht haben würde, sein Gesicht wieder dem Osten zuzukehren, in hohem Grade Japans strategische Position verbessert.

Doch das ist nur eine Augenblickswirkung, die anderen Staaten, deren Interessen wir oben besprachen, zeigt, was eine geschickte Politik erreichen kann.

Genau aber wie das Abkommen von 1910 zwischen Japan und Rußland eine weit über die Mandschurei hinausgehende Wirkung gehabt hat, so können auch Keime zu größerer Wirkung in dem jetzt im Gange befindlichen russisch-japanischen Abkommen enthalten sein. Denn treibt Rußland dauernd in den Japan benachbarten Ländern eine Politik rein defensiver Natur, die eher noch die Tendenz hat, zuzugeben, daß die japanische Einflußsphäre sich allmählich über die russische schiebt, wird es vielleicht von Japan dafür an anderen Orten entschädigt, so erhält Japan ein für allemal seinen Rücken frei. Aus der Abmachung könnte dann ein Bündnis werden, und das würde Folgen auch anderen Staaten gegenüber haben.

England hat alles Interesse daran, eine solche Entwicklung zu hindern. Solange die Verhandlungen zwischen Rußland und Japan rein nachbarlicher Natur sind, mögen sie vom englischen Standpunkte aus hingehen, obwohl sie auch so den Engländern nicht angenehm sind, die gewiß jede weitere Konsolidation der Japaner ungern sehen. Sobald sie aber genereller Natur sind und sich auf China ausdehnen, oder die internationale Lage Japans beeinflussen, werden sie für Englands Interessen abträglich. Es hat sich denn auch während der Verhandlungen bereits in England eine gewisse Nervosität geltend gemacht, die dazu führte, daß der bisherige japanische Premierminister Okuma öffentliche Erklärungen in dem Sinne abgeben mußte, daß für die japanische Politik nach wie vor das englische Bündnis die Grundlage sein müsse. Kato hat vor der Ortsgruppe der Dosikai in Kioto neulich dasselbe gesagt und folgendes hinzugefügt: „Was die russisch-japanischen Beziehungen betreffe, so sei der Abschluß eines zeitgemäßen Bündnisses ebenfalls von

großem Nutzen. Auf der bevorstehenden Friedenskonferenz werde Japan gemeinschaftlich mit Rußland, England und Frankreich vorgehen, könne aber nicht auf die Erlangung großer Vorteile hoffen, da es nur indirekt, nur im fernen Osten am Kriege teilgenommen habe."

Kato scheint also für eine weitere Politik der Sicherung seines Landes in dem Sinne des Abschlusses eines Bündnisses einzutreten. Was kommen wird, wissen wir nicht. Für uns wird es aber von Wert sein, die weitere Entwicklung mit aufmerksamem Auge zu verfolgen. Denn jede Verschiebung der großen internationalen Lage übt letzten Endes auch auf unsere eigne Lage eine dauernde Rückwirkung aus.

Der Schnitter

Es ging ein Schnitter durch das Land,
Mit welkem Leib und dürrer Hand,
Zum Mähen.
Da hoben sich der Tücher viel
Zu Frauenaugen stumm empor,
Um die es war, wie Tränenflor ...
Sie mochten ihn nicht sehen.

Der Schnitter aber ging und sann
Und setzte dann die Sense an
Zum Mähen.
Und was er mähte, sank dahin
Und ging den letzten, dunklen Gang,
Und seine Sense schrie und sang
Vom Werden und Verwehen ...

Er aber geht und fällt und mäht
Und kennt nicht früh und kennt nicht spät
Beim Mähen.
Und wo der Sense Klinge streift
Nach ihres Schnitters dunklem Sinn,
Da sinken ganze Völker hin
Und müssen still vergehen.

Es ging ein Schnitter durch das Land.
Ein Schnitter ging im Weltenbrand
Dahin durch dich, mein Vaterland,
Mit welkem Leib und dürrer Hand,
Zum Mähen ... Werner Peter Larsen

Eduard von Hartmanns Vorschläge zur Wahlreform

Von Dr. Georg J. Plotke

Es ist merkwürdig, daß bei der Erörterung schwebender Fragen in diesem Kriege sehr oft in der deutschen Presse die historische Bildung versagt, deren wir Deutsche uns sonst mit Recht zu rühmen haben. Eine Anzahl von Männern, wie die geistigen Führer des achtundvierziger Parlaments, ferner Männer wie Gustav Freytag, Heinrich von Treitschke und Eduard von Hartmann, deren aufrechte nationale Gesinnung nie bezweifelt wurde, und die man früher als getreue Eckarte ihres Volkes bezeichnete, sind bei den Diskussionen über Zeitprobleme, über gegenwärtige Forderungen und Entwicklungen unseres politischen Lebens eigentlich nie zu Worte gekommen. Es spricht sich in diesem Übersehen verflossener Leistung und Anregung mindestens ein Mangel an geistiger Ökonomie aus, ohne daß damit einem uferlosen Historizismus das Wort gerebet werden soll.

Die Tatsache, daß Hartmann Offizier war, begründete eigentlich den Aktivismus seiner Philosophie, die ihn dazu führte, in einer Umkehrung aller christlichen Auffassung die Erlösung Gottes durch den vervollkommneten und bewußt gewordenen Menschen zu lehren. Hand in Hand mit diesem Tätigkeitsdrang des Philosophen, seiner echt deutschen verinnerlichenden Gründlichkeit, geht seine Anteilnahme am politischen Leben, deren starke Spuren wir in einer Anzahl seiner Aufsätze in der „Gegenwart", den „Grenzboten" und der Wochenschrift „Im neuen Reich", wesentlich aus dem Anfang der achtziger Jahre wiederfinden. Diese Abhandlungen sind in einer leichten Überarbeitung in seinem Buch „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage" gesammelt, und es ist verblüffend, wie lückenlos uns diese Aufsätze ein Stück unserer politischen Geschichte wiedererleben lassen, weil sie eben von einem organisierten Geiste als organisiertes Geschehen erkannt worden sind. Ein Teil der Aufsätze, auf deren Gesamtheit ich hiermit nachdrücklich hinweisen möchte, wirkt wie Rufe in diese Zeit, so eng ist die Fühlung Eduard von Hartmanns mit allgemeinen kulturellen Forderungen und den speziellen Entwicklungsgedanken. Dabei möchte ich es nicht unterlassen, die Verschiedenheit meines persönlichen politischen Standpunktes im Vergleich zu dem Eduard von Hartmanns zu betonen.

Der achtzehnte Aufsatz der vorgenannten Sammlung befaßt sich mit der dringenden Reformbedürftigkeit der Wahlgesetze und bringt Vorschläge für deren

Abänderung bei, die nicht nur ein Zählen, sondern auch ein Wägen der Stimmen ermöglichen. Eduard von Hartmann hat dabei die Erfahrung gemacht, „daß auch in gemäßigt liberalen Kreisen viele denkende Männer dem Grundgedanken seiner Kritik und Reformgedanken ihre Zustimmung privatim nicht versagen, daß es ihnen aber gegenüber dem Popanz der öffentlichen Meinung durchaus an Mut gebricht, um das für richtig Erkannte auch öffentlich zu vertreten." „Das Kokettieren mit dem demokratisch-nivellierenden Zeitgeist der Wählermassen" scheint ihm schuld daran zu sein, daß ehrliche Arbeit zur Verbesserung der gerügten Verhältnisse nicht geleistet worden ist. Die Kritik Hartmanns bezieht sich auf das deutsche Reichstagswahlrecht. Es bleibt für uns heute natürlich fraglos, daß eine Änderung unseres Reichstagswahlrechts weder möglich noch erforderlich ist, und es würde zu weit führen, darauf im einzelnen einzugehen, besonders nach den Erfahrungen, die wir zu Kriegsbeginn mit der äußersten Linken gemacht haben. Beziehen wir dagegen die Anregungen und Vorschläge Eduard von Hartmanns auf das preußische Wahlrecht, so scheint er in der Tat den Weg gefunden zu haben, der eigenartig und befriedigend ist für alle einander bisher entgegenwirkenden Strömungen im preußischen Parteileben. Die üblen Erfahrungen, die man mit dem preußischen Wahlgesetz gemacht hatte, haben nach Hartmann die geheime direkte Wahl für den Reichstag verursacht. Wenn das preußische Wahlgesetz die unteren Volksschichten benachteiligt, so schädigt der Reichstagswahlmodus das Recht der mittleren und oberen Schichten. Die irrtümliche Hoffnung der Regierung war natürlich gewesen, daß der vereinigte Einfluß der Gutsbesitzer, der Geistlichen, der ländlichen Verwaltungsorgane und des städtischen Kapitalismus eine starke mittellose Volksgruppe in Bann halten, und daß man mit diesem Tropfen demokratischen Öls die Sozialdemokratie gegen den fortschrittlichen Liberalismus gewinnen werde. Es steht nun für Eduard von Hartmann fest, daß die wahre Höhe jeder Organisation in einem festen Verhältnis steht zur Differenzierung der Glieder und der Ungleichheit ihrer Leistungen, daß also die Gerechtigkeit eine Proportionalität von politischen Rechten und Leistungen fordert. Deswegen ist ihm das gleiche Wahlrecht unter allen praktisch möglichen theoretisch das unvernünftigste. Er führt das weiter aus, indem er das gleiche Wahlrecht als den Sieg der Unbildung über die Bildung kennzeichnet und alle Mächte der historischen Erkenntnis sich zu Verbündeten herbeiruft. Seine Vorschläge, die wir mit allem Nachdruck in die gegenwärtige Debatte über die Verbesserung des preußischen Wahlrechts werfen, sind folgende: Es ist ein allgemeines, direktes, geheimes und ungleiches Wahlrecht zu schaffen. Ausgenommen sollen die rechtlich oder wirtschaftlichen Unmündigen und die nicht im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen, außerdem noch die Analphabeten und der deutschen Sprache Unkundigen sein. Die Wahlmündigkeit soll mit der Rechtsmündigkeit zusammenfallen, also auf das einundzwanzigste Lebensjahr festgesetzt bleiben. Da nun der ältere Mann nicht nur eine reichere Erfahrung und ein reiferes Urteil als

die Jugend besitzt, sondern tatsächlich dem Staate schon mehr geleistet hat, so soll die Jugend vom einundzwanzigsten bis fünfunddreißigsten Jahre eine Stimme, der reifere Mann bis zum fünfundfünfzigsten Jahre zwei und der noch ältere drei beanspruchen dürfen.

Der Bürger soll nicht nur seine Wahlstimme für sich abgeben, sondern auch für seine Frau, für jeden seiner unmündigen Söhne oder nicht verheirateten Töchter. Nur so würde das Wahlrecht wirklich allgemein sein. Auf den Grundmauern der Familie beruht das Staatsgebäude. Ihre Existenz mit erhöhten politischen Rechten zu verknüpfen wäre eine selbstverständliche moralische Pflicht des Staates. Hier ist durch Hartmann auch ein Kompromiß geschaffen mit den Forderungen der Frauenrechtlerinnen, ein Kompromiß, der die innere Einhelligkeit der Familie freilich zur ethischen Voraussetzung hat. Es ist vielleicht der glänzendste Vorschlag Eduard von Hartmanns, in seinem Wahlsystem der Familie diese grundlegende Rolle zuzuweisen und die Hauptmacht der Stimmabgabe auf ihre Solidarität zu gründen. Er sieht in der Familie den Kern der nationalen Kräfte; mit der politischen Stützung ihrer geschlossenen Einheit wäre gleichzeitig der individualistischen Atomisierung der modernen Gesellschaft von Staatswegen ein Riegel vorgeschoben.

Hiermit ist nach Eduard von Hartmann die Allgemeinheit des Wahlrechts erreicht, die gleichzeitig aus dem Grundsatze der Proportionalität von Leistungen und Rechten heraus folgt. Denn ein Familienvater erfüllt mehr staatsbürgerliche Pflichten (indirekte Steuern, Kindererziehung, Entlastung des Staates und der Gemeinde vom Proletariat der unverehelichten Frauen, Erhöhung der nationalen Wehrfähigkeit) als ein Familienloser. Infolge dieser erhöhten politischen Leistung hat er das Recht, soviel Stimmen abzugeben, als seine von ihm versorgte Familie Köpfe hat.

Die erste Grundsäule des Staates, die aus dem Fundament der Familie herauswächst, ist die persönliche Teilnahme an der Vaterlandsverteidigung im Frieden sowohl als im Krieg; auch das ist bisher in keinem Wahlgesetz zum Ausdruck gelangt. Ein Ausgleich könnte nicht dadurch erfolgen, daß der Dienstuntaugliche eine Wehrsteuer zu zahlen hätte. Der Bürger also, der beim Militär gedient hat, soll eine Zusatzstimme erhalten, denn es ist vorauszusetzen, daß seine staatsbildende und staatserhaltende Kraft, sein politisches Verständnis und seine Opferwilligkeit größer ist. „Die Feuerprobe liegt freilich erst in der Einsetzung von Leben und Gesundheit bei der aktiven Vaterlandsverteidigung. In dieser Feuerprobe schmelzen wenn irgendwo die Schlacken vaterlandsloser Gesinnung und gemeiner kleinlicher Selbstsucht", so sagt vorausahnend Hartmann. Für jeden mitgemachten Krieg soll also der Wähler eine weitere Zusatzstimme erhalten. (Es besteht dabei natürlich die Gefahr, daß nach einem gewaltigen Kriege wie dem gegenwärtigen, der alle wehrfähigen Männer zur Dienstleistung gelangen ließ, im Verlauf von einigen Jahrzehnten ein zu starkes Überwiegen der dann an Lebensjahren älteren Wähler hervorgerufen und der

übergroße Einfluß einer Gerousia den politischen Betätigungsdrang einer jüngeren im Frieden erwachsenen Generation lahmlegen würde. Es müßte also hinzugesetzt werden, daß die durch Teilnahme an einem Krieg erworbene Zusatzstimme nach fünfundzwanzig Jahren erlischt.)

Von noch höherer Wichtigkeit ist für Hartmann als staatsstützendes Element die Bildung. Zur Wahlberechtigung gehört ja nach den bisherigen Bestimmungen schon ein gewisses Mindestmaß an intellektueller Leistung. Der zum Einjährigen-Militärdienst berechtigte soll eine Zusatzstimme haben gegenüber demjenigen, der nur die Volksschulbildung besitzt. Eine weitere Zusatzstimme soll der Abiturient bekommen, im Ganzen drei Zusatzstimmen jeder, der eine akademische oder Staats-Prüfung bestanden hat, die nach mindestens dreijährigem Hochschulstudium erfolgte. Hartmann führt näher aus, wie in der höheren Bildung ein Leistungsunterschied von größter Tragweite eingeschlossen ist, die dem Staate und dem Volksganzen zugute kommt, wenn auch dieses Studium zunächst aus privatem Interesse getrieben worden ist. (Die Frage der Ermöglichung höherer Bildung für den Güterlosen aber Befähigten durch staatliches Entgegenkommen wird bei diesem Wahlmodus dringende Notwendigkeit sein. Und natürlich ist eine der reinen Bildung gleichwertige künstlerische wissenschaftliche oder organisatorische Leistung mit den entsprechenden Zusatzstimmen auszugleichen.)

Als letzte Hauptstütze des Staates nennt Eduard von Hartmann die Steuerkraft, mit deren Hilfe die Staatsmaschine erst bewegt werden kann. Je größer die Steuerleistung, umso begründeter ist auch das Interesse an der Staatserhaltung. Nur muß bei der Wahl die Zufälligkeit der jeweiligen Bevölkerungszusammensetzung ausgeschaltet bleiben und lediglich drei Klassen. Unbemittelte mit keiner auf Grund ihrer Steuerleistung beruhenden Stimme, Mittelstand mit einer, Wohlhabende mit zwei Stimmen festgesetzt werden. (Die Sätze, die Eduard von Hartmann annimmt, nämlich Unbemittelte mit weniger als 1500 Mark, Wohlhabende mit mehr als 6000 Mark Einnahmen, müssen natürlich nach Maßgabe der Entwicklung in den letzten Jahrezehnten geändert werden, ohne sie zugunsten des Großkapitalismus allzusehr zu verschieben.) In weitergehenden Ausführungen wird Gewerbebetrieb und Grundbesitz berücksichtigt, aber nur so, daß lediglich auf Grund von Reichtum mit Gewerbebetrieb und Grundbesitz auf den Kopf nicht mehr als vier bis fünf Stimmen kommen können, und dadurch wird jeder plutokratische Charakter eines solchen Wahlgesetzes glücklich vermieden.

Der Stimmenzuwachs durch Reichtum beträgt also höchstens vier, der durch militärische Leistungen (nach Maßgabe der drei Kriege 1864, 1866, 1870/71) ebenfalls vier, der durch Bildung drei, der durch Alter zwei, der durch Familie erworbene ist nur begrenzt nach der Kopfzahl der Familienmitglieder. Auch der Unbemittelte bleibt also nur dann auf seine Urstimme beschränkt, wenn er ein ungebildeter Junggeselle (kein Analphabet) unter fünfundreißig

Jahren ist und keiner militärischen Dienstpflicht genügt hat. In diesen Vorschlägen Eduard von Hartmanns fällt Zweckdienstlichkeit und Staatsraison mit dem Grundsatz einer tunlichsten Gerechtigkeit zusammen. Seine Vorschläge sind von einer architektonischen Wucht. Sie fassen den Staat als ein organisch gegliedertes Bauwerk auf, dessen Grundlage die Familie und dessen Hauptstützen militärische Dienstleistung, Bildung und Steuerkraft sind.

Die Schwierigkeiten, dies nur scheinbar komplizierte Wahlverfahren auszuführen, sind nur sehr gering. Sie besteht lediglich in der Erschwerung bei der Herstellung der Wahllisten, die durch die polizeilichen Meldebehörden und das Standesamt im Zusammenhang mit den übrigen Amtshandlungen geführt werden können. Die Vermehrung dieser Arbeit wäre jedoch ausgeglichen, wenn man die Legislaturperiode des Landtags auf zehn Jahre verlängert, wodurch eine größere Gleichmäßigkeit der Politik erzielt würde. Gleichzeitig könnte dieses Wahlgesetz auch auf die städtische Verwaltung ausgedehnt werden, was eine weitere Arbeitsersparung in sich schließt. Übrigens soll die geographische Einteilung der Wahlkreise bestehen bleiben. Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen einer Stimmenvielheit, die sich auf einen Wähler erstreckt und den Verhältnissen im deutschen Bundesrat, wo ein Staat mehrere Stimmen besitzt, die er durch einen einzigen Vertreter führen lassen kann. Im übrigen schlägt Hartmann selber eine Vereinfachung vor, indem er es gegebenenfalls nach Maßgabe des Vorhergesagten bei einer Urstimme, einer Altersstimme, einer Familienstimme, einer Militärstimme und einer Steuerstimme bewenden läßt (wozu noch eine Kriegsteilnehmerstimme kommen müßte).

Ein den Gedanken Eduard von Hartmanns ähnliches allgemeines, direktes, geheimes und ungleiches Wahlrecht könnte für den preußischen Landtag und für die Kommunalverwaltungen populär werden, weil es den Forderungen der Kriegsteilnehmer und der Gebildeten gerecht wird und den Kern aller guten Bestrebungen im Volke, selbst derer der Frauenrechtlerinnen, nützlich herauslöst, ein Zusammenwirken aller Entwicklungskräfte gewährleistet und jeglicher Schiebung bei der Wahlhandlung den Weg verlegt. Ich bin überzeugt, daß auch die Sozialdemokratie sich mit diesem Wahlrecht befreunden würde, ohne es lediglich als eine Übergangsform zum Wahlmodus des Reichstags zu betrachten. Denn jedes Übergewicht des Kapitalismus und irgendwelcher verdummenden Mächte ist hier aufgehoben. Man sollte diese gewichtige Stimme eines so national empfindenden Mannes wie Eduard von Hartmann, der bei diesen Reformvorschlägen ein Sozialethiker ist und dem doch der altpreußische Konservativismus von den bestehenden Parteimeinungen eigentlich am nächsten war, in keinem politischen Lager ungehört verklingen lassen.

Von der Schulpflicht zur Berufspflicht

Von Robert Mielke

Der Krieg hat wieder einmal ein Volkstum offenbart. Manches war in den zweiundvierzig Friedensjahren zurückgedrängt und verschlackt, was deutscher Idealismus an Kraft und Reinheit erzeugt hatte; als aber Feinde ringsum erstanden, um die Früchte der langen Friedenszeit zu vernichten, da drängten sich voller Begeisterung Hunderttausende zum Waffendienst, da flammte wieder auf, was die Neider erstorben glaubten. Mögen sie uns Hunnen und Barbaren schelten; im Grunde ihrer Seele beneiden sie uns um die Güter, die sie nicht besitzen. Gegen das Große und Schöne, das wir täglich erleben, verschwinden die wenigen Jämmerlinge, die die Reinheit der Bewegung durch krassen Egoismus schänden. Das deutsche Volk weiß, was jeder einzelne von ihm wert ist; es ist sich klar darüber, daß die körperliche, geistige und wirtschaftliche Pflege jedes deutschen Volksgenossen eine der Hauptaufgaben der kommenden Friedenszeit sein muß. Keiner, der vor dem Feinde gestanden hat, soll verkümmern oder Schaden erleiden, wenn die Waffen niedergelegt sind. Niemand soll auch ausgeschaltet sein, wenn er in der Jugend den Willen zu ernstem Streben und fruchtbarer Arbeit hat. Das ist in öffentlichen Aussprachen und in den parlamentarischen Erörterungen vielfach zum Ausdruck gekommen.

Besonders der Jugend wird unsere Sorgfalt gewidmet sein. Bereits 1913 haben die Grafen von Rantzau und von Schulenburg im Herrenhause den Antrag gestellt, die Schulpflicht bis zum sechzehnten Lebensjahre auszudehnen. Der Antrag ist, obwohl er eine sehr wohlwollende Aufnahme gefunden hatte, aus verschiedenen Gründen abgelehnt worden. Es ist auch fraglich, ob er bei der fast allgemein zur Anerkennung gekommenen Pflichtfortbildungsschule die Erfolge zeitigen würde, die die Antragsteller erhoffen. Denn diese Schule als verbindendes Glied zwischen der allgemeinen und der fachlichen Bildung wird die Aufgaben erfüllen können, die sie von einem erweiterten Elementarunterricht erwarten. Der berufliche Arbeiter insbesondere kann sich jederzeit und jedenorts soweit ausbilden, wie es seine Anlagen und seine Kräfte gestatten. Was aber ist das Schicksal der Tausende von ungelernten Arbeitern, die in unserem Wirtschaftsleben eine anscheinend immer steigende Verwendung finden? Zum größten Teil gehen sie für ein gesundes Wirtschaftsleben verloren. Der Schulpflicht ledig und zum Teil noch körperlich unentwickelt, treten sie in einen Arbeitskreis,

der ihnen von vornherein einen guten Verdienst sichert, der aber mit der Zeit immer enger wird und schließlich jede weitere Entwicklung hindert. Das geringe Wissen, das sie in der Fortbildungsschule erwerben, ist — weil ihm die Verknüpfung mit einem festen Berufe fehlt — bald vergessen. Die Möglichkeit, in eine dauernde und gehobene Arbeitsstellung zu gelangen, die dem gelernten Arbeiter offensteht, ist ihnen in der Regel verschlossen. Es ist schon ein Gewinn für sie, wenn sie im Alter, das oft infolge Unterernährung und vielleicht auch unregelmäßigen Lebenswandels in den dreißiger Jahren eintritt, als Wächter, Hausdiener, Pförtner oder Kleinkrämer ein kümmerliches Dasein führen können. Manche erliegen diesem Schicksal oder geraten auf Abwege; für die Allgemeinheit aber ist es eine traurige Erscheinung, daß so viele Volksgenossen, die bei einer geregelten Berufslehre wertvolle Glieder der Gesellschaft sein könnten, stets auf der untersten Stufe des Wirtschaftslebens bleiben müssen.

In den beteiligten Kreisen sieht man dagegen schon mit Besorgnis auf den immer fühlbarer werdenden Mangel an Handwerkslehrlingen. Bei Schuhmachern, Tischlern, Tapezieren, Friseuren und anderen Berufen beklagt man dies besonders, und erst der letzte Bericht der Berliner Handwerkskammer hebt die Gefahren für das Handwerk wieder hervor, die sich aus dem Fehlen des geeigneten Nachwuchses ergeben. Dagegen darf man nicht die Augen verschließen, sondern sollte bestrebt sein, jeden Schulentlassenen in einen festen Beruf überzuführen, damit er sich in dem festen Gefüge unseres Wirtschaftslebens eine ersprießliche Stellung erringen kann. Da die meisten der ungelernten Arbeiter aus Kreisen stammen, die gleichfalls einer beruflichen Erziehung ermangeln, und die Eltern selten den Schaden übersehen, der dem Jungen und dem deutschen Volke durch die Verachtung der Berufslehre zugefügt wird, so wird man an eine gesetzliche Regelung des ersten Arbeitsverhältnisses denken müssen.

Man wird freilich nicht übersehen dürfen, daß Handel und Industrie für gewisse Verrichtungen nach Arbeitskräften verlangen, die keine Berufsbildung haben. In erster Reihe sind hier die mittleren Kaufgeschäfte zu nennen, die sich mit Vorliebe der Jugendlichen als Austräger oder Helfer bedienen. Zwar sind die Geschäftsinhaber gesetzlich gezwungen, sie eine Fortbildungsschule besuchen zu lassen; indessen dürfte dieser widerwillig hingenommene Unterricht, dem jede Beziehung zu der Tätigkeit des Jugendlichen fehlt, kaum viel Erfolg haben. Das Bedürfnis für eine berufslose Arbeiterschicht wird indessen nicht abzuleugnen sein, wohl aber die Notwendigkeit, sie durch Jugendliche zu füllen. Da solche Verrichtungen in der Regel wenig Intelligenz und Geschicklichkeit erfordern, so können sie — soweit nicht die großstädtischen Verkehrsanstalten sie an sich ziehen — ganz gut von Rentenempfängern, pensionierten Kleinbeamten und anderen Elementen übernommen werden, die dadurch ihre magere Rente erhöhen. Man kann auch wie bei vielen landwirtschaftlichen Arbeiten an fremdsprachliche Kräfte denken; jedenfalls liegt ein dringendes Bedürfnis nach Beibehaltung einer unmittelbar berufslosen Arbeiterschicht auf dieser Seite nicht vor.

Doch gibt es auch Berufe, wie Pflasterer, Packer, Transportarbeiter u. a., die nur eine geringe Fachbildung voraussetzen, und die sich daher vielfach mit ungelernten Ersatzmannschaften behelfen. Wer aber kann behaupten, daß in unserem gesunden Wirtschaftsleben die Grenzen dieser Berufe stets so eng beschränkt bleiben werden? Aus den Hilfskräften der italienischen Steinbruchsschläger haben sich die Terrazzoarbeiter als ein neuer Beruf gelöst, der diese Technik heute in der ganzen Bauwelt an sich gerissen hat. Auch die genannten Berufe haben Entwicklungsmöglichkeiten. Der Packer kann sehr wohl Erfinder neuer Packmethoden und Verpackungsstoffe werden oder auch kaufmännischer Vermittler, wenn er die volkswirtschaftliche Bedeutung seines Gewerbes übersieht. Aus dem Pflasterer kann sich ein Aufseher, ein technischer Leiter für Straßenreinigung und -verbesserung entwickeln.

Viel kommt freilich auch auf die Fachschule an. Bei aller Anerkennung für unser gewerbliches Schulwesen darf man doch die Einseitigkeit nicht übersehen, die in der Pflege nur der historischen Berufsarten liegt, während sich diese vor unseren Augen dauernd verschieben und erweitern. Es vollziehen sich hier Wandlungen, die auf eine Sprengung der historischen Berufe, bzw. auf eine Erweiterung ihrer Stoffe und Techniken, die aber auch auf eine Trennung in leitende und ausführende Kräfte hinauslaufen. Schon für die letzteren setzen die Gewerbe eine gehobene Fachbildung voraus, bei der technische, künstlerische und kaufmännische Kenntnisse weite Entwicklungsmöglichkeiten bieten. Um wieviel näher liegt es, solche auch in den Berufen zu schaffen, die zunächst noch nicht eine enge Grenze ihrer gewerblichen Tätigkeit gezogen haben! Auch die Fachschule sollte daher bestrebt sein, die Berufspflicht zu fordern.

Selbst die Sonderbedürfnisse der Industrie können diese Forderung nicht erschüttern. Sie braucht gewiß noch vielfach ungelernte Arbeiter; aber innerhalb dieses Bedürfnisses vollziehen sich ebenfalls Wandlungen, die von jenen eine Berufsvorbildung fordern, und die in einzelnen Großbetrieben schon zur Einrichtung von besonderen Industrieschulen geführt haben. Der Bedarf an ungelernten Arbeitern geht jedenfalls zurück. Nach einer, vor einigen Jahren von dem Minister Delbrück im Abgeordnetenhause bekanntgegebenen Statistik waren in einzelnen industriellen Regierungsbezirken neben ungelernten Arbeitern tätig:

	Im Handwerk ausgebildete Arbeiter	In der Fabrik ausgebildete Arbeiter
vor 1871	5 415	375
von 1871—1881 . . .	8 150	6 466
„ 1881—1891 . . .	13 487	13 415
„ 1891—1901 . . .	14 895	20 678
„ 1901—1907 . . .	4 715	28 284

Die Zahlen sind, trotzdem sie die ungelernten Arbeiter nicht einbegreifen, lehrreich. Nach ihnen sinkt die Zahl der im Handwerke ausgebildeten Arbeiter seit 1881 dauernd, während der Prozentsatz der in der Fabrik selbst aus-

gebildeten Berufsarbeiter steigt. Dieses Ergebnis rückt aber erst durch die weitere Tatsache in das rechte Licht, daß bei den ungelernten Fabrikarbeitern die Maschine immer mehr die Menschenkraft verdrängt. Eines Tages wird, das läßt sich sicher voraussagen, der ungelernte Arbeiter zugunsten seines fachlich ausgebildeten Genossen gänzlich verschwunden sein und zwar umsomehr, als viele Fabriken schon jetzt bei leichteren mechanischen Arbeiten nur ältere, nicht mehr im Vollbesitz ihrer Kräfte stehende Berufsleute beschäftigen.

Also auch hier ist der Bedarf an ungelernten Arbeitern keineswegs so stark, daß die Volkswirtschaft ein Interesse an der Erhaltung dieser Arbeiterschaft haben könnte. Je eher sie verschwindet, um so mehr werden jugendliche Kräfte für das Berufsgewerbe frei, und um so begründeter ist die Forderung, für alle Jugendlichen, die die Schulzeit hinter sich haben, die obligatorische Berufspflicht einzuführen. Sie verheißt ihnen ja nicht nur einen erweiterten Kreis von Lebensstellungen, sondern sie wird auch für das nationale Wirtschaftsleben nach dem Kriege neue Kräfte freimachen, die die deutsche Arbeit — dem Auslande gegenüber — erfolgreich stärken. Selbst die sogenannte Urproduktion: die Land- und Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, die sich noch vielfach und sehr gegen das eigene Interesse mit ungelernten Arbeitern behelfen müssen, wird in dem Maße zu einer fachlichen Ausbildung ihrer Arbeitskräfte gedrängt, in dem sie die Verarbeitung ihrer Nebenprodukte in die Hand nimmt.

Aus der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens müssen wir dem gegenwärtigen Zustande ein Ende machen und von der Schulpflicht zur Berufspflicht kommen. Wir müssen es jedem deutschen Jungen ermöglichen, einen festen Beruf nach eigener Wahl und nach Anlage zu erlernen. Das Ausschalten des berufslosen Arbeiters verstärkt zugleich die Schicht der intelligenten Arbeiter, die ein Interesse am Aus- und Aufbau eines nationalen Wirtschaftsstaates haben; sie gibt der handwerklichen Arbeit, die in den Schützengräben und Etappen sich von einer bewundernswerten Höhe gezeigt hat, das Ansehen zurück, das sie — vielleicht unter dem Einflusse des berufslosen Arbeiters — in vielen Volkskreisen verloren hatte. Die Berufspflicht muß geschaffen werden, um jeden Jungen das Erlernen eines Gewerbes aufzunötigen — unter Umständen auch gegen den Willen unverständiger Eltern.

Erinnerungen an Sachsens Besetzung durch Preußen 1866

Von Professor Dr. Carl Franke

ünfzig Jahre wird es nun, daß Sachsen von preußischen Truppen besetzt und so der erste Schritt zu seiner Einverleibung in den bald darauf begründeten Norddeutschen Bund getan wurde, der sich 1871 zum neuen Deutschen Reiche erweiterte. Da die Zahl derjenigen Sachsen, die jenes folgenschwere Ereignis mit Bewußtsein erlebt haben, schon sehr gelichtet ist, dürften eines solchen persönliche Erinnerungen daran willkommen sein und zwar auch anderen Deutschen, hat sich doch jetzt vor deren Augen in Belgien ein fast paralleles Geschehnis abgespielt.

Nicht bloß die sächsische Regierung, sondern der bei weitem größere Teil des sächsischen Volkes war 1866 preußenfeindlich gesinnt. Noch hatte es die Teilung Sachsens von 1815 nicht verschmerzt und hoffte, den ihm damals von Preußen entrissenen Teil im Bunde mit Österreich wieder zu erobern. Auch galt dessen Kaiserhaus ihm immer noch als Deutschlands Haupt und daher Preußens Erhebung gegen dieses als Empörung sowie dessen Anspruch, mehr als die vier anderen Königreiche sein zu wollen, als Anmaßung. Auf den Dörfern und in den Kleinstädten war kaum einer von tausend preußenfreundlich gesinnt, weil er sich aus der Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei herausſehnte und erkannte, daß die Verwirklichung seines Ideals eines einigen mächtigen Deutschlands nur durch den Staat, der einen Großen Kurfürsten und einen Friedrich den Großen hervorgebracht hatte, zustande kommen konnte, nimmermehr aber durch das aus vielen Nationalitäten bestehende Österreich. Vergebens sprachen diese wenigen auch die Befürchtung aus, daß, falls dieses ja siege, eine Bedrückung des Protestantismus, dessen natürlicher Beschützer Preußen sei, auch in Sachsen eintreten werde. Aber auch außer der Konfession hatte Sachsen viel mehr Beziehungen zu Preußen als zu Österreich, so im Handel und Verkehr. Seit der Freizügigkeit waren viele Glieder sächsischer Familien nach Preußen verzogen und umgekehrt viele preußischer nach Sachsen, besonders nach Leipzig. Daher war 1866 der Krieg gegen Preußen für viele tatsächlich ein Bruderkrieg. So hatte sich mein nach der Niederlausitz ausgewanderter ältester Bruder in Preußen naturalisieren lassen und wurde nun dort nachträglich zum Militär ausgehoben, während mein zweiter Bruder der sächsischen Dienstreserve, die der

jetzigen Ersatzreserve entsprach, angehörte. Nur die schnelle Beendigung des Krieges verhinderte, daß beide Brüder auf verschiedenen Seiten fochten. Von zwei Vettern eines meiner Schulfreunde war der eine sächsischer, der andere preußischer Offizier.

Auch in meiner drei Wegstunden von Altenburg gelegenen Vaterstadt schimpften kurz vor Ausbruch des Krieges fast alle auf Preußen und besonders auf Bismarck; ja ein Offizier der dort in Garnison liegenden Reiterschwadron nannte sogar seinen Hund nach diesem verhaßten Preußen. Endlich munkelte man, der Krieg sei erklärt, der König habe sich wie alle anderen größeren deutschen Fürsten mit Österreich verbündet, auch Frankreich wolle helfen, das großmäulige Preußen werde seine Schläge schon bekommen. Die Schwadron zog ihre Reservisten ein, hielt zahlreiche Übungen ab und biwakierte. Endlich marschierte sie an einem Sommertage mit Sang und Klang ab; wohin? wußte zunächst niemand. Dann hieß es: die sächsische Armee ist nach Böhmen und der König auch. Das wurde nun als große landesväterliche Weisheit gepriesen, um Sachsens Verwüstung durch den Krieg zu verhindern. Dies aber galt den meisten als Hauptsache. Dann kam die tröstliche Nachricht: die Bayern kommen und werden Sachsen gegen die Preußen verteidigen. — Und der ehrsame Ratsdiener ging herum und sah sich die Häuser an, um die erwarteten Bayern einquartieren zu können.

Da, es war ein herrlicher Sommernachmittag, sprengten ein Reiteroffizier und drei Mann mit gespannten Karabinern durch das alte Stadttor und im Nu durch die Straßen aufs Rathaus. Was waren das? Sie hatten hellblaue Röcke mit roten Aufschlägen, schwarze Hosen und kleine schwarze Käppis, nach französischem Schnitt. Bayern waren es sicherlich nicht, aber Preußen konnten es auch nicht sein. Es waren Mecklenburger, also Feinde. Da wurde denn schleunigst der Bürgermeister gesucht, der aber hatte eiligst die Staatsgelder nach der nächsten Bahnstation befördert und rannte dann in ganz respektwidrigem Tempo durch die Stadt. Die Einwohner guckten und wunderten sich. Manche hatten wohl ihre besten Sachen versteckt und befürchteten eine Plünderung; aber die meisten waren so vernünftig, daß sie das den Preußen und ihren Bundesgenossen nicht zutrauten. Und gleich darauf zog eine ganze Schwadron Dragoner ein, stramme, blühende Gestalten mit gutmütigen Bauerngesichtern auf prächtigen Pferden. Auf der Straße traf ich einige Schulkameraden. „Es kommen noch mehr Soldaten", hieß es. „Ich laufe ihnen entgegen", rief ich aus. „Ach nein, bleib da! Die schießen dich tot", erwiderte einer. „Das tun sie nicht, es sind ja Deutsche", antwortete ich. Doch nur einer der Knaben wagte es, mir zu folgen. Als wir dreiviertel Stunde gelaufen waren, blitzte es aus dem Walde heraus. Dann sahen wir ein Bataillon Mecklenburger Infanterie anmarschiert kommen. Ihre Uniform unterschied sich von der der Reiter nur durch das dunklere Blau der Röcke. Als wir nun umkehrten, näherte sich uns ein alter Feldwebel mit zwei Mann, die

an unsere Seite traten. Er fragte uns in freundlichem Tone, wie groß die Stadt sei, ob sie gute Wirtshäuser hätte, und ob keine Bayern darin seien und schließlich, ob wir uns vor ihnen nicht fürchteten. Da antwortete ich: „Vor Deutschen fürchten wir uns nicht", und zog stolz als Preußenfreund mit ein. Auch wir bekamen zwei Mann Einquartierung, die aufgenommen und verpflegt wurden wie sächsische Soldaten während des Manövers und die sich auch wie diese betrugen. Dabei zeigte es sich, von wie großem Vorteil im Kriege die Gemeinsamkeit der Sprache ist. Der eine nämlich, der ein städtischer Handwerker war, sprach sehr viel und bemühte sich, den Eindruck eines gebildeten Menschen zu machen. Er lobte die schönen Straßen Sachsens, auf den es sich so bequem marschierte. Seinen Kameraden, der still und stumm dasaß, entschuldigte er damit, er wäre ein Bauer, der nur wenig hochdeutsch sprechen könne. Des Abends streiften Patrouillen umher, eifrig nach Bayern suchend. Dabei traten sie mehrfach das Getreide nieder; das war die einzige feindliche Handlungsweise, die ich während dieses ganzen Krieges gesehen habe. Am nächsten Tage zogen die Mecklenburger wieder ab.

Bald darauf kam ein preußisches Landwehrbataillon. Es waren ältere Leute mit großen Bärten und von ernstem, aber nicht finsterem Aussehen. Bei uns ward ein Feldwebel mit seinem Burschen einquartiert. Ersterer ging nach dem Mittagsmahl in die Kirche, um Orgel zu spielen. Sein Bursche erzählte uns, daß der Feldwebel vor kurzem eine gute Organistenstelle bekommen, sie aber wegen des Krieges wieder habe aufgeben müssen; er selbst wäre die einzige Stütze seiner Mutter, von der ihm der Krieg losgerissen habe. — Von Kriegslust spürte man nichts bei den preußischen Soldaten. Derartiges brachte sie uns Sachsen näher. Wir ahnten zum erstenmal, was ein Volksheer zu bedeuten habe. Denn in Sachsen, wo man sich für 300 Taler von der Dienstpflicht loskaufen konnte, dienten nur die Ärmsten, während die Reiter- und Infanterieoffiziere fast nur Adlige waren, gegen deren Junkerhochmut die preußischen vorteilhaft abstachen. Zwischen diesen und den gebildeten Bürgern, unter denen noch am meisten Preußenfreunde waren, entspann sich in manchen Städten ein freundlicher Verkehr. Ja in einer Nachbarstadt brachte ein Advokat, der 1849 für das Deutsche Reich auf die Barrikaden getreten war, bei der Abschiedsfeier ein Hoch auf den Sieg der scheidenden Krieger aus, ganz vergessend, daß es Sachsens Feinde waren.

Weitentfernt wie 1914 in dem unglücklichen Belgien den Volksfanatismus gegen den Feind zu erregen, taten 1866 klugerweise in Sachsen Regierung und Gebildete alles, um jedes Aufflackern desselben sofort im Keime zu ersticken. Als ein preußischer Unteroffizier auf dem Bürgerkommando einer sächsischen Stadt sehr schroff auftrat, raunte ein riesenstarker Grobschmied seinem Kommandanten ins Ohr: „Herr Baumeister, soll ich den Kerl niederschlagen?" Jener aber wehrte beschwichtigend ab: „Um Gottes Willen, da würden Sie uns und die ganze Stadt ins Verderben stürzen."

Bald kam Kunde von preußischen Siegen, und dann erschienen gefangene Soldaten der Garnison, welche Preußen zur Erntearbeit beurlaubt hatte. Dies machte einen sehr guten Eindruck, zumal diese Zurückkehrenden die Behandlung vonseiten der Preußen lobten, dagegen über die schlechte Führung der Österreicher schimpften und namentlich über das heimtückische boshafte Benehmen der tschechischen Bevölkerung in Böhmen. Da wurden sich erst die meisten Sachsen darüber klar, daß Preußen durch und durch, Österreich aber nur zum kleinsten Teil ein deutscher Staat sei. Jetzt fingen sie an, eine preußische Niederlage in Böhmen zu fürchten, da dann katholische Tschechen, Slovaken und Kroaten nach Sachsen kommen und die Greuel des dreißigjährigen Krieges erneuern würden, ähnlich wie wohl jetzt auch den Vlamen von der Wiedereroberung Belgiens durch die Engländer und Franzosen bangt. So wurde schon mitten im Kriege der preußische Feind zum Beschützer des Landes und der evangelischen Konfession. Schon wurden Stimmen laut, die katholischen Pfaffen hätten den König Johann verleitet, mit dem stockkatholischen Österreich zu gehen. Doch voll Hoffnung richteten sich aller Augen auf den Kronprinzen Albert, der wie sein Oheim Friedrich August der Vierte protestantenfreundlich gesinnt wäre und durch seine umsichtige Kriegsführung sich die Achtung des preußischen Generalstabes erworben hätte. Denn daß Sachsen eine preußische Provinz würde, wünschten auch die meisten Preußenfreunde nicht. Und als sich in Sachsen die Kunde von den preußischen Annexionen in Norddeutschland verbreitete, sagte man: „S' heeßt nich mehr gemaust, 's heeßt jetzt annektiert." Mit Freuden wurde daher der Friedensschluß begrüßt, der Sachsen als Glied des Norddeutschen Bundes zwar Preußen besonders im Militär-, Post- und Telegraphenwesen unterstellte, aber es ungeteilt als selbständiges Königreich mit eigenem Heer beließ. Und als dann ein Regiment preußischer Ulanen auf der Rückkehr aus dem Kriege durch meine Vaterstadt marschierte, wurden sie schon als Bundesgenossen empfangen. Durch seine gute Manneszucht und weit vorausschauende Politik hat Preußen tatsächlich Sachsen moralisch erobert. Am meisten von allen Veränderungen schmerzte die allgemeine Wehrpflicht die sächsischen Bürger, aber auch in dieser Beziehung trat Preußen äußerst schonend auf. Das Einjährigfreiwilligen-Examen war während der ersten Jahre in Sachsen so leicht, daß es jeder ehemalige Bürgerschüler, der ein Jahr Privatstunden nahm, bestehen konnte, sodaß den Söhnen aus guten Bürgerfamilien die Schande erspart blieb, als ganz gemeiner Soldat dienen zu müssen.

Die seit 1867 immer mehr erstarkende Preußenfreundlichkeit Sachsens bezeugt am besten das gewaltige Anschwellen der nationalliberalen Partei, die damals als Werbemittel die Verdächtigung benutzte, die Konservativen oder eigentliche Partikularisten wollten Sachsen vom Norddeutschen Bunde wieder losreißen. 1870 war zwar in Sachsen die Franzosenfreundschaft ganz verloschen, doch nicht die Franzosenfurcht. Sächsische Truppen äußerten 1870 auf der Durchfahrt in Erfurt: „Mit denen wir gehen, die werden immer besiegt."

Als aber Kronprinz Albert, der an der Spitze des sächsischen Armeekorps nach Frankreich gezogen war, wegen der von ihm bewiesenen Feldherrngaben, die Führung der ganzen Maasarmee erhielt, da zog auch in die sächsischen Herzen Siegeszuversicht ein, und als dann dieser deutsche Held, der Mitbesieger des Erzfeindes und Mitbegründer des neuen Deutschen Reiches, 1873 den Thron seiner Väter bestieg, da jubelte ihm das ganze sächsische Volk zu. Bald legte es ihm die Worte in den Mund, die er zu einem partikularistisch gesinnten Adligen gesagt haben sollte: „Sie sind konservativer als der König von Sachsen.“ Und als 1876 auf der Parade bei Böhlen der Heldenkaiser und der Heldenkönig gemeinsam an der Front des sächsischen Armeekorps dahinsprengten und darauf Kaiser Wilhelm von Bismarck und Moltke umgeben in Leipzigs Mauern einzog, da verkündete der brausende Jubel der versammelten Volksmenge, daß jetzt die Treue zu Kaiser und Reich in Sachsen fest eingewurzelt war.

Zur Seeschlacht am Skagerrak

Von Hartwig Schubart

Die Seeschlacht am Skagerrak bildet einen Wendepunkt in der Geschichte des Weltkrieges, sie bedeutet den Eintritt in die Schlußperiode des Riesenkampfes, der Europas Lebenskraft so lange schon zerstört. Um sie würdigen zu können, darf man sich nicht nur an den Augenblickserfolg halten, sondern muß denselben im Zusammenhang betrachten. Mag man in bezug auf die Schlacht selber noch so zurückhaltend im Urteil bleiben, wie dies auch seitens einiger Neutraler der Fall ist, mag man sogar der Äußerung englischer Blätter beistimmen, daß die erlittenen Verluste an der englischen Flottenübermacht nichts geändert haben — die symptomatische Bedeutung dieser Schlacht bleibt unverändert bestehen.

Die Vernichtung der deutschen Flotte war das Ziel, auf welches England seit Jahren hinarbeitete, für welches England den jetzigen Krieg herbeigeführt hat, zu dessen Erreichung jetzt Frankreich und Rußland ihre Volkskraft in englischem Interesse opfern. Aber dies Ziel sollte auf echt englische Weise erreicht werden, nämlich ohne größere eigene Opfer. Und darauf war der englische Kriegsplan zugeschnitten.

Schon im Jahre 1910 kam dieser Plan zu öffentlicher Kenntnis in England, bei Gelegenheit von Erweiterungsbauten von Rosyth und Scapa-Flow, sowie weiteren Ausbaus des Forth and Clyde-Canals. Schon damals stand

die Rolle der englischen Flotte fest für den Vernichtungskampf gegen den Nebenbuhler, Deutschland, zu dessen Durchführung schon damals das Mietsverhältnis mit unseren Gegnern durch England abgeschlossen wurde. Damals zuerst drang der „Absperrplan" in die Öffentlichkeit, damals frohlockten die „Times", daß England die Macht habe, „Deutschland zu einem langen, sich hinschleppenden Kriege zu zwingen", und der Ausbau der Scapa-Flow in den Orkneyinseln diente dem Zweck, „mit den überlegenen Massen an Kriegsschiffen jeder Art mit Sicherheit auch die schottisch-norwegische Türe der Nordsee zu verschließen."

Das war die Aufgabe der englischen Flotte. Während die anderen Mächte auf dem Festland sich selbst verbluten und Deutschland zum Verbluten bringen sollten — je größer die beiderseitigen Verluste waren, um so mehr wuchs Englands unangegriffene eigene Macht — sollte die Flotte in der Linie Dover—Calais und von Scapa-Flow aus Deutschland jede Zufuhr unterbinden und es wirtschaftlich völlig abschließen. Das Gros der englischen Kampfflotte sollte zu diesem Zweck in Scapa-Flow stationiert werden, einer ebenfalls stärkeren Flotte fiel die Aufgabe zu, die Straße von Dover—Calais zu sperren, diese letztere sollte außerdem durch die französische Flotte verstärkt werden können und zwischen beiden sollte als Verbindungsglied eine kleinere Einheit in dem schottischen Kriegshafen von Rosyth bleiben, zum Schutze des dortigen Kanals, der ungestörte Verbindung zwischen den beiden Flottenteilen ermöglichte. Wenn dann das abgesperrte Deutschland dem Erliegen nahe sei, so würde, folgerte man, die deutsche Schlachtflotte zum Schluß gezwungen sein, gegen eine der beiden Absperrflotten, sei es gegen die bei Scapa-Flow versammelte, sei es gegen die englisch-französische bei Dover—Calais, offensiv vorzugehen. In jedem Falle würde sie nach längerer Fahrt auf eine ausgeruhte, überlegene Streitmacht in eigenem, bekannten Gewässer stoßen, und in jedem Falle würde die andere Hälfte der Flotte noch zeitig genug herankommen, um nicht nur den Rückzug abzuschneiden, sondern an der Vernichtungsschlacht noch selbst teilzunehmen, die Deutschen in die Zange zu nehmen und in einem durch Übermacht und günstige Bedingungen verhältnismäßig leichtem Gefecht ein für allemal auszustreichen aus der Reihe der europäischen Flottenmächte.

Diese Absicht sehen wir in dem ganzen Verhalten der englischen Flotte bisher durchgeführt. Das Gros derselben blieb abwartend bei Scapa-Flow, nicht im Versteck, sondern als Spinne im Netz. Die zweite Hälfte sperrte Dover—Calais ab. Und so wartete man auf den Verzweiflungsangriff der der Absperrungsnot erliegenden Deutschen.

Aber Deutschland erlag nicht! Seine Heere konnten zwar die feindliche Übermacht nicht vernichten, aber sie drängten sie in offensiver Verteidigung dauernd zurück, nicht auf deutschem, sondern auf französisch-russischem Boden wurde der Krieg geführt, Dank eingehendster Organisation wurde der Mangel

an Rohstoffen überwunden und die Absperrungsabsichten zunichte gemacht, und die deutsche Verzweiflung, die die deutschen Schiffe ins englische Netz bringen sollte, trat nicht ein. Dagegen machte sich auf seiten der Gegner Erschöpfung bemerkbar, und die gewollte Offensive wurde auf russischer Seite zur Unmöglichkeit, während sie auf französischer, wo sie in Zusammenfassung aller Energie wohl noch hätte erfolgen können, durch die deutsche Offensive gegen Verdun vereitelt wurde.

In diese Periode fällt nun das Vorgehen der englischen Flotte gegen die deutsche. Die Spinne verläßt ihr Netz und geht selbst auf Beute aus. Und darin liegt die symptomatische Bedeutung dieses Ereignisses.

Wer jemals sich mit englischer Politik beschäftigt hat, wer jemals die Durchführung der englischen Pläne etwas genauer studiert hat, der kennt die Beharrlichkeit, mit welcher England seine einmal gefaßten Ziele bisher stets festgehalten und allen Hindernissen zum Trotz in die Wirklichkeit umzusetzen gewußt hat. Hier stehen wir nun bei dem Angriff der englischen Flotte einem Aufgeben der durch lange Jahre hindurch festgelegten Flottenverwendungspläne gegenüber. Wir müssen zugleich zugeben, daß der englische Plan wohlüberlegt und wohlgeeignet war, mit kleinsten Mitteln das größte Ziel zu erreichen. Ein solches Handeln kann in England nicht durch „andere Ansichten" hervorgerufen sein, es muß erzwungen sein. In englischer Außenpolitik hat es noch nie verschiedene Ansichten gegeben — die Parteien lösten sich ab im Kabinett, aber die Politik des Kabinetts blieb in den äußeren Fragen dieselbe, wenigstens in den großen Zügen. Es gibt schlechterdings nichts konservativeres auf der Welt als die Politik des Kabinetts oder der Kabinette von St. James. Wenn nun ier eine Ausnahme in einer derart wichtigen Entscheidung getroffen wird, so muß sie erzwungen sein.

Sehen wir uns also um bei unseren Gegnern, wodurch dieses Handeln Englands erzwungen werden konnte. Die russische Armee hat nach dem Ausspruch Hindenburgs keine entscheidende Offensivkraft mehr. Mit dem Material muß es schlecht stehen, sonst würde nicht das überlastete Frankreich jetzt Anstrengungen machen, seiner eigenen Armee Kräfte zu entziehen zur Förderung russischer Materiallieferung. Die Verpflegungsfrage im Reich des Zaren scheint allen Nachrichten nach einfach desorganisiert zu sein — es gibt nicht Einschränkung, auch wohl einmal vorübergehenden Mangel an einzelnen Stoffen, wie bei uns, sondern es gibt ganz einfach Hunger in großen Distrikten. Es fehlt an Offizieren trotz der Beförderung aller möglicher Arten von „Intellektuellen", die damit und mit der Beförderung noch lange keine brauchbaren Offiziere darstellen, und mit dem Offiziermangel verbunden ist die Unmöglichkeit, die sicher noch vorhandenen Menschenreserven zu brauchbaren Soldaten heranzubilden. Alle diese Mängel können nur durch eingehendste Organisation behoben werden, und auch dann nur in langer Zeit. Zunächst ist von Rußland nicht viel zu erwarten.

Auch in Frankreich steht es nicht nach Wunsch. Dieser unser Gegner hat sich bewundernswert gehalten und hält sich noch heute so, er ist also durchaus nicht etwa mit Rußland zu vergleichen. Immerhin dürfen wir feststellen, daß die französischen Reserven ihrem Ende nahe sind, die sorgfältig geschonten jungen Mannschaften erliegen bei Verdun der Vernichtung und neues Menschenmaterial zur Auffüllung wird immer schwerer herbeizuschaffen. Die Erschöpfung macht sich auf Seiten unserer Gegner bemerkbar, nicht bei uns.

Und hierin liegt meines Erachtens der Grund für das Vorgehen der englischen Flotte. Sie hat ihren Schlupfwinkel verlassen, weil eingesehen wurde, daß die Rechnung falsch war, daß nicht Deutschland der Erschöpfung erliegen würde, sondern die eigenen Bundesgenossen. Der englische Flottenangriff ist das laute und offene Eingeständnis, daß die Kräfte der Entente erschöpft sind, daß mit ihrem Erliegen auch von seiten unserer Feinde gerechnet wird. Damit bedeutet diese Seeschlacht auch zugleich das Eintreten in die Schlußphase des Krieges. Die physischen Kräfte unserer Gegner lassen nach, während die deutschen noch ungebrochen sind, das Ziel wirtschaftlicher Erschöpfung Deutschlands ist von unseren Feinden nicht erreicht, und wird es um so weniger, je mehr wir uns mit energischem Wollen den neu eingeführten Organisationen einpassen.

Dieser Bedeutung gegenüber verschwindet an sich die Frage des Erfolges. Und so können wir uns ruhig damit abfinden, daß die Engländer ihre noch erhaltene Übermacht ins Feld führen, wir können uns damit abfinden, daß von mancher neutralen Seite die Frage des Sieges offen gelassen wird, da man nicht wisse, wer das Feld behalten, da von einer Verfolgung keine Rede sei. Uns genügt es, daß unsere Blaujacken das geleistet haben, was wir von ihnen erwarten durften und erwarteten, daß sie im Kampf gegen überwältigende Übermacht nicht nur gut gestanden, sondern vielmehr dem Gegner weit schwerere Verluste beigefügt, als sie selbst erlitten haben, und daß sie damit auch den Glauben an englische Unüberwindlichkeit zerstört haben. Dieser Glaube ist dahin, wenn nicht in kürzester Zeit England in einem neuen Zusammenstoß ihn neu befestigt — dieser Möglichkeit wollen wir aber ruhig ins Auge sehen und uns sogar auf diesen Augenblick freuen. Die laute Sprache der Seeschlacht am Skagerrak heißt: Deutschland steht in absehbarer Zeit einem siegreichen Frieden entgegen!

Kriegstagebuch

5. Mai 1916. Erfolgreiche Patrouillen-Unternehmungen bei Armentières, Gefangene, zwei Maschinengewehre, zwei Minenwerfer erbeutet. Englischer Angriff bei Givenchy-en-Gohelle abgeschlagen. 15 französische Fesselballons, die durch Sturm losgerissen waren, erbeutet.

5. Mai 1916. Westlich Horns Riff das englische U-Boot „E 31" versenkt. — Bei Saloniki und in der Nordsee je ein Zeppelin-Luftschiff verloren gegangen.

6. Mai 1916. Französischer Angriff bei Thiaumont gescheitert.

7. Mai 1916. Links der Maas das ganze französische Grabensystem am Nordhang der Höhe 304 und die Höhe selbst genommen; außerordentlich schwere blutige Verluste des Feindes, der auch noch 40 Offiziere und 1280 Mann an Gefangenen einbüßt. Beim „Toten Mann" französische Entlastungsvorstöße abgewiesen, ebenso östlich der Maas bei Thiaumont, wo Gefangene gemacht und neun Maschinengewehre genommen werden.

7. Mai 1916. Am Nordhang des San Michele einen kleinen italienischen Stützpunkt genommen.

8. Mai 1916. Südlich des Termitenhügels mehrere feindliche Gräben genommen, vergebliche französische Angriffe bei Höhe 304 und bei Thiaumont.

8. Mai 1916. Kurzes für uns erfolgreiches Seegefecht an der flandrischen Küste zwischen zwei deutschen Torpedobooten und fünf englischen Zerstörern, von denen einer schwer beschädigt wird.

9. Mai 1916. Südlich von Garbunowka, westlich Dünaburg, ein russischer Vorstoß unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.

9. Mai 1916. Für die Türken erfolgreiche Kämpfe im Kaukasus. — Die „Midilli" („Breslau") versenkt bei Sebastopol und Eupatoria mehrere russische Schiffe.

9. Mai 1916. Italienische Angriffe gegen San Martino abgewiesen.

10. Mai 1916. Französische Angriffe beim „Toten Mann" und bei Höhe 304 abgeschlagen, die Gefangenenzahl bei letzterer beträgt seit 4. Mai 58 Offiziere, 1515 Mann.

10. Mai 1916. Nördlich des Bahnhofs Selburg 500 Meter der russischen Stellung gestürmt, 309 Gefangene, Minenwerfer und Maschinengewehre erbeutet.

11. Mai 1916. Bei Hulluch mehrere Linien der englischen Stellung gestürmt, 127 Gefangene, mehrere Maschinengewehre erbeutet.

12. Mai 1916. Abgewiesene französische Angriffe bei Avocourt, Malancourt, südwestlich des „Toten Mannes" und westlich des Albain-Waldes.

12. Mai 1916. Nördlich des Bahnhofs Selburg vergeblicher russischer Angriff, 100 Gefangene.

13. Mai 1916. Für uns erfolgreiche kleine Unternehmungen am Ploegsteert-Wald, nördlich Armentières, und bei Givenchy-en-Gohelle.

13. Mai 1916. Der englische Monitor „M 30" durch türkische Streitkräfte vernichtet.

14. Mai 1916. Die U-Boot-Erfolge im April: 96 feindliche Handelsschiffe mit rund 225000 t versenkt.

14. Mai 1916. Feindliche Angriffe bei Hulluch, am Westhang des „Toten Mannes" und beim Caillettewald abgeschlagen.

15. Mai 1916. Ein französisches Lenkluftschiff bei Sardinien abgestürzt.

15. Mai 1916. Französische Angriffe westlich der Maas bei Höhe 304 und nördlich Vaux-les-Palameix (bei Combres) abgewiesen.

15. Mai 1916. Östlich Monfalcone nehmen die österreich-ungarischen Truppen 265 Italiener gefangen, bei San Martino 143, bei Görz und Tolmein 117. In Südtirol die ersten feindlichen Stellungen auf dem Armenterrarücken, auf der Hochfläche von Bielgereuth, nördlich des Terragnolotales und südlich Rovreit gestürmt, über 2500 Italiener gefangen, 11 Maschinengewehre und 7 Geschütze erbeutet.

16. Mai 1916. Französischer Angriff gegen den Südhang der Höhe 304 zusammengebrochen.

16. Mai 1916. Kurzes Seegefecht an der flandrischen Küste, ein englischer Zerstörer beschädigt.

16. Mai 1916. Italienischer Angriff gegen San Martino abgewiesen. In Südtirol die italienischen Stellungen Soglio—d'Aspio—Coston—Costa d'Agra—Maronia, Piazza und Valbuga, Moscheri und die Zugna Torta gestürmt; die Beute steigt auf 141 Offiziere, 6200 Mann an Gefangenen, 17 Maschinengewehre, 18 Geschütze. Erfolgreicher Flugzeugangriff auf die Bahnhöfe und sonstigen Anlagen in Venedig, Udine, Treviso usw.

17. Mai 1916. Drei französische Angriffe gegen Höhe 304 abgeschlagen.

17. Mai 1916. In Südtirol den Grenzrücken des Maggio und die Costa Bella genommen, weitere 900 Gefangene gemacht, 18 Geschütze und 18 Maschinengewehre erbeutet.

18. Mai 1916. Die französischen Gräben beiderseits der Straße Haucourt—Esnes erobert, 129 Gefangene gemacht. Erneuter französischer Angriff gegen Höhe 304 unter sehr schweren Verlusten des Gegners zusammengebrochen.

18. Mai 1916. Die österreichisch-ungarischen Truppen nehmen die italienischen Panzerwerke Campomolon und Toraro, zwischen Lain- und Brandtal den Nordrand des Col Santo erreicht, im Etschtal die Orte Marco und Mori genommen. Die Beute erhöhte sich auf 196 Offiziere, über 10 000 Mann an Gefangenen, 51 Maschinengewehre, 61 Geschütze.

19. Mai 1916. Französische Angriffe gegen die eroberten Stellungen an der Straße Haucourt—Esnes abgeschlagen. — Erfolgreiche Fliegerangriffe auf feindliche Schiffe an der flandrischen Küste, Bahnhöfe usw., bei Dünkirchen, St. Pol, Dixmuden, Poperinghe, Amiens, Chalons und Suippes. — Fünf feindliche Flugzeuge abgeschossen.

19./20. Mai 1916. Die Hafen- und Befestigungsanlagen von Dover, Deal, Ramsgate, Broadstairs und Margate durch ein Marineflugzeuggeschwader ausgiebig und erfolgreich mit Bomben belegt.

19. Mai 1916. Im Suganatal nehmen die Österreicher Roncegno, auf dem Armenterrarücken die Sasso Alto, östlich Campomolon die Tonezzaspitzen, den Passo della Vena und den Monte Melignone. Die Zahl der

Gefangenen erhöht sich auf 257 Offiziere, 12 900 Mann, die Beute auf 107 Geschütze, 68 Maschinengewehre.

20. Mai 1916. An den Süd- und Südwesthängen des „Toten Mannes" unsere Linien vorgeschoben, 31 Offiziere, 1315 Mann gefangen, 21 Maschinengewehre, 18 Geschütze und viel anderes Material erbeutet. — Fünf feindliche Flugzeuge abgeschossen, Dünkirchen bombardiert.

20. Mai 1916. Auf der Hochfläche von Lafraun die erste italienische Stellung erobert. Die Cima dei Lazhi, die Cima di Mesole, der Borcola-Paß, Langeben im Brand-Tal genommen. 3000 Italiener, darunter 84 Offiziere gefangen, 25 Geschütze, 8 Maschinengewehre erbeutet.

21. Mai 1916. Südwestlich Givenchy-en-Gohelle mehrere Linien der englischen Stellung in zwei Kilometer Breite unter ganz außergewöhnlichen blutigen Verlusten des Gegners genommen, 8 Offiziere, 220 Mann gefangen, 4 Maschinengewehre, 8 Minenwerfer erbeutet. — Die östlichen Ausläufer der Höhe 304 gestürmt, 9 Offiziere, 518 Mann gefangen, 5 Maschinengewehre erbeutet. Heftige Kämpfe in dem Steinbruch bei Haudromont, den die Franzosen wiedergewonnen haben. — Sieben feindliche Flugzeuge abgeschossen, darunter von Hauptmann Boelcke dessen 17. und 18.

21. Mai 1916. An der Tiroler Front die Cima Mandriola und die Höhen westlich der Grenze bis zum Astachtal genommen. Die Linie Monte Tormeno—Monte Majo gewonnen. Bisher 23 883 Gefangene, 172 Geschütze erbeutet.

22. Mai 1916. Französische Angriffe östlich der Höhe 304 und am Südhang des „Toten Mannes" gescheitert. Bei Thiaumont, im Caillettewald, bei Douaumont und bei Vaux heftige Kämpfe, bei Vaux-les-Palameix und Seuzey abgeschlagene französische Angriffe.

22. Mai 1916. Borgo (Suganertal), das italienische Werk Monte Verena von den österreichisch-ungarischen Truppen genommen.

22. Mai 1916. Erfolgreicher Angriff deutscher Seeflugzeuge auf vier feindliche Schiffe im nördlichen Aegäischen Meer zwischen Dedeagatsch und Samothraki.

23. Mai 1916. Englische Angriffe bei Givenchy, Hulluch und Blairville unter schweren Verlusten der Feinde abgewiesen. Cumières an der Maas im Sturm genommen, über 300 Gefangene. Bei Douaumont wütende Angriffe der Franzosen abgeschlagen, über 550 Gefangene.

23. Mai 1916. Bei Pulkarn, südöstlich von Riga, 68 Russen gefangen.

23. Mai 1916. Nördlich des Suganertals nehmen die Österreich-Ungarn die Höhenrücken, südlich des Tales den Kempelberg, weiter südlich das italienische Panzerwerk Campolongo. Die Beutezahlen erhöhen sich auf 24400 Gefangene, 251 Geschütze, 101 Maschinengewehre, 16 Minenwerfer.

23. Mai 1916. Ein österreichisch-ungarisches U-Boot beschießt die bedeutenden Hochöfen auf der Insel Elba.

24. Mai 1916. Deutsche Flugzeuge greifen englische Torpedo- und Patrouillenboote an der flandrischen Küste an. — Vergebliche Angriffe des Feindes gegen Cumières. Feindliche Gräben südlich und südwestlich Douaumont erobert, den Steinbruch südlich Haudromont wieder gewonnen, vergebliche Angriffe der Franzosen im Caillettewald, außer schweren blutigen Verlusten büßen sie über 850 Mann an Gefangenen ein, 14 Maschinengewehre erbeutet.

24. Mai 1916. Cima Cista, Strigno, Corno di Campo Verde, Chiesa von den Österreich-Ungarn genommen. Bari von österreichisch-ungarischen Seeflugzeugen mit gutem Erfolg bombardiert.

25. Mai 1916. Östlich der Maas weitere Stellungsverbesserungen westlich des Steinbruchs, bei Thiaumont und südlich der Feste Douaumont, weitere 600 Gefangene, 12 Maschinengewehre erbeutet.

25. Mai 1916. Die österreichisch-ungarischen Truppen nehmen den Civaron, die Elferspitze, den ganzen Höhenrücken von Corno di Campo Verde bis Meata, die italienischen Stellungen westlich Baccarola, den Monte Cimone und Bettale. Über 2500 Gefangene, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre, 300 Fahrräder und viel sonstiges Material erbeutet. — Die Bahnhöfe von Peri, Schio, Thiene und Vicenza, die Luftzeughalle und den Binnenhafen von Grado erfolgreich bombardiert.

26. Mai 1916. In den Argonnen lebhafter Minenkampf. Vergeblicher Angriff der Franzosen gegen Cumières. Erfolgreicher Vorstoß bis zu den Höhen am Südwestrand des Thiaumontwaldes. Bei Douaumont seit 22. Mai 48 Offiziere 1948 Mann gefangen.

26. Mai 1916. Die Österreich-Ungarn stürmen das Panzerwerk Casa Ratti, den Monte Moschicce und die Cima Maora. Die Zahl der erbeuteten Geschütze erhöht sich auf 284.

26. Mai 1916. Erfolgreicher deutscher Flugzeugangriff auf die russische Flugstation Papenholm auf Ösel.

27. Mai 1916. Abgeschlagene französische Angriffe am Südwesthang des „Toten Mannes" und bei Cumières.

27. Mai 1916. Das Panzerwerk Cornolo und die beständige Talsperre Val d'Assa von den österr.-ungar. Truppen gestürmt.

28. Mai 1916. Französische Angriffe gegen das Dorf Cumières abgewiesen.

28. Mai 1916. Der Monte Interrotto und die Höhen nördlich von Asiago, der Monte Zebio, Monte Zingarella und Corno di Campo Bianco, sowie die italienischen Stellungen nördlich und südlich Bettale von den österr.-ungar. Truppen genommen.

29. Mai 1916. Bulgarische und deutsche Truppen besetzen die Rupelenge an der Struma, Fort Rupel und Station und Brücke von Demi Hissar.

29. Mai 1916. Südlich des Raben- und Cumièreswaldes die französischen Stellungen zwischen der Südkuppe des „Toten Mannes" und Dorf Cumières gestürmt; 35 Offiziere, 1313 Mann gefangen, ein Marinegeschütz, 18 Maschinengewehre, eine Anzahl Minenwerfer erbeutet.

29. Mai 1916. Das italienische Panzerwerk Punta Corbin und die Höhen südlich des Posinabaches gestürmt. Heftige Angriffe der Italiener südlich Bettale abgewiesen.

30. Mai 1916. Bei Neuve Chapelle 88 Engländer gefangen, ein Maschinengewehr genommen. Südlich Cumières 91 Franzosen gefangen.

30. Mai 1916. Die Österreich-Ungarn nehmen Asiago und Arsiero, Gallio, den Monte Baldo, den Monte Fiara, den Monte Priafora. Die Gefangenenzahl steigt auf 30 388, davon 694 Offiziere, die Zahl der eroberten Geschütze auf 299.

30. Mai 1916. Offensive der Türken im Kaukasus, die Russen aus Mamachatun vertrieben, sie ziehen sich 20 Kilometer nach Nordwesten zurück.

31. Mai 1916. Lebhafte Angriffe der Franzosen gegen den Südhang des „Toten Mannes" und die Cauretteshöhe.

31. Mai 1916. Die Österreich-Ungarn stürmen den Monte Cengio sowie die Höhen südlich von Cava und Tresche. 900 Gefangene. Die Beutezahlen steigen auf 818 Geschütze, 148 Maschinengewehre, 22 Minenwerfer, 6 Kraftwagen, 600 Fahrräder.

31. Mai 1916. In der Humbermündung versenkt ein deutsches U-Boot einen großen englischen Zerstörer.

31. Mai/1. Juni 1916. Große für die deutsche Flotte siegreiche Seeschlacht in der Nordsee zwischen Skagerrak und Hornsriff. Die stark in der Übermacht befindlichen Engländer verlieren das Linienschiff „Warspite" (29000 t), die Panzerkreuzer „Queen Mary" (27500 t), „Indefatigable" (19000 t), „Invincible" (17500 t), „Defence" (15000 t), „Black Prince" (13770 t), „Warrior" (13770 t), „Eurhalus" (12190 t), „Prinzeß Royal" (30000 t), den geschützten Kreuzer „Birmingham" (5580 t), einen anderen kleinen Kreuzer, die Zerstörerführerschiffe „Turbulent", „Nestor" und „Alcaster", mindestens 9 Torpedobootzerstörer, ein U-Boot. Schwer beschädigt das Linienschiff „Marlborough" (25400 t), sowie eine große Anzahl anderer Gefechtseinheiten. Unsere Verluste sind: das Linienschiff „Pommern" (13200 t), der Schlachtkreuzer „Lützow" (? t), der kleine Kreuzer „Rostock" (4900 t), der kleine Kreuzer „Wiesbaden" (ca. 5000 t), der kleine Kreuzer „Frauenlob" (2700 t), 5 Torpedoboote, ferner durch Zusammenstoß der kleine Kreuzer „Elbing" (ca. 5000 t).

1. Juni 1916. Englische Angriffe bei Givenchy, französische westlich der Maas abgewiesen. Die französischen Stellungen im Caillettewald und die beiderseits anschließenden feindlichen Gräben gestürmt, 76 Offiziere, über 2000 Mann gefangen, drei Geschütze, 23 Maschinengewehre genommen.

1. Juni 1916. Heftige Geschützkämpfe an der beßarabischen und wolhynischen Front.

1. Juni 1916. Den Monte Barco und das Südufer des Posinabaches bei Fusine und Posina genommen.

2. Juni 1916. Der Höhenrücken südöstlich Zillebeke und die dahinter liegenden englischen Stellungen gestürmt, außer besonders hohen blutigen Verlusten verlieren die Engländer an Gefangenen: 1 General, 1 Oberst und 13 andere Offiziere, 350 unverwundete, 168 verwundete Mannschaften. In der Champagne 200 Franzosen gefangen. Östlich der Maas heftige Angriffe der Franzosen zurückgewiesen, das stark ausgebaute Dorf Damloup gestürmt, 520 Gefangene.

2. Juni 1916. Gegenangriffe der Italiener bei Monte Barco und Mandrielle gescheitert.

3. Juni 1916. Gegenangriffe der Engländer südlich Ypern abgeschlagen. Östlich der Maas zwischen Caillettewald und Damloup 500 Franzosen gefangen.

3. Juni 1916. Starke russische Artillerieangriffe an der ganzen österreichischen Front.

3. Juni 1916. An der Tiroler Front weitere Fortschritte der österreichisch-ungarischen Truppen, 5600 Italiener gefangen, drei Geschütze, 11 Maschinengewehre, 26 Pferde erbeutet.

3. Juni 1916. Weitere türkische Fortschritte an der Kaukasusfront, die Russen bisher über 40 Kilometer nach Osten zurückgeworfen.

4. Juni 1916. Erneute Gegenangriffe der Engländer südlich Ypern gescheitert. Heftige Angriffe der Franzosen östlich der Maas unter den schwersten Verlusten für sie abgewiesen. Deutsche Erkundungsabteilungen, die an der Yser, nördlich von Arras, östlich von Albert und bei Altkirch in die feindlichen Stellungen dringen, bringen 30 Franzosen, 8 Belgier, 35 Engländer als Gefangene mit. — Die Verluste bei den Fliegerkämpfen im Mai stellen sich auf 47 feindliche gegen 16 deutsche Flugzeuge.

4. Juni 1916. Heftige russische Angriffe zwischen Pruth und dem Styr-Knie bei Kolki.

4. Juni 1916. Östlich Arsiero der Monte Panoccio gestürmt von den österreichisch-ungarischen Truppen.

5. Juni 1916. Östlich der Maas vergebliche Angriffe der Franzosen, die besonders schwere Verluste erleiden.

5. Juni 1916. Schwere Kämpfe an der österreichisch-russischen Front, nördlich Okna die österreichische Front ungefähr 5 Kilometer zurückgenommen.

5. Juni 1916. Seit 1. Juni an der italienischen Front über 9700 Italiener, darunter 184 Offiziere, gefangen, 18 Maschinengewehre, 5 Geschütze erbeutet.

5. Juni 1916. Der englische Panzerkreuzer „Hampshire" (11 000 t) mit Lord Kitchener und dessen Stab an Bord westlich der Orkney-Inseln versenkt.

6. Juni 1916. Die englischen Stellungen bei Hooge und die westlich und südlich anschließenden Gräben gestürmt, das gesamte Höhengelände südöstlich und östlich von Ypern in über 3 Kilometer Ausdehnung in unseren Händen. Wiederholte starke französische Angriffe gegen die Caurettehöhe abgeschlagen. Die Panzerfeste Vaux gestürmt, eine große Anzahl Geschütze, Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet, 300 Gefangene gemacht.

6. Juni 1916. Heftige russische Angriffe bei Okna, bei Dobrohoucz, bei Rafalowka am untern Styr, bei Berestiany am Korminbach, bei Sopanow, an der oberen Strypa, bei Jaslowiec, am Dnjestr und an der beßarabischen Grenze blutig abgewiesen. An der oberen Putilowka die österreichische Front etwas zurückgenommen.

6. Juni 1916. Südwestlich von Asiago der Busibollo genommen.

7. Juni 1916. Bei Smorgon erfolgreiche Patrouillenunternehmungen, 40 Russen gefangen, 1 Maschinengewehr erbeutet.

7. Juni 1916. Russische Angriffe an der Ikwa und nördlich Wiznjowezik an der Strypa abgeschlagen.

7. Juni 1916. Die österreichisch-ungarischen Truppen nehmen den Monte Lemerle und den Monte Meletta. Seit Anfang Juni 12400 Italiener gefangen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Liberale Sammlung

Von Dr. Karl Buchheim

Die Arbeitsgemeinſchaft der Liberalen in Bayern hat auf einem Vertretertage einen Beſchluß gefaßt, der die Einigung des geſamten deutſchen Liberalismus nach dem Kriege für notwendig erklärt. Die Reſolution lautet (nach der „Hilfe“ Nr. 21 vom 25. Mai 1916): „Die Liberale Arbeitsgemeinſchaft in Bayern iſt der feſten Überzeugung, daß der deutſche Liberalismus aus dem Weltkriege als eine große geſchloſſene liberale Partei hervorgehen muß, wenn er den Einfluß auf die politiſche Ausgeſtaltung des neuen Deutſchen Reiches nicht verlieren will. Die Arbeitsgemeinſchaft iſt ſich aber klar darüber, daß eine ſolche Einigung nur dann möglich iſt, wenn alle Schwierigkeiten organiſatoriſcher und programmatiſcher Art durch gütliche Vereinbarung zwiſchen den beſtehenden liberalen Parteiorganiſationen aus dem Wege geräumt werden. Sie richtet daher an alle liberalen Organiſationen im Reiche, in den Bundesſtaaten und in den einzelnen Gemeinden das dringende Erſuchen, überall Einrichtungen (Arbeitsgemeinſchaften) zu ſchaffen, die es den verſchiedenen liberalen Organiſationen jetzt ſchon ermöglichen, zu allen dem Liberalismus gemeinſamen Fragen auch gemeinſam Stellung in den öffentlichen Körperſchaften zu nehmen. Nur dadurch wird es möglich ſein, überflüſſige Reibungsflächen im politiſchen Leben zu beſeitigen und dem Sehnen weiter liberaler Kreiſe gerecht zu werden, die in einer Verſchmelzung des geſamten Liberalismus das unabweisbare Gebot der Stunde erblicken.“

Man darf geſpannt ſein, an wieviel Stellen unſeres öffentlichen Lebens ſich Hände regen werden, um dieſen Beſchluß in die Tat umzuſetzen. Beſtimmte ſachliche Gründe, warum eine Verſchmelzung der liberalen Parteien notwendig ſein ſoll, vermißt man. Aus dem Wortlaut des Beſchluſſes ſpricht nur das durch den Krieg auch auf dieſem Gebiete vermehrte Einheitsbedürfnis

und offenbar das Gefühl, es möchte dringend wünschenswert sein, den ungeheuren Aufgaben der kommenden Friedenszeit mit einer möglichst großen und starken Partei entgegenzutreten. Ob aber das Programm und die Parteigeschichte die Einigung wirklich als notwendig und fruchtbar erscheinen lassen, steht auf einem ganz anderen Blatte. Man ist zwar gewohnt, die Nationalliberalen und die Fortschrittliche Volkspartei unter der gemeinsamen Firma „Liberale Parteien" zusammenzufassen. — Eine geschichtliche Prüfung dürfte es aber zweifelhaft erscheinen lassen, ob die beiden Parteien heute noch auf dem Boden einer gleichen politischen Grundanschauung stehen.

Der deutsche Liberalismus ist in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden, aus einer bestimmten und zwar zunächst negativen Disposition des politischen Willens, nämlich der Überzeugung, daß die überlieferte absolutistische oder landständische Staatsordnung zu beseitigen oder wenigstens fortzubilden sei. Erst in zweiter Linie meldete sich das Bedürfnis, an die leere Stelle ein neues politisches Ideal zu setzen. Dieses sah von vornherein nicht bei allen Liberalen gleich aus. Einige bauten es sich aus den Gedanken der Romantik und des historischen deutschen Rechtes auf, aber die meisten gingen bei den westeuropäischen Staatsphilosophen in die Schule und übernahmen die Ideen des Parlamentarismus. Bekanntlich ist der parlamentarische Gedanke nach schweren Kämpfen bei uns nicht durchgedrungen, sondern der bestehende deutsche Staat repräsentiert eine besondere Form des Konstitutionalismus ohne parlamentarische Regierungsweise. Die Vorfahren der heutigen Nationalliberalen und Fortschrittler haben in erster Linie deshalb getrennte Wege eingeschlagen, weil die einen mit der Realität des Bestehenden frühzeitig Frieden machten, während die anderen ihrem theoretischen Gewissen folgten und in Opposition blieben. Heute haben derartige staatsrechtlich begründete Gegensätze stark an Bedeutung verloren, weil statt dessen wirtschaftliche, soziale und kulturelle Fragen den breiten Raum des politischen Lebens beherrschen. Solange nur staatsrechtliche Meinungsverschiedenheiten die Liberalen spalteten, konnte man immerhin, trotz der vorhin angedeuteten, bereits von Anfang an nicht ganz einheitlichen geistesgeschichtlichen Herkunft der liberalen Ideen, beiden Richtungen die gleiche Grundanschauung zubilligen. Das ist aber im Laufe der letzten zwanzig Jahre anders geworden, und zwar insbesondere durch die Entwicklung der alten Freisinnigen Partei zur heutigen Fortschrittlichen Volkspartei. Wenn jemand vor zwanzig oder noch besser vor fünfundzwanzig Jahren nach dem leitenden Geist in dieser Parteigemeinde gefragt hätte, so hätte man ihm nur einen Namen nennen dürfen: Eugen Richter. Wird aber heute diese Frage gestellt, so kann man mit gutem Grund auch fast nur einen nennen: nämlich Friedrich Naumann. In diesen beiden Namen spricht sich der ganze große Gegensatz aus. Eine Partei, die sich heute von Friedrich Naumann ihr geistiges Rüstzeug schmieden läßt, muß eine ganz andere geworden sein als die, die einst von Eugen Richter beherrscht wurde.

Naumann ist als ein Fremder und keineswegs als ein politisch unbeschriebenes Blatt ins liberale Lager gekommen. Er kam aus konservativer Umgebung. Auf Stöckers Spuren war er vom theologischen Beruf aus ins politische Leben gelangt, und er hatte seine ganze reiche christlich-soziale und national-soziale Vergangenheit hinter sich, als er sich nach dem Fehlschlag seiner eigenen Parteigründung der damaligen Freisinnigen Vereinigung anschloß. Er brachte dieser an sich nicht sehr bedeutenden Gruppe ein großes Programm. Aber es war kein liberales Programm, sondern das Ziel eines nationalen, ja imperialistischen Sozialismus, genau dasselbe, das Naumann vorher durch selbständige Parteibildung angestrebt hatte. „Demokratie und Kaisertum" ist ja die Formel, mit der er immer besonders gern sein politisches Ideal umschrieben hat. Für diese Formel hat er erst die Freisinnige Vereinigung und nach der von ihm und seinen Anhängern besonders geförderten linksliberalen Fusion die ganze nunmehrige Fortschrittliche Volkspartei gewonnen. Wo etwa noch Widerspruch in der Partei lebendig war, dürfte er unter dem Einfluß des Krieges stark abgenommen haben. Dafür spricht die ganze Atmosphäre der Zeit. Denn unsere wirtschaftliche Kriegsorganisation enthält ein gut Stück Geist vom Geiste jenes imperialistischen Sozialismus, und unser siegreiches Heer ist ein ungeheurer demokratischer Apparat mit monarchischer Spitze. Die Formel „Demokratie und Kaisertum" wird vielen glänzend bewährt erscheinen, und schon hat es Naumann verstanden, mit dem Schlagwort „Mitteleuropa" ein über die Grenzen des Nationalstaates hinausweisendes einleuchtendes Kriegsziel anzugeben, das der politischen Friedensarbeit einen vergrößerten Raum zuweist und geeignet ist, manche Gegensätze mehr national und mehr international gerichteter sozialistischer Gedanken auf einer mittleren Linie auszugleichen. Es ist kaum ein Zweifel, daß die Partei, die Naumann zu den Ihren zählt, nach den Erfahrungen der Kriegsperiode noch weit williger seinem Geiste folgen wird als vorher.

Aber es ist ebensowenig zweifelhaft, daß die Fortschrittliche Volkspartei, je mächtiger Naumanns Gedanken in ihr werden, desto mehr auch aufhört, noch auf liberalem Boden zu stehen. Denn wenn man nicht überhaupt jeden bestimmten Inhalt des Begriffs „Liberal" aufgeben will, dann ist es ganz sicher, daß Naumanns nationaldemokratischer Sozialismus kein Liberalismus ist. Er hat ja selbst, als er noch unbefangen war, für die Seinen die Parteibezeichnung „Nationalsozial" gewählt, also ein Wort, dem der Begriff „Liberal" fernliegt. Daß Liberalismus das gerade Gegenteil zu allem Sozialismus sei, haben ganz besonders die Vorfahren unserer heutigen Fortschrittler fester geglaubt als irgend jemand. Und auch der wissenschaftliche Betrachter wird niemals Klarheit in den Wirrwarr der deutschen Parteigeschichte hineinbringen, wenn er nicht eine scharfe Scheidung zwischen dem liberalen und dem demokratischen Ideal vornimmt. Denn er weiß, daß die alten Liberalen der vormärzlichen und der Reichsgründungszeit bei aller Opposition gegen die herr-

schenden Gewalten in nicht minder schroffem Gegensatz zu allen demokratischen Strömungen standen. Nicht die Liberalen haben das allgemeine gleiche Wahlrecht für das neue Reich verlangt, sondern Bismarck hat es gegen ihre Neigung eingeführt, weil er sich von ihm konservative Wirkungen versprach. Natürlich darf man nun nicht meinen, daß deswegen auch die heutigen Liberalen geheime Gegner des allgemeinen Wahlrechts wären oder eigentlich sein müßten. Sie sind überzeugt, daß dieses und noch manches andere demokratische Zugeständnis eine Notwendigkeit ist. Auch wenn mehr oder weniger sozialistische Institutionen auf diesem oder jenem Gebiete notwendig sein sollten, so wird sie der Liberalismus gutheißen können. Nicht darin besteht das unliberale Moment, daß man demokratische oder sozialistische Einrichtungen im einzelnen Falle anerkennt. Der sachlichen Notwendigkeit und der vaterländischen Pflicht wird sich eine gute liberale Politik stets ehrlichen Herzens beugen, so wie sich die Nationalliberalen einstmals vor dem Werke Bismarcks gebeugt haben. Aber da wo demokratische und sozialistische Politik zur grundsätzlichen Programmforderung wird, wo sie aufhört, Mittel zu sein und selber Zweck wird, da hört der Liberalismus ganz selbstverständlich auf. Das ist bei Naumann der Fall, und je mehr sein Einfluß steigt, desto mehr hört die Fortschrittliche Volkspartei auf, eine liberale Partei zu sein, und wird eine demokratische und sozialistische Partei.

Wie gesagt besteht keine Aussicht, daß nach dem Kriege die unliberale Entwicklung der Fortschrittler aufhören werde. Im Gegenteil liefert der Krieg vielfach Wasser auf die Mühlen der Naumannschen Ideen. Um so weniger ist einzusehen, welche gute Frucht eine Vereinigung dieser Partei mit den Nationalliberalen bringen sollte, so wie es die bayerischen Liberalen gern haben möchten. Großblockoptimisten könnten vielleicht hoffen, die Nationalliberalen würden auch für die demokratischen Grundsätze zu gewinnen sein, zumal wenn man ihnen dafür, — was Naumann ohne weiteres tun könnte, — auf imperalistischem Gebiete Zugeständnisse machte. Dann käme allerdings eine einheitliche Partei zustande, aber es wäre keine liberale Partei mehr, sondern eine nationaldemokratische oder nationalsozialistische. Nun sind jedoch innerhalb der Nationalliberalen Partei die Elemente, die ein grundsätzliches Bekenntnis zur Demokratie ablehnen, nach wie vor so stark und können sich so sehr auf das Wesen und die Vergangenheit ihrer Partei als einer liberalen berufen, daß eine Entwicklung in Naumanns Sinne nicht wahrscheinlich ist.

Sie ist auch außerhalb des nationalliberalen Parteistandpunktes nicht wünschenswert. Denn Naumanns Nationaldemokratie geht einer großen Gefahr entgegen, die in der Entwicklung der Sozialdemokratie begründet ist. Solange diese Partei sich in allen nationalpolitischen Fragen im wesentlichen negativ verhielt, vertrat Naumann den berechtigten besonderen Typus der nationalen Demokratie gegenüber der Partei der internationalen Demokratie. Es ist nun heute schon als leicht möglich anzuerkennen, daß die Sozialdemokratie nach dem Kriege eine fortschreitend positive Haltung zu den nationalpolitischen und aus-

wärtigen Fragen gewinnen wird, besonders wenn es zur wirklichen Abstoßung des radikalen linken Flügels kommen sollte. Dann wird der Naumannschen Partei eine an Straffheit und Popularität längst überlegene Organisation mit einem ähnlichen, aber radikaleren Programm an die Seite treten. An demokratischer und sozialistischer Konsequenz werden Naumanns Anhänger die Sozialdemokratie niemals überbieten, und der natürliche Konservatismus der Massen wird ihr immer den Vorzug geben. Ein Mann, dem es so sehr auf die Sache ankommt wie Naumann, mag sich über diese Aussicht vielleicht nicht grämen. Ihm macht es schließlich nicht viel aus, ob die eigene Partei oder die Sozialdemokratie die Formel „Demokratie und Kaisertum" zum Siege führt, wenn sie nur überhaupt zur Herrschaft gelangt. Aber für liberale Männer, die also nicht grundsätzlich Demokraten sind, macht die Möglichkeit, ins Fahrwasser der dann allerdings nationalisierten Sozialdemokratie einzulaufen, die Gefahr des Untergangs des alten liberalen Ideals überhaupt deutlich. Wohl werden demokratische und sozialistische Zugeständnisse notwendig sein. Aber soweit sind wir doch noch nicht, daß der alte Liberalismus ganz zugunsten demokratischer und sozialistischer Grundsätze abdanken müßte. Je mehr die Fortschrittliche Volkspartei auf dem Wege ist, ihre liberalen Grundlagen zu verlassen, um so weniger aussichtsreich erscheinen Pläne, die auf eine Verschmelzung mit den Nationalliberalen abzielen.

Man wird allerdings einwenden, daß in Bayern durch die Arbeitsgemeinschaft die Verschmelzung schon vorbereitet, und wie der Beschluß auf dem jüngsten Vertretertag beweist, dort für möglich und wünschenswert gehalten wird. Aber die Verhältnisse liegen in Bayern gerade ganz anders als sonst im Reiche. In Bayern werden Nationalliberale wie Fortschrittler bestimmt durch den gemeinsamen Gegensatz gegen das allein herrschende Zentrum. Das Stärkeverhältnis der Parteien ist derart, daß das Zentrum alle Macht in den Händen hat, und daß in dieser Zwangslage alle Gegensätze zwischen liberalen und demokratischen Ansichten geringfügig erscheinen. Diese Parteikonstellation bedingt auch, daß die Fragen der Kulturpolitik stärker in den Vordergrund treten, und das ist ein Gebiet, wo Liberale und Demokraten viele gemeinsame Ziele zu haben pflegen. In dieser besonderen Lage kann allerdings eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Nationalliberalen und Fortschrittlern leicht gedeihen und weiter gehende Hoffnungen erwecken. In den übrigen Bundesstaaten und im Reiche aber nimmt das Zentrum nirgends eine derart überragende Stellung ein wie in Bayern, ist also auch nirgends für die Liberalen schlechthin der zu bekämpfende Gegner. Nur einer unfruchtbaren einseitigen Kulturkampfstimmung könnte das so erscheinen. Betrachtet man die parteipolitische Lage im Gesamtreiche, so wäre es vielmehr entschieden zu beklagen, wenn die Liberalen gerade im Zentrum ihren Hauptgegner erblicken wollten. Das Anschwellen des grundsätzlichen Demokratismus und sein Überhandnehmen in den Reihen wenigstens der einen der bisher liberalen Parteien erscheint als die weitaus größere Gefahr,

der gegenüber diejenigen Liberalen, die nicht mit zu den demokratischen Prinzipien übergehen wollen, gerade im Zentrum Bundesgenossen finden könnten. Der Liberalismus steht seinem Wesen nach in der Mitte zwischen den konservativen und den radikalen Elementen. Auch das Zentrum enthält viele mittelparteiliche Bestandteile, die nur ehemals durch die kleindeutsche Reichsentwicklung und die Kulturkampfpolitik aus dem Lager des Liberalismus hinausgedrängt worden sind. Man möchte gern hoffen, daß der Krieg die Stimmungen der Reichsgründungszeit, das Mißtrauen gegen die Katholiken und ehemaligen Großdeutschen endgültig überwunden habe.

Auch der demokratische Gedanke wird nach dem Kriege sein Recht finden, wo er notwendig und am Platz ist. Aber eine grundsätzlich demokratische Politik soll nicht zur Herrschaft gelangen. Im Kampf gegen diese kann auch der Liberalismus nicht fehlen, wenn er an seinen alten Grundanschauungen festhalten will. Dann aber wäre es ihm nicht möglich, sich bayrische Verhältnisse zum Muster zu nehmen. Insbesondere die kulturpolitischen Scheuklappen wären zum Kampf mit dem demokratisch-sozialistischen Hauptgegner nicht dienlich. Nebenbei bemerkt könnte es vielen Liberalen überhaupt nichts schaden, wenn sie endlich einmal eine etwas positivere Stellung zu den religiösen und kirchlichen Fragen gewännen.

Diese Zeilen sind unter der Voraussetzung geschrieben, daß viele Liberale, insbesondere Nationalliberale, nach wie vor eine grundsätzliche Demokratisierung Deutschlands nicht für erstrebenswert halten. Trifft diese Voraussetzung zu, dann ist die Resolution der bayerischen Liberalen, die eine Verschmelzung der Fortschrittlichen Volkspartei und der Nationalliberalen vorzubereiten wünscht, ein Fehlschlag und zeugt nicht gerade von Einsicht in die wirkliche parteipolitische Situation und vor allem in die parteigeschichtliche Entwicklung, auf der die gegenwärtige Lage beruht. Mag Friedrich Naumann darauf rechnen, daß sich die Sozialdemokratie weiter nationalisiert, dann kann vielleicht auf dieser Grundlage die große nationale demokratische Linke ins Leben treten, die er erhofft. Die Liberalen aber sollten jetzt erst recht darauf halten, zwischen sich und dem demokratischen Prinzip eine deutliche Grenzlinie zu ziehen, wenn überhaupt der liberale Gedanke zwischen den Extremen von rechts und links am Leben bleiben soll.

Kriegerisches Prophetentum

Von Dr. Emil Cohn-Bonn

Wenn hier über kriegerisches Prophetentum gesprochen werden soll, so kann in dem engen Raume eines Aufsatzes nicht die Rede davon sein, daß das ganze oft behandelte Problem des altisraelitischen Prophetentums aufgerollt wird. Jeder kennt aus seiner Schulzeit zur Genüge jene seltsamen überlebensgroßen Erscheinungen des biblischen Altertums mit ihren dunklen Orakeln und hellen Gesichten, ihrer leidenschaftlichen Rede und der Gewalt ihres sittlichen Schwungs. Vielmehr folgen wir dem Zwange der Stunde, die von Krieg und Heldentum zu uns redet, und wenden uns allein jenen gewaltigen Kriegsrufen zu, die diese „Sturmvögel der Weltgeschichte" ausgestoßen haben. Es handelt sich um die Vermittelung einer Kriegspoesie und zwar einer der ältesten, die es gibt. Zweieinhalb Jahrtausend ist sie alt, wir wollen das Tal des Weltgeschehens überbrückend den Urstimmen lauschen, die aus dem Einst zu uns herüberklingen.

Wollen wir jene prophetischen Reden verstehen, so müssen wir uns zunächst den Schauplatz, die Zeit und die Folge der kriegerischen Geschehnisse vergegenwärtigen, aus denen heraus die Rede erscholl.

Es ist das ganze, große Vorderasien vom Euphrat und Tigris bis zum Nil, vom „großen Meer im Westen", dem Mittelländischen, bis zum Persischen Golf, in dem sich jene Kriege abspielten, ein Gebiet fast doppelt so groß wie unser Vaterland, aber in seinen Maßen schier unübersehbar, wenn man bedenkt, daß es damals keine Eisenbahnen gab, und seine Teile noch dazu durch unwegsame Wüsten getrennt waren. Da schob sich die große syrische Einöde zwischen Aram Naharaim und Aram Damesek, zwischen Babylon und Ninive einerseits und das damaszenische Syrien andererseits. Auch das große Südreich Ägypten war von seinen Einfallstoren, den Ländern Israel und Juda, durch eine Wüste getrennt. Israel und Juda selbst waren von einer Reihe kleinerer Völker umschlossen, die die Ränder der umgebenden Steppe oder die Gestade des Meeres bewohnten: Edom, Moab, Ammon, Philistäa, Kedar und im Norden Phönizien, das England des Altertums, mit seinen Stapelplätzen Tyrus und Sidon.

In diesem Gebiete spielten sich nun vom achten bis sechsten Jahrhundert v. Chr. jene kriegerischen Ereignisse ab, aus denen die Prophetenrede

erwuchs, und die in ihrer zwei Jahrhunderte umfassenden Gesamtheit nicht anders als ein großes Weltgeschehen genannt werden können. Im Grunde ist es nur das Ringen zwischen zwei alten Weltreichen, was da vor sich geht: Ägypten, das große Reich des Südens, kämpft mit Assur, dem großen Reich des Nordens, um die Vorherrschaft in Vorderasien. Als dann Assur, nachdem es durch den Skytensturm den ersten Stoß bekommen hatte, unter der Gewalt des babylonischen Angriffs zusammengebrochen war (606 v. Chr.), da trat Babylon als der Gegner Ägyptens an seine Stelle und zertrümmerte in wenigen entscheidenden Schlägen das politische Gebäude, das die Pharaonen in Asien sich errichtet hatten. Bei Karkemis am oberen Euphrat wurde der Pharao Necho von dem jungen Nebukadnezar (604) zwei Jahre nach der Zerstörung Ninives aufs Haupt geschlagen und in sein Land zurückgejagt. Aber auch dem stolzen Babel war der Tag des Unterganges nicht fern. Die Meder drängten von Norden nach und schlugen fünfzig Jahre später auch dieses Weltreich in Trümmer. Mit einem Worte, die siebzig Jahre von 610 bis 540 v. Chr. haben vier Weltreiche stehen und drei stürzen sehen. Dies sind im engsten Umrisse die kriegerischen Ereignisse, die Israels Propheten den Mund zu gewaltiger Rede aufgetan haben.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Kriege in keinem Lande so widerhallten wie in Israel und Juda. Es war, wie schon gesagt, das Grenzland, das den Norden vom Süden trennte. Wie oft wurde es von den ägyptischen Heeren durchpflügt, die sich nach Norden wälzten, und wie oft auch prallten in den Gefilden Judas die Weltreiche zusammen. Was aber das Wichtigste war: Weil Kanaan so die Brücke war, die vom Norden zum Süden führte, darum war es ein heißumstrittener Boden. Wer es hielt, hielt den Riegel des feindlichen Tores. So kam es auch, daß die Reiche Israel und Juda oder wenigstens ihre Könige sich öfters als das Zünglein an der Wage vorkamen, das sie in Wirklichkeit niemals waren. Jedenfalls wurden die Erschütterungen des Weltgeschehens nirgends so stark verspürt wie hier. Aber selbst hier nirgends so stark, wie im Herzen jener sonderbaren Männer, die wir als Propheten kennen, und deren kriegerischen Reden uns hier beschäftigen sollen. Sie standen mitten drin in den Kriegen, denn man muß wissen, daß sie nicht etwa weltfremde Heilige waren, die vom mystischen Dreifuß aus orakelten, auch nicht mehr nur die Wahrsager, wie sie früher von den Königen Israels bei Kriegszügen befragt zu werden pflegten, sondern es waren herzhafte Volksmänner mit ausgesprochenem politischen Sinn, die aus dem Volk heraus fühlten und mit der urwüchsigen Sprache des Volkes zu reden wußten. Jesaja und Jeremia waren jeder zu seiner Zeit eine politische Macht, sie durften Volk, Fürsten, Priester und Könige zur Rede stellen und standen am Steuer des Staates. Sie hatten eine kühle, ruhige und abwägende Politik, deren Wirklichkeitssinn überraschend ist, wenn man ihre sonst so leidenschaftlichen Naturen in Erwägung zieht. Während das ganze Land voll unruhiger Köpfe war,

mahnten sie unter klugem Hinweis auf die Nutzlosigkeit allen Widerstandes zur Ruhe und Unterwerfung unter das mächtige Nordreich. Weil man auf Jesaja nicht hörte, fiel 722 Samaria und mit ihm Israel dem Ansturm Assurs zum Opfer; weil man Jeremias Worte in den Wind schlug, ereilte 136 Jahre später, im Jahre 586, Jerusalem und Juda das gleiche Schicksal.

Die Bedeutung dieser Männer wird erst der ganz erfassen, der bedenkt, daß ihren Köpfen zum ersten Male der Begriff der Weltgeschichte aufgegangen ist, und es ist nicht wunderbar, sondern nur zu bezeichnend, daß dieses, man kann wohl sagen, für die geistige Entwicklung der Menschheit entscheidende Ereignis sich in jenem Weltenwinkel vollzogen hat. Nur in einem Reiche, das so klein und kriegerisch so ohnmächtig war, daß es an eine eigene Macht- und Eroberungspolitik nicht denken konnte, konnte das Weltgeschehen als Weltgeschehen begriffen werden. Da man national nicht mitmachen konnte, weitete sich der Blick über die nationalen Schranken hinaus zum schicksalmäßigen Erfassen der Ereignisse. Da bildete sich im Geiste der leidenschaftlichsten Söhne jenes Volkes, jene erhabene Sachlichkeit, jenes großartige Darüberstehen des wahren Zeitgenossen, das damals allein fähig war, über des eigenen Volkes Leid hinweg das Weltenschicksal zu begreifen.

Das waren die Propheten, und wir müssen es wissen, wenn wir uns jetzt ihren kriegerischen Sprüchen und Orakeln im einzelnen zuwenden. Was zunächst die Form betrifft, in der sich diese Reden uns darbieten, so finden wir abgesehen von der bekannten Stilform biblischer Poesie, des Parallelismus membrorum, d. h. der Zweigliedrigkeit der Verse, bei ihnen eine doppelte Ausdrucksform: Weissagung und Spott- oder Klagelied. Von der ersten Form zu sprechen erübrigt sich, da sie sich aus dem Wesen des Prophetischen selbst erklärt, die zweite aber ist vor allem in der Verbindung mit der ersten als ihr Schluß und Höhepunkt sehr gebräuchlich zumal bei umfangreichen Reden. Die Propheten sangen, die Zukunft vorwegnehmend, dem feindlichen Volke bei Lebzeiten den Grabgesang. Diese Form bevorzugt Ezechiel, wie wir an dem weiter unten mitgeteilten Orakel über Tyrus erkennen können. Auch Jesaja schließt seine große Rede gegen Babel mit einer spöttischen Totenklage:

> Dann aber wirst du dieses Spottlied auf den König von Babel anstimmen:
>
> Wie hat der Bedrücker geendet,
> Geendet die Mißhandlung! — —
> Wie bist du vom Himmel gefallen,
> Du strahlender Morgenstern!
> Wie bist du zu Boden gehauen,
> Der du die Völker niederstrecktest! usw.
>
> (Jesaja 14, 8. 12)

Eine besonders häufige Stilform in der kriegerischen Prophetenrede ist die Art, wie der Prophet sich durch Aufruf aller Völker oder durch Benennung der Adresse sein Auditorium schafft:

Verkündets unter den Völkern
Und meldets und pflanzt ein Panier auf!
Meldets! Verhehlt nichts!
Sprecht: Babel ist erobert! (Jeremia 50, 2)

oder:

Verkündet in Ägypten und meldet in Migdol!
Ja, meldet in Migdol und Tahpanhes: usw. (Ebenda 46, 14)

Diese Eingangsformel kehrt immer wieder.

Wenden wir uns nun dem Inhalte der Orakel zu, so ist es — das liegt schon im Wesen des Orakels — zunächst der kommende Krieg, den die Propheten weissagen und mit dem sie ihr Volk warnen und schrecken. Das Bezeichnende für diese erste Gruppe von Kriegsorakeln ist das dunkle Grauen, das in ihnen waltet. Da wird kein Name genannt, es ist nicht dies oder jenes Volk, das kommt, sondern „ein" Volk.

Ein Banner wird er pflanzen für die Völker der Ferne,
und eines herbeilocken vom Rande der Erde.
Und siehe, eilends kommt es, unaufhaltsam heran.
Kein Müder, kein Strauchelnder ist darunter,
sie schlafen und schlummern nicht.
Nicht löst sich der Gurt ihrer Lenden,
nicht reißt ihm ein Schuhriemen.
Ihre Pfeile sind geschärft, und all ihre Bogen gespannt.
Die Hufe ihrer Rosse gleichen Kieseln und ihre Räder
sind wie Wirbelwind.
Ihr Gebrüll ist wie das Brüllen des Löwen,
sie brüllen wie Jungleuen;
Knurren und packen den Raub und bergen ihn und keiner rettet.
Sie donnern heran wie Meerestosen.
Da blickt man zur Erde, und siehe, dichtes Dunkel,
und das Licht verfinstert sich in Wolken. (Jesaja 5, 26—30)

Wehe ein Tosen vieler Völker, wie Meerestosen tosen sie,
und ein Brausen der Nationen, — wie das Brausen gewaltiger
Wasser brausen sie. (Jesaja 17, 12)

So sehen die Propheten den nahenden Sturm, und die dunkle Art, mit der sie ihn künden, ist nur zu bezeichnend. Sie empfanden eben den kommenden Krieg um so leidenschaftlicher, als in jenen Zeiten und Ländern das Kommen länger dauerte als der Krieg selbst. Wenn der assyrische Großkönig von Ninive auszog, um das unbotmäßige Israel zu bestrafen, brauchte er Monate, um die syrische Wüste durchquerend ans Ziel zu gelangen. Die Kunde seines Kommens aber flog ihm voraus, nur ganz undeutlich, aber um so furchtbarer je ungewisser sie war. Und dann kam er immer noch überraschender, als heute in der Zeit des Funkspruchs je ein Feind hereinbrechen kann. Daher die dunkle, fernher grollende Poesie, die diesen Kriegsdrohungen ihr Gepräge gibt.

Freilich, nicht immer bedienen sich die Propheten so dunkler Worte, oft schildern sie mit äußerster Lebendigkeit das Heranbrausen des Feindes und wirken gerade durch die bis ins Oertliche gehende Genauigkeit, wie es z. B. Jesajas tat, als im Jahre 711 der Assyrerschrecken Jerusalem bedrohte:

— Da überfällt er Ajath,
zieht durch Migron, in Michmas läßt er sein Gepäck.
Sie überschreiten die Schlucht, übernachten in Geba,
Rama erschrickt, Gibea Sauls flieht,
Schreie laut, Bewohner von Gallim,
Horch auf, Laisa, stöhne, Anathot.
Madmena irrt umher, es flüchten die Bewohner von Gebim.
Noch heute macht er Halt in Nob und ballt seine Faust
gegen den Berg der Bewohner Zions, den Hügel Jerusalems.
(Jes. 10, 28—32)

Erschütternder noch, weil persönlich selbst erschüttert, kündet hundert Jahre später Jeremias den Untergang Judas im Nahen Nabokodrossors von Babylon:

Von Dan her läßt sich das Schnauben seiner Rosse vernehmen,
von dem lauten Gewieher seiner Hengste erbebt das ganze Land, und
sie kommen und fressen das Land auf und was darin ist,
die Stadt und ihre Bewohner. — — — —
Weil mein Volk gebrochen ist, bin ich gebrochen, gehe
ich stöhnend einher, hat mich Grauen erfaßt. Gibt es
denn keinen Balsam mehr in Gilead und ist kein Arzt
mehr da? Warum wird denn der Tochter meines Volkes
keine Heilung?
O wäre doch mein Haupt voll Wassers, und mein Auge ein
Tränenquell, daß ich weinen könnte Tag und Nacht über
die Erschlagenen meines Volkes! (Jeremia 9, 16—17, 21—23)

Die gewaltige Mehrheit der prophetischen Kriegsreden aber gilt nicht Israel und Juda, sondern seinen Feinden. Assur, Babel, Ägypten, Medien, Phönizien, Philistäa, Edom, Moab, Ammon, Kedar, sie alle müssen daran glauben. Die ganze knirschende Wut des ohnmächtig in den Strudel der Kriege hineingerissenen Volkes spricht aus diesen Untergangsorakeln. Wie die Ziehpuppen lassen die Propheten ein Volk nach dem andern auftreten und abtreten, es ist ein gewaltiges Morden, in dem sie alle untergehen.

Dazu eine Sprache, die das Äußerste an urwüchsiger Gewalt bedeutet, was die Literatur des Altertums hervorgebracht hat. Sie ergreift uns noch heute, vorausgesetzt, daß wir es verstehen, die Jahrtausende zu überbrücken, und den breiten Strom erlebter Gegenwart im donnernden Sturzbach wiederzuerkennen, der über die Berge der Vorzeit braust.

Statt aller Worte wollen wir nur das großartigste dieser Orakel hierhersetzen und in der Urgewalt seiner Sprache auf uns wirken lassen. Wer aufmerkt, wird seinen zeitüberdauernden Sinn wohl begreifen.

Ein Jahr nach der Zerstörung Jerusalems blickte der Priester Ezechiel ins Phönizierland hinüber, wo das stolze Tyrus sich seiner Herrschaft über die Meere brüstete, und hub also an:

Und es erging das Wort des Herrn an mich, wie folgt:
Du aber, o Menschensohn, stimme über Tyrus ein Klagelied an
und sprich zu Tyrus: Die da wohnt an den Zugängen des
Meeres, die mit den Völkern handelt nach vielen Küsten hin:
So spricht der Herrgott: Ja, Tyrus, du dachtest: Ich bin
vollendeter Schönheit! Mitten im Meere ist dein Gebiet,
deine Erbauer haben dich wunderschön gemacht. Aus
Cypressen von Senir bauten sie all deine Planken, Cedern
vom Libanon nahmen sie, um den Mast auf dir anzufertigen.
Die Bewohner von Sidon und Arvad dienten dir als Ruderer,
deine Kundigsten in dir, o Tyrus, waren deine Steuerleute.
Die Vornehmsten von Gebal und seine Kundigen waren es,
die das Leck in dir ausbesserten; alle Seeschiffe samt
ihren Matrosen waren bei dir, um deinen Handel zu betreiben.
Paras und Lud und Put waren in deinem Heere; Schild
und Helm hingen sie in dir auf, sie verliehen dir Glanz.
Tarsis handelte mit dir wegen der Menge von allerlei Gütern, Silber,
Eisen, Zinn und Blei brachten sie auf deinen Markt, Javan, Thubal und
Mesech, die trieben Handel mit Dir, Sklaven und eherne Geräte brachten
sie dir als Ware. — — Und du wurdest vollgefüllt und überreich inmitten
des Meeres. Auf die hohe See brachten dich die, welche dich ruderten; —
da aber kam der Ost und zertrümmerte dich inmitten des Meeres.
Deine Güter und deine Handelsartikel und deine Waren, deine
Matrosen und Steuerleute, die, welche deine Lecke ausbesserten, und die,
welche deine Waren vertrieben, und alle deine Krieger, die sich in dir
befinden und dein ganzes Volk, sie werden mitten ins Meer versinken
am Tage deines Falles. — —
Da wird man ein Klagelied auf dich anstimmen und über dich
Wehe rufen:
„Wer war wie Tyrus inmitten des Meeres!"
Als deine Waren dem Meere entstiegen, da sättigtest du
viele Völker; mit der Menge deiner Güter und Waren
bereichertest du Könige auf Erden.
Nun bist du gescheitert auf dem Meere; in die Tiefen
des Wassers sanken deine Waren und die ganze Volksmenge,
die in dir war. — —
Die Krämer unter den Völkern pfeifen dich aus; ein
jähes Ende hast du genommen und bist dahin auf immer!
Weil hoch hinaus wollte dein Sinn, daß du spracheſt:
„Ein Gott bin ich, einen Götterſitz bewohne ich
inmitten des Meeres!" — — — (Ezechiel 27 u. 28)

Ich meine, man kann in diesen Tagen des See- und Handelskrieges nichts anderes als erschauern über solche Sprache: es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Die Wirkung solcher Untergangsorakel kann nicht stark genug gedacht werden. Ganz vorstellen kann man sie sich nur, wenn man an die Macht denkt, die im alten Israel damals das Wort hatte. In dieser Macht des Wortes liegt wohl auch die tiefste Deutung der eigentümlichen Erscheinung des Prophetentums überhaupt. Sie beruhte auf zweierlei: erstens ging das Handeln damals nicht so schnell wie heute. Zwischen Entschluß und Tat klaffte eine Lücke. Heute antwortet man im Kriege mit Taten. Damals mußte das Wort die Lücke füllen. Das Wort war und das Wort allein konnte die erste Waffe sein, nach der der Mensch griff. Das war wohl überall so in der biblischen Welt. Zweitens aber war es ganz besonders so bei Israel und wir haben den Grund dafür schon angedeutet: ein feurig veranlagtes Volk erlebt ein größtes Geschehen auf kleinstem Raum. Es erlebt den klaffenden Widerspruch, dieses Weltgeschehen infolge seiner Ohnmacht nicht mit Taten, sondern nur mit dem glühenden Herzen mitmachen zu dürfen. Man kann sich die Erregung wohl vorstellen, in der das Volk und vor allem seine leidenschaftlichsten Söhne, die Propheten, durch diesen Widerspruch versetzt wurden, zumal durch ein starkes Geistesleben politische Ansprüche und Hoffnungen gefördert wurden. Wie anders konnte sich da die Erregung Luft machen als im Worte, im leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte?

Daher kommt es, daß nirgends der prophetische Stil so sehr den Stempel des Sichluftmachens, des Explosiven, mit einem Worte, des Dämonischen trägt wie hier: es ist eine Poesie der Aufschreie, des abgerissenen Gestöhns, der Ausbrüche, der Seufzer, des Ho! und Ha!

Heule, o Tor!
Schreie, o Stadt!
Erbebe, Philisterland!

ruft Jesaja. Und bei Jeremias finden wir diejenigen Worte, die für diese Kriegsstimmung der Propheten überhaupt am bezeichnendsten sind.

In der Brust, in der Brust ist mir weh,
In des Herzens Kammern.
Es ächzt meine Seele.
Ich kann nicht schweigen!
Posaunenschall hört meine Seele.
Kriegsgeschrei!
Wie lange muß ich das Banner sehen,
Den Posaunenschall hören?

Aus solcher Stimmung ist dann allein eine so unheimlich dunkel-wilde Poesie verständlich, wie sie Jesajas Gesicht vom Falle Babels uns bietet: erst das ferne Brausen, dann die Angst des Wahnsinns, erhöht durch den Seitenblick auf das lachende Leben in seiner Sorglosigkeit, dann das angstvolle Spähen von der Warte, das Näherkommen, bis plötzlich ein Donnerschlag das

Gewitter löst. Wir setzen dies in seiner dämonischen Großartigkeit einzigartige Stück hierher:

Wie jagende Stürme vom Mittagsland,
So kommt's aus der Wüste, aus furchtbarem Land:
Ein grauses Gesicht ward mir kund:

„Der Räuber raubt, der Verwüster verwüstet!
Herauf, Elam! Belagere Medien!
Allem Gestöhn mach ich ein Ende!"

Darum zucken mir die Hüften in Krämpfen,
Wehen packten mich wie die Wehen einer Gebärenden,
Vor Angst kann ich nicht mehr hören, vor Grausen nicht mehr sehen,
Es taumelt mein Herz, Schauer durchgraut mich,
Das Dunkel, das ich ersehne, macht er mir zum Beben.

„Den Tisch gedeckt!
Das Lager gebreitet!
Gegessen, getrunken!
Auf, ihr Fürsten, nun salbet den Schild!" —

Denn so sprach der Herr zu mir:
Auf, bestelle den Späher, was er sieht, soll er künden!
Und sieht er Reiter, zwei zu zwei,
Reiter auf Eseln, Reiter auf Kamelen,
So horche er, so horche er auf!

Da rief der Späher:

Auf der Warte stehe ich, Herr, stets bei Tage,
Und auf meiner Wacht harre ich alle Nächte hindurch:
Und richtig, da kommt es: Reiter, zwei zu zwei!

Da hub er an und sprach:

Gefallen, gefallen ist Babel,
All ihre Götzen zerschmiß er in den Staub!
O du mein Tennenkind, zerdroschenes Volk! —
Was ich gehört vom Herrn der Heerscharen,
Dem Gotte Israels, ich tat es euch kund!

(Jesaja 21, 1—10)

Man sieht hier, wie es überhaupt zum Prophetenwort kommt. Jedes dieser Worte ist wie eine Sprengung, ist für den Seher selbst eine Befreiung und wirkt deshalb auch so auf sein Volk, daher die unerhörte Macht, die es gewiß zu seiner Zeit gehabt hat. Die mehrfach bei den Propheten vorkommenden Begriffe „mit den Worten des Mundes schlagen" oder „mit dem Hauche der Lippen töten" hatten damals einen nur zu lebendigen Sinn. Auf diese Weise haben die Propheten eine Welt mit Worten zerstört und mit Worten eine neue gebaut.

„Worte, Worte, Worte!" sagt Hamlet. Wie kommt es aber, daß diese Worte trotz ihrer Fülle und Unerschöpflichkeit doch nirgends wie ein Wort- und

Maulheldentum wirken? Wir kennen in der arabischen Volkspoesie jene für die Stammeskämpfe zwischen den Beduinen so bezeichnenden Schimpf- und Schmähreden, die zu jeder rechten Fehde gehören. Warum wirkt die prophetische Drohrede an die Völker so ganz anders, obgleich sie doch völlig in der Luft schwebte und durch keine irgendwie wirkliche Macht Nachdruck erhielt, ihr also das fehlte, was einer Drohung sonst allein die Wirkung verleiht? Warum hatte sie Resonanz ohne doch einen Resonanzboden zu haben?

Der Grund ist klar: weil alle diese Droh- und Scheltreden ins Unpersönliche emporgehoben waren. Es war nicht die Stimme des Propheten, es war auch nicht die Stimme des Volkes, es war Gottes Stimme, die redete. Diese Form der Prophetenrede, die in Wirklichkeit doch alles andere war als Form, hob ihre Sprache über aller Redner Redekunst hinaus, indem sie ihr ewige Maße gab. Die Bilder, die Vergleiche, der ganze Stil geht immer aufs Ungeheure: man denke nur an den alten Prophetenruf gegen Edom, aus dem der deutsche Dichter das kraftvolle Lied: „Wo kommst du her in dem roten Kleid?" geformt hat:

Wer ist es, der von Edom kommt, in roten Kleidern von Bozra?
Dieser da, herrlich geschmückt mit seinem Gewande, schreitend in der Fülle seiner Kraft!
Ich bin's, der Recht verheißt und Macht hat zu erretten!
Warum ist rot dein Gewand und deine Kleider wie eines, der die Kelter tritt?
Ja, eine Kelter habe ich getreten, ich allein, und von den Völkern stand niemand mir bei.
Ich trat sie nieder in meinem Zorn und stampfte sie zusammen in meinem Grimme,
Daß ihr Saft an meine Kleider spritzte und ich all meine Gewänder besudelte.
Denn einen Rachetag hatte ich im Sinne und mein Erlösungsjahr war herbeigekommen.

(Jesaja 63, 1—4)

Das ist doch keine Fehde wie andere Fehde, kein Hohn wie anderer Hohn, da steckt doch die Urgewalt eines Weltenschicksals drin!

Damit sind wir aber gleichzeitig bei der Hauptfrage angelangt, die uns das kriegerische Prophetentum aufgibt, der Frage nach dem *sittlichen Gehalt* dieser Reden, ihrem ewigen Wert. Da muß nun eines gesagt werden: ein Persönlichkeitsideal des Kriegers, wie es sich z. B. aus der deutschen Kriegspoesie herausschälen läßt, dürfen wir hier nicht suchen. Solange das alte Israel noch keine anderen Kämpfe kannte als die mit den nächsten Nachbarvölkern, solange es noch um Eroberung oder Selbstbehauptung ging, gab es auch ein Heldenideal. Man denke nur an Josua, die Richter, Saul und David. In jenen ältesten Zeiten war denn auch die Kriegsdichtung in Israel reine Heldendichtung. Das Deborahlied ist so ein alter Heldensang:

„Es feierten die Edlen in Israel,
Feierten, bis du aufstandest, Deborah,
Aufstandest, eine Mutter in Israel.

Auch das Triumphlied, das die Frauen und Mädchen nach dem Goliathsiege dem jungen David entgegensangen, gehört in diese Gattung:

„Saul hat Tausende geschlagen,
David aber Zehntausende!

Ebenso die ergreifende Totenklage Davids um Saul und Jonathan.

In den Kriegshymnen der Propheten dagegen gibt es kein Heldentum mehr. Weil damals die Zeiten der Helden und des Heldentums vorüber waren, und der Krieg nichts als ein Grauen bedeutete. Damals war er wirklich für Israel das, was Rußland noch jüngst aus ihm machen wollte, eine Dampfwalze oder, wie der Prophet Jesaja einmal sagt, ein Dreschschlitten. Er war das unentrinnbare Schicksal, das Ungeheure, vor dem jeder zitterte.

Und trotzdem ist man mit jenem Ungeheuren fertig geworden; und daß Israel in seinen und durch seine Propheten mit ihm fertig wurde, das ist das erste sittliche Moment, das in der kriegerischen Prophetenrede lebt und ihr ewigen Wert verleiht. Die Propheten waren die großen Wegweiser ihres Volkes, die ihm, da der Weg nach außen zu Sieg, Macht und Ruhm verrammelt war, die Wege nach innen wiesen, die Wege zur Buße und sittlichen Läuterung, darüber hinaus aber zur stärksten Selbstempfindung. Ich wage die Behauptung, daß nie ein Volk so stark sich selbst empfunden hat wie Israel in jener Zeit. In der tiefsten nationalen Not träumte es den Traum nationaler Größe. Da es die Gegenwart nicht bejahen konnte, bejahte es die Zukunft:

„Könige sollen deine Wärter sein
Und ihre Fürstinnen deine Ammen!"

Diese Worte stammen aus den Tage der babylonischen Gefangenschaft. Sie kennzeichnen in Wirklichkeit aber den Geist, der durch alle kriegerische Prophetenrede weht.

Dieser Geist des nationalen Selbstbewußtseins erhält aber noch eine besondere Note dadurch, daß es ein „Selbstbewußtsein in Gott" war. „Ich bin euer Gott und ihr seid mein Volk!" Israel lernte durch die Propheten nicht nur sich selbst zu empfinden, sondern auch sich in seinem Gotte zu empfinden. Das ist der zweite große sittliche Wert, den der Kriegsruf der Propheten geschaffen hat. Es ist ein Persönlichkeitswert.

Die Wissenschaft pflegt den Gegensatz zwischen arischem und semitischem Denken vielfach durch das Beispiel der verschiedenen Gottesauffassung zu beleuchten. Im Semitischen, sagt man, sei Gott alles, der Mensch nichts; im Arischen hingegen heiße es „Tat twam asi", „Das bist Du!", d. h. du selbst bist Brahman, die Gottheit, das All. Darum sei es dem arischen Kulturkreise vorbehalten geblieben, den Gedanken der Persönlichkeit auszubilden. Das alles klingt einleuchtend, viel zu einleuchtend, um zu überzeugen.

Wenn die Zeit, die wir heute erleben, uns eine Erkenntnis gebracht hat, so ist es die, daß jene Persönlichkeit, die das höchste Glück der Erdenkinder sein soll, durch das restlose Aufgehen des einzelnen in der Gesamtheit nicht

ihre Aufhebung, sondern in Wahrheit ihre höchste Erfüllung erfährt. Wenn deshalb das biblische Volk vor zweitausendfünfhundert Jahren durch den Schmelztiegel eines hundertjährigen Weltkrieges ging und dabei nichts anderes lernte, als daß es „eins mit seinem Gotte" sei, so ist das auch Persönlichkeit, zumal sich dieses Volk mit dem Namen einer Persönlichkeit, seines Stammvaters Israel, nannte und empfand. Es ist das große nationale Tat twam asi, dessen Offenbarung wir heute erleben.

Der dritte sittliche Wert, den das kriegerische Prophetentum uns hinterlassen hat, ist die Erkenntnis des einen Gottes, des Herrn aller Reiche und Völker, des Vaters aller Menschen und Geschöpfe. Es ist eine tragische Ironie, daß es ein blutiges Völkerringen war, dem wir diese Erkenntnis des Alleinzigen verdanken. An ihm krampfte sich das im Strudel des Weltgeschehens versinkende Israel fest, er war der Strick, den die Propheten ihrem ertrinkenden Volke zuwarfen.

Indem sie die großen Kriegskatastrophen als „Tag des Herrn" als ihres Gottes „Völkergericht" kündeten, legten sie in Wirklichkeit diesem Gotte die ganze Welt zu Füßen:

> So sprach der Herr, Gott Israels, zu mir: Nimm diesen Becher mit Wein aus meiner Hand und laß von ihm all die Völker, zu denen ich dich senden werde, trinken, daß sie trinken und schwanken und wahnwitzig werden vor dem Schwerte, daß ich mitten unter sie sende. Da nahm ich den Becher aus Gottes Hand, und ließ all die Völker trinken, zu denen der Herr mich gesandt hatte: Jerusalem und die Städte Judas, den Pharao, König von Ägypten, — Edom und Moab und die Ammoniter, dazu alle Könige von Tyrus — und alle Könige Arabiens — alle Könige Elams und alle Könige Mediens — alle, alle Königreiche.
>
> Du sollst aber zu ihnen sprechen: So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Trinkt! — —
>
> Sollten sie sich aber weigern, den Becher aus deiner Hand zu nehmen, und zu trinken, so sage ihnen: — Ihr müßt trinken! Denn fürwahr bei der Stadt, die nach meinem Namen genannt ist, ich will anheben, Unheil zu wirken — und ihr wollt leer ausgehen? Ihr sollt nicht leer ausgehen, denn ein Schwert rufe ich auf wider alle Bewohner der Erde! — ist der Spruch des Herrn der Heerscharen.
>
> (Jer. 25, 15 ff.)

Hart klingt dieser Spruch, und doch ist in ihm ein gewaltiger Schritt vorwärts getan. Der Prophet, der das kriegerische Weltschicksal mit solchen Augen sah, hat nicht bloß seinem Volke das Hochgefühl geschenkt, in und mit seinem Gotte die ganze Welt zu beherrschen, sondern er hat auch der Menschheit ein Erbe gegeben. Ein Schritt weiter, und wir hören einen anderen Propheten die Frage stellen: Haben wir nicht alle einen Vater, hat nicht ein Gott uns geschaffen? Warum handeln wir treulos einer am andern? (Maleachi 2, 10.)

Damit sind wir auf der Höhe der prophetischen Entwicklung angelangt. Ohne die gewaltigen Kriege jener Zeit kann diese Entwicklung nicht gedacht werden. Jene hohen prophetischen Menschheitslehren sind alles Kriegslehren

gewesen, Honig aus giftigen Blüten. Aber den Honig zu finden, dazu gehörte das leidenschaftliche Vollempfinden feuriger Herzen. Und das waren die Propheten.

Es bleibt nur noch übrig, die Brücke zwischen dem Einst und dem Jetzt zu schlagen, und die Linien zu ziehen zwischen altem und neuem Krieg. Da müssen wir denn sagen: Es ist eine wahrhaft biblische Zeit, die Deutschland heute erlebt. Glücklicher als das alte Israel braucht unser Vaterland heute nicht nach Männern des Wortes zu suchen, da Männer der Tat ihm unvergleichliche Heldentage bereiten. Wenn ein Volk sich sein eigenes Schicksal schmiedet, mögen Propheten wohl schweigen.

Und dennoch ist es eine biblische, eine prophetische Zeit. Denn ein Prophet ist doch mehr als ein Zukunftsträumer und zum Prophetentum gehört etwas, was wir alle heute brauchen: das leidenschaftliche Erleben der Zeit, die über uns braust, und die ewige Ruhe, die ein gottvertrauendes Herz erfüllt. Es ist jenes selbe Gefühl, das ein Späterer in die sieghaften Worte gekleidet hat:

Alle Völker haben mich umringt,
Im Namen Gottes: ich treibe sie zurück!
Umringt, ja eingeschlossen haben sie mich,
Im Namen Gottes: ich treibe sie zurück!
Sie haben mich umringt wie Hummeln,
Sie verlöschen wie ein Dornenfeuer,
Im Namen Gottes: ich treibe sie zurück! —
Die Rechte des Herrn ist hoch erhoben,
Die Rechte des Herrn verschafft den Sieg! —
Ich sterbe nicht, ich lebe
Und will erzählen die Taten des Herrn! (Psalm 118)

Um „die öffentliche Meinung"

Randbemerkungen zur Zensurdebatte im Reichstage

Von Dr. Otto Pfeffer

Die Zensurfrage war in letzter Zeit im Reichstage mehrfach Gegenstand freimütiger Erörterungen. Ihr Inhalt läßt sich zusammenfassen in wenige Sätze: Unter dem Zwang der Kriegsverhältnisse, für die der Zuschnitt des Belagerungsgesetzes veraltet und ungeschickt ist, hat sich neben der de jure bestehenden militärischen Zensur eine politische Zensur entwickelt. Übertreibungen und Mißgriffe haben hierin zu schwerwiegenden Klagen und Beanstandungen geführt. Während die äußerste Linke von ihrem Idealstandpunkt der unantastbaren Menschenrechte aus die Aufhebung des Belagerungszustandes und damit die Beseitigung der Zensur politischer Art fordert, sehen die bürgerlichen Parteien in der Zensur ein notwendiges Übel. Der Regierung steht dabei die mehr oder minder dankbare Aufgabe zu, ihrer Organe Maßregeln zu verteidigen. — All das Reden und Streiten geht also im Grunde um die Freiheit der öffentlichen Meinung. Dieser Begriff, der ja auch in der Debatte häufig genug genannt wurde, was bedeutet er und wie stehts damit in Deutschland?

Meinungsfreiheit ist Denkfreiheit. Sie kann keinem Menschen verboten werden. Etwas anderes ist es um die Freiheit der Meinungsäußerung. Hier ergeben sich aus den zahlreichen Abhängigkeiten des einzelnen vom Ganzen tausenderlei Beschränkungen. So wenig wir den Kaiser beleidigen dürfen, so wenig seine Beamten, so wenig aber auch den Lampenputzer oder die Scheuerfrau. Wir werden bestraft für solche Vergehen. Auch wenn wir glauben, es sei ganz in Ordnung, jemanden, der's verdient hat, totzuschlagen, so ist diese Meinungsäußerung doch durchaus verboten. Unter dem unbeschränkten Gedeihen solcher Untaten würden die Sitten verwildern. Der einzelne Beleidigte genießt also den Schutz viel mehr um des Gemeinschaftslebens als um seiner selbst willen. Der Schutz ist festgelegt im Recht, im öffentlichen und privaten Recht. Gelingt es irgendeiner Meinung eines einzelnen, Anhang zu gewinnen und sich zu organisieren, so entsteht bezüglich dieses betreffenden Gegenstandes eine öffentliche Meinung. Wir haben es demgemäß nicht mit einer Gesamterscheinung der öffentlichen Meinung zu tun, sondern mit einer

Vielheit von Meinungen, deren Äußerungsmittel jeweilig von dem technischen Stande der massenpsychologischen Verbreitungsmittel abhängt. Daraus ergibt sich klar, daß das eigentliche Zeitalter der öffentlichen Meinung nur zurückreicht in die Zeit der Reformation und der Erfindung und Ausnutzung der Buchdruckerkunst. Hauptsächlich von dem Faktor der Presse ist die Bildung von öffentlichen Meinungen heute abhängig. Wirtschaftliche, kulturelle oder rein politische Ideen sind durch sie recht eigentlich erst zur Geltung zu bringen. Die Gesamtheit der öffentlichen Meinung auf allen Gebieten des Lebens nennen wir den Zeitgeist. Von der immanenten Kraft einer Idee und der Vorbereitetheit des Bodens hängt ihre Wirkung ab. Handelt es sich um einen zeitlosen Gedanken, so wird sich leicht der Niederschlag in irgendeinem Menschheitsideal wiederfinden lassen. Bei Gedankengängen beschränkteren Kreises wird aus einer öffentlichen Meinung eine Sitte werden und die Sitte wird sich nach und nach vertiefen zu einem Charakterzug des Volkes. So gehört in unseren Tagen zum eisernen Bestand alles deutschen Staatsdenkens die Forderung eines Bildungsindividualismus neben dem Staatssozialismus. Eine öffentliche Meinung war es, die seinerzeit unserem ganzen Schulwesen die Ausprägung der Bildung nach diesen zwei Richtungen verliehen hat. Die allgemeine Wehrpflicht, vielleicht die größte ethische Idee in der Weltgeschichte, leitet sich her aus einer allgemein gewordenen öffentlichen Meinung, der steten Bedrängnis durch äußere Feinde gewachsen zu sein. Der gleichen inneren Not ist zu danken, daß der Flottengedanke so ungemein rasch und herzhaft Wurzel geschlagen hat usw. usw. Nicht zuletzt ist es heute eine bis zur allgemeinen Volksüberzeugung durchgereifte öffentliche Meinung, die uns Deutschen den Sinn des Wortes von Seeley als maßgebend für uns empfinden läßt, das da besagt, daß die Summe der inneren Freiheiten eines Volkes im umgekehrten Verhältnis steht zu dem äußeren Druck, der auf seinen Grenzen lastet.

Die höchste Form der Gemeinschaft ist der Staat. Er hat seine bestimmte Moral: die Staatsmoral. Ihr Wesen ist der soziale Ausgleich, ist die Schaffung und Wahrung des gleichen Rechtes für alle. Wie alle politischen Begriffe sich im Laufe der Geschichte entwickeln und verändern, so ist es auch mit dem Wesen und dem Inhalt der Staatsmoral geschehen. Die Frage der Stellung der Regierung ist, wie jeder einsehen wird, dabei ausschlaggebend. Vom mittelalterlichen Ständestaat ist die Geschichte fortgeschritten zum Fürstenstaat und zu einer Entpersönlichung der Staatsgewalt seit den Freiheitsideen der französischen Revolutionszeit. Der Herrscher wird in dem modernen Verfassungsstaat kontrolliert und kritisiert durch einen tätigen Anteil des Volkes an der Regierung. Diese allgemeine Tendenz zur Demokratisierung freilich findet ihre Grenzen in dem jeweiligen Bildungsstande eines Volksganzen und in den außerpolitischen Konstellationen. Wir sind im Deutschen Reiche an einem Punkte angelangt, wo wir wohl einen Volkskrieg führen können auf Grund

des auf dem deutschen Idealismus beruhenden erhöhten Staatsdenkens, wo wir aber auch deutlich genug in unsere Zeit noch hineinragen fühlen die Reste des alten ständisch-patriarchalischen Wesens. Das ist eine Kluft, die zu überbrücken Aufgabe der Zukunft sein muß. Wir werden um so stärker sein in der Welt, je geschlossener wir auftreten. Das heißt aber, je fester die Arbeit und das Wirken der Regierungsstellen in den Volkswünschen fundamentiert ist, um so mehr wird das Verantwortungsgefühl in jedem einzelnen Bürger für das Ganze sich steigern. Das Ideal wäre, eine öffentliche Meinung vor sich zu haben. Es ist erreicht worden in den großen Tagen des Kriegsausbruches, in denen wirklich die höchste politische Moral der Patriotismus war. Die lange Dauer des Krieges, das verschiedene Maß von Opfern, das er den einzelnen auferlegt, die Aussichtslosigkeit auf einen baldigen Frieden, die Schwierigkeiten und Fehler in der Ernährungspolitik haben nun allerdings — und das ist kein Wunder nach 22 Monaten des mörderischsten Völkerringens! — in die Stimmung des Volkes einen Zug von Resigniertheit hineingetragen. Ihn gilt es zu beheben.

Es ist oben das Wort gebraucht worden von der Entpersönlichung der Staatsgewalt. Damit soll angedeutet sein, daß das heutige Regierungssystem einen Kollektivkörper ausmacht, zu dem außer dem Herrscher und seinen Beratern, außer dem Beamtentum auch das Parlament gehört. Die Regierung, die diese drei Faktoren in sich schließt, steht also keineswegs außerhalb der öffentlichen Meinungen. Wenn sie über den Parteien thronen soll, so bedeutet das nichts anderes, als daß sie eben die Meinungen abwägen soll und danach mit Verantwortung urteilen und handeln. Bismarck sagte einmal im Reichstag: „Ich gehöre auch zum Volk!“ Als Einzelmensch konnte er sich denn auch nicht über den Staat stellen, dessen Persönlichkeitsinhalt den Begriff des Volkes erfüllt. Auch die Regierungsansichten stellen somit eine öffentliche Meinung dar, die freilich aus der Natur ihrer Verantwortlichkeit sich nicht auf die Meinungen einzelner Volksschichten hin zu gefährlichen Experimenten verleiten lassen darf. Dieser Umstand verleiht jeder Regierung immer einen konservativen Zug. Er findet seinen Ausdruck in der Staatsmoral.

Neben der Regierung, die zur Äußerung ihrer öffentlichen Meinung das wichtigste Organ des Verfassungsstaates, das Parlament, besitzt, sind wir gewohnt, die Presse als bedeutsamstes Organ der öffentlichen Meinung im Volke anzusprechen. Im Sinne hat die Allgemeinheit zumeist die politische Tagespresse. Diese Auffassung ist durchaus unzureichend, da — wenn wir einmal ganz absehen wollen von Zeitschriften, Flugblättern und ähnlichem — die Tagespressen als Spiegel aller Erscheinungen des täglichen Lebens auch, sei es direkt oder indirekt, Stellung nimmt zu Dingen, die mit Politik nichts zu tun haben. Wenn im Textteil einer Zeitung Kulturideen gefördert werden, wie die Sklavenbefreiung oder Humanitätsideen (Rotes Kreuz usw.)

oder im Inseratenteil irgendwelche Erzeugnisse materieller oder geistiger Art (Bücher, Kinos usw.) angepriesen werden, so zielt diese Werbearbeit auf nichts weniger ab als auf die jeweilige Schaffung einer öffentlichen Meinung. Einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Gebiete der Politik haben diese Dinge aber nicht. Daraus ergibt sich bereits eine Tatsache, die zu unterstreichen just die Zensurdebatte eifrig den Anlaß gibt: die Überschätzung des politischen Wertes der Zeitung. Die öffentliche Meinung in Deutschland wurde — das kann man getrost behaupten — in Friedenszeiten wahrhaftig nicht weniger demokratisch gehandhabt als in England, Frankreich oder Amerika. Damit war und ist ein Faktor des Ausgleiches gegeben und eine Strömung, die einer Vertrustung irgendeiner Meinungssphäre hindernd im Wege steht. Diese Fragen betreffen jedoch das Gebiet der Organisation der deutschen Presse und der Zwitterstellung der Zeitung als kapitalistisches Privatunternehmen mit öffentlichen Interessen. In der Tat liegen hier einige überlegenswerte wunde Punkte. Doch darüber weiter unten.

Kehren wir zunächst zur Zensur zurück. Die Reichskanzlerrede am 5. Juni, die in ihrer Wucht entschieden Bismarckschen Stil aufweist, hat über die ganzen Zensurfragen eine Klärung gebracht in dem energischen In-Aussicht-stellen einer möglichst milden Handhabung der politischen Zensur. Es ist selbstverständlich bei dem untrennbaren Zusammenhang von innerer Politik, äußerer Politik und Kriegführung, daß ein oberster Wille auch auf dem Markt der geistigen Ware herrschen und anerkannt werden muß. Die Aufgabe dieser überwachenden Behörde ist es zu zensurieren, d. h. in jedem einzelnen Fall nach Gunst oder Ungunst der Lage darüber zu entscheiden, ob eine Sache reif ist zur öffentlichen Besprechung oder nicht. Sie ist damit in den Stand gesetzt, zeitweilig Meinungsäußerungen zu verbieten, die dem Zweckstreben der militärischen oder politischen Kriegführung zuwiderlaufen, oder wenn es ihr darum zu tun ist, eine möglichst geschlossene Volksstimmung zu schaffen oder zu erhalten. Über diese sinngemäße Befugnis der Zensur hinaus geht aber das Vorschreiben einer Meinung. Die deutsche Presse hat auch schon vor dem Kriege ein solches Maß von nationaler Disziplin gezeigt, daß dem Einsichtigen kein Zweifel kommen konnte, den Wünschen und Andeutungen der Regierung wird auch im Kriege vollkommen Rechnung getragen werden würde. Tatsächlich hat sie sich denn auch leicht in die zahllosen Anordnungen des Auswärtigen Amtes gefügt. Mit vollem Recht aber sind dort die Eingriffe kommandierender Generale und anderer Behörden zurückgewiesen worden, wo sie Dinge angehen, die öffentliche Meinungen als solche betreffen. Wir haben dabei jene kleinlichen Verfügungen im Auge aus dem Kampfe gegen das Fremdwörtertum, die unter anderem zu den aus den Reichstagsverhandlungen wohlbekannten Bonbonsprozessen geführt haben. Hier muß sich die Obrigkeit davor hüten, die öffentliche Meinung zu behandeln wie ein subalternes Spießertum. Jene Eingriffe bedeuten nichts mehr und nichts weniger als eine Verschiebung

der Harmonie unseres Volkscharakters mit der Doppelseitigkeit von Hingabe an das staatliche Volksganze und der freien individuellen wissenschaftlichen Bildung und geistigen Innerlichkeit. Die Ursachen, die jene Amtsstellen zu diesen Übertreibungen geführt haben mögen, liegen wohl zum großen Teil in dem noch eingewurzelten, vom alten Polizeistaat herstammenden bürokratischen Mißtrauen gegen staatsgefährliche Gesinnung. Wir meinen, daß die Ansichten sich an diesen Stellen getrost etwas schneller zur Zeitgemäßheit wandeln könnten. Denn: der Riesenkampf heute wird nicht geführt aus Kabinetts- oder Fürsteninteressen. Er ist kein diplomatischer, sondern ein rechter, echter Volkskrieg. Wenn Millionen, ja das ganze Volk aufgeboten wird zur Vaterlandsverteidigung, so wäre es eine Dummheit zu schelten, wollte man nicht einsehen, daß die so geübte patriotische Tat als dem inneren Pflichtgefühl des Deutschen entsprechend, wiederum Rechte für das Volk auslösen muß.

Die Verhandlungen im Reichstag sind aufzufassen als der Ausdruck eines innigen Bedürfnisses, die großen Fragen von Gegenwart und Zukunft zu erörtern. Der Krieg hat seinen ursprünglichen Charakter als Abwehr verloren, indem er für uns politisch geworden ist. Ohne Kriegsziele unsererseits hat er begonnen, aber nun sind mit den heldenhaften Leistungen unserer Heere unsere großen Aufgaben gewachsen, die nach Klärung und Verarbeitung verlangen. In demselben Maße, wie die Feinde ihre Absichten Stück für Stück zurückpflöcken müssen, müssen wir wachsen mit den größeren Zielen. Kommt hinzu ein weiteres psychologisches Moment, das man nicht übersehen soll! Die öffentliche Meinung als Vielheit bedarf dringend einer Aufmunterung, wenn nicht Wille und Sinn erlahmen sollen. Die Tageszeitungen empfinden dies geminderte Interesse wohl ohne Ausnahme. Es heißt also, von vornherein dafür sorgen, daß nicht jener politische Erbfehler des Deutschen die Kluft zwischen politischem Können und Wollen, wieder in unsere Zukunft eintritt, weil wir zur rechten Zeit den Wert der Heranziehung des Volkes zu den neuen weltgeschichtlichen Ideen verkannt haben. Aus all diesen Gründen ist die Freigabe der Erörterung der Kriegsziele in den Zeitungen zu fordern. Es will uns dünken, daß auch der Generalstabschef von Falkenhayn bei seinem Eintreten für die Pressefreiheit von der Front aus diese Gründe als bestimmend für sein Verhalten angesehen hat. Die Erfahrung lehrt hier auch, daß eine öffentliche Meinung in irgendeiner Angelegenheit nicht totgeschlagen werden kann durch das Verbot. Sie sucht dann eben andere Wege und es entsteht daraus jenes „Piratentum der öffentlichen Meinung“, von dem der Kanzler gesprochen hat. Freilich findet dieses Gewährenlassen von Fall zu Fall ihre nötige Grenze. Wir erinnern an die Krise mit Nordamerika und stehen auf dem Standpunkt, daß die Einheitlichkeit der Politik der obersten Reichsstellen gewahrt bleiben muß. Aber die Unlogik, der „Kreuzzeitung“ einen scharfen Artikel des Herrn v. Heydebrand zu verbieten und wenige Tage zuvor dem „Berliner Tageblatt“ einen abwiegelnden Aufsatz des Herrn Professor Delbrück

zu gestatten, machen wir nicht mit. Wird Zensur geübt, so ist das erste Erfordernis, daß sie gleichmäßig geübt wird, wobei in dem besagten Fall wir doch nicht die Erinnerung unterlassen möchten, an die weiter oben geäußerte Ansicht der Überschätzung der Wirkung eines Zeitungsartikels.

Und nun zum Schluß noch einige Worte über die bereits angedeutete Eigenart der deutschen Presse in Wesen und Organisation. Sie ist vor allem gegenüber der anglo-amerikanischen Presse außerordentlich dezentralisiert und die öffentlichen Meinungen werden im allgemeinen durchaus demokratisch gehandhabt. Jede Zeitung schreibt eben für ihr Publikum, für ihre öffentliche Meinung. Und doch möchten wir mit Nachdruck gerade aus dem Anlaß, aus dem diese Zeilen geschrieben werden, hervorheben, daß auf diesem Gebiete sich ein böser Zustand herausgebildet hat, der Öffentlichkeit unsichtbar, dem Kenner aber höchst bedenklich. Gehen wir davon aus: Jede öffentliche Meinung hat ihren Führer; es ist also danach zu fragen, wer hinter der betreffenden Zeitung steht und in Anbetracht dessen, daß der Zeitungsverleger (bis auf die Parteiorgane) wirtschaftlich abhängig ist von dem Gedeihen des Inseratenteils, in Abhängigkeit auch von dem Kundenkreise der Anzeigen steht, auch danach zu forschen. Es ist, als müßte man den Mut eines Bekenntnisses finden, und doch ist es nichts weiter als ein offenes Wort der Wahrheit, wenn man daran erinnert, daß das jüdische Kapital hier von einem Einfluß und einer Macht ist, die in ihrer Rückwirkung auf den Textteil einer Zeitung fast bis zu einem Trust mit dem Zwecke des Ausschlusses der Erörterung gewisser Fragen gediehen ist. Die Haupteinnahmequellen sind für den Verleger die Annoncen der Warenhäuser, daneben Bankinserate usw. Es bedarf also nur der wahrheitsgemäßen Feststellung, daß diese Institute zum großen Teil in jüdischen Händen sind, woraus folgert, wie es ja auch erfahrungsgemäß den Tatsachen entspricht, daß wir selten oder nie in der Tageszeitung die wichtigen Probleme der mit diesen Schichten zusammenhängenden Fragen aller Art erörtert sehen. Der deutsche Zeitungsmann darf in den Spalten seines Blattes wohl über Katholiken oder Protestanten, Slawen oder Polen zu Gericht sitzen, aber das Geschäftsinteresse verbietet entschieden auch die leiseste Berührung z. B. des Wortes Judenfrage. Man nennt das Rücksichtnehmen auf die Inserenten. In diesem Punkte hat die öffentliche Meinung, soweit sie in der Presse zum Ausdruck kommt, wirklich und unbestreitbar ihre Souveränität aufgegeben, zumal ja auch die jüdische Presse mit ihrer Bequemlichkeitspolitik es verstanden hat, sich dem kritiklosen Großstadtpublikum gegenüber als glänzend aufgemachte Modepresse „unentbehrlich" zu machen. Hier ist die Geldmacht die Grundlage eines Meinungstrustes, wenn auch im negativen Sinne geworden. Ganz abseits liegen für den Verfasser in diesem Zusammenhang die Fragen von Philosemitismus und Antisemitismus oder Gleichgültigkeit diesem Problem gegenüber. Es handelt sich hier lediglich um die Feststellung einer Tatsache, über die kein Ehrlicher hinweg-

zukommen vermag, und zwar um eine Feststellung aus dem Bemühen heraus zur Klärung der Frage der öffentlichen Meinung beizutragen.

Wenn es die Aufgabe der Staatsmoral ist, auf dem Unterbau des Volkscharakters alle geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte zu befreien, die zu einer Höherführung des Volksganzen beitragen, so gehört zu diesen Aufgaben auch eine Stellungnahme gegen einen einseitig ausgeübten Meinungsbildungszwang, der wahrhaftig kein Ideal genannt zu werden verdient. Es ist in der (vor dem Kriege sogenannten) nationalen Presse und in einigen tatsächlich unabhängigen Zeitungen just in letzter Zeit Klage geführt worden über eine offensichtliche Bevorzugung der Presse, in deren Mittelpunkt das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" stehen. Rein vom Standpunkt des Liberalismus aus, im Namen der deutschen Freiheitsidee, muß auch hier eine Änderung eintreten, nicht zu Gunsten der augenblicklich nicht bevorzugten Partei, sondern zu gleichen Gunsten jeglicher Parteirichtung. Wir meinen, diese Frage im Hinblick auf die deutsche Zukunft und ihre gewaltigen Aufgaben der Regierung gern als Material zur Erwägung überweisen zu dürfen!

Stimmen der Vergangenheit

(Neue Buchausgaben)

Von M. Kelchner

Aus der rastlosen Produktion der Kriegszeit, die wie Schaum die Wogen des Ozeans umspült, ragen, stillen Inseln gleich, Werke von Meistern unseres Volkes, die vor dem Sturme zu ihm sprachen. Als ein Zeichen der Besinnung erscheint es uns, wenn heute geistige Erzeugnisse vergangener Tage aufs neue Geltung heischen und finden. Es mag nahe liegen, sich in Zeiten politischer Glut des Schaffens unserer Historiker zu erinnern. Nicht nur, weil die geschichtliche Betrachtung die nötige Distanz vermittelt, um gegenwärtiges Geschehen allseitig zu begreifen, sondern auch weil aus ihr die Kraft erwächst zu neuem Wirken. Denn neben die Aufzeichnung der Ereignisse, die ihre Bedingtheit erkennen lehrt und sie dadurch unserem Verständnis näher bringt, tritt die Herausmeißelung leitender Ideen, die den dürren Stamm der Tatsachen mit pulsierendem Leben erfüllen und die Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft hervortreten lassen. Zwar hat sich die Forschung mit Recht gegen das Hineintragen von mehr oder weniger

persönlichen Wertmaßstäben, wie sie namentlich den Darstellungen älterer Gelehrtengenerationen eigen war, aufgelehnt, aber damit die Tatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß geistige Zusammenhänge in der Geschichte sichtbar werden und sich zu Ideen verdichten, die wir bewerten und zu praktischen Idealen erheben. Je nachdem die Geistesart eines Menschen der denkenden Betrachtung oder der Handlung zuneigt, wird er als Historiker der mehr kontemplativen „objektiven", oder der aktiven „subjektiven" Richtung angehören, wofür uns Ranke und Treitschke Beispiele sind.

Wir wissen, was unsere Gegner im gegenwärtigen Kriege aus Treitschke gemacht haben*), kennen das Zerrbild seines heißen, guten Wollens, das uns heute stärker ergreift denn je, und doch ist es nicht er, sondern Ranke, dem der Buchhandel jetzt den Weg ins breite Publikum ebnet. In zehn hübschen Bänden sind seine „Meisterwerke" (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 3 Bde., Römische Päpste in den letzten vier Jahrhunderten 3 Bde., Geschichte Wallensteins 1 Bd., Kleinere Schriften 1 Bd.) bei Duncker u. Humblot (München und Leipzig 1915) erschienen. Dies ist eine Mahnung zur Ruhe und Sachlichkeit. Rankes Größe lag ja in der Auffindung und Benutzung primärer Quellen und wer eines seiner Werke je zur Hand nahm, hat gefühlt, was das sichere Schreiten an der Seite dieses Mannes bedeutet. So mag Rankes Werk seinen erzieherischen Einfluß, den es seiner inneren Beschaffenheit nach so ganz und gar nicht sucht, auf unser Volk nicht verfehlen. Denn nur die Ruhe des Gemüts gibt die Kraft zum Bau der Zukunft, deren nebelhafte Umrisse aus der Begeisterung eines Treitschke geboren werden.

Mag man nun in der Geschichte noch so sehr die kausale Verflechtung des Geschehens erkennen, immer sind es Persönlichkeiten, die uns als Träger der mannigfachen Tendenzen erscheinen. Unter diesen aber leuchtet uns im gegenwärtigen Augenblick besonders hell die Gestalt Friedrich des Großen, der sein Preußen in gleicher Bedrängnis sah wie wir unser Deutschland. Auch Friedrich hatte ein Vaterland zu verteidigen. „Wenn irgendein Gedanke auf ihn gewirkt hat," führt Ranke aus, „so würden wir sagen, daß es dieser Gedanke an sein Land, an sein Vaterland gewesen ist." Und Friedrich selbst prägt das Wort: „Die Standhaftigkeit ist es allein, was in den großen Geschäften aus Gefahren zu erretten vermag." Wir sagen dazu ja und Amen. Aber noch manch anderer Ausspruch des Königs gewinnt für uns heute lebensvolle Wahrheit. Deshalb begrüßen wir es, daß uns zwei Bände „Ausgewählter Werke" Friedrichs in deutscher Übersetzung vorgelegt werden. Es handelt sich auch hier um eine „Volksausgabe", die, wundervoll ausgestattet, Abschnitte aus Friedrichs größeren Schriften, die wichtigsten Abhandlungen, sowie eine Anzahl von Gedichten und Briefen zum Teil in gekürzter Form umfaßt. (Verlag von Reimar Hobbing, Berlin, Preis geb. 10 Mark, in Halbleder 14 Mark.) Der Verlag von Reimar

*) Vergl. den Aufsatz von Prof. Dr. Fritz Friedrich „Treitschke in englischer Beleuchtung" in Heft 18 d. J.

Hobbing, dem wir ja eine Gesamtausgabe der Werke Friedrichs in deutscher Sprache verdanken, hat die Bearbeitung der nun vorliegenden Auswahl in die Hände von Gustav Berthold Volz gelegt, der seine Aufgabe mit Hilfe eines Stabes bewährter Übersetzer trefflich gelöst hat. Die zahlreichen Illustrationen stammen von Adolf von Menzel. Es sind im wesentlichen die bekannten Zeichnungen und Holzschnitte, die er seinerzeit für die sogenannte Fürstenausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand" und zu Kuglers „Geschichte Friedrich des Großen" geschaffen hat. So lockt schon die äußere Aufmachung durch ästhetischen Reiz zur sachlichen Vertiefung in die Gedankenwelt Friedrichs, die ja ein so weites Bereich umspannt, daß jeder ein Entgegenkommen findet.

Im ersten Band, der historische und militärische Schriften enthält, fesselt gegenwärtig vielleicht nichts so sehr wie die „Geschichte des siebenjährigen Krieges". „Ist es nicht klar," fragt Friedrich am Schluß seiner Darstellung, „daß jeder vernünftige Mensch bei Beginn der Kriegswirren sich ihren Ausgang anders gedacht hätte? Wer konnte voraussehen oder sich denken, daß Preußen dem Angriff jener furchtbaren Liga von Österreich, Rußland, Frankreich, Schweden und dem ganzen Heiligen Römischen Reiche widerstehen und aus einem Kriege, wo ihm überall Untergang drohte, ohne den geringsten Verlust an Besitzungen hervorgehen würde?" Und unter den Ursachen, die Preußens Untergang verhinderten, nennt Friedrich: Mangel an Übereinstimmung und Eintracht unter den Mächten der großen Allianz; die Verschiedenheit ihrer Interessen, die sie hinderte, sich über manche Operation zu einigen. . . . Die allzu verschlagene und tückische Staatskunst eines der Gegner, der die schwierigsten und gewagtesten Unternehmungen auf seine Verbündeten abwälzte, um am Ende des Krieges sein Heer in besserem Zustand und vollzähliger zu haben als die anderen Mächte. — Haß und Ehrgeiz der europäischen Fürsten haben das Haus Brandenburg vernichten und den preußischen Namen für immer austilgen wollen — es ist ihnen nicht gelungen! So wird es auch heute sein! Auch der große Weltenschöpfer scheint in der Entwicklung der Ereignisse Wiederholungen, die wie architektonische Motive am Bau der Menheitsgeschichte wirken, gelten zu lassen.

Wer in den historischen Schriften des Königs blättert, wird immer wieder betroffen sein von der Unbefangenheit seiner Betrachtungsweise, der Freimut der Kritik auch seiner selbst, der Schlichtheit und Würde seiner Darstellung.

Wir werfen noch einen Blick auf die politischen und philosophischen Schriften, Gedichte und Briefe, die im zweiten Baude der neuen Ausgabe vereinigt sind. Auch hier eine wahrhaft königliche Klarheit und Geradheit des Denkens und ein erhebender Ernst der Überzeugung: „Ich wage es, die Verteidigung der Menschlichkeit aufzunehmen wider ein Ungeheuer, das sie verderben will," sagt er im Vorwort zum Antimachiavell, mit dem er entrüstet die Grundsätze des „Fürsten" Machiavells von sich weist. Und der Geist Platons weht uns an, wenn Friedrich in den Weisen, die die Leuchten der Welt sind, die eigentlichen

Gesetzgeber sehen möchten. Er, der so viele und schwere Kämpfe auf dem Schlachtfelde ausgefochten hat, erkennt den höchsten Glanz eines Staates im Gedeihen der Künste. Für ihn gibt es nur eine Fürstenweisheit: sein Bestes zu tun und im Staat möglichst der Vollkommenste zu sein; wie der Grundton einer Melodie klingt es immer wieder: der Herrscher ist der erste Diener seiner Untertanen. Wie bezeichnend ist das politische Testament des Königs von 1752! Aus jeder seiner Anweisungen spricht die Hingabe an die Aufgabe, der er dient bei völliger Hintansetzung seiner Person. So sagt er in der geheimen Instruktion für den Kabinettsminister Graf Finckenstein vom 10. Januar 1757: „Wenn mir das Verhängnis zustieße, in Feindeshand zu fallen, so verbiete ich, die geringste Rücksicht auf meine Person zu nehmen und sich im geringsten an das zu kehren, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Sollte mir ein derartiges Unglück zustoßen, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll meinem Bruder gehorchen, der ebenso wie alle meine Minister und Generale mir mit seinem Kopf dafür haftet, daß keine Provinz, kein Lösegeld für mich geboten und daß der Krieg unter Ausnutzung aller Vorteile fortgesetzt wird, ganz als ob ich nie gelebt hätte."

Eine Volksausgabe hat die Aufgabe, die für einen Schriftsteller charakteristischen Züge in der Auswahl des Stoffes hervortreten zu lassen, daher begegnen wir gern den Abhandlungen über die Erziehung und über die deutsche Literatur, trotzdem uns hier mancher Ausspruch befremdet, so z. B. wenn der vollständig im Bann der französischen Kunst stehende König schreibt: „Um sich von dem Mangel an Geschmack zu überzeugen, der bis auf diesen Tag in Deutschland herrscht, brauchen sie nur ins Schauspiel zu gehen. Da sehen Sie die abscheulichen Stücke von Shakespeare in deutscher Sprache aufgeführt, sehen alle Zuhörer vor Wonne hinschmelzen beim Anhören dieser lächerlichen Farcen, die eines kanadischen Wilden würdig sind . . . ." oder wenn er um der Hebung des Wohllauts der „spröden und unmelodischen" deutschen Sprache verfügen möchte, daß wir statt sagen, geben, nehmen — sagena, gebena, nehmena gebrauchen mögen, obgleich Herder diesem Gedanken des Königs geschichtliche Berechtigung zugesprochen hat.

Die feinsten Regungen der Seele Friedrichs dürften sich wohl in seinen Gedichten und Briefen offenbaren — hier tritt er uns stellenweise menschlich ganz nahe. So mögen denn diese beiden Bände den Weg finden, der ihnen als „Volksausgabe" gewiesen ist.

Wenden wir uns nun Gebieten zu, die vom Getriebe der Gegenwart erdrückt zu werden Gefahr zu laufen scheinen, so finden wir auch hier wertvolle Arbeit der Vergangenheit aufs neue ans Licht gezogen.

Reinhold Steig hat eine stattliche Auswahl von Schriften Hermann Grimms zur Literatur und Kunst in zwei Bänden zusammengestellt (Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Jeder Band geh. 5 Mark, geb. 6 Mark). Die Aufsätze sind zum erstenmal an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden, wirken aber

trotzdem einheitlich, tragen sie doch alle den Stempel vornehmer Ruhe und Geschlossenheit bei liebevollster Versenkung in den Gegenstand der Betrachtung. Die Auswahl ist glücklich getroffen worden: nimmt man diese beiden Bände in die Hand, so legt man sie nicht so bald wieder fort und lebt schließlich ganz im Geiste Grimms. Um einer Stunde beschaulichen Genusses willen lese man etwa den Aufsatz „Goethe in Italien", der, getragen von einfühlendem Verständnis, in Goethes Worten gipfelt: „Wer Rom gesehen hat, kann nie wieder ganz unglücklich werden". — In Weltabgeschiedenheit und Versonnenheit erscheinen uns die Gestalten der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in der Schilderung des Verfassers, dem die Erinnerung an den Vater und Onkel gekennzeichnet ist durch die Stille, ihrem eigentlichen Element. „Ich weiß, wie ich als Kind in ihren Studierstuben leise umhergegangen bin. Nur das Kratzen der Feder war zu hören, oder bei Jakob manchmal ein leises Hüsteln. Er beugte sich beim Schreiben dicht auf das Papier, an seinen Federn war die Fahne tief herunter abgeknappst, und er schrieb rasch und eifrig; mein Vater ließ die Fahne der Feder bis zur Spitze unvermindert stehen und schrieb bedächtiger. Die Züge des einen wie des anderen waren immer in leiser Bewegung. Die Brauen hoben und senkten sich; zuweilen blickten sie in die leere Luft. Manchmal standen sie auf, nahmen ein Buch heraus, schlugen es auf und blätterten darin. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß jemand es wagte, diese heilige Stille zu durchbrechen." Rührend ist es, wenn Jakob und Wilhelm sich in Göttingen weit fort von ihrer hessischen Heimat fühlen und Jakob sich damit tröstet, daß an beiden Stellen doch dieselben Sterne am Himmel stehen. Völlig lebendig werden uns diese Menschen durch die kleinen, feinen Züge, die Hermann Grimm pietätvoll zu sammeln weiß.

Aber nicht nur die Blutsverwandten erstehen uns lebensvoll im Spiegel seiner Seele. Wie hübsch ist das Gedenkblatt für Rückert, das er ihm zum hundertjährigen Geburtstag gewidmet hat! Da sehen wir die ungelenke, hagere Gestalt des Dichters, der vom Leben nicht mehr verlangte, als den Schatten der Bäume, die vor seinem Hause standen. Vielleicht ist sein Schaffen nie besser gekennzeichnet worden als durch die Worte Grimms: „Rückert schrieb wie die alten Illuminatoren goldene Gedanken in goldene Buchstaben, umrankt vom Herrlichsten, was die umherschweifende Phantasie zu ersinnen vermag." In letzter Zeit ist uns durch Neuausgaben seiner Gedichte in Auswahl Gelegenheit gegeben worden, dem Dichter wieder näher zu kommen. Erwähnt sei hier die Rückert-Ausgabe „Haus und Welt" von Stephan List (Verlag von R. Piper u. Co., München, geb. 3 Mark). Vor wenigen Monaten erst waren es fünfzig Jahre, daß man den Dichter zu Grabe trug, da sollte er seinem Volke vertrauter sein, als er es tatsächlich ist. Er bietet ja weit mehr als die paar Gedichte, die die Schule den Kindern zu übermitteln pflegt, wie z. B. „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt", nicht nur die „Geharnischten Sonette", die Stephan List als kostbare Prunkwaffe in der literarischen Rüst-

kammer bezeichnet, da sie bei ihrer ungewöhnlichen Form und ihrem etwas späten Erscheinen (im Jahre 1814) in den Befreiungskriegen nicht mehr zur lebendigen Wirkung kamen. Völlig über der Zeit steht manches innige und träumerische Verslein, das dem starkknochigen Haupt entsprungen ist und keins vielleicht ist für Rückert menschlich so bezeichnend wie der

Friede der Welt.

Lebe von der Welt geschieden,
Und du lebst mit ihr in Frieden.
Willst du dich mit ihr befassen,
Höre, was dir widerfährt!
Du mußt lieben oder hassen;
Keines ist der Mühe wert.

Neben diesem alten Sänger aus unserer Väter Zeit treten uns zwei Dichter entgegen, die uns noch völlig Gegenwart bedeuten: Storm und Fontane.

Der Verlag von Georg Westermann in Braunschweig und Berlin bietet den ganzen Storm in fünf hübschen Bänden zum geringen Preise von 15 Mark. Als Storm selbst zum erstenmal seine „gesammelten Werke" in die Welt schickte, nannte er sie „Zeugnisse seines Lebens" und gab ihnen den Wunsch auf den Weg, „daß sie den Platz, welchen sie für sich in Anspruch nehmen, solange behaupten mögen, bis das, was sie etwa Eigentümliches von Bedeutung enthalten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird." Wir können heute sagen, daß vorläufig weder das eine noch das andere geschehen ist: Storm ist in der Stimmungsnovelle nicht oft übertroffen worden, auch fordert sein Werk noch selbständiges Existenzrecht. Mehr denn je bedeutet er uns heute einen Spender: die zarte Verträumtheit seiner Kunst wirkt Ruhe und Lösung, seine schöne, sanft gleitende Sprache fördert und bereichert jeden, dem die atemlose Hast des modernen Ausdrucks den Gehalt des Wortes nicht ausschöpfen läßt.

Zu einer besonderen Freude wird uns auch die vom Verlage S. Fischer in Berlin dargebotene schön ausgestattete Auswahl der Werke von Theodor Fontane in fünf Bänden. (In Leinen geb. 20 Mark.). Der erste Band enthält außer einer großen Anzahl von Gedichten märkische Novellistik, der zweite die Eheromane, der dritte die Erzählungen aus dem Berliner Kleinleben, der vierte die Adelsgeschichten, der fünfte den Stechlin. Wem die Irrungen und Wirrungen der Gegenwart Kopf und Herz benehmen, wird bei Fontane den Schutz und den Trost einer alten Freundschaft finden. „Er suchte sich in der bestehenden Welt, so gut es geht, einzurichten. Er hielt sich im freien Gleichgewicht einer Lage, die zwischen Weltfröhlichkeit und Weltverzicht schwebt ..." sagt Paul Schlenther in seinem prächtigen, von herzlicher Zuneigung durchsonnten Vorwort zu der neuen Ausgabe, und kennzeichnet damit die Stimmung, die uns so ganz gar abhanden gekommen ist und nach der wir sehnend ausschauen. Man greife nach welchem Fontane-Band man mag, stets tritt uns der ganze Mensch ent-

gegen: in der Unermüdlichkeit plastischer Schilderung von Persönlichkeiten — im Verstehen, das ein Verzeihen bedeutet. Humor, dieser stille Sieg weicher und doch starker Seelen leuchtet und blitzt in den bunten Bildern seines Schaffens wie ein Kirchturm im Abendsonnenschein, und zwingt uns immer wieder zu Dank gegen den Mann, der zu leben und das Leben zu überwinden verstand. —

Im Vorstehenden wollten wir weder die Autoren unter die Lupe fachmännischer Betrachtung nehmen, noch mit den Herausgebern um Geringes rechten. Zweck der Übersicht war ein Erinnern. Die schönen neuen Ausgaben sollten in die Hände des Lesers gelegt werden, der Erholung sucht nach der Mühsal des Alltags und seinen Blick auf Dinge richten will, die nicht zum „Fache" gehören.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kriegsliteratur

Dr. Paul Rohrbach, Massenverhetzung und Volkskrieg in Belgien. — Berlin 1916 bei Carl Curtius. — 2 M.

Das deutsche Auswärtige Amt hat der Öffentlichkeit bekanntlich eine Reihe beeidigter Aussagen betreffend die volksrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges zur Kenntnisnahme unterbreitet. Die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, hat den hiermit erbrachten Nachweis des tatsächlichen Bestandenhabens eines Franktireurkrieges in Belgien, der von unseren Feinden noch bis in die neueste Zeit abgeleugnet, bzw. als natürliche Folge deutscher Brutalitäten hingestellt und für entschuldbar erklärt wurde, erhärtet durch die Publikation von „Geständnissen der belgischen Presse". Die nunmehr vorliegende Zeitungsausschnittesammlung eines Ungenannten, von Paul Rohrbach herausgegeben, bringt für die beiden eben zitierten Publikationen das wichtigste, bisher fehlende Ergänzungsstück: den Versuch, die Massenverhetzung der Belgier als von der Presse mitverschuldet aus zahlreichen Belegen aufreizender Schreibart zu erweisen. Das Buch ist in vielfacher Hinsicht bedeutsam, nicht nur als willkommene, gesichtete Materialsammlung, sondern vorzüglich als zuverlässiger Führer zu rechter Beurteilung der belgischen Frage, obgleich nicht verschwiegen werden darf, daß das Ganze nicht einheitlich genug gegliedert und in den Folgerungen ungenügend vertieft ist. —

Der eigentlichen Ausschnittsammlung geht eine Einleitung voraus, die sich mit dem Charakter der belgischen Presse im allgemeinen, wie im besonderen mit demjenigen solcher Zeitungen beschäftigt, die dem Sammler sein Material geliefert haben: der Großstadtorgane von Brüssel, Antwerpen, Lüttich, Gent. Sie sind fast sämtlich von Paris abhängig, und zwar derart, daß ihre Redakteure Korrespondenten (mit glänzender Bezahlung!) der Pariser Tageblätter sind; ihr geistiges Niveau ist nicht sehr hoch, ihre Unkenntnis deutscher Verhältnisse nur zu groß. Wir begreifen hiernach ohne weiteres, wie die belgische Presse zu ihrem Deutschenhaß kam, wir finden es aber trotzdem unfaßlich, wie sie sich zu Schimpfereien hinreißen lassen kann, wie etwa: „Das Wort Deutscher wird zum Synonym mit Vampir" oder Deutschland „Nation von Barbaren, regiert von Banditen, unter dem Szepter von Attilla dem Zweiten."

Aber — das ist mir gewiß — auch der ärgste Haß opfert sich nicht nutzlos auf. Das belgische Volk würde sich durch solch unflätige Hetzerei nicht die Franktireurflinte in die Hand haben drücken lassen, wenn es über die wahre Kriegslage einwandfrei informiert gewesen wäre. So aber, da von den Franzosen (laut Bericht der „Métropole" am 9. August 1914) Metz bereits genommen war, die Russen vor Königsberg standen (29. August), Breslau eher heut als morgen kapitulieren mußte (15. September) und die Befreiung des Vaterlandes in nächster Aussicht stand, griff das Volk rachedurstig zur ersten besten Waffe, um so kühner, als langspaltige Meldungen von der völligen Demoralisation der deutschen Truppen zu berichten wußten, die sich aus Hunger scharenweise ergeben haben sollten (!!), da „nach zuverlässigen Quellen" (Havas!) in Berlin und Wien blutige Sozialistenaufstände tobten usw. usw. —

Diesen Falschmeldungen reihen sich würdig an zahllose, die Volksleidenschaften aufstachelnde Schilderungen des weitverzweigten, deutschen Spionagesystems, ja eine Mitteilung, daß die Pfarrer aufgefordert worden seien, von der Kanzel herab die Spionenjagd zu empfehlen!! („Métropole" vom 8. August 1814.) Die Folge waren jene bekannten, scheußlichen Verbrechen am Leben und Eigentum unserer bedauernswerten Landsleute, die, durch die Ereignisse überrascht, das „kultivierte" Belgien nicht zeitig genug hatten verlassen können. — Freilich, als die Mißgriffe sich häuften, als Geistliche, die man für Spione hielt, drangsaliert wurden, da besann sich die belgische, insbesondere natürlich die katholische Presse auf ihre Pflicht, zur Besonnenheit zu mahnen. Zu spät! Das überreichlich verabfolgte Spionitisgift wirkte unentwegt fort, wie furchtbar und wie sehr am falschen Ort, bezeugen die Berichte der belgischen Presse selbst. — Die nämliche Ursache können wir für die Mißhandlungen deutscher Gefangener feststellen. — Man nehme nur einen Artikel zur Hand, wie den der „Métropole" vom 24. September, der die Überschrift trägt: „Zuviel Rücksicht" und den Untertitel: „Wie man in Antwerpen die Banditen von Aerschot und Loewen behandelt" oder die rohe Schilderung des „Matin" (Antwerpen, 10. September 1914) über einen Transport deutscher Gefangener.

Und endlich noch halbversteckte Aufforderungen zum Franktireurkrieg: „Die Jagd auf die Tiere mit Helmen ist eröffnet. Die Jagdscheine sind gratis" und lobspendende Berichte über Großtaten des Volkswiderstandes, etwa über die „Schlacht von Herstal" mit der Beischrift des „Peuple": „Die Ulanen von Frauen geschlagen".

Das Material dieses letzten Teiles ist etwas dürftig. Rohrbach verweist darum selbst auf die schon oben genannte Publikation der Deutschen Verlagsanstalt: „Der Franktireurkrieg in Belgien" (1915), die er mit mehreren Proben zitiert. Sehr erfreulicherweise stellt er eine weitere Materialveröffentlichung in Aussicht, und zwar von nachweislich erlogenen Berichten über angebliche deutsche Grausamkeiten. Damit wird sich der Beweisring der Massenverhetzungsschuld der belgischen Presse zu einem lückenlosen schließen.

Dr. phil. Anton Heinrich Rose

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Die Lebensmittelverteilung — eine Reifeprüfung des deutſchen Volkes

Von Profeſſor Wittſchewsky

Unter den Problemen, die an die Ernährungsfrage im Kriege anknüpfen, ſteht gegenwärtig die Lebensmittelverteilung an erſter Stelle. Wer austeilen will, muß aber zunächſt etwas haben. Nicht minder wichtig alſo wie die Regelung des Verbrauchs iſt die Beſchaffung der Lebensmittel; die zweite Aufgabe muß naturgemäß der erſten ſogar vorausgehen. Dennoch iſt das allgemeine Intereſſe ganz überwiegend auf die Methode und die Bewährung der Austeilung gerichtet. Aus naheliegenden Gründen. Während der erſten anderthalb Jahre der Kriegszeit gingen die Sorgen der Bevölkerung hauptſächlich um die Verſchiebungen in der Bedarfsdeckung herum. Daß in unſeren Vorräten an Nahrungsmitteln infolge der Abſperrung der Zufuhren aus dem Auslande ein beträchtlicher Fehlbetrag eintreten mußte, war von Anbeginn klar. Knappheit und Teuerung bezeugten dieſe Tatſache. Das gab etliches Murren, im übrigen ließ man aber ſchwarze Gedanken nicht aufkommen. Denn von einem empfindlichen Mangel an Nahrungsmitteln war vorläufig nichts zu ſpüren.

Zwar ergingen frühzeitig Anordnungen bezüglich ſparſameren Verbrauchs von Brotgetreide, das Brot galt aber damals ſelbſt im Mittelſtande nur als ein Teilſtück des Sättigungsbedürfniſſes, ſo daß die Streckung des Mehls und die Einführung der Brotkarte nicht als weſentliche Beeinträchtigung der früheren Ernährungsgewohnheiten aufgenommen wurden. Das bekannte Wort, daß der Menſch nicht allein vom Brot lebt, ging beifällig von Mund zu Munde. Die Möglichkeit, daß ſehr ernſte Ernährungsſchwierigkeiten ſpäterhin auftreten könnten, kam im erſten Kriegsjahr kaum in Betracht. In dem vom preußiſchen Mi-

nisterium des Innern im Frühjahr 1915 in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Büchlein „Die Ernährung im Kriege" wurde man belehrt: „Vergleicht man den Bedarf an den verschiedenen Nährstoffen mit den Nahrungsmitteln, die wir im Kriege haben, so leuchtet ein, daß der Bedarf gedeckt werden kann, wenn nur die Lebensweise geändert wird, wenn die fehlenden, die knappen Nahrungsmittel sorgsam ersetzt werden durch die vorhandenen und reichlichen." Na also! Was da fehlt, kann natürlich nicht verzehrt werden, anderes aber ist reichlich vorhanden, und die Lebensweise muß — ob man will oder nicht — auf das veränderte Angebot an Nahrungsmitteln eingestellt werden.

So dachten nicht alle, aber sehr viele, die mit der unermüdlich wiederholten Parole „wir halten durch!" durchaus einverstanden, die auch ihrerseits in ihrer vaterländischen Gesinnung zu den größten Opfern bereit waren, die Notwendigkeit zu Einschränkungen jedoch nicht recht einsehen wollten, solange Gutes für Zunge und Magen in beliebiger Menge dargeboten wurde. Allerdings wurden für Fleisch, Butter und Gemüse sündhafte Preise verlangt, doch daran brauchte sich nicht zu stoßen, wer die Mehraufwendung sich leisten konnte. Solche, wenn man will, etwas leichtlebige Auffassung der vom feindlichen Wirtschaftskriege her drohenden Gefahren darf nicht als Teilnahmslosigkeit gegenüber den Nöten, die über Deutschland dräuend sich zusammenballten, gewertet werden. Sie entsprach einem Optimismus, der im ersten Kriegsjahr, als der überraschende Siegeszug durch Belgien und weit nach Frankreich hinein vor den staunenden Augen der Welt sich vollzog, auch bezüglich der Kriegsdauer gang und gäbe war. Bestärkt wurde die öffentliche Meinung in ihrer zuversichtlichen Auffassung des Ganges der zu erwartenden Geschehnisse durch das Verhalten der Regierung. Zudem kommt wohl ein jeder aus seinen alten Falten erst heraus, wenn den Mahnungen zum Umlernen eine gewisse Nötigung auf dem Fuße folgt. Vorerst wickelte sich die Lebensmittelversorgung aber verhältnismäßig glatt ab. Wen die Klagen der Hausfrau über die erschwerte Beschaffung der alltäglichen Atzung und die dreisten Preisforderungen des Kleinhandels verdrossen machten, konnte sich in die Bierhäuser oder Weinstuben flüchten, woselbst Fleichgerichte in überreicher Auswahl nach wie vor ihm angeboten wurden. Die Einführung der fleischlosen Tage erfolgte viel später und erst kürzlich wurde den Gastwirten ihr Wettlaufen um die Gunst der Fleischesser durch eine verständige Verkürzung ihrer Speisenkarte unterbunden.

Man kann nicht behaupten, daß die Regierung den kommenden Dingen blind gegenübergestanden. Sie wußte, daß das Ernährungsproblem in mehr oder weniger schroffen Formen an sie herantreten werde. In solcher Voraussicht erging sofort bei Ausbruch des Krieges die Verordnung betr. die Ermächtigung zur Festsetzung von Höchstpreisen. Wer konnte damals ahnen, daß auf dieser magna charta der staatlichen Lebensmittelpolitik im Laufe von achtzehn

Monaten dreihundert wirtschaftliche Bestimmungen des Bundesrats sich aufbauen würden!

Wie die Dinge im Herbst 1914 lagen — die vermeintlich ausgezeichnete Ernte des Jahres wurde eben eingebracht —, konnte die Regierung mit der Anwendung der ihr erteilten Blankovollmacht sich Zeit lassen. Die Preisgestaltung für manche Artikel der Massenernährung zeigte allerdings gleich zu Anfang eine Neigung zur Entartung. Immerhin durfte die Preisentwicklung zunächst ohne Eingriff von außen sich selbst überlassen bleiben. Da ein fühlbarer Mangel an Lebensmitteln vorläufig sich nicht bemerkbar machte, hielt man es für angezeigt, die Ergebnisse freier Preisbildung im „isolierten Staat" bis auf weiteres abzuwarten. Denn die Einführung von Zwangspreisen für Gegenstände des Alltags- und Massenverbrauchs bedeutete in jedem Falle einen Sprung ins Dunkle, da sich nicht vorhersehen ließ, wie das Wirtschaftsleben auf eine so harte Reglementierung reagieren würde. Privatwirtschaftlicher Eigennutz in Verbindung mit der verschärften wirtschaftlichen Einkreisung Deutschlands nötigten aber zu positiven Maßnahmen. Um so mehr als neben der sprunghaften Steigerung der Lebensmittelpreise Anzeichen einer auffallend raschen Verringerung der Nahrungsvorräte auftraten.

Auf dem Gebiet der Lebensmittelpolitik mußte selbstverständlich jede einseitige Begünstigung der einen oder anderen Interessentengruppe vermieden werden. Als Grundsatz für die Preisfestsetzungen wurde in der amtlichen Denkschrift an den Reichstag bezeichnet, daß der Eingriff in das Wirtschaftsgetriebe auf das geringste Maß beschränkt, bei dem der angestrebte Erfolg noch erreichbar war, werden müsse. Ferner sollte besonders darauf geachtet werden, daß dem Handel Spielraum und Anreiz zu nützlicher Betätigung belassen blieben.

Wir meinen, wenn die Allgemeinheit diese Richtlinien der Staatsgewalt sich gegenwärtig hielte, wäre vielen Beschwerden über die Veranlagung der Höchstpreisgesetze der Boden entzogen. Es muß einleuchten, daß die Höchstpreise immer nur ein unvollkommenes Werkzeug sind, um extravagante Preise einzudämmen, daß sie auch nicht beliebig anbefohlen werden können, ohne auf hartnäckigen Widerstand zu stoßen, daß sie endlich überhaupt nicht überall anwendbar sind. Die Richtigkeit dieser Vorbehalte für die Zweckmäßigkeit von Preisfestsetzungen ist durch die Erfahrungen der Kriegswirtschaft hinlänglich erwiesen.

In der Verordnung vom 28. Oktober 1914 trat die Regierung auf den Boden der Höchstpreise, zunächst für Roggen, Weizen, Gerste und Kleie. Wenige Wochen später folgte die Festsetzung von Höchstpreisen für Speisekartoffeln und am 11. Dezember die gleiche Maßnahme für Futterkartoffeln und Erzeugnisse der Kartoffeltrocknerei und Kartoffelstärkefabrikation. Die Erwartung, daß die Spekulation in Brotgetreide infolgedessen sich werde bändigen lassen, blieb unerfüllt. Die Höchstpreise wurden umgangen, Vorräte wurden vom Markt zurückgehalten in der Rechnung auf höhere Preise, die Verfütterung von Brotgetreide an das Vieh wurde nicht in notwendigem Maße eingeschränkt. Dazu

fand ein großer Teil der Bevölkerung sich nicht veranlaßt, im Verbrauch von Backwaren sich Beschränkungen aufzuerlegen, weder in Bezug auf die Güte noch auf die Menge. Um die Wende des Jahres ergingen daher verschärfte Bestimmungen und in der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 legte der Staat die Hand auf alles Brotgetreide und Mehl. Mit der Beschlagnahme mußte zugleich der Verbrauch von Brot und Mehl geregelt werden. Die Brotkarte war der Höhepunkt der Reglementierung.

Inzwischen waren ernste Besorgnisse wegen der vorhandenen Kartoffelvorräte aufgetaucht. In der edlen Absicht, den minderbemittelten Volksklassen neben dem Brot auch die Kartoffel zu billigem Preise zur Verfügung zu stellen, war der Höchstpreis im November 1914 auf 5 Mark für den Doppelzentner festgesetzt worden. Der Preis wurde als genügend erachtet zur Deckung der Produktionskosten, zumal da das Jahr 1914 eine reiche Kartoffelernte ergeben haben sollte. Tatsächlich waren 90 Millionen Doppelzentner weniger als im Vorjahre geerntet worden und die Wertschätzung der Kartoffeln als unentbehrliches Futterersatzmittel zur Durchhaltung der Viehbestände konnte durch den niedrigen Verkaufspreis nicht entfernt ausgeglichen werden. Die Bestandesaufnahme ergab ein erschreckend ungünstiges Ergebnis. Wohl zweifelten landwirtschaftliche Sachverständige die Richtigkeit der Ermittelungen an, weil bei der Aufnahme der Vorräte die Mieten nicht hatten geöffnet werden können. Ein Beweis war aber im Augenblick nicht zu erbringen. So kam es zu dem bedauerlichen Beschluß, unseren Schweinebestand durch Zwangsabschlachtung zu verringern, um den anscheinend so geringen Kartoffelvorrat der menschlichen Ernährung zu sichern. Als mit beginnender wärmerer Jahreszeit die Mieten geöffnet wurden, erwies sich, daß viel mehr Kartoffeln vorhanden waren, als man auf Grund der oberflächlichen Bestandesaufnahme veranschlagt hatte. Ein großer Vorrat alter Kartoffeln stand noch zum Verkauf, als die ersten Frühkartoffeln schon auf dem Markt erschienen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf die staatliche Kartoffelpolitik vom Jahre 1915 bis auf die Gegenwart und ihre Wirkungen hier einzugehen. Wer die Mühe sich nicht verdrießen läßt, den verworrenen und gewundenen Pfaden, auf denen die Bestrebungen zu einer ausreichenden Versorgung der Bevölkerung mit der unentbehrlichen Erdfrucht sich bewegten, nachzugehen, wird den Eindruck gewinnen, daß im Suchen nach der zweckmäßigsten Ordnung zu Zeiten recht kostspielige und auch mißglückte Experimente angestellt worden sind. Hier war ein Prüfstein gegeben, wie die Ernährungsfrage an einem ihrer wichtigsten Punkte den Bedürfnissen angemessen sich anpassen ließ. Das System der Höchstpreise in Anwendung auf die Kartoffeln hat bei mehrfachen Versuchen versagt, stand ja auch in zweiter Linie, da durch dasselbe die Marktpreise, nicht aber die Bedarfsdeckung betroffen wurden. Am Ziele vorbei führte auch ein anderer Weg: durch Preiserhöhung auf den Landwirt einen verstärkten Anreiz auszuüben, die Kartoffeln in größtem Umfang dem Verbrauch zuzuführen. Nahe-

liegend erschien die Beschlagnahme, für die bei der Behandlung des Brotgetreides ein gutes Beispiel geboten war. Mit Kartoffeln kann jedoch nicht wie mit Getreide umgegangen werden. Die Kartoffel hat eben andere Eigenschaften als Getreide. Dieses ist eine „tote" Frucht, kann ohne umständliche Pflege lange lagern. Kartoffel dagegen ist eine „lebendige" Frucht, abhängig von chemischen Wandlungsprozessen, die bei nicht entsprechender Witterung, Pflege und Lagerung sehr schnell die Früchte verderben lassen. Schließlich hat man dennoch zu einer Beschlagnahme in modifizierter Form schreiten müssen, wenngleich von der straffen Zentralisierung, wie sie beim Brotgetreide gilt, zugunsten provinzieller Verteilungsorgane abgesehen wird. Die Einzelheiten hierüber können außer Betracht bleiben.

Man wird verstehen, daß die mannigfachen Fehlgänge in der Kartoffelpolitik einen etwas peinlichen Eindruck hinterlassen. Zwei Tatsachen erscheinen schwer vereinbar. Das Jahr 1915 hatte uns eine ausgezeichnete Kartoffelernte beschert. Nach der Aufnahme vom 26. April 1916 ergab sich für Preußen (die Zahlen für das Reich liegen noch nicht vor) ein Gesamtbestand von 92,7 Millionen Zentner gegen nur 55,4 Millionen Zentner am 15. Mai 1915. In einer amtlichen Auslassung hierzu wird festgestellt, daß man das Resultat „nur als Bestätigung völliger und zweifelsfreier Sicherung unserer Kartoffelbedarfsdeckung deuten kann". Die zweite Tatsache sind die Stockungen, die trotzdem in der Kartoffelversorgung der städtischen Einwohnerschaft immer wieder periodisch aufgetreten sind. Der Laienverstand sagt sich, daß irgendwo ein Fehler in der Vermittlungsorganisation stecken müsse. Man hat die Regierung, die Eisenbahnen, die Landwirte, die Zwischenhändler u. a. m. mit der Verantwortung für dieses schwer erklärliche Versagen in den Lieferungen belasten wollen. Offiziöse Federn sind den Vorwürfen entgegengetreten, freilich ohne überzeugend zu wirken. Nach unserer Meinung wären die Schwierigkeiten in der Kartoffelfrage viel leichter zu überwinden gewesen, wenn ein einheitlicher fester Wille in der Verteilung der Vorräte sich betätigt hätte.

Wir haben die Lebensmittelverteilung eine Reifeprüfung des deutschen Volkes genannt. Noch nie zuvor ist ein solcher Knäuel schwieriger nahrungswirtschaftlicher Aufgaben einem Volk vom Schicksal zu lösen aufgegeben worden wie gegenwärtig dem deutschen. Man darf aber auch getrost behaupten, daß keine andere Nation so erfolgreich den Schwierigkeiten zu Leibe zu gehen imstande wäre. Mit gerechtem Stolz wird beispielsweise darauf hingewiesen, daß in dem, seiner Beherrschung der Meere sich rühmenden Großbritannien die notwendigsten Nahrungsmittel ungleich höher als in Deutschland im Preise stehen, obgleich wir infolge der Sperrung der Grenzen im wesentlichen auf die inländische, unter erschwerenden Bedingungen arbeitende Produktion angewiesen sind. Von einem Vergleich mit Rußland können wir ganz absehen; dort verursacht schon jede größere Mißernte die ärgsten wirtschaftlichen Kalamitäten, gesteigert bis zur verheerenden Hungersnot, weil die Zufuhr von Korn aus

den mit einer reichlichen Ernte gesegneten Landesteilen in die notleidenden Gebiete an den Verkehrsmißständen ihre Klippe findet. Es zeugt mithin von einem erfreulichen Reifegrad, wenn wir dem Ansturm auf unsere Nahrungswirtschaft so gut standhalten konnten, wie es bisher geschehen ist. Zu überhebender Selbstbespiegelung liegt allerdings kein Anlaß vor. Schwäche und Unerfahrenheit haben uns mehrfach auf Irrwege verlockt, von denen wir erst nach unliebsamen Erfahrungen zu besserer Erkenntnis dessen, was not tut, vordrangen. Und ist denn wirklich die Organisation der Verteilung und des Verbrauchs von Lebensmitteln zufriedenstellend? Diese Frage kann nicht bejaht werden, solange der Übergang der Lebensmittel vom Produzenten durch die verschiedenen Etappen bis in die Hände des letzten Konsumenten häufig sich zu einem Hindernisrennen gestaltet. Trotz schärfster Strafandrohungen ist es bisher weder gelungen, die Bewucherung der Kleinkäufer gründlich auszurotten, noch die vielen verteuernden Zwischenglieder auszuschalten. Der individuelle Egoismus, den das Händlertum im Nahrungsmittelverkauf an den Tag legt, ist übrigens auch in den Preisen der Produzenten keine seltene Erscheinung. Am Gewinn aus dem Schiebe- oder Kettenhandel möchte vielerlei Volk sich auffrischen.

Wie die Produzenten und Zwischenhändler, hätten ferner auch die Konsumenten Veranlassung, ihre Unvollkommenheit gegenüber den Anforderungen einer wohlgeordneten Lebensmittelverteilung zu bekennen. Die staatlichen Maßnahmen zur Lebensmittelversorgung haben auf Schritt und Tritt gegen die passiven Widerstände der Gleichgültigen und die aktive „Gegenaktion" der irgendwie in Mitleidenschaft gezogenen Verzehrer ankämpfen müssen. Im Haschen nach kleinen persönlichen Vorteilen sind die Anstandsrücksichten selbst in den „oberen Regionen" der Gesellschaft häufig genug unter die Füße geraten. Gegenüber dem feindlichen Aushungerungskriege bilden die Lauen und Schwachmütigen eine besonders zahlreiche Heerestruppe.

Das moralische Versagen der einzelnen kann freilich den würdigen Eindruck nicht beeinträchtigen, den die entschlossene und zielbewußte Haltung der Gesamtheit des deutschen Volkes den Versorgungsnöten gegenüber auf Freund und Feind ausübt. Mit dem Durchhalten im Wirtschaftskrieg ist es uns heiliger Ernst und mögen die Brotkörbe noch viel höher gehängt und die Fleischtöpfe noch kärglicher als gegenwärtig versorgt werden. Die von der Feinde Arglist und Tücke uns auferlegte Prüfungszeit wird daheim ebenso mannhaft wie im Felde durchgerungen werden. Das erfordert eine sittliche Reife, zu der das deutsche Volk durch Erziehung und Bildung vorbereitet, durch Vaterlandsliebe und Disziplin befähigt ist. Der Gedanke, daß es neben der Wehrpflicht im Dienste der Allgemeinheit auch eine Nährpflicht gibt, hat in Deutschland jetzt tiefere Wurzeln geschlagen denn je zuvor. Die Produktion von Lebensmitteln darf in unserem kriegsumtobten, von den meisten Zufuhrgebieten abgeschlossenen Vaterlande nicht mehr lediglich als eine durch Gewinnstreben be-

stimmte private Erwerbstätigkeit angesehen, sondern muß als öffentlicher Dienst, patriotische Pflicht gehandhabt werden. Der Fleiß der Hände, die unseren Boden bebauen, ist ebenso wichtig, ebenso unerläßlich für unseren Sieg, wie der Mut, die Tatkraft, die Zähigkeit derer, die draußen in den Schützengräben liegen und auf dem Meere unsere Flagge zum Triumphe führen. Der Träger der Nährpflicht, vor allem der landwirtschaftliche Produzent ist sein eigener Stratege. Er muß sehen wie er durchkommt, wie er aus dem Stück Heimatboden, das ihm anvertraut ist, den größten Ertrag an den Gütern herauswirtschaftet, deren das Land so dringend bedarf. Ein Volk, das die moralische Bedeutung der Nährpflicht in sich aufgenommen und demgemäß handelt, hat die Reifeprüfung, die ihm vom Ernährungsproblem auferlegt ist, gut bestanden.

Ebenso wichtig wie der hingebende Eifer auf dem Felde der Erzeugung ist die Organisation der Lebensmittelverteilung. In dieser Richtung haben wir noch manches nachzuholen und zu verbessern. Deutschland ist ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, das nach allgemein gültigen Grundsätzen mit Lebensmitteln versorgt und ausgestattet werden muß. Nun müssen wir aber wahrnehmen, wie ein wirtschaftlicher Partikularismus durch Aufrichtung von Schranken, Ausfuhrverboten und Sondermaßnahmen die Einheit zerklüftet. Solche Bestrebungen müssen, falls ihre Berechtigung nicht unzweideutig nachgewiesen wird, in Zukunft untersagt werden. Zu einer vervollkommneten Wirtschaftseinheit soll uns dieser Krieg verhelfen, wie der Krieg von 1870 die Reichseinheit begründet hat. Den Generalstab hierzu haben wir im Kriegsernährungsamt bereitgestellt, mag Herr von Batocki die Fähigkeiten eines kleinen Bismarck offenbar werden lassen. Seine Organisationspläne sollten Zeugnis dafür ablegen, daß die Nation auch wirtschaftlich die Reifeprüfung cum laude zu bestehen vermag.

Leopold der Zweite von Belgien als erster Vorkämpfer Mitteleuropas

Von Emil Zimmermann

Leopold der Zweite von Belgien, der Gründer des unabhängigen Kongostaates, war einer der weitestblickenden Politiker seiner Zeit, ein schlauer, geschickter Diplomat und, was überhaupt noch nicht gewürdigt worden ist, der erste Vorkämpfer Mitteleuropas, der einzige, dessen Scharfblick schon 1884 die große Gefahr erfaßte, welche für alle innerhalb der Tore Dover-Calais und Gibraltar eingeschlossenen europäischen Mächte die Besetzung von Ägypten durch England in sich barg. Zwar läßt sich vor 1897 kaum eine Äußerung des Belgierkönigs nachweisen, die kennzeichnend wäre für den scharfen Gegensatz seiner Politik zur englischen. Aber alle Aktionen seines unabhängigen Kongostaates waren eine Kette von Vorstößen gegen die englische Stellung in Ägypten, deren gefährlichster als gemeinsamer belgisch-französisch-abessinischer Griff in den Sudan in die Jahre 1897 bis 1898 fällt und mit Faschoda seinen Abschluß fand. Erst 1897 lüftete Leopold der Zweite ein wenig den Schleier. Am 4. März jenes Jahres erschien im „Belgique coloniale" ein damals wenig beachteter, in seinen Absichten sorgfältig verschleierter, aber dem Kundigen die Ziele leopoldinischer Politik klar enthüllender Aufsatz, welcher in geheimnisvoll klingenden Wendungen ausführte, daß die englische Herrschaft über Ägypten die Beherrschung des Mittelländischen Meeres und des Orients bedeute, die Gefahr der Vernichtung europäischer Freiheit der Entschließung in sich berge, also im Interesse der Erhaltung des Gleichgewichts der Mächte und einer weiteren friedlichen Entwicklung das Pharaonenland etwas Ähnliches werden müßte wie der unabhängige Kongostaat. Unter nicht ganz bergender Hülle zeichnete sich der Gedanke ab, der internationale Kongostaat wäre der geeignetste Verwalter für ein unter internationale Kontrolle gestelltes Ägypten.

Heute erst faßt die weitere Öffentlichkeit die Größe leopoldinischer Gedanken, mit denen er bis 1895 allein stand. Im Jahre 1892 hatte der König Frankreich den Vorschlag der Teilung des Nilbassins gemacht; Hanotaux wußte nichts besseres zu tun, als dieses Angebot am 7. Juni 1894 in der französischen Kammer zu enthüllen. Deutschland lag noch in den Banden englischer Politik. Erst nach der Zerschmetterung des Mhadireiches durch Kitchener merkte die

deutsche Politik auf und schwenkte durch die Reise des Kaiserpaares in den Orient in leopoldinische Bahnen ein, um sie nicht mehr zu verlassen und um ihrerseits die Führung im Kampfe gegen englische Blockierungspläne zu übernehmen, die um ganz Mitteleuropa einen eisernen Ring legen wollten.

Ehe England im Jahre 1882 Ägypten besetzte, verriegelte es ohnehin schon durch seine Stellungen bei Dover und Gibraltar Mittel- und Südosteuropa den Zugang zum freien Meere. Und 1875 gelang es Disraeli, vom ägyptischen Khediven Ismael Pascha für 100 Millionen Franken Suezkanal-Aktien für den englischen Staat anzukaufen und ihm damit einen starken Einfluß auf diese Wasserstraße zu sichern. Im Jahre 1882 folgte dann die Besetzung von Ägypten, dessen Machtbereich sich damals über das ganze Nilgebiet erstreckte, bis zum Äquator nach Süden und nach Westen bis an die Grenzen von Wadai und der Sultanate des Schari-Ubangi. Da kam aber 1883 die Mhadistenbewegung als schwerer Hagelschlag in die englischen Weizenfelder, und nun war es vor allem Leopold der Zweite, der mit schneller Hand nach dem 1884 von den Anglo-Ägyptern aufgegebenen Sudan griff. Schon Ende 1883 hatte der König an Gordon Pascha geschrieben (der englische General Charles George Gordon hatte sich in China großen Ruhm erworben, war 1873 in die Dienste der ägyptischen Regierung getreten, wurde schon Ende der siebziger Jahre Generalgouverneur des Sudan und fiel am 26. Januar 1885 den Mhadisten in Khartum zum Opfer) und bei ihm angefragt, ob er geneigt wäre, das Bahr el Ghazal dem kongostaatlichen Einfluß zu eröffnen. Gordon schrieb am 6. Januar 1884 darüber an Stanley, der damals in Vivi am Kongo war, und dieser war angeblich ganz entsetzt darüber, daß zu den Kongosorgen auch noch Nilpläne kommen sollten. Aber Stanley selber hat im Mai 1888, als er mit Emin Pascha am Albertsee zusammentraf, diesem den Vorschlag gemacht, in die Dienste des Königs der Belgier zu treten. Nach seinem eigenen Bericht (Im dunkelsten Afrika, Teil I) sagte er ihm:

„Nun, mein zweiter Vorschlag an Sie kommt von Leopold, dem König der Belgier. Er hat mich ersucht, Ihnen mitzuteilen, daß, um das Zurücksinken der Äquatorialprovinzen in die Barbarei zu verhindern und vorausgesetzt, daß dieselben verhältnismäßige Einkünfte zu liefern vermögen, der Kongostaat die Regierung derselben vielleicht übernehmen könnte, wenn dies mit einem Aufwande von 10 000 bis 12 000 Pfund Sterling im Jahre möglich wäre; und ferner, daß Se. Majestät König Leopold in der Meinung, daß eine derartige Beschäftigung Ihrer eigenen Neigung entsprechen dürfte, gewillt ist, Ihnen ein genügendes Gehalt — 1500 Pfund Sterling — als Gouverneur mit dem Range eines Generals zu zahlen. Ihre Pflicht würde darin bestehen, die Verbindungen zwischen dem Nil und dem Kongo offenzuhalten und für Gesetz und Ordnung in den Äquatorialprovinzen zu sorgen."

Es mag sein, daß Leopold der Zweite, dessen Kongostaat damals in argen Finanznöten war — er selber hatte sein ganzes persönliches Vermögen in die Kongosache gesteckt — zunächst der Gedanke vorschwebte, die großen Elfenbeinschätze zu gewinnen, die nach Aussage der Afrikareisenden Junker und Schweinfurth in der ägyptischen Äquatorialprovinz aufgespeichert sein sollten; aber das ganze nachherige Verhalten, seine zahllosen Versuche, eine große antienglische Koalition in Afrika zusammenzubringen, beweist doch, daß von Anfang an mehr in dem leopoldinischen Streben steckte als die Sucht nach Gewinnung von Elfenbeinschätzen.

Als Herzog von Brabant hatte der König zweimal Ägypten besucht, 1853/54 und dann 1862; er war tief in die Geschichte des Pharaonenlandes eingedrungen. Es war Leopold dem Zweiten klar, daß England, erst einmal fest im Besitze von Ägypten, sofort der Politik der alten Pharaonen und der des Mehemmed Ali, Vizekönigs von Ägypten, folgen werde, der 1831/32 in Syrien und Kleinasien einbrach und die Türken am 21. Dezember 1832 bei Konia besiegte. Für Ägypten, das zeigt schon seine alte Geschichte, gab es immer nur ein Entweder — Oder; entweder trat es bestimmend in Syrien auf, oder es wurde von Vorderasien unterjocht. Seit Beginn der arabischen Weltmachtsperiode unter dem Mohammedanismus war Ägypten erst den Arabern, dann den Türken unterworfen gewesen; mit der Festsetzung Englands im Pharaonenlande brach ein neuer Zeitabschnitt an. Aufs neue mußte Ägypten überwiegen, weil eine starke Macht hinter ihm stand, in deren Händen dazu noch Indien war. Bis dahin hatten Vorderasien und Ägypten als breite Schwelle zum Eintritt nach Persien, Indien und Afrika frei vor Südost- und Mitteleuropa gelegen; das östliche Mittelmeerbecken, in dem türkische, griechische und italienische Interessen sich kreuzten, war offene See. Sie sank zum englischen Binnenmeer herab, wenn die Macht der Tatsachen England vorwärts trieb, von Ägypten nach Syrien, nach Arabien, nach Mesopotamien, um die Brücke von Ägypten nach Indien zu schlagen. Mittel- und Südosteuropa wurden dann völlig von England eingeschlossen, zur Enklave in russisch-englischer Flut; die letzte Gelegenheit für die dazu gehörigen Mächte, der Gefahr zu begegnen, ohne Weltkrieg ihre Entwicklung sicherzustellen, war der Mhadistenaufstand.

Mit genialem Blick erfaßte Leopold der Zweite schon 1883 die Gunst der Lage, als er Gordon Pascha Angebote machte, und er traf auch gleich das Richtige, indem er auf das Bahr el Ghazal-Gebiet sein Augenmerk richtete. Ohne den Sudan ist Ägypten ein Baum ohne Wurzel; gelang es dem Kongostaat, dort festen Fuß zu fassen, dann war er in der Lage, mit Abessynien zusammen ein mächtiges Gegengewicht gegen englische Pläne in Vorderasien zu schaffen. Und dies war es, worauf der Belgierkönig mit Beharrlichkeit sein Streben richtete; mehr und mehr wuchs er in die Vorstellung hinein, der Vorkämpfer des nichtenglischen und nichtrussischen Europa zu sein, bis er das Ziel

so weit steckte, sogar die Entfernung Englands aus Ägypten und die Internationalisierung dieses Landes unter seiner Führung ins Auge zu fassen.

Zunächst aber richtete Leopolds Bestreben sich auf die Bahr el Ghazal-Provinz, die 1884 den Mhadisten in die Hände gefallen war. Über ihre Wichtigkeit für Ägypten schrieb ein Sudankenner wie Slatin Pascha, der frühere Gouverneur der Darfur-Provinz (siehe „Feuer und Schwert im Sudan" das Schlußkapitel):

„Ich habe in meiner Erzählung die große Wichtigkeit zu berühren Gelegenheit gehabt, von der die Bahr el Ghazal-Provinz für Ägypten ist, und es dürfte hier am Platze sein, zu resümieren, welche eigentümliche Stellung diese Provinz gegen den übrigen Sudan einnimmt. Sie umfaßt ein ungemein fruchtbares Gebiet von einem enormen Flächeninhalt, das durch ein Labyrinth von Flüssen bewässert wird, mit Wäldern bedeckt ist, und das zahlreiche Elefantenherden beleben. Der Boden ist außerordentlich ergiebig und produziert insbesondere große Mengen von Baumwolle und Kautschuk. Große Tierherden finden in den mit fettem Grase bewachsenen Tälern reichliche Nahrung.

Die Bevölkerung dürfte sich ungefähr auf fünf bis sechs Millionen Seelen belaufen; sie ist von Natur kriegerisch und liefert das ausgezeichnetste Soldatenmaterial des ganzen Sudan. . . .

Die geographische wie auch strategische Lage der Provinz macht mit Rücksicht auf den übrigen Teil des Sudan den Besitz der Bahr el Ghazal-Distrikte zur absoluten Notwendigkeit. Eine fremde Macht, der die ägyptischen Interessen gleichgültig sind, und welche die enormen Hilfsquellen dieses großen Landes, die weit höher veranschlagt werden als die irgendeines anderen Teiles des Niltales, zu ihrem Vorteile ausnutzte, würde dadurch eine so dominierende Stellung erlangen, daß die Besetzung des Sudan durch Ägypten geradezu gefährdet wäre."

Es macht dem politischen Weitblick Leopolds des Zweiten alle Ehre, daß er schon 1883 die große Bedeutung des Bahr el Ghazal-Gebiets erkannte, dessen Besitz er mit Anspannung aller Kräfte erstrebte.

Als die Gewinnung Gordon Paschas und dann Emin Paschas nicht geglückt war, ging der König mit aller Energie ans Werk, durch eigene Kraft und eigenes Vorgehen das gesteckte Ziel zu erreichen. Er fand einen energischen Mitarbeiter im Kapitän Vankerckhoven, der schon 1888 oder 1887 vorschlug, vom Uelle-Fluß aus die Eroberung des Sudans ins Werk zu setzen. Der Plan fand die volle Zustimmung Leopolds des Zweiten; aber die Lage war seiner Ausführung so ungünstig als nur möglich. Die finanzielle Lage des unabhängigen Kongostaates war geradezu traurig, die eigenen Mittel des Königs waren erschöpft. Vankerckhoven schlug vor, die großen Elfenbeinvorräte, die nach den Berichten von Stanley, Lupton und Junker in der Äquatorialprovinz, im Uelle und im Bahr el Ghazal lagern sollten, zu beschlagnahmen und aus dem Erlös

die Kosten der Expedition zu bestreiten, und Leopold der Zweite war auch ganz einverstanden, aber es fehlten die Mittel, die große Expedition überhaupt erst in Bewegung zu setzen. Leopold der Zweite aber wußte Rat.

Am 2. August 1889 machte der Belgierkönig sein Testament, worin er Belgien zum Erben seines Kongostaates einsetzte; gleichzeitig begann ein lebhafter Feldzug in der Presse gegen den Sklavenhandel der Araber. Der Kardinal Lavigerie erließ seine flammenden Proteste gegen die „Pest Afrikas"; in Brüssel bildete sich ein Antisklaverei-Komitee, und im Herbste 1889 gelangte ein Regierungsantrag an die belgische Kammer, dem Kongostaate zur restlosen Vernichtung des Sklavenhandels der Araber ein zinsfreies Darlehen von fünfundzwanzig Millionen Franken zu gewähren. Während die belgische Kammer in Phrasen von Menschlichkeit und Freiheit schwamm, die Bekanntgabe des Testaments des Königs die Deputierten elektrisierte und eine große Mehrheit die Regierungsforderung glatt bewilligte, wurden im naheliegenden Königspalast ganz andere Pläne besprochen. Die große Expedition nach dem Bahr el Ghazal wurde in den Grundzügen festgesetzt und beschlossen; ferner, wurde der erste Schlag gegen die durch die internationalen Verträge garantierte Handelsfreiheit im Kongostaat vorbereitet. Es wurde beschlossen, alle Elfenbein- und Kautschukvorräte in den Nord- und Nordost-Gebieten als Staatseigentum zu erklären und den Handel auszuschalten.

Nach Bewilligung der Fünfundzwanzigmillionen-Anleihe durch die Kammer wurden große Truppenmassen in Bewegung gesetzt, offiziell gegen die Araber, die auch von April 1892 bis Januar 1894 bekriegt wurden; gleichzeitig aber begann der von Vankerckhoven vorgeschlagene große Zug gegen das Bahr el Ghazal-Gebiet. Der Vortrab der Expedition verließ im Dezember 1890 unter Leutnant Ponthier den Stanley Pool. Alles Land vom Pool bis Irebu mußte Lebensmittel liefern.

Gleichzeitig wurde der Schlag gegen den freien Handel geführt. Am 19. November war Kapitän Coquilhat, König Leopolds Vertrauter, Vizegouverneur geworden; bald darauf kam Baron Wahis mit geheimen Instruktionen. Er brachte Zirkulare mit, die den Eingeborenen das selbständige Jagen von Elefanten und Einsammeln von Elfenbein verboten; im September 1891 erging ein Geheim-Dekret:

> „Die Kommissare der Distrikte Aruwimi, Uelle, Ubangi und die Expeditionschefs am oberen Ubangi haben alle zweckdienlichen und notwendigen Maßnahmen zu treffen, die Domanialprodukte, besonders Elfenbein und Kautschuk der staatlichen Verfügung zu reservieren."

Eine wenig später folgende Entscheidung machte bekannt, daß die Kaufleute sich der Hehlerei schuldig machten, wenn sie Elfenbein und Kautschuk von den Eingeborenen kauften.

Ein Sturm der Entrüstung selbst in Belgien erhob sich. Des Königs Gehilfen Baron Lambremont und Dr. Banning sprachen sich gegen diese

Wendung der Dinge aus. Generalgouverneur Camille Janssen nahm seinen Abschied. Die General-Administratoren Strauch und Van Neuß verließen den Staatsdienst. Der König ließ sie gehen, ignorierte die Proteste der Öffentlichkeit in Belgien und im Auslande und beharrte bei seinen Entschlüssen.

Im Juni 1891 hatte Leopold der Zweite verschiedene Kontingente im Uelle-Gebiet zum Vormarsch gegen den Sudan konzentriert. Es gelang, die Uelle-Sultane zu bewegen, den Zug mit viertausend bis fünftausend Kriegern und tausend Gewehren bis zum Nil zu begleiten. Unter furchtbaren Verwüstungen und Plünderungen drang die Expedition Vankerckhoven vorwärts. Unmengen von Elfenbein wurden erbeutet und nach Bumba am Kongo gebracht, das nun mit einem Schlage ein wichtiger Elfenbeinplatz wurde. Vankerckhoven starb am 29. September 1892; sein Nachfolger, der Leutnant Milz, erreichte am 9. Oktober 1892 den Nil bei Boru.*) Die alten Offiziere Emin Paschas traten da in seine Dienste. Da Leopold der Zweite am 24. Mai 1890 mit der englischen Uganda-Kompagnie einen Vertrag geschlossen hatte, wonach der Nil die Grenze der beiderseitigen Einflußgebiete bilden sollte, stand dem belgischen Vordringen nach Norden nichts weiter entgegen.

England machte aber doch Schwierigkeiten, und deshalb wandte sich Leopold der Zweite 1892 an Frankreich, mit dem er das Nilbassin teilen wollte. Dieser Vorgang wurde 7. Juni 1894 von Hanotaux in der französischen Kammer enthüllt.

Am Nil waren 1893 Rückschritte gekommen. Kapitän Delanghe hatte den Fluß verlassen müssen, weil die alten Offiziere Emin Paschas mit ihren Leuten zu den Mhadisten übergegangen waren. Bald aber wurden sie wieder geschlagen, und 1894 sandte Kapitän Francqui Expeditionen bis ins Herz des Bahr el Ghazal-Gebiets vor. Colman gelangte bis Dem Ziber, der verwüsteten Residenz Lupton Beys.

Schon vorher, im Juni 1893, waren vom Ubangi aus die Leutnants Nilis und de la Khétulle bis ins Quellgebiet des Bahr el Arab vorgestoßen. Sie hatten dort nördlich des achten Breitengrades den Posten Katuaka gegründet und mit dem Sultan Hussein von Dar Minga einen Vertrag geschlossen, laut welchem er dem Beherrscher des Kongostaates die Ausbeutung der alten Kupfergruben von Hofrat en Nehas einräumte.

Gleichfalls vom Ubangi aus war Kommandant Hanolet nach Norden vorgestoßen. Er drang bis Mbele in Dar Banda vor, auf dem achten Breitengrade gelegen, und er hatte den Auftrag, mit dem Sultan Rabeh einen Bündnisvertrag abzuschließen. Rabeh, der frühere Knecht und Soldat, dann Offizier Zubar Paschas, des großen Sklavenhändlers und späteren Gouverneurs des Bahr el Ghazal, hatte sich nach dem Sturz Zubars der ägyptischen Regierung nicht unterworfen, sondern war mit einigen Tausend alten Soldaten

*) Siehe A. J. Wauters „Histoire politique du Congo belge".

und Anhängern Zubars 1879 nach Westen abmarschiert. Nachdem er jahrelang im Schari-Quellgebiet das Leben eines Sklavenjägers im Großen geführt hatte, überrannte er 1892/93 das Sultanat Bagirmi, und er war damit eine Macht in Zentralafrika geworden, mit der gerechnet werden mußte. Diesen Mann wollte Leopold der Zweite für das Vorgehen gegen das Bahr el Ghazal-Gebiet gewinnen. Aber Rabeh, an den Hanolet Boten mit Briefen gesandt hatte, lehnte ab; er bereitete sich auf den Krieg gegen Bornu vor, das er 1894 eroberte.

Aber auch für sich allein stand der Belgierkönig Anfang 1894 sehr günstig da. Vom Schari bis zum Bahr el Ghazal hatten seine Truppen den achten Grad nördlicher Breite überschritten. Es fehlte nur die ausdrückliche Besitzergreifung dieses Gebiets, und dazu wurden alle Vorbereitungen getroffen. In Zemio und im Lager Dongu am Uelle wurden große Truppenmassen aufgestellt. Sie sollten nach Dem Ziber und Meshra er Rek im Bahr el Ghazal marschieren und diese Provinz besetzen. Von den Mhadisten, deren Macht im Abnehmen begriffen war, hatte Leopold der Zweite nichts zu fürchten; die Furcht war ganz auf seiten des Khalifen, des Nachfolgers des Mhadi.

Slatin Pascha schildert sehr anschaulich die Unruhe, die den Khalifa ergriffen hatte, als er hörte, daß christliche Männer in die Bahr el Ghazal-Provinz eingedrungen wären. Er berichtet auf den Seiten 469—470 seines Buches „Feuer und Schwert im Sudan“:

> „Der Besitzer der Bahr el Ghazal-Provinz mag also in vier bis fünf Jahren eine relativ gut geschulte, verläßliche Macht von vielleicht zwanzigtausend Mann in seiner Hand vereinigen, genügend, um Darfur und Kordofan, ja, dem ganzen Sudan seine Herrschaft aufzuzwingen ..... Der Khalifa erkannte die Situation; er wußte sofort beim Eintreffen des Berichts von Mahmud Achmed, daß es sich da für ihn um eine Lebensfrage handle und erteilte ihm den Befehl, sogleich eine genügende Macht nach dem Sudan Darfur zu entsenden, um von dort aus die Fremden aus dem Gebiete des Bahr el Ghazal zu vertreiben ..... Eines Tages wurde ich zum Khalifa berufen, der mir mehrere in französischer Sprache geschriebene Papiere mit dem Befehle übergab, ihm dieselben zu übersetzen. Es waren darunter zwei Briefe des Leutnants de la Khétulle ....“

Ferner war dem Khalifen ein Vertrag zwischen dem Sultan von Forogé und dem Leutnant de la Khétulle als Repräsentanten des Kongostaats in die Hände gefallen. Er war dieser Sache wegen in ziemlicher Sorge. Seine Rüstungen hatten auf den Kongostaat keinen Einfluß; aber Frankreich und England fielen dem König Leopold in den Arm. Jenes fürchtete eine Festsetzung der Belgier im Tschad-Schari-Territorium. An der englischen Stellung aber in Ägypten und im Sudan zeigte es als westeuropäische Macht, die den freien Ozean vor der Türe hat, damals schon geringeres Interesse.

Leopold der Zweite war nicht gesonnen, die schon im Reifen befindlichen großen Pläne aufzugeben; schnell entschlossen wandte er sich an England. Es ge-

lang ihm auch, am 12. Mai 1894 schon einen Vertrag zustande zu bringen, wodurch ihm England das Bahr el Ghazal-Gebiet verpachtete, wohingegen der König jenem einen Landstreifen am Tanganjikasee abtreten sollte. Gegen diesen Vertrag protestierten Deutschland und Frankreich.

Den König bedrückten um diese Zeit neue finanzielle Schwierigkeiten; sie führten zum belgischen Annektionsprojekt vom Dezember 1894. Leopold der Zweite ließ es scharf bekämpfen, und es fiel. Aber seine Lage war doch ungemein mißlich; große Summen schienen, da die erstrebte Erweiterung des Kongostaates nach Norden sich nicht verwirklichen ließ, umsonst ausgegeben.

In der unangenehmen Lage, in der sich der König damals befand, hatte er das Glück, daß sein Freund Felix Faure Präsident der französischen Republik wurde. Zu jener Zeit gab es ferner wegen Ägypten sehr starke französisch-englische Verstimmungen, und der König beschloß sofort, daraus Nutzen zu ziehen. Im März 1895 besuchte er Paris und bezauberte die Stadt durch seine Liebenswürdigkeit; in jenen Tagen wurde im Prinzip eine belgisch-französische Expedition zum Nil vereinbart. Der damalige Minister der Kolonien in Paris, Mr. Delcassé, hatte dem Comissaire général Liotard bereits den Auftrag gegeben, von den französischen Besitzungen im Sudan einen Weg zum Nil zu eröffnen; er sollte durch eine militärische Expedition unterstützt werden, und zu ihrem Leiter war der Oberst Marchand bestimmt. Leopold der Zweite wollte eine große Expedition unter das Kommando des Baron Dhanis stellen, der den Araberaufstand niedergeworfen hatte. Dhanis weilte im August 1895 in London auf dem Internationalen Geographen-Kongreß. Dort mußte er offiziell erklären:

„Unsere Avantgarde, bestehend aus tausend regulären und gut bewaffneten Soldaten, versehen mit Kruppkanonen und Mitrailleusen, ist in Lado oder muß in Kürze dort eintreffen. (In Wahrheit erschien sie dort am 18. Februar 1897.) Eine andere Kolonne von fünfzehnhundert Regulären und einer starken Reserve befindet sich gegenwärtig bei Kavali. In dem Distrikt, der die alte arabische Zone umschließt, können wir jederzeit eine Truppe von zwanzigtausend bis dreißigtausend Mann aufstellen, selbst mehr. Es ist also klar, daß die Belgier eher als jede andere europäische Macht in Afrika dem Mhadi widerstehen können."

Diese Prahlerei, die durch Reuter verbreitet wurde, war auf Frankreich berechnet. Der „Etoile de Belge" mußte bald darauf eine Unterredung mit dem Sekretär des Kongostaates Van Eetvelde über denselben Gegenstand bringen, und als König Leopold sich im September 1895 in Paris befand, um mit Ribot, Hanotaux und Lebon zu konferieren, wurde jene Unterredung durch den „Temps" reproduziert. Zur selben Zeit unterbreitete Marchand seinen Plan, den Ubangi- und Bali-Fluß aufwärts zu gehen und über den Bahr el Homr den weißen Nil bei Faschoda zu erreichen.

Bald war König Leopold mit Paris einig. In Aachen gab er dem Baron Wahis die letzten Instruktionen; dieser schiffte sich am 6. Oktober nach dem Kongo ein. Baron Dhanis folgte am 6. November. Das Personal der französischen Expedition Marchand reiste im Frühjahr 1896 ab, Marchand selber am 25. Juni. Am 23. Juli 1896 begann er seinen Marsch zum Stanley Pool von Loanga aus. Er hatte schwere Kämpfe zu bestehen, verbrannte dreißig Dörfer und war sieben Monate unterwegs. Erst Anfang 1897 war er in Brazzaville. Dann folgten Schwierigkeiten mit der Einschiffung seiner Expedition; erst als der Kongostaat seinen Dampfer „Ville de Bruges" leihweise zur Verfügung stellte, ging der Abtransport nach Bangui an den Ubangi-Fällen glatt von statten.

Unterdessen hatte Baron Dhanis auf der Station bei den Stanley-Fällen tausend Soldaten und zweitausend Hilfskrieger rekrutiert; sie brachen im September und Oktober 1896 auf. Die Avantgarde unter Kapitän Leroi sollte über Akubi, Kavali am Albertsee und Kilo nach Redjaf marschieren. Dahin richtete sich auch eine siebenhundert Mann starke Kolonne unter Leutnant Chaltin, die von Dongu am Uelle ausging. Diejenige von den beiden Kolonnen, die zuerst vor Redjaf ankam, sollte die Mhadisten hinauswerfen, den Platz befestigen und den Befehl über die Enclave Lado übernehmen, während die andere das Gros unter dem Baron Dhanis abwarten und mit ihm zusammen schnell nach Norden ziehen sollte. Die Kolonne Chaltin kam auch am 18. Februar 1897 in Redjaf an und setzte sich dort fest; wie es aber den übrigen Truppen erging, werden wir gleich sehen.

Außer den Expeditionen Dhanis und Marchand sollte noch eine dritte von Abessynien ausgehen. Frankreich hatte Lagarde nach Adis-Abeba entsandt, der versuchen sollte, die Erlaubnis zum Durchzuge durch Abessynien für eine Expedition unter Kapitän Clochette zu erlangen. Sie sollte durch eine zweite Expedition unterstützt werden, an deren Spitze Bonchamps stand, ein altes Mitglied einer belgischen Katanga-Expedition. Lagarde konnte am 20. März 1897 einen Allianzvertrag mit Menelik von Abessynien schließen, laut welchem der Kaiser die Grenzen seines Reiches bis zum weißen Nil und zum Albertsee ausdehnen sollte. Um jene Zeit dachte Leopold der Zweite daran, eine kongolesische Gesandtschaft nach Abessynien zu schicken, an deren Spitze ein Priester stehen sollte, der Bekehrer Meneliks. Er wollte sich durch Frankreich bei Menelik nicht den Rang ablaufen lassen.

Nichts verlautete von allen diesen Dingen in Europa; in Frankreich und Belgien herrschte tiefes Schweigen. Nur der Artikel im „Belgique coloniale" vom 4. März 1897 gab von der fieberhaften Spannung der Wissenden Kunde; es ist der schon erwähnte Aufsatz.

In Abessynien war am 20. März 1897 der Abschluß des Allianzvertrages gelungen; die Expeditionen Clochette und Bonchamps marschierten ab. Unter unsäglichen Schwierigkeiten schleppten sie sich durch das abessynische Bergland;

der Mangel an Verpflegung und Transportmitteln wurde chronisch. Erschöpft und schlecht genährt trat die Karawane in die breite, heiße und ungesunde Ebene der Quellflüsse des Sobat ein; bald fielen ihre Leute zu hunderten wie die Fliegen. Mit Leichen war der Weg besäet. Unter tausend Schwierigkeiten schleppte sich die Expedition noch bis Nasser weiter; da war es aber mit ihrer Kraft zu Ende; sie mußte umkehren. Nicht viel besser erging es einer äthiopischen Kolonne, die auf Befehl Menelik die abessynischen Farben am Nil aufpflanzen sollte. Sie kam nach unsäglichen Leiden in Stärke von achthundert Kriegern bis Schillul an den Nil (10. März 1898); sehr bald aber hatte sie in dem unwirtlichen Lande an vierhundert Mann verloren. Auch sie mußte umkehren.

Von der großen belgischen Expedition war die Kolonne Chaltin am 18. Februar 1897 in Redjaf angekommen. Am 14. Februar hatte die Vorhut der Truppe des Barons Dhanis unter Capitaine Leroi das Dorf Dirfi erreicht, das auf der heutigen Grenze zwischen dem belgischen Uelle- und dem britischen Lado-Distrikt liegt. Schon lange hatte es unter den Batetela-Soldaten dieser Kolonne gegährt; nun kam die Empörung offen zum Ausbruch. Die meuternden Truppen ermordeten ihre Offiziere, machten Kehrt und marschierten nach Süden unter selbstgewählten Führern. Baron Dhanis, der Führer des nachfolgenden Gros, hatte den Fehler begangen, seine Truppen in Staffeln vorrücken zu lassen. So stießen die Meuterer nicht mit einem Male auf die Gesamtmacht, sondern nacheinander auf einzelne Bataillone, die sie mit sich fortrissen. Ihre Zahl schwoll bedeutend an. Am 18. März hatten sie den Uelle erreicht; da stellte Baron Dhanis sich ihnen entgegen. Er wurde nach blutigem Kampfe geschlagen und entfloh mit wenigen Getreuen, mit denen er sich mühsam nach den Stanley-Fällen durchschlug. Die Aufständischen ergossen sich nach Süden, ins Manyema-Gebiet, wo es seit dem erst 1894 niedergeschlagenen Araberaufstande immer noch gährte; der ganze Osten des belgischen Kongo war im Handumdrehen in Aufruhr. Es war nicht nur der große Zug nach dem Bahr el Ghazal-Gebiete gescheitert; es drohte auch noch der zeitweilige Verlust der östlichen Provinzen, die in mühsamen Kämpfen erst wieder gesichert werden mußten. Von dem großen französisch-belgisch-abessynischen Unternehmen war nichts übrig geblieben, als die Kolonne Chaltin in Redjaf und die Expedition Marchand. Diese allein erreichte am 10. Juli 1898 Faschoda. Marchand hielt zwei Monate lang an dem unwirtlichen Platz aus; sehnsüchtig schaute er nach Süden und Osten, aber die afrikanische Raum-Unendlichkeit schien die Hilfskolonnen verschluckt zu haben, und sie gab nichts mehr heraus. Da wurden am 19. September fünf Schiffe gemeldet; sie kamen von Norden, und dann krochen sie aus Dunst und Schilf hervor und zeigten die englische Flagge. Der Sirdar Kitchener kam. Und wenig später stellte England der französischen Regierung die Wahl: Zurück — oder! — Das war Faschoda.

Zu tief war die Enttäuschung für Leopold den Zweiten gewesen; aber er versuchte immer noch wenigstens einen Teil und die Zukunft zu retten. Im

Jahre 1899 faßte er den Plan, Nil und Kongo durch eine Eisenbahn zu verbinden. Der Ingenieur Adam erhielt den Auftrag, die Frage zu studieren. Das Ergebnis war die Konstituierung der „Compagnie des chemins de fer du Congo superieur aux Grands Lacs Africains". Weiter dachte der unermüdliche König daran, die Kupferminen von Hofrat en Nehas zu gewinnen. Er vermutete da ein neues Katanga. Aber seine militärischen und kommerziellen Anstrengungen scheiterten am Widerstande Frankreichs. Das Einzige, was Leopold der Zweite als Ergebnis aller der großen Anstrengungen geblieben war, war der Besitz des Lado-Gebiets, das von Chaltin gehalten wurde. Es lag aber recht isoliert, da die Verbindungen vom Kongo her sehr schlecht waren. Im Jahre 1902 wandte sich der König wieder an England, das ihm für Lado den Teil des Bahr el Ghazal westlich des Flusses Yei und südlich des fünften Breitengrades als Besitz anbot. Schnell entsandte Leopold der Zweite eine Studienexpedition dorthin, gleichzeitig aber unter den Kapitainen Royaux und Landeghem von Nboruma aus eine militärische Expedition nach Hofrat en Nehas. Sie sollte die dortigen Minen militärisch besetzen. Aber die Engländer hatten Wind bekommen, und starke englisch-sudanische Kräfte versperrten der Expedition den Weg. Sie mußte zurück; es war zu Ende mit den großen leopoldinischen Plänen. Der König haderte lange Zeit mit England und schien geneigt, das südliche Ghazal-Gebiet mit Gewalt in seine Hand zu bringen; da sperrte England den Nil für Lado. So kam es endlich zur Übereinkunft vom 9. Mai 1906, wonach das Lado-Gebiet sechs Monate nach dem Tode König Leopolds an den englischen Sudan zurückzugeben war.

Der Kampf Leopolds gegen England war bereits 1898 zu Ende, als Frankreich in Faschoda zurückwich. Was der König hatte verhindern wollen, war eingetreten; England hatte zu Ägypten den Sudan bekommen. Ja, Leopold der Zweite mußte es sogar erleben, daß Frankreich und England 1904 den Ägypten-Marokko-Vertrag schlossen, der diesem endgültig das Pharaonenland überlieferte.

Einmal hatte es noch geschienen, als sollten die Pläne, die der Belgierkönig unermüdlich verfolgt hatte, in anderer Weise in Erfüllung gehen; das war während des Burenkrieges, als Delcassé nach Petersburg reiste und er in seiner Presse versichern ließ, daß er auf ein gutes Verhältnis zu Deutschland Wert lege. Deutsch-französische Waffenbrüderschaft im Hinterlande von Togo, gleiche Gefühle den kämpfenden Buren gegenüber hatten das deutsche und französische Volk zusammengeführt, und im September 1899 sprach das „Journal des Débats" von der völligen Übereinstimmung der deutschen und französischen Botschaft in Konstantinopel über die kleinasiatischen Bahnen.

Rußland hatte ohne allen Zweifel die Absicht, Englands Festlegung in Südafrika zu einem energischen Vorstoß in Persien auszunutzen; Frankreich hegte kleinasiatische Bahnbaupläne. Aber die deutsche Politik zeigte keine Neigung, dem deutschen Volksgefühle Rechnung zu tragen und in eine anti-

englische Koalition einzutreten. Die Gründe ihrer damaligen Haltung sind noch nicht ganz aufgeklärt; maßgebend mag dafür gewesen sein, daß Rußland und Frankreich nur zeitweilige Gegner Englands waren, aber nicht Gegner aus einem so starken dauernden Interessengegensatz heraus wie Mitteleuropa. Deutschland insbesondere, mit seinem wachsenden Außenhandel auf die enge Durchfahrt Dover—Calais angewiesen, mußte die damals schon sich regenden englischen Pläne der Herstellung einer lückenlosen Verbindung von Alexandrien nach Kalkutta als einen gegen sein Lebensinteresse gerichteten Schlag empfinden, während dem frei am Atlantischen Ozean liegenden Frankreich jener englische Plan Nebensache wurde, sobald es entsprechende Konzessionen erhielt. Man bedenke, welche Zeit damals war. Cecil Rhodes war in Berlin gewesen und hatte für seine Bahn Kairo—Kapstadt Stimmung gemacht; diesem großen Plane hatte Frankreich bei Faschoda freie Bahn gegeben, als es sich für Deutschland und Mitteleuropa um genau dieselbe Sache handelte wie während des Burenkrieges, um den Versuch einer Isolierung Englands in Ägypten. Jeden derartigen Versuch, das bewies Faschoda, sah England als Kriegsfall an; es war also zu erwarten, daß ein neuer deutsch-französisch-russischer Versuch ebenso aufgefaßt werden würde wie der französisch-belgische. Frankreich hatte 1898 bewiesen, daß ihm die Gefahr einer Verbindung Ägyptens mit Indien nicht Lebensfrage war; war da zu erwarten, es würde schon ein Jahr später für dieselbe Sache bereit sein, die äußersten Konsequenzen zu ziehen, eine Sache, die es viel weniger anging wie Mitteleuropa und Deutschland? Durch ein deutsch-russisch-französisches Vorgehen konnte die Vorderasien-Frage kaum im Sinne Leopolds des Zweiten gelöst werden; also blieb Deutschland während des Burenkrieges bei England und nutzte die günstige Lage zur Niederkämpfung englischer Widerstände gegen die Bagdadbahn aus. „Es gibt keine andere Macht, in deren Hände die Engländer das Unternehmen hätten lieber fallen sehen", kommentierte die „Times" am 30. November 1899 die Nachricht von der Konzessionierung der Bagdadbahn; aber schon zwei Jahre später bereitete sich der Umschwung vor. England wußte ebensogut wie wir selber, daß Deutschland der Hauptgegner seines Bestrebens sein mußte, eine Landverbindung zwischen Ägypten und Indien herzustellen, schon um seiner Afrikapolitik willen die Pläne Leopolds des Zweiten in gewissem Sinne wieder aufnehmen mußte. Denn es war England genau so klar wie uns, daß, wenn Ägypten gegen Bedrohungen von Vorderasien her gesichert war, dann im östlichen und zentralen Afrika eine andere Macht außer der englischen sich überhaupt nicht mehr halten konnte. Ohne ein englandfreies Vorderasien gab es und gibt es keine selbständige deutsche Afrikapolitik; England aber mußte fürchten, daß eine starke Türkei dem alten Zuge Vorderasiens nach Ägypten folgen werde und ein starkes Deutschland in Zentralafrika den Bahnen Leopolds des Zweiten. Deshalb auch der leidenschaftliche Widerstand gegen die Pläne Kiderlen-Waechters. Der große weltpolitische Gegensatz war gegeben; die Wege schieden sich. Und

naturgemäß fanden sich Rußland und Frankreich zu England; sie standen ihm in Vorderasien nicht als Gegner gegenüber, deren Lebensinteressen dort auf dem Spiele standen. Frankreich war befriedigt durch die Teilung: Westafrika französisch, Ostafrika englisch und durch kleine Konzessionen in Syrien; Rußland war durch Entgegenkommen in Persien zu gewinnen. Und die Entwicklung nahm diesen Weg, nachdem England in Südafrika frei geworden war.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den deutsch-englischen Interessengegensatz auszugleichen; der ernsteste wurde 1912 unternommen. Nach den Ausführungen, die Sir Harry Johnston am 24. Februar 1915 in der Royal Geographical Society zu London gemacht hat, war England geneigt, Deutschland eine Art zentralafrikanischen Besitzes zuzugestehen und seine besonderen Interessen in Kleinasien und Mesopotamien anzuerkennen, wenn Deutschland Metz und das französisch sprechende Lothringen an Frankreich abtreten wollte. England sollte dafür die Anwartschaft auf Arabien und Südpersien erhalten. Die Versuche scheiterten, und es kam der Krieg.

Der Weltkrieg hat bewiesen, wie richtig Leopold der Zweite schon 1897 die große Gefahr erkannt hat, die Mittel- und Südosteuropa von der englischen Festsetzung in Ägypten drohte. Sie erst erlaubte die Hineinpressung Italiens in den Dreiverband ganz gegen sein Interesse und die Vergewaltigung Griechenlands. Man denke sich Ägypten noch türkisch und male sich die Folgen für Britisch-Ostafrika, für Nigeria und Französisch-Äquatorialafrika aus. Und andererseits: wenn die englische Herrschaft in Ägypten schon Griechenland und Italien England ausliefert, welches würden erst die Folgen sein, wenn auch Vorderasien in die Hand der Briten fiele?

Politische Probleme des Weltkrieges

Ich möchte die deutschen Leser auf ein schwedisches Buch aufmerksam machen, das zweifellos zu den beachtenswertesten Erscheinungen der Kriegsliteratur gehört. Es handelt sich um Kjellens „Politische Probleme des Weltkrieges", das von Dr. Friedrich Stieve vorzüglich übersetzt ist. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig). Sein Verfasser ist uns kein Fremder, wir kennen ihn als den bedeutenden Interpreten der „Ideen von 1914", und als den Verfasser der „Großmächte der Gegenwart".

Es ist ein Vorteil für das Buch, daß es ein Neutraler geschrieben hat, und zwar der Vertreter eines Volkes, das vorläufig wenigstens dem Kriegsgetriebe sich materiell und geistig am fernsten gehalten hat. Denn Schweden ist derjenige Staat, wo die „Neutralität" in dem wirklich vornehmsten Sinne des Wortes durchgeführt worden ist. Und Schweden hat Deutschland gegenüber weder stille Befürchtungen noch stille Hoffnungen, noch braucht es zu fürchten, daß vielleicht durch seine geistige Haltung im Kriege seinem eignen Selbst innere Gefahren drohen. Nur von Denkern eines solchen Staates kann ein wirklich zutreffendes Urteil über die großen Probleme, die dieses Weltringen herbeigeführt haben und die ihm zu Grunde liegen, gefällt werden. Wir Kriegführende selbst sind vorläufig nicht fähig dazu, wenngleich der Deutsche noch am ehesten das Recht für sich in Anspruch nehmen darf, sich über den Bereich seines eignen Kirchturmhorizonts zu erheben. Wir wollen dieser letzten Tatsache, die wohl unzweifelhaft ist, die bei uns aber nicht etwa einem Fremdensnobismus entspringt (der ist bei gewissen künstlerischen Kreisen in der Gegend des Kurfürstendammes zu finden) uns zwar zur Ehre anrechnen, aber zu gleicher Zeit so einsichtsvoll und bescheiden sein zu sagen, daß wir als militärisch stärkster und am besten dastehender Staat uns einen solchen Luxus leisten können. Bei den Franzosen, wo das Bewußtsein der bisherigen Niederlagen in Haß und schäumende unwürdige Wut zum Ausdruck gebracht wurde, sehen wir das umgekehrte Bild. In England sind immerhin für deutsche Ideale und Gedanken anerkennende Urteile zu Worte gekommen (vgl. den Kilianischen Aufsatz in den „Grenzboten" Heft 7 v. 1915), allerdings selten und dann unter dem entweder arroganten oder herablassenden britischen Gesichtswinkel des Weltherrschertums. Beides ist uns gleich unerträglich.

Kjellen macht den großen Versuch, die Probleme des Weltkrieges nach vier Gesichtspunkten zu erforschen. Er nennt den ersten den geopolitischen. Dieser berücksichtigt die großen geographischen Grundbedingungen des Völkerzusammenseins. Der zweite ist der ethnopolitische Gesichtspunkt. Hier wird die große Abrechnung gehalten zwischen dem Nationalitätenprinzip und der ihm gegenüberstehenden Staatsidee. Das Rassenproblem schiebt sich als das größere und wichtigere über das Nationalitätenproblem; es nimmt in der Darstellung Kjellens, ich möchte beinahe sagen, den Mittelpunkt ein. Wie Schlußakkorde reihen sich an das geopolitische und ethnopolitische Problem, die Untersuchungen über die soziopolitischen Probleme und die Verfassungsgegensätze in den kriegführenden Staaten.

Wir sehen die Protagonisten des Weltkrieges Deutschland, England, Rußland (von Frankreich ist einmal ganz nebenbei, von Italien fast nicht, von Japan überhaupt nicht die Rede) wie lebende Wesen vor unseren Augen, sehen ihre körperlichen Bedürfnisse und Leiden, erkennen ihre physiologische Eigenart und bringen bis zu dem letzten Problem ihrer seelischen Äußerungen vor.

Das Körperliche, das Geopolitische der Staaten führt schließlich zu drei Hauptfragen: Ausdehnung, Bewegung, innerer Zusammenhalt. Weil jeder der Protagonisten in einem dieser Punkte einen bedenklichen Mangel hatte, ist nach Kjellen der Weltkrieg entstanden: Deutschland fehlt es an Ausdehnung.

Rußland fehlt es an Bewegungsfreiheit, an dem Ausweg nach dem Meere. Es drängt nach Öffnung gerade in dem Punkte, den Deutschland stark erhalten muß. Der nicht zu überwindende Streitpunkt zwischen den Parteien ist Konstantinopel.

England endlich fehlt es an Verbindung zwischen Hauptpunkten seines Reiches, zwischen Kairo und Kap, zwischen Indien und Ägypten. Auf beiden Wegen ist ihm Deutschland oder dessen politische Zukunftshoffnungen hinderlich.

Diese großen geopolitischen Gegensätze sind zweifellos richtig und treffend dargestellt. Das Berlin—Bagdadprogramm, das eine Erstarkung der Türkei und ein Bündnis Deutschlands mit der Türkei zur unbedingten Voraussetzung hat, ist die Mittelaxe, gegen die sowohl die russischen wie die englischen Pläne eines Tages stoßen mußten.

Die Nationalitätenfragen, die im Völkerleben, wenn auch nicht die wichtigste, so doch eine der bedeutendsten Rollen spielen, zeigen uns, nach Kjellen, zwei große und unüberwindliche Probleme: das serbische und das ukrainische. Das serbische war unheilbar, nachdem der serbische Ministerpräsident Nowakowitsch 1910 die Losung gegeben hatte: Vom Timok bis zur Adria und vom Vardar bis Krain. 12 Millionen Serben, „wovon sieben aus dem Körper Österreich-Ungarns herausgeschnitten werden mußten", hatten sich in Bewegung gesetzt, „wie ein modernes Unterseeboot gegenüber einem veralteten Schlachtschiffe". Die Frage der Ukraine betrachtet Kjellen zunächst von Rußland her. Die Russia irredenta, die in den Beziehungen zwischen den staatsverräterischen

Kreisen in Galizien und Rußland ihre Wirkung zeigte, bildete den unauflösbaren Gegensatz zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. Erst im Laufe des Krieges hat sich die ukrainische Frage — darin hat Kjellen vollkommen recht — gegen Rußland umgekehrt.

Die Nationalitätenfrage führt zur Rassenfrage. Die serbische Frage hätte niemals ihre ungeheuere Bedeutung haben können, wenn nicht hinter dem Unterseebot das Schlachtschiff Rußland gestanden hätte. In meisterhafter Darstellung leitet uns Kjellen durch das Problem des Panslawismus, denn das ist der entscheidende Punkt. Die panslawistische Bewegung ist nicht in Rußland, sondern in Böhmen entstanden, wurde zuerst in Rußland abgelehnt, dann aber vom Krimkrieg und deutsch-französischen Krieg an zum politischen Werkzeug der russischen Regierung gemacht. „Der wirkliche Verkünder ist Danilewsky in seinem Buche über ‚Rußland und Europa 1871'". „Wenige Bücher mit politischem Inhalt haben eine solche Bedeutung im rein historischen Leben gehabt, wie dieses". Der Untergang der Türkei auf der einen Seite, Österreich-Ungarns auf der andern, waren die politischen Ziele, auf die das Programm lossteuerte. Was hat nun die Bankrotterklärung dieses Programms herbeigeführt und den Traum der Russen zerstört, der so nahe der Verwirklichung schien, nachdem der Balkanbund unter russischer Ägide gegründet war und Österreich-Ungarn nach diesem Kriege vor Rußland zurückzuweichen schien? Es war die Tatsache, daß durch die panslawistische Idee eine unmittelbare Bedrohung Deutschlands gegeben war und zwar nach zweierlei Richtung. Österreich-Ungarn war Deutschlands Bundesgenosse und zugleich seine Brücke zu dem andern Bundesgenossen in diesem Kriege, zur Türkei. Hier konnte Deutschland nicht ruhig zusehen. Dann kann das große Ereignis, daß sich Bulgarien dem Bunde der Mittelmächte anschloß: „ein Glied der slawischen Kette zersprang". Die Rassentheorie wurde begraben. Die ukrainische, die polnische Frage entstand „Rußland steht unter dem Zeichen des gleichen Urteils, das es über die anderen fällen wollte". Und weshalb mußte das Urteil vernichtend ausfallen? Weil Rußland mit der panslawistischen Idee nicht nur Österreich-Ungarn und die Türkei, sondern Europa bedrohte. Die Anklage gegen Rußland lautet daher „daß es sich im Dienste einer niederen Idee an einer höheren vergriffen hat". Deutschland verteidigt Europa wie zur Zeit des Hunneneinfalls. Rom steht wieder wie einst gegen Byzanz.

Allein wegen dieses Kapitels über die Rassenfrage, das zu einer meisterhaften Kritik der panslawistischen Frage geworden ist, lohnt es sich, das Kjellensche Buch zu lesen.

Die sozialpolitischen Ausführungen, die nachklingen, beschäftigen sich mit den Kriegsursachen, soweit sie in Disharmonien im innern Leben der Staaten oder in der mangelnden wirtschaftlichen Autarkie begründet waren. Kjellen hütet sich diesen Fragen eine zu große Bedeutung beizumessen. Sie waren aber sicher vorhanden. Sicher ist z. B., daß unsere Gegner auf die

inneren Schwierigkeiten mit unserer Sozialdemokratie spekulierten. Ferner hätte Kjellen hier darauf hinweisen können, daß unsere Feinde den partikularistischen Geist Deutschlands, von dem der württembergische Ministerpräsident neulich eine so prachtvolle Begriffsbestimmung gegeben hat, für eine Disharmonie in unserem Volke gehalten haben und, wie es in den naiven Erklärungen Greys und der englischen Staatsmänner zum Ausdruck kam, auf Zersetzung des Reichs durch ihn hofften. Beachtenswert ist ferner das, was Kjellen über die Versuchung der Staaten sagt „die innere Unruhe nach außen hin abzulenken und durch den Krieg einen heilsamen Druck nach innen hin zu schaffen". Er findet, daß namentlich in Österreich-Ungarn und in England solche Momente vorhanden waren. So bekam der bekannte russische Kriegshetzer Brjantschaninow „nach einem Besuche bei Edward Grey in London den bestimmten Eindruck, daß die englische Regierung keinen andern Ausweg aus den Mißhelligkeiten der Homerulefrage sah als den Krieg". (Nowoje Zwenó vom 28. März 1914). Was Rußland anlangt, so urteilt Kjellen ebenso wie es in dem Grenzbotenaufsatz vom 29. Dezember v. J.*) geschehen ist: „es unterliegt keinem Zweifel, daß die Rücksicht auf den inneren Zustand des Staates für Rußland . . . . . ein wirkliches Motiv dazu war, das große Abenteuer zu wagen".

Auch der Gesichtspunkt der Autarkie, des wirtschaftlichen Selbstgenügens, muß für die Staaten entscheidend sein. Rußland „fühlte sich" durch den Handelsvertrag mit Deutschland behindert, glaubte für den Getreideexport das Ausfallstor der Dardanellen nötig zu haben. Der russische Bauer verlangte „mehr Erde".

Der „deutsch-englische" Wirtschaftsgegensatz endlich ist ein oft genug erörtertes Thema. Hier prägt Kjellen für das Verständnis des englischen Gedankenganges ein gutes Wort: „Im Grunde muß ja die Autarkie auf eigenem Boden jenem als ein zu niedriges Ideal erscheinen, der Pantarkie, — Kontrolle über die Welt — verlangt". Kein Mitbewerber auf dem Meere mehr und Verwirklichung des alten puritanischen Gedankens „das Gottesreich auf Erden unter englischer Flagge" — das ist das große Ziel des englischen „Herrenvolkes". „Zum zweitenmal begegnen wir hier dem Welteroberungsgedanken in der Ursachenverkettung des Weltkrieges. Auf beiden Seiten von Deutschland wurde er geträumt, und die Träumer vereinigten sich in der Hoffnung auf Deutschlands Vernichtung." England, so konstatierte Kjellen, hat kein „Verantwortungsgefühl für Europa, es denkt „planetarisch" und unter diesem Gesichtswinkel fürchtete es auch nicht Rußlands Verstärkung, denn Rußland ist vom englischen Gesichtspunkt aus in wirtschaftlicher Hinsicht nur ein Kleinstaat.

Deutschland hat auch hier den höheren Gesichtspunkt: „Gleichgewicht auf dem Meere wie auf dem Lande! Ein Zustand von maritimem Gleichgewicht

*) Ein Kapitel zur Entstehungsgeschichte des Krieges, 1915, Heft 52.

zwischen mehreren Seemächten". „Das Gleichgewicht auf dem engeren Plan Europas muß aufgegeben werden, damit es auf dem weiteren planetarischen Plan hergestellt werden kann, auf dem sich England bisher eine bevorzugte Stellung gesichert hat."

In seinem letzten, beinahe interessantesten Kapitel fragt Kjellen nun nach dem verfassungs- und kulturpolitischen Ideale der beiden Hauptgegner, Deutschland und England. Es gähnt in der Tat eine Kluft zwischen den beiden Idealen, die Kjellen der Kluft etwa zwischen Idealisten und Realisten in der Kunst vergleicht. Die einen steigen „vom Ideal zur Wirklichkeit hinab", die anderen erheben sich „von der Wirklichkeit zum Ideal". England hat den Begriff des Gentleman hervorgebracht, bei großem sozialen Zwange ist es staatlich freier organisiert als Deutschland.

An diesem Ideal gemessen versagt Deutschland, das seine Form, seinen Stil noch nicht gefunden hat. Dem Gentlemanbegriff aber setzt es den der Persönlichkeit gegenüber. Die Anklage der Freiheitsfeindlichkeit, die gegen Deutschland geschleudert wird, ist nach Burgeß, dem Kjellen hierin zustimmt, nicht begründet. In keinem Lande sind die „materiellen und geistigen Früchte der Kultur auf sämtliche Einwohner des Staates besser verteilt", als in Deutschland. So ist es auch in der Staatsverfassung. Sidney Low hat uns in seinem berühmten Buche: „The governance of England" gezeigt, wie der englische Parlamentarismus eigentlich nur noch ein Deckmantel für die Herrschaft weniger ist (so ist es doch auch in Amerika, wo der Präsident in der äußeren Politik und durch ihn die hinter ihm stehende Gruppe allmächtig ist). Das englische Ideal aber ist Kjellen auch aus dem Grunde verdächtig, weil es, wie Cramb und mit ihm der amerikanische Botschafter Choate bewundernd und anerkennend festgestellt haben, das Bestreben zeigt „to give all men within its bounds an english mind".

Deutschland dagegen will „Führung ohne Herrschaft". Gerade Deutschland mit seinen Bundesstaaten und freien Städten, die alle ihr selbständiges freies Leben führen, ist berufen, ein neues freies, universales Ideal des staatlichen und überstaatlichen Zusammenlebens zu verwirklichen (vergl. das Fehlen jeder deutschen Irredenta in Österreich, der Schweiz usw.). Wenn Österreich-Ungarn bisher nicht die gleiche freie Staatsauffassung gegenüber seinen Völkern angewandt hätte, wäre nach Kjellen die panslawistische Idee niemals überwunden worden. „Wie das deutsche Volk sein ‚anderes Gesicht' in Österreich findet, so muß die reichsdeutsche Staatsidee von der österreichischen befruchtet werden, wenn ihre Ansprüche von der Geschichte anerkannt werden sollen." „Zum zweiten Male stellt die Weltgeschichte hier an den germanischen Stamm jene Forderung, die zum ersten Male vor beinahe drei Jahrhunderten unter dem Banner Gustav Adolfs von Schweden erfüllt wurde: in einer bitteren und haßerfüllten Welt der Menschheit die große Idee der Toleranz zu retten — damals auf religiösem, heute auf nationalem Gebiete."

Weshalb, so fragt Kjellen am Schlusse, haben die beiden Antithesen England und Rußland so vieles, was sie jetzt auch gedanklich zueinander zieht? Zwischen beiden „bestehen Brücken zum Verständnis". Der „praktische Absolutismus der englischen Regierung und die anarchistischen Tendenzen der russischen Opposition" können das bezeugen. Nur für die Synthese, die eben Deutschland darstellt, haben beide kein Verständnis, für diesen neuen Nationalismus, „der ein Sproß vom selben Baum ist, der der Welt den kategorischen Imperativ geschenkt hat". Und nun der Ausblick in die Zukunft. Was erwartet die Welt von Deutschland, wenn es als Sieger aus diesem Kampfe hervorgeht? Nur wenn es mit seiner Fackel nicht sengt, sondern erleuchtet, wenn es auch die kleinen Lichter auf dem Wege nicht auslöscht, wird es die Hoffnungen erfüllen, die man auf den Sieger setzt.

„Wie die Wettläufer in Platons Republik am Ziele einander die Fackeln reichten, so wagen wir zu erwarten, daß der Sieger im Weltkrieg seinen Sieg und sich selbst adeln wird durch rücksichtsvolles Zusammenarbeiten mit den schwächeren Gliedern jenes neuen Staatensystems, das aus den Sturmeswellen des Tages erstehen muß — durch einen gerechten Frieden."

Die Philosophie der Gegenwart

Von B. Wölfing

Es ist nicht zu leugnen, viele Zeichen bestätigen es, daß wir seit Jahrzehnten in einer Zeit wachsenden philosophischen Interesses leben. Nach der großen Ebbe im sechsten, siebenten und auch achten Dezennium des 19. Jahrhunderts ist es fast beständig gestiegen, und wenn auch keine philosophische Sturmflut herrscht wie im Beginn des verflossenen Jahrhunderts, wo nach Treitschkes bekanntem Wort eine neue Philosophie mehr Interesse erregte, als eine neue Staatsverfassung, so ist doch der Kursstand philosophischer Werte nicht übel, und auch der große Krieg dürfte darin auf die Dauer keine Änderung zum Schlechten bringen.

Freilich, ist dies Interesse für philosophische Fragen nun wirklich mehr als eine prickelnde Neugier, eine Mode, eine dunkle Sehnsucht? Entspricht diesem Interesse auch die Weite des Horizonts, die Tiefe des Eindringens bei allen denen, die sich an die Pforten der philosophischen Wissenschaft drängen? Man wird das verneinen müssen. Was der Nichtfachmann heute als Philosophie betreibt, ist meist eine halb ästhetisch gerichtete Lektüre Schopenhauers oder Nietzsches, eine allgemeine Orientierung an Plato oder Kant, wozu vielleicht

noch der Einblick in dieses oder jenes zufällig an ihn herangelangte Werk eines modernen Philosophieprofessors kommt. Einen wirklichen Überblick über die ganze Weite des Gebiets mit den unzähligen Strömungen und Gegenströmungen haben die wenigsten, selbst diejenigen vielfach nicht, die als Fachleute an unseren Hochschulen lehren. Selbst diese ziehen es vielfach vor, mit den geprägten Formen historisch gewordener Systeme zu operieren, statt sich in das unruhig brodelnde Gewirr der gegenwärtigen Denkkämpfe zu wagen.

Verständlich ist es, besonders beim Laien, der nicht seine ganze Arbeitskraft auf die Bewältigung philosophischer Gedankenmassen werfen kann. Ein solcher hat, wenn er von ferne der Arena der philosophischen Gedankenkämpfe naht, den Eindruck eines wilden Chaos. Keine alles überragende Persönlichkeit zwingt ihn in ihren Bann, wohl aber hört er die Stimmen unzähliger echter und auch falscher Propheten, die sich gegenseitig befehden. Und nicht einmal die staatlich beglaubigte Autorität der Philosophieprofessoren gilt mehr als entscheidend; denn gerade diese ist von den einflußreichsten Philosophen selber, Schopenhauer und Nietzsche an der Spitze, stark untergraben. Und doch wird zweifellos viel echte Arbeit geleistet, zweifellos sind auch in neuester Zeit echte Werte gehoben, zweifellos zeugt gerade das gärende Chaos dafür, daß starke Kräfte am Werke sind. Und darum wird mit Recht mancher verlangend nach einem Führer ausschauen, der ihn ruhig und objektiv zu leiten vermöchte unter dieser Fülle von Systemen und Richtungen.

Dieser Führer nun, der bisher gefehlt hat, ist gekommen! Konstantin Oesterreich, Privatdozent in Tübingen, in Fachkreisen als eigenartiger Psycholog und Erforscher der dunkelsten Regionen des Seelenlebens geschätzt, hat es unternommen, einen Überblick über die gegenwärtige Philosophie zu schaffen. Den Anlaß bot ihm dazu die Herausgabe einer Neuauflage des bekannten Grundrisses der Geschichte der Philosophie von Überweg, den später Heinze fortgesetzt, und der jetzt an verschiedene Bearbeiter je nach den Epochen verteilt worden ist. Daß die Wahl des Verlags von E. S. Mittler & Sohn (Berlin) auf Oesterreich fiel, ist freudig zu begrüßen, denn er erbringt in seiner Arbeit den vollgültigen Erweis der Berechtigung. Staunend steht man vor der Riesenarbeit, die hier geleistet ist. Gewiß haben ihm für die ausländische Philosophie sachkundige, den betreffenden Ländern entstammende Helfer zur Seite gestanden: indessen hat, besonders da der Krieg die Zusammenarbeit schwer beeinträchtigte, auch hier der Herausgeber überall eingreifen müssen. Mag auch nicht absolute Vollständigkeit auf diese Weise erreicht sein, so befriedigen doch auch diese Abschnitte schon sehr weitgehende Ansprüche.

Indessen scheint uns der Schwerpunkt des Werkes durchaus in jenem Kapitel zu liegen, das am meisten eigene Arbeit des Verfassers enthält und den philosophisch interessierten Leser am stärksten anziehen wird: in dem Kapitel „Die Wiedergeburt des philosophischen Denkens“ (seit 1870). Hier wird auf rund 200 Seiten nicht nur ein Überblick über die verschiedenen Systeme ge-

geben, nein, eine schier unübersehbare Fülle von Literatur ermöglicht es jedem, auf eigene Faust sich Wege zu sichern in dem Labyrinth des modernen Denkens.

Oesterreich zeigt zunächst, unter welchen äußeren Umständen die Neubelebung der Philosophie stattfand. Er weist nach, wie die auf „Wirklichkeit" gerichtete Tendenz unsres staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen Lebens, wie ferner die Naturwissenschaften und ihr Einfluß einer Entwicklung philosophischer Systematik entgegenstanden. Gewiß auch jene Tendenzen schufen sich ihre Weltanschauung, besonders unter Ausnutzung des Entwicklungsgedankens, als „Materialismus" .und später „Monismus". Indessen die Philosophie im eigentlichen Sinne ging andre Wege. Sie versuchte es einerseits mit einer Synthese zwischen den realistischen Zeitinstinkten und einer allgemeinen Weltanschauung: indessen der bedeutendste derartige Versuch, das System Wundts, hat doch nicht ganz befriedigt. So beging man einen andern Weg, indem man der Philosophie ein besonderes Gebiet anwies, wo sie sich entfalten konnte, ohne mit den andern Wissenschaften in Konflikt zu kommen. Die Erkenntnistheorie wird das zentrale Gebiet philosophischen Denkens. Aber auch auf diesem engeren Felde bekämpfen sich die Richtungen.

Oesterreich unterscheidet zunächst zwei große Gruppen dieser Erkenntnistheoretiker: die „Wirklichkeitsphilosophen" und die an Kant sich anlehnenden Denker, die er als „Neukantianer und Neukritizisten" zusammenfaßt.

Unter den Wirklichkeitsphilosophen werden wieder vier Richtungen unterschieden: 1. der Positivismus, als dessen Vertreter Laas, Jodl und Dühring aufgeführt werden, 2. der Empiriokritizismus, mit welchem ebenso unschönen wie uncharakteristischen Namen, der sich leider eingebürgert hat und der daher auch von Oesterreich übernommen ist, man die Philosophie von Richard Avenarius, Mach, Petzolds u. a. bezeichnet, 3. die den vorigen Denkern nahestehende Immanenzphilosophie Schuppes, und letzthin 4. der idealistische Positivismus Vaihingers, den man vielleicht bezeichnender noch als „Fiktionismus" charakterisieren würde, eine Richtung, die ihrerseits sich dem auch in Deutschland wirksam gewordenen Pragmatismus der Amerikaner nähert und als „Philosophie des Als-Ob" neuerdings mit Recht das größte Aufsehen gemacht hat.

Neben diesen, meist auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft erwachsenen Richtungen, stehen dann alle jenen, die an Kant anknüpfen oder wenigstens seinen Namen im Munde führen. Denn das Merkwürdige ist: trotz des gleichen Ausgangspunktes entfernen sich auch diese Richtungen soweit voneinander, wie es nur möglich ist, sodaß wir auf dem Boden des Kantianismus fast sämtliche Richtungen des philosophischen Denkens überhaupt — vom Positivismus bis zum abstrakten Idealismus wiederfinden. Wie seltsam verschlungen die Wege des modernen Denkens dabei sind, geht ferner wiederum aus der Tatsache hervor, daß auch Positivisten wie Vaihinger sich auf Kant berufen dürfen, und daß andererseits der von Kant ausgehende Simmel (wie übrigens schon vor ihm Nietzsche) in Deutschland den Pragmatismus vertreten

konnte, lange ehe er als Neuheit aus Amerika eingeführt wurde. — Oesterreich unterscheidet innerhalb der an Kant anknüpfenden Philosophie sechs Richtungen: 1. die physiologische Gruppe, die er durch Namen wie Helmholtz und F. A. Lange bezeichnet, 2. die metaphysische Gruppe, wozu Liebmann und Volkelt gerechnet werden, 3. die realistische, die von Riehl und neuerdings in eigenartigerer und modernerer Weise von Külpe vertreten wird, 4. die logizistisch-methodologische Richtung, die in Marburg vor allem gelehrt wird und in Cohen, Natorp und Cassierer ihre Hauptvertreter hat. 5. der werttheoretische Kritizismus, der von Windelband und Rickert, in andrer Weise auch von Münsterberg, gelehrt wird und 6. die relativistische Umbiegung des Kritizismus durch Simmel.

Neben diesen Schulen aber sind noch andere erblüht und zu Ansehen gelangt. So würdigt Oesterreich — wie uns scheint etwas über Gebühr — die Philosophie Husserls. Als Synthese der Psychologie und der reinen Logik stellt sich die Philosophie von Theodor Lipps dar, und auch die „Gegenstandstheorie" Meinongs wird vom Verfasser in einem besonderen Paragraphen behandelt. Dabei gibt das besondere Interesse Oesterreichs für diese Denker (bei aller angestrebten Objektivität) denselben ein etwas größeres Schwergewicht, als es denjenigen gut scheinen mag, die den Positivismus in seinen verschiedenen Formen höher bewerten, als das Oesterreich tut.

Aber auch an die im Gegensatz zu den Naturwissenschaften sich organisierenden „Geisteswissenschaften" knüpfen die Philosophen an. Zu größten äußeren Wirkungen gelangte die glänzende Kulturphilosophie Nietzsches. In engerem Kreise, aber ebenfalls in stetigem Fortschritt, setzen sich die Weltbilder Diltheys und Euckens durch.

Selbst damit jedoch ist der Überblick über die neueren Denkrichtungen nicht erschöpft: der Neuthomismus knüpft an die Scholastik an; aus der Erforschung der organischen Natur erwuchs der (von Oesterreich aus äußeren Gründen sehr knapp behandelte) Neovitalismus, ebenso wie auch die protestantische Theologie sich philosophisch auszudrücken strebt.

Alle diese sich widersprechenden und bekämpfenden Tendenzen werden bei Oesterreich kurz und treffend charakterisiert und durch Anweisung von Literatur für genaueres Studium trefflich erläutert.

* * *

Was aber bleibt uns als Gesamteindruck, wenn man diese Fülle von verschiedenen und miteinander hadernden philosophischen Lehren hat an sich vorüberziehen lassen? Ist es nicht das Chaos? Und bleibt nicht Skeptizismus als einziger Ausweg? Haben nicht jene recht, die mit verächtlichem Achselzucken alle Philosophie als Torheit abtun und durch den Hinweis auf die Widersprüche und Gegensätze innerhalb derselben ihre Skepsis rechtfertigen?

Wir glauben, daß eine solche Skepsis das Wesen der Philosophie verkennt. Nicht derjenige hat recht, der in den verschiedenen Formen der Philosophie

nur verschiedene Formen des menschlichen Irrtums erblickt, sondern derjenige, der darin die verschiedenen Formen menschlichen, wenn auch unvollkommenen Erkennens sieht. Wir haben in der Kunst es verstehen gelernt, daß dasselbe Ding in unendlich vielen verschiedenen Formen aufgefaßt werden kann, und daß gerade in der Mannigfaltigkeit der Reiz liegt. Daß es mit der Philosophie ähnlich sein soll, will den meisten weniger eingehen. Die Wahrheit könne nur eine sein, meint man, eine Mannigfaltigkeit hebe das Wesen der Wahrheit auf. Uns scheint, daß das nicht der Fall ist: gibt man einmal zu, daß uns ein absolutes Wissen versagt ist, daß unser Denken Grenzen hat, so wird man auch zugeben müssen, daß kein System die ganze Wahrheit erbringen kann, sondern daß jedes nur eine Möglichkeit neben anderen zu spiegeln vermag. Nur einer, der glaubt, die Wahrheit billig in ein paar dogmatischen Sätzen erlangen zu können, und der einen Meister sucht, auf dessen Worte er blindlings schwören kann, wird durch diese Tatsache enttäuscht sein. Er aber verkennt das Wesen der Philosophie. Ihr Wert und ihre Würde ruhen nicht in den Antworten, die sie gibt, sondern in den Problemen, die sie aufrollt. Mag ihr Kampf mit der Tücke des Objekts im letzten Grunde stets ein Unterliegen sein, so gehört doch dies tragische Ringen um einen nie ganz zu erzwingenden Sieg zum Erhebendsten und Gewaltigsten, was uns die Geschichte des menschlichen Geistes zu bieten hat. Wer von der Philosophie einen billigen, bequemen Effekt erwartet, wie von einem Lustspiel, wo sich alles in Heiterkeit auflöst, der bleibe ihr fern. Die Geschichte des philosophischen Geistes ist eine Tragödie, aber wie jede echte Tragödie ist sie nicht niederdrückend, sondern sie wird dem verständnisvollen Zuschauer bei aller Erschütterung doch zum Quell heroischen Aufschwungs und ethischer Erhebung.

Allen denen, die in diesem Geiste der Philosophie sich nähern, sei das Werk Oesterreichs warm empfohlen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erziehung

Das Buch Michael — mit Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten, Zeichnungen aus Deutschlands Schulen. Herausgegeben aus den Archiven und mit Unterstützung des Zentral-Instituts für Erziehung und Unterricht von Professor Hermann Reich. Berlin, Weidmann, 1916. X u. 328 S.

Wer heute sich bemüht, den Gegenwartswert der Antike im Hinblick auf den Krieg aufzuzeigen, der kann vor allem auf die Bedeutung Platos hinweisen, jenes Philosophen, der die erhabenste Staatsgesinnung und Ehrfurcht vor den Gesetzen, aufopfernde Vaterlandsliebe und strengste Pflichterfüllung lehrt, der mit seinem Idealismus das hehrste Vorbild für die Jugend, die klassische Studien treibt, sein kann. Freilich, daß auch bislang schon der Geist, der auf dem Gymnasium herrschte, ein guter war, hat sich im Kriege gezeigt, worauf Eggerding in diesen Blättern (Heft 40 d. J. 1914) mit edler Begeisterung hingewiesen hat. Aber Plato kann für die Zukunft noch in viel höherem Maße unmittelbare, praktische Wirkung auf das deutsche Volk und vornehmlich seine Nationalerziehung ausüben, wenn wir den Gedanken folgen, die Hermann Reich in dem vorliegenden Werke entwickelt hat.

Reich geht aus von den geschichtlichen Dokumenten des inneren Erlebens der deutschen Jugend, den Kriegsaufsätzen und Kriegstagebüchern, in denen „der ganze Krieg lebt mit seinen mannigfachen Ereignissen, Umschwüngen und Erschütterungen, seiner Begeisterung und seinem Opfermut, seinem Ausharren, Dulden und Leiden, seiner Glaubensinnigkeit, seiner neuerwachten Heldenverehrung, seinem Heroismus und seiner neuen germanischen Ideenwelt". Eine große Zahl dieser Aufsätze ist abgedruckt, nach 7 Abschnitten geordnet (Kriegsausbruch; Die Zeit der Helden; Kriegstaten, Siege und Siegesfeiern; Unserer Kinder Kreuzzug; Miserere; Kriegsweihnachten; Germanische Heldenverehrung), jeder mit Einleitung versehen. Diese Zeugnisse bestätigen ihm, daß durch den Krieg eine alle Schichten der Nation erfüllende genialische Stimmung hervorgetreten sei; er versteht unter Genialität und genialischer Veranlagung der Seele nun nicht etwa Talent, den Besitz irgendwelcher besonderen Gaben oder Fähigkeiten, sondern die geniale Stimmung ist ihm der Glaube an Ideale und die Hingabe für sie, „Ernst und Liebe und Ehrfurcht für die hohen Gewalten, die hinter dem ... Teppich des Lebens walten ... Ehrfurcht auch vor der eigenen Seele und der der anderen, Wahrhaftigkeit und Verantwortungsgefühl, Gründlichkeit, Tiefe, Treue gegen sich selbst und gegen die anderen." Diese Stimmung zu erhalten, daß sie in der Zukunft, wo die höchsten Aufgaben des deutschen Volkes harren, wirken könne, sieht Reich als unbedingt notwendig an: „Wir müssen heute den neuen Menschen erziehen für das neue, größere Reich. Alle Energien der Volksseele müssen entfaltet werden, riesige Kräfte, die der Weltkrieg aufrief, dürfen im Frieden nicht wieder entschlummern." (S. 102 f.) Das gilt aber besonders für die Erziehung der Jugend: „Wir müssen die Seele unserer Kinder zur höchsten, kraftvollen Harmonie erhöhen, dann baut sie sich von selbst den heroischen Staat, in dem Freiheit und Idealismus sich mit Eingliederung und Gehorsam zur höheren, freudigen Harmonie vereint."

Da kann nun Plato der beste Wegweiser, Helfer und Berater sein durch sein gewaltiges Erziehungsbuch, die Politeia: Wie dort die Organisation des Staates als eines Staates der Erziehung zum Heroismus gefordert wird, in dem der Philosoph, „nicht ein Gelehrter und Katheder-Philosoph ...., ein küm-

merlicher, außerhalb des Lebens und des Staates stehender Buchmacher und unpraktischer Spintisierer oder begehrlicher akademischer Karrierenmacher" (S. 88 f.), sondern ein geistiger Reformator, etwa wie Fichte oder gar Luther, befiehlt und fordert, so hofft Reich in dem Abschnitte: „Vom heroischen Menschen und Staate", daß wir, deren vollkommenste Organisation, die des Heeres, der platonischen Erziehung des Heroismus sich nähere, durch Ausnutzung des gewaltigen Geistes, der das Reich gerettet, in der rechten Ausbildung des Lebens und durch Vereinigung „aller wissenschaftlichen Fächer, die in der Schule gelehrt werden, zu bewußter Erziehungskunst" die Erziehung der Jugend zu „vollen, heroisch-genialen Menschen" erreichen. Was Reich hier berührt, wird er dereinst sicherlich in großen Werken der Staatspädagogik weiter entwickeln, und man kann nur wünschen, daß auf diesem für die Zukunft der Nationalerziehung so überaus wichtigen Wege mit ihm recht viele Mitarbeiter, Freunde und Förderer gehen werden.

Die Ergebnisse, die das Kapitel „vom heroischen Menschen und Staate" enthält, sind vorbereitet durch die Abschnitte, in denen Reich von „unserer Kinder Anteil am Buche Michael" spricht, „vom Weltschicksal der deutschen Seele", dem „Kampf der Geister und dem Turm zu Babel", den er durch den Mammonimus und Automatismus der Vorkriegszeit errichtet sieht, von der „Tragödie des genialischen und deutschen Menschen", und werden abgeschlossen durch einen erhabenen Mythus, in dem der Verfasser seine eigene Aufgabe deutet, und die Widmung an die Mütter, die leidvollen und schmerzgeweihten.

So ward das Werk vollendet: als ein begnadeter Lehrer und tiefer Denker erscheint uns sein Urheber, derselbe Mann übrigens, der bereits 1903 den „Mimus" hatte erscheinen lassen, jenes Werk, das — nach heute wohl allgemeiner Anschauung — die größte Bedeutung für die Erkenntnis des „Wahren und Notwendigen in der Entwicklung der Weltliteratur" besitzt: Wilhelm Wundt, der bekannte Leipziger Philosoph, baute in seiner „Völkerpsychologie" auf der Grundlage des Reichschen „Mimus" eine neue Urgeschichte der dramatischen Dichtung auf; Josef Horovitz, der Ordinarius für semitische Sprache an der Universität Frankfurt a. M. bekannte sich in seinem Werke „Spuren von Mimen" im Orient begeistert zu Reichs Forschungen; Leopold von Schröder, der berühmte Wiener Sanskritist, folgte Reichs Spuren in seinem Buche „Mysterium und Mimus im Rigveda".

Geschrieben aber ist das „Buch Michael" in kräftiger, schwungvoller Sprache, die an Psalmen- und Prophetenworte erinnert, und für die äußere Ausstattung hat Fidus gesorgt: er schmückte das Buch, das ja der vom deutschen Michel zum hehren Michael geläuterten Nation gewidmet ist, mit Bildern von Michael und Michel, „des göttlichen Michael irdischem Bruder".

Reichs neues Werk ist jedem zu empfehlen, der den Geist der Kriegszeit zu erfassen sich bemüht, der Anteil nimmt an den gewaltigen Aufgaben, die dem deutschen Volke durch den Krieg gestellt sind, und an der Erkenntnis, welche Bedeutung die Fragen der nationalen Erziehung neu gewonnen haben.

Professor Dr. Walther Janell

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

YD 11455

553753
AP30
G7
L75:2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY